THE LIBRARY OF CONGRESS

THE LIBRARY OF CONGRESS

Die
Probleme und Grundlehren
der
allgemeinen Metaphysik.

Die

Probleme und Grundlehren

der

allgemeinen Metaphysik,

dargestellt

von

G. Hartenstein,

außerord. Professor der Philosophie an der Universität zu Leipzig.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1836.

BJ113
.H27

554610
D14, 38

Vorwort.

Indem der Verfasser bei der Herausgabe dieses Werkes seinen Lesern vor allem die Erklärung schuldig zu seyn glaubt, daß es auf den Ruhm, die Wissenschaft der Metaphysik auf eine eigenthümliche und neue Weise aufgefaßt und durchgeführt zu haben, Verzicht leistet, sondern sich zu derjenigen Richtung philosophischer Untersuchungen bekennt, welche in neuerer Zeit Herbart mit der eines solchen Denkers würdigen Energie eingeschlagen hat, läßt sich voraussehen, einestheils, daß die sehr verschiedenartigen Urtheile, welchen die Untersuchungen Herbart's ausgesetzt sind, sich in Beziehung auf das vorliegende Buch wiederholen werden, anderntheils, daß selbst die Freunde und Kenner derselben nach den Gründen zu fragen sich veranlaßt finden können, aus welchen der Verfasser gerade diesen Theil zum Gegenstande einer besonderen Darstellung gemacht habe.

Der Verfasser hat zunächst in dem Kreise seiner akademischen Wirksamkeit öfter als einmal das Bedürfniß eines Buches gefühlt, welches jungen Männern,

in welchen es ihm gelang einen ernsten Untersuchungsgeist anzuregen, als ein ausreichendes und zugängliches Hülfsmittel in die Hand gegeben werden könnte; und daraus entstand der Plan, die Darstellung der metaphysischen Probleme in einer solchen Weise mit der Entwickelung der aus ihnen hervorgehenden Lehrsätze zu verbinden, daß der ganze Zusammenhang der theoretischen Wissenschaft bis zu dem Punkte, wo die allgemeinen Untersuchungen in die Specialitäten der Naturphilosophie und Psychologie übergehen, mit vollkommener Klarheit und systematischer Bestimmtheit vor Augen läge. Er wollte kein Lehrbuch für Vorlesungen schreiben, sondern ein Buch, dessen Studium den mündlichen Vortrag begleitend diejenige Spannung des Nachdenkens zu unterhalten geeignet wäre, ohne welche von philosophischen Untersuchungen überall nichts zu hoffen ist. Und deshalb dürfte es vielleicht auch in weiteren Kreisen zur Kenntniß der Herbart'schen Philosophie, wenn auch nur ihrem theoretischen Theile nach, und zur Berichtigung der Mißverständnisse beitragen können, welche durch eine lange Tradition, und weil nur Wenige die Schriften Herbart's im Zusammenhange studirt und durchdacht zu haben scheinen, in vielen Köpfen festgewurzelt sind; wobei der Verfasser wohl nicht erst ausdrücklich zu bemerken braucht, daß er, weit entfernt, das eigene Studium der Werke Herbart's entbehrlich machen zu wollen, vielmehr seinen Zweck erst dann vollkommen erreicht zu haben glauben würde, wenn es ihm gelänge,

seine Leser zu jenem Studium anzuregen und ihnen ein über die Grenzen der vorliegenden Abhandlung hinausschreitendes Verständniß derselben, was sich vielen Erfahrungen zufolge nicht überall von selbst entwickelt, möglichst zu erleichtern.

Wenn nun der Verfasser hierbei nicht die Wissenden, sondern vorzugsweise die Lernenden im Auge gehabt hat — in philosophischen Dingen ist aber jeder ein Lernender, der noch zwischen divergirenden Meinungen schwankt, und keine sicheren Ruhepunkte seines Denkens, keine wissenschaftliche Ueberzeugung gewonnen hat — wenn er eben deshalb für seine Pflicht hielt nach Deutlichkeit und Verständlichkeit des Vortrags zu streben, so konnte doch nichts weniger seine Absicht seyn, als etwa eine sogenannte populäre Darstellung der Wissenschaft zu geben. Metaphysik läßt sich gar nicht popularisiren; so wenig als Mathematik; aus dem einfachen Grunde, weil es ein Hauptcharakter populärer Darstellungen ist, das Einzelne für sich dem Verständniß nahezulegen; wobei allerhand Hülfsmittel, die wohl zeigen, wie man sich die Sache zu denken habe, benutzt, die strenge Begründung aber übergangen und die Resultate auf Treu und Glauben überliefert werden. Damit ist der Metaphysik, als der Grundlage alles theoretischen Wissens, nichts gedient, indem gerade die Einsicht in den Zusammenhang bestimmter Gründe mit bestimmten Folgen selbst einen wesentlichen Bestandtheil des metaphysischen Wissens bildet. Thöricht ist es, Schwie-

rigkeiten zu machen, wo keine sind; aber diejenigen Schwierigkeiten, die in der Sache liegen — und deren sind gerade hier nicht wenige — dürfen nicht bei Seite geschoben, sondern müssen in das vollste Licht gesetzt werden, um die Untersuchung auch nur in Gang zu bringen.

Demohnerachtet schien es zweckmäßig, den propädeutischen Theil von dem systematischen zu trennen, und ihn in einer solchen Art auszuführen, daß der Leser vollkommen vorbereitet die weiteren Bewegungen des Denkens zu begleiten in den Stand gesetzt würde. Es handelt sich hier hauptsächlich um die Ueberzeugung, daß so etwas, wie Metaphysik, sich als eine unvermeidliche und nothwendige Aufgabe des Denkens aufdringt. Gerade hierin setzt der Verfasser ein Hauptverdienst Herbart's, welches ihm eine unverlierbare Stelle in der Geschichte der Wissenschaft sichert, daß er die philosophische Untersuchung auf ihre natürlichen Ausgangspunkte zurückgeführt, und, abgesehen von allen und jeden vorgefaßten Meinungen, in der Unzulänglichkeit, ja in der widersprechenden Beschaffenheit der Begriffe, durch welche wir alle die allen gemeine, allen nicht nur zugängliche, sondern ganz unwiderstehlich zu allen Zeiten allen Individuen sich aufdringende Erfahrung auffassen, das Motiv der Speculation selbst entdeckt hat. Außerdem sind die propädeutischen Untersuchungen zwar nur Vorübungen des eigentlich metaphysischen Denkens; Vorübungen jedoch, welche ganz unentbehrlich und für die Wissenschaft selbst von entscheidendem Einflusse sind.

Die Pforte, durch welche man in unserer Zeit zur Philosophie am liebsten eingeht, ist die Geschichte der Philosophie; sie tritt dem Einzelnen aus der Masse der Literatur in hundert Verkleidungen überall entgegen. So findet er sich fast ohne sein Wissen von einem Strome widerstreitender Meinungen ergriffen, der es ihm größtentheils unmöglich macht, sich auf einen Standpunkt zu stellen, der noch außerhalb der Philosophie selbst liegt, und die unbefangene Frage sich vorzulegen, warum er denn überhaupt diesen Standpunkt verlassen und sich in die Philosophie hineinzubegeben habe. Soll sich nun die Philosophie nicht nur traditionell fortpflanzen, sondern von jedem durch die eigene Anstrengung des Denkens erzeugt werden, so kommt gerade auf diese Frage sehr viel an. Denn von der Redlichkeit, mit welcher sie aufgeworfen wird, von der Art, wie sie sich selbst beantwortet, wird der Anfang der Untersuchung und von dem Anfange der weitere Verlauf derselben abhängen. Die ersten Versuche des speculativen Denkens müssen unabhängig von schon ausgebildeten philosophischen Sätzen entstanden seyn; herausgetrieben, ja herausgestoßen aus der gemeinen Ansicht der Dinge müssen sich die ersten Denker gefühlt haben; und mit derselben Selbstständigkeit, nur vollständiger und umfassender, weil vorbereitet durch die fortgesetzten Reflexionen zweier Jahrtausende, muß sich noch heute in der Beschaffenheit der gemeinen Ansicht der Dinge jedem das Bedürfniß der Philosophie aufdringen, wie einst einem Anaximander,

Parmenides und Platon. Um diese Unbefangenheit der Untersuchung zu sichern, ist selbst im propädeutischen Theile nur sehr wenig Rücksicht auf die Geschichte der Philosophie genommen worden; die Geschichte einer Wissenschaft ist nicht sie selbst; so geneigt man auch jetzt meistentheils ist, hier jeden festen Unterschied ineinanderfließen zu lassen, und sogar die Möglichkeit philosophischer Irrthümer zu leugnen, indem man die Sphäre, wo Wahrheit und Irrthum einander noch entgegengesetzt sind, ebenso als eine niedere Entwickelungsstufe des erkennenden Geistes betrachtet, als die, wo Tugend und Laster unvereinbar einander gegenüberstehen. In den sublimen Regionen der Zeitphilosophie verschmilzt das Alles.

Die ausführliche Behandlung der Propädeutik führte von selbst insofern zu einer Abänderung des systematischen Theils, als diejenigen Untersuchungen, welche in Herbart's größerem Werke die Methodologie bilden, schon ihre Erörterung gefunden hatten; daher der abhandelnde Theil, wie es auch der Sache gemäß zu seyn scheint, nur die Ontologie, Synechologie und Eidololo-gie umfaßt. Die Reihenfolge der Entwickelung ist hier durch die Natur des Gegenstandes, durch die gegenseitigen Beziehungen der Probleme aufeinander in einer solchen Weise bestimmt, daß eine Aenderung ihrer Ordnung in den wesentlichen Punkten der Untersuchung nur als unzweckmäßig, ja sogar als fehlerhaft erscheinen würde. Inwiefern es dagegen dem Verfasser gelungen ist, den inneren Zusammenhang der Wissenschaft festzu-

halten und jeden einzelnen Punkt mit vollkommener Bestimmtheit in sein eigenes Licht zu setzen, das überläßt er der Beurtheilung derjenigen Männer, welche mit dem Inhalte der Wissenschaft ebenso, wie mit den Erfordernissen ihrer Darstellung vertraut sind. In der letzteren Beziehung hielt er es für zweckmäßig, die Hauptlehren sammt der Angabe ihrer Gründe so kurz und bestimmt als möglich in Form von Paragraphen zusammenzudrängen und die specielle Ausführung in Form von Erläuterungen folgen zu lassen. Möglich, daß diese Art der Darstellung zu sehr an den mündlichen Vortrag erinnert; sie macht es wenigstens möglich, Manches von mehr als einer Seite zu entwickeln, und Nebenpunkten eine größere Aufmerksamkeit zu widmen, als dies außerdem, ohne die Uebersicht über das Ganze zu erschweren, sich thun läßt. In der ersteren Beziehung aber erlaubt er sich namentlich auf die im §. IX. enthaltene Erweiterung der ontologischen Begriffe aufmerksam zu machen, welche nothwendig schien, um denjenigen Sätzen, die aus dem Probleme des Ich unabhängig von ontologischen Untersuchungen als die metaphysische Grundlage der Psychologie hervorgehen, ihre ontologische Zulässigkeit zu sichern; und er thut dies um so mehr, da er sich zu dem dankbaren Bekenntnisse verpflichtet fühlt, daß in dieser, sowie in einigen anderen Beziehungen von Seiten des Herrn Hofrath Herbart Privatmittheilungen an ihn stattgefunden haben, von denen nur ganz im Allgemeinen gesagt werden kann, daß sich dieselben auf

das Verhältniß der Psychologie zur Ontologie beziehen. Die synechologischen Untersuchungen, namentlich die Construction des intelligiblen Raumes, sind nur soweit ausgeführt worden, als sie für die Begründung der Naturphilosophie unumgänglich nöthig sind; alles, was sich auf die Philosophie der Mathematik speciell bezieht, konnte nur im Allgemeinen angedeutet werden. Denn ganz übergehen ließ sich auch dies nicht, theils wegen der Lehre von der Bewegung und der Zeit, theils weil es von Wichtigkeit ist zu sehen, wie an dieser Stelle sich die Mathematik selbst aus der Metaphysik hervorarbeitet; womit der Vorwurf wegfällt, daß die Philosophie, wenn sie im weiteren Verlaufe ihres Fortschrittes ganz im Geiste derjenigen Naturforschung, die man die mathematische Physik nennt, die Mathematik als ein Hülfsmittel exacter Bestimmungen zu benutzen sucht, sich eines fremdartigen, ihren Zwecken ganz unangemessenen Instrumentes bediene. Im Gegentheil, die Mathematik ist ein Hülfsmittel, welches sich die Philosophie selbst erzeugt; aber in ihrem allgemeinen Theile, der Metaphysik, hat sie es lediglich mit den Begriffen zu thun, aus deren Bearbeitung die Verhältnisse hervorgehen, welche eben durch die Art, wie man zu ihnen gelangt, sich als der Ausdruck des in ihnen enthaltenen Maaßes, d. h. als mathematisch bestimmbare Größen darstellen. Mit desto größerer Sorgfalt mußten aber die Betrachtungen über die Widersprüche ausgeführt werden, die sich in den Begriffen des Raumes und der Be-

wegung unvermeidlich einstellen, damit das Befremden über sie für den Leser nicht die Gestalt eines Einwurfes annehme. Die Eidolologie endlich, welche in Herbart's Metaphysik mehr in polemischer, als in abhandelnder Weise, in der Psychologie aber unter stillschweigender Voraussetzung ihrer metaphysischen Begründung vorgetragen ist, hat der Verfasser so darzustellen gesucht, daß ebenso ihr Zusammenhang mit den übrigen Lehrsätzen der Metaphysik als ihre eigenthümliche Natur mit wissenschaftlicher Bestimmtheit sichtbar werde.

Darf er diesen kurzen Bemerkungen über die Zwecke, die er im Auge gehabt, und die Art, wie er sie zu erreichen gesucht hat, noch einige Worte hinzufügen, so möchte er vor allem die Bitte aussprechen, die hier dargelegten Untersuchungen mit vollkommener Freiheit von allen und jeden vorgefaßten Meinungen streng in ihrem eigenen Zusammenhange zu begleiten und zu prüfen. Sie beginnen von der gemeinen Ansicht der Dinge, von der Auffassung des Gegebenen; was weiter folgt, hängt durchaus ab von der Bestimmtheit, mit welcher man sich bewußt geworden ist, daß, wenn man nicht von vorn herein Einbildungen an die Stelle der Thatsachen setzen und statt auf die Erde in die Luft bauen will, der Anfang der Untersuchung nirgends anders liegt, als im Gegebenen. Eine Hinweisung auf den Zwang, mit welchen sich uns das Gegebene ankündigt, würde in früheren Zeiten nicht nöthig gewesen seyn; in unserer Zeit, seit man sich dessen, was niemals Gegenstand einer

Erfahrung werden kann, durch innere Anschauung bemächtigen zu können sich überredet hat, setzt man alles Andere eher voraus, als man sich für verpflichtet hält, der Aufforderung, die schon Kant deutlich genug ausgesprochen hat, Genüge zu thun, „man solle sich wenigstens darüber rechtfertigen, wie und vermittelst welcher Erleuchtung man sich denn getraue, alle Erfahrung durch die Macht bloßer Ideen zu überfliegen, und wie man es anfangen wolle, seine Erkenntniß ganz und gar a priori zu erweitern" *). Und doch liegt der Gedanke so nahe, daß, so lange diejenige Natur, mit welcher wir in jedem Augenblicke verkehren, uns unbeantwortete Fragen vorlegt, so lange die Schwierigkeiten, die das physikalische und chemische Experiment nicht weniger, als das in unserem eigenen Bewußtseyn Beobachtete immer wieder auf Begriffe zurückweisen, die durchaus gebunden sind an den Kreis der Erfahrung, welche wir durch sie auffassen, so lange die uns umgebende Welt für den Gedanken nicht vollkommen durchsichtig geworden ist, daß da zu einem Wissen über das, was außerhalb aller Erfahrung liegt, durchaus keine Hoffnung vorhanden ist, wenn nicht die Erfahrung selbst uns auf Voraussetzungen treibt, ohne welche sie fortfährt ein Räthsel zu seyn.

Neben dieser Beschränkung auf das Gegebene ist es aber auch die, wenn man will, durchaus objective

*) Kant Krit. d. reinen Vernunft, S. 666, 667.

Richtung unserer Philosophie, die sie in Conflict mit den herrschenden Meinungen des Zeitalters setzt, und zwar ebensowohl in Beziehung auf die, welche mehr in dem ursprünglichen Sinne der Kant'schen Kritiken für die theoretische Erkentniß eine subjectiv-psychologische Grundlage fordern, als in Beziehung auf die, welche überhaupt die Selbstkritik des erkennenden Geistes zur Bedingung der Philosophie machen. Es kann hier die Absicht nicht seyn, irgend eine dieser Richtungen mit polemischer Ausführlichkeit zu bekämpfen; die Gründe, aus welchen wir uns überzeugt halten, uns von vorn herein nicht an das Vermögen, sondern an den Gegenstand der Erkenntniß wenden zu müssen, bietet die Wissenschaft selbst, theils ausdrücklich, theils stillschweigend dar. Daher nur in historischer Beziehung erinnert werden mag, daß es für die Metaphysik wenigstens eine Vorsichtsmaaßregel seyn würde, den etwanigen Resultaten der Kritik nicht zu viel zu trauen, da die Geschichte der Philosophie seit Kant hinreichend lehrt, daß man je nach den Behauptungen, welche man aufstellte, dem Geiste die verschiedensten Functionen aufzutragen kein Bedenken trug, und daß der Beitrag, welchen man den einzelnen Vermögen, Kräften, Entwickelungsstufen desselben zur Steuer der philosophischen Wissenschaft abverlangte, sich fast in stetiger Progression gesteigert hat — als ob es hinreiche zu sagen, man besitze das Vermögen, dieses und jenes zu erkennen, um eben durch diese Versicherung dem prätendirten Wissen selbst vollkommene

Zuverlässigkeit zu verschaffen. Es verdiente eine eigene Erörterung, wieviel in dieser Beziehung die Behauptung eines specifischen Unterschiedes zwischen Verstand und Vernunft, der in neuerer Zeit von Kant und Jacobi eingeführt auf mancherlei Weise, im Allgemeinen aber meistentheils dahin bestimmt worden ist, daß die Vernunft in ihrem Denken und Wissen durchaus höherer Natur sey, als der Verstand, und daß der letztere eigentlich gar nichts verstehe von dem, was die erstere verkünde, der ruhigen Ueberlegung geschadet hat. Wenigstens braucht es, wenn man fortfährt, die Vernunft für ein Orakel zu halten, dessen Aussprüche der Verstand nicht zu dollmetschen, dessen Ansprüche er nicht zu fassen vermöge, keine Verwunderung zu erregen, wenn die Philosophie sich zu Zeiten so unverständig wie möglich benommen hat, um nur einige Ansprüche auf Vernunft zu documentiren. Jacobi tadelte Kant, daß dieser die Vernunft zu Verstande bringen wollte; ob er wohl zufrieden seyn würde mit der Art, wie man seit jener Zeit den Verstand hat zur Vernunft bringen wollen?

Der Leser wird in der That finden, daß wir im ganzen Verlaufe der Metaphysik uns weder auf den Verstand, noch auf die Vernunft irgendwie berufen haben. Wir haben uns vielmehr, wie wir es der Wissenschaft für angemessen halten, bemüht, aus den gegebenen Gründen die nothwendigen Folgen zu entwickeln; nicht nach subjectiver Neigung, die nach Kant's Ausdruck nicht blos das „sich vortragen lassen will, was

wahr ist, sondern auch das, was man gern wissen möchte" oder schon zu wissen sich einbildet, sondern indem wir uns durchaus nach den Begriffen, nach der Beschaffenheit des Gedachten selbst richteten. Einen auf diese Weise bestimmten Gedankengang mag man verständig nennen; hoffentlich ist er deshalb nicht unvernünftig, wenn er aus der Beschaffenheit des Gedachten die Gründe entlehnt, aus welchen er sich so oder anders entscheidet. Vernunft nennen wir, wenn man eine Nominaldefinition verlangt, das Vermögen, Gründe auf sich wirken zu lassen; was durch die Gründe bestimmt wird, das Denken oder Wollen, und welcherlei Gründe dieses oder jenes bestimmen, darnach richtet es sich, ob man von theoretischer oder praktischer Vernunft wird sprechen können, obwohl deshalb die theoretische Vernunft nicht unmittelbar speculativ, die praktische deshalb allein noch nicht eine sittlich-gesetzgebende ist; ein Gegensatz zwischen Verstand und Vernunft ist für uns so wenig vorhanden, daß sich mit leichter Mühe nachweisen ließe, wie der Verstand in den meisten Fällen für Vernunft und die Vernunft auch in Regel für einigen Verstand wird sorgen müssen, wenn nicht Unvernunft und Unverstand der Wissenschaft bei jedem Schritte in den Weg treten sollen.

Innerhalb des ihr abgesteckten Kreises fordert aber die Metaphysik eine bei weitem größere Genauigkeit und Schärfe der Entwickelung, als man in den meisten neue-

* *

ren Systemen finden möchte. Wir wollen uns nicht mit ohngefähren Abschätzungen beruhigen, sondern wir dringen überall auf exacte Bestimmungen; und zwar auf Bestimmungen, die unabhängig von allen subjectiven und individuellen Meinungen, Neigungen, Ansichten, Wünschen u. s. w. rein aus der Sache selbst sich entwickeln müssen. Unsere Philosophie hält durchaus fest an dem Gedanken, daß die Wahrheit nur Eine sey, d. h. daß von jedem Probleme, über dessen Entscheidung entgegengesetzte Meinungen herrschen, nur eine die richtige seyn könne, alle übrigen aber falsch seyn müssen; sie weiß, einige wenige Fälle ausgenommen, wo die Untersuchung selbst auf die mögliche Verschiedenheit der Ansichten führt, nichts von der Verschiedenheit der Standpunkte, von welchen aus Dasselbe als ein Verschiedenes sich darstellt; sie besinnt sich überall, daß, wo nur der Gesichtswinkel am Auge des Beobachters über die Art entscheidet, wie die Sache sich darstellt, da eben keine Wahrheit ist; sie bringt endlich die Möglichkeit verschiedener Standpunkte nicht mit zur Untersuchung, sondern sie will durch die Untersuchung selbst den Standpunkt gewinnen, auf welchem man, wenn alles ringsum wankt und fließt, stehen könne. Keine andere Wissenschaft verlangt darum so viel Geduld, als die Philosophie; wo sich ein Knoten geschürzt hat, muß man warten, bis er sich von selbst löst; und wer schon vor der Untersuchung bei sich festgesetzt hat, daß, falls sie auf gewisse Resultate nicht führe, er sie nicht an-

erkennen werde, oder wer erwartet, daß, wo es sich um eine neue Bahn der Forschung handelt, man allerwärts den alten geläufigen Meinungen begegnen müsse, der ist gewiß nicht von demjenigen Untersuchungsgeiste, von derjenigen Wahrheitsliebe beseelt, welche sittlich betrachtet ihren Werth ganz in sich selbst hat, und ohne welche überhaupt keine Veranlassung vorhanden seyn würde, den Kreis seiner gewohnten Ansichten zu verlassen und die leichteren Spiele einer glücklichen Einbildungskraft für die Anstrengungen des Denkens hinzugeben. Die Philosophie ist überhaupt, wenigstens so lange sie den Charakter einer strengen Untersuchung nicht aufgeben will, gar nicht so sehr Sache des Enthusiasmus, als man jugendlichen Gemüthern, um sie für die edelste der Wissenschaften zu gewinnen, jedenfalls in der besten Absicht überreden zu müssen glaubte. Könnte sie der Enthusiasmus im Sturme ans Ziel tragen, die Kant'sche Periode hätte Wunder thun müssen. Wunder nun zwar sind geschehen und geschehen noch heute; der Philosophie aber haben sich viele gute Köpfe entzogen und es droht ihr in Deutschland dasselbe Schicksal, welches sie in England und Frankreich fast seit anderthalb Jahrhunderten hinter alle übrigen Wissenschaften zurückgedrängt hat. Nur dann, wenn sich die Spannung des speculativen Denkens mit der kühlsten Besonnenheit und mit dem beharrlichsten Fleiße vereinigt, ist zu hoffen, daß die Philosophie fernerhin die ihr gebührende Stelle in dem Systeme der Wissen-

schaften werde behaupten können; außerdem werden die Naturwissenschaften, die Geschichte, die Staatskunst, und was sonst in die großen Bewegungen des Lebens unmittelbar eingreift, sich immer mehr von ihr loszumachen wissen und philosophische Lehren nur als eine Decoration betrachten, die man nach Geschmack anbringen, im Nothfalle aber auch ganz und gar entbehren könne. Wenn die Philosophie durchaus nur in den Regionen des Ueberschwenglichen schwelgen will, so ist sie in Gefahr, ganz und gar für einen geistigen Luxusartikel erklärt zu werden.

Und dieser Vorwurf scheint auch dann nicht ganz ungerecht zu seyn, wenn man die letzte Entscheidung in Sachen der Philosophie mehr oder weniger einem subjectiven Behagen an diesen oder jenen Lehrsätzen überträgt, indem man die eine, sich selbst gleiche Wahrheit als das schlechthin Unbekannte dahin gestellt seyn läßt, während man alles Wissen und Denken, namentlich aber auch sein eigenes nur für eine besondere Erscheinung jenes Unbekannten erklärt, an welche man sich nun einmal durch die Bestimmtheit seines Bewußtseyns gebunden finde, sich aneignend, was zu dem schon vorhandenen passe, von sich abwehrend, was dazu nicht passe. Dieses Aneignen und Abwehren nun ist freilich ein ganz natürlicher Vorgang, der aber nur nichts gemein hat mit dem strengen Gange der Untersuchung.

Meint man, in diesem individuellen Gestalten des Wissens gerade die rechte Freiheit der Forschung, ihr

eigentlich belebendes Element gefunden zu haben, so ist dawider vom Standpunkte des Spinoza oder irgend eines andern Systemes, in welchem noch eine Spur von Spinozismus ist, nicht zu streiten. Denn da stellt doch jeder Einzelne mit seinem ganzen Denken, Wissen und Wollen nur eine bestimmte Modification des Unendlichen und Einen dar; er findet sich auf eine gewisse Stufe des Fortschrittes gestellt, durch welche der Geist in seiner immanenten Fortbewegung sich selbst zum Bewußtseyn bringt, und kein Tadel könnte über den Einzelnen ergehen, wenn er sich entgegengesetzten Behauptungen hartnäckig verschließt, weil sie ihm wenig behagen. Eher möchte etwas Großes und Heiliges darin liegen, seyn zu wollen oder vielmehr sich einzubilden seyn zu wollen, was man ist.

Wenn nun aber auch weder die Metaphysik noch die Sittenlehre etwas zugeben kann von der Größe und Heiligkeit dieses Beharrens bei sich selbst, wenn namentlich die erstere nur dann sich selbst genügen kann, wenn ihre Untersuchungen abgesehen von aller Individualität auf Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit Anspruch machen dürfen, so ist doch auch nicht zu fürchten, daß die Metaphysik der Individualität des Einzelnen irgendwie zu nahe tritt. So wie sie als theoretische Forschung betrachtet ganz von selbst zu der Einsicht führt, daß überall in der geistigen, wie in der materiellen Welt gar nichts anderes als individuell bestimmtes Daseyn, individuelle Persön-

lichkeit zum Vorschein kommen kann, weil sie sich besinnt, daß das Allgemeine überall nur ein Gedachtes, kein Seyendes ist, ebenso berührt sie umgekehrt, im Verhältniß zu den praktischen Interessen des Menschen betrachtet, nicht im Geringsten diejenigen Gebiete, in welchen ein individuell ausgebildetes Bewußtseyn seine Genüge und seinen Werth haben *kann*, obwohl nicht gerade deshalb *hat*, weil es eben ein individuelles ist. Ja sie kennt sie nicht einmal; denn weder die geistigen Vorbilder, an welchen das innere Auge sich weidet, noch die Weise des Strebens, durch welche der Einzelne ihnen gemäß *sein* Leben gestalten möge, weder die persönlichen Beziehungen gleichgestimmter Gemüther, noch die frommen Vorausergreifungen einer Welt, für welche die irdische keinen Maaßstab darbietet, liegen *unmittelbar* in dem Kreise derjenigen Untersuchungen, welche die Metaphysik auszuführen hat; ihr ist, wie der Mathematik, eigenthümlich, daß sie kein Interesse kennt, als das des Wissens; sie ist blind für jede *Werthbestimmung* dessen, was ist und geschieht; sie hat nur ein Auge für die Gründe und Ursachen desselben, sie ist durchaus eine *theoretische* Wissenschaft.

Nun wird es zwar nicht ausbleiben können, daß der Complex von Einsichten, welchen sie darbietet, etwas beiträgt zu dem Gesammtgefühl, welches sich dem Einzelnen über die Verfassung seiner inneren Welt aufdringt; es wird sich in ihm, eben weil jeder *Sich* in

der Mitte eines mannigfaltigen Wissens so oder anders bestimmt finden muß, das Bedürfniß nach einer Harmonie des innern Lebens regen, deren Gliederung, deutlich geschieden, ihn nicht belästige und verwirre, sondern, wenn sie ihn auch nicht unmittelbar zu einem Gegenstande eines sittlich reinen Wohlgefallens macht, ihm Ruhe und innere Haltung verschaffe; und dann mag es wohl geschehen, daß die eigene Individualität, die an sich eben so wenig ein Gegenstand des Hasses als der Vorliebe ist, ihm selbst als etwas Untergeordnetes erscheint und daß die leidenschaftliche Bewegtheit, welche sich an das unklare und schwankende Bild des eigenen Selbst anklammert, wie an einen Hausgott, der Einsicht Platz macht, daß es von der Disciplin des Denkens und der zur beharrlichen Eigenschaft gewordenen Güte des Willens abhängt, ob das eigene Ich des Menschen schlimmster Feind oder bester Freund werden soll. Aber dann ist auch fühlbar, daß neben dem metaphysischen Wissen praktische Ueberzeugungen Wurzel gefaßt haben, Eigenthum des Charakters geworden seyn müssen, damit aus dem Verhältnisse der Einsicht und des Willens eine solche innere Freiheit hervorgehe, welche fähig sey, als reiner Spiegel die Gesammtheit der sittlichen Ideen in sich aufzunehmen und zurückstrahlend über das Leben zu verbreiten.

Hier reißt der Faden der speculativen Betrachtung ab; keine Metaphysik kann die Liebe zu dem Guten und Schönen, oder auch nur den Respect vor dem

Tadel eines Urtheils, welches unabhängig vom Willen, doch über jeden Willen ergeht, weder erzeugen noch ersetzen. Sittlichen Ueberzeugungen kann die theoretische Untersuchung höchstens dadurch nützen, daß sie Vorurtheile zerstreut, aber sie kann ihnen schaden, wenn sie sich nicht streng in ihren Grenzen hält. Und wo man ein wissenschaftliches Ganze nicht in allen seinen Theilen mit gleichmäßiger Klarheit übersieht, da können leicht Mißverständnisse entstehen, als sey ein Theil das Ganze, und als werde das in dem Ganzen keinen Platz finden, was dem Theile fremd ist. Darum dringt unsere Philosophie, der Natur der Sache gemäß, auf strenge und durchgreifende Sonderung des Theoretischen und Praktischen; der Punkt, wo sich beide vereinigen, ohne daß deshalb das eine oder das andere die eigenthümliche Bestimmtheit seines Charakters aufgebe, ist der Wille vernünftiger Wesen, der, wenn auch als Naturerfolg aus der Masse des inneren Geschehens hervortretend, dennoch einer Kritik von Seiten der Ideen unterliegt, die ihm, gemäß seiner Beschaffenheit, seinen Werth oder Unwerth bestimmen. Aber über die Art, wie sie sich hier vereinigen, läßt sich ohne weitgreifende Untersuchungen, für welche einerseits die Metaphysik selbst nur die Vorarbeit und andererseits die praktische Philosophie das nothwendige Ergänzungsstück ist, kaum etwas Bestimmtes sagen. Daß die Sittenlehre seit Kant und Fichte ihre selbstständige Geltung verloren, daß theoretische Untersuchungen weit über

das Gebiet ihrer natürlichen Berechtigung hinausgreifend, den praktischen wirklich den Platz verbaut haben, daß dadurch die Religionsphilosophie, die, insofern sie auf den Menschen als Glied einer sittlichen Weltordnung Rücksicht nehmen will, wenigstens zur Hälfte in der Sittenlehre wurzelt, sich von der Sittenlehre losgemacht und in eine Art Naturgeschichte des göttlichen Wesens verwandelt hat, das sind, um unter Vielem nur Weniges zu erwähnen, Thatsachen, die man aus Journalen und Tageblättern aller Art lernen könnte, wenn auch nicht die Wissenschaft selbst gerade darin einen ihrer wesentlichen Fortschritte suchte, daß sie das Sittliche unter sich gebracht hat. Herbart ist der einzige Denker, der, wenn wir diesen unbestimmten Ausdruck gebrauchen dürfen, das von jeder andern Rücksicht unabhängige Interesse des sittlichen Bewußtseyns und der daraus hervorgehenden ethischen Weltauffassung vertheidigt; und es ist charakteristisch, daß, während man seinen Kampf gegen jenes ungereimte All-Eine des Spinoza in theoretischer Beziehung zum Gegenstand immer erneuerter Angriffe gemacht hat, man sich kaum die Mühe genommen hat, die Sittenlehre des heilig gesprochenen Benedictus, die zuletzt auf denselben Grundgedanken ruht, wie die der neuesten Schulen, gegen den unumwundenen Vorwurf, daß sie geradezu unsittlich sey und alles Sittliche mit ausdrücklichen Worten verhöhne, auch nur in Schutz zu nehmen. Ob nämlich ein philosophisches System auch eine Sittenlehre habe, und ob seine ethischen Grundsätze

so oder anders beschaffen seyen, darauf, meinte man vielleicht, komme so viel nicht an; alle besonderen sittlichen Maximen, Grundsätze u. s. f. seyen ja doch nur verschwindende Momente in dem Proceß des Geistes, und über das Sollen, die Pflicht, die Schuld und das Verdienst sey er auf höhern Entwickelungsstufen ohnedies hinaus. Wo man noch spreche von einem festen Unterschiede des guten und des bösen Willens, von der Pflicht, als einer absoluten Norm, da verrathe man eben nur den untergeordneten Standpunkt seiner philosophischen Weltanschauung.*)

Was hierüber wenigstens insofern zu sagen wäre, um über das Verhältniß der Metaphysik zur Ethik und zur Religionslehre die Begriffe gehörig auseinanderzusetzen, hatte der Verfasser ursprünglich die Absicht, in ein paar ausführlichen Anhängen dem abhandelnden Theil folgen zu lassen. Es ist aber unterblieben, theils weil er Polemik, die hier nach mehreren Seiten hin

*) In einem neuerdings erschienenen Werke, welches überdies von einem Verfasser herrührt, der sich der herrschenden Richtung der Zeitphilosophie sehr entschieden widersetzt, lesen wir folgende Worte: „Zu bemerken haben wir noch, daß einstweilen nur von der sogenannten theoretischen Philosophie die Rede seyn wird, welche auch ausschließlich gegenwärtig vor der sogenannten praktischen das Interesse der Zeit in Anspruch genommen zu haben scheint; daß also, wenn von Philosophie schlechthin gesprochen wird, nur jene bezeichnet wird, worin wir auch ziemlich den jetzigen Sprachgebrauch für uns haben". (Ed. Schmidt, über den Begriff und die Möglichkeit der Philosophie, Parchim 1835. S. 9.)

nicht wohl zu umgehen gewesen wäre, vermeiden, theils weil er den Umfang des Buches nicht allzusehr vergrößern wollte. Vielleicht wird es ihm in der Folgezeit möglich, diesen Gegenständen, die vom Gesichtspunkte unserer Philosophie aus noch keine specielle Erörterung gefunden haben, eine besondere Untersuchung zu widmen. Von den fragmentarischen Andeutungen der Schlußanmerkung bittet er nicht mehr zu erwarten, als sie selbst bedeuten wollen; ein speculatives Wissen von Gott, im strengen Sinne des Wortes, bescheidet sich unsere Philosophie nicht zu besitzen; aber während sie sich durch die Auffassung des Gegebenen auf den Unerforschlichen hingewiesen sieht, glaubt sie die Idee Gottes so ausbilden zu können, daß dem religiösen Bedürfnisse Genüge geschehe, ohne den Menschen vergessen zu lassen, „um wieviel leichter andächtig schwärmen sey, als gut handeln." Mögen auch die Ueberzeugungen, die der Verfasser in dieser Beziehung hegt, einen schlichten und einfachen Charakter haben; ähnliche würden sich in vielen Gemüthern von selbst entwickeln, wenn nicht die immer wiederholten Versicherungen, daß man mit dem Bekenntniß, dem Aufschwung der herrschenden Zeitphilosophie aus Gründen nicht folgen zu wollen, nur das Bekenntniß der Unfähigkeit zur wahren Philosophie ab=, und seine geistige Beschränktheit an den Tag lege, in einem solchen Tone vorgebracht würden, daß mancher sich selbst mißtrauend sich einschüchtern läßt.

Aller menschlichen Forschung ziemt Bescheidenheit;

dennoch wäre es eine unnöthige Befürchtung, wenn man an der Lösung der Probleme, welche dem menschlichen Denken deshalb zugänglich sind, weil sie in den Kreis der menschlichen Erfahrung fallen, verzweifeln wollte. An Stoff des Nachdenkens wird es schwerlich jemals fehlen; und wenn auch Lagrange behauptete: niemand werde Newton's Ruhm erreichen, weil nur Eine Welt zu entdecken gewesen sey, so widersprach ihm schon Napoleon, indem er sagte, die Welt der Details sey noch zu entdecken; das sey eine andere und zweite Welt.*) Genau diese Entdeckung ist das

*) Ohne Napoleon für eine philosophische Autorität ausgeben zu wollen, ist doch eine Aeußerung gegen Monge, die neuerlich Geoffroy St. Hilaire mitgetheilt hat, charakteristisch genug, um hier eine Stelle zu finden: „Die Monde de détails, sagte Napoleon, wer hat je daran gedacht? Ich frage Sie, Monge, wer hat noch auf den Charakter von Intensität und Attraction auf sehr kurzer Entfernung der kleinsten Atome geachtet, wovon wir auf irgend eine Weise die gezwungenen Beobachter sind? Ich frage Sie, Monge, ist das Geheimniß gefunden? Haben Sie oder Ihr Newton es gefunden? Newton hat das Problem der Bewegung im Allgemeinen durch die Entdeckung des Planetensystems gelöst. Aber wenn es mir gelungen wäre, die Menschen zu lehren, wie die Bewegung geschieht, die sich mittheilt und bestimmt wird durch die Dazwischenkunft der kleinsten Körper, so hätte ich das Problem des Lebens des Universums gelöst, und wenn das geschehen wäre, was ich für möglich halte, so hätte ich Newton gerade so weit übertroffen, als Materie und Intelligenz von einander entfernt sind. Mithin ist nichts Richtiges in dem Worte von Lagrange: Niemand wird Newton's Ruhm erreichen" u. s. w. Wenn diese Worte auch einigen nothwendigen Beschränkungen unterliegen würden,

Ziel der Metaphysik; wie weit es ihr gelingt, sich ihm zu nähern, so weit wird sie sich mit den Erfahrungswissenschaften zu vereinigen im Stande seyn. So lange ihr die Bestätigung durch die Erfahrung fehlt, mag sie immerhin für einen Versuch gelten; genug, wenn man sich genaue Rechenschaft zu geben im Stande ist, warum dieser Versuch gerade so und nicht anders ausfallen muß; dann läßt sich hoffen, daß man sich allmählig durch Gründe verständigen und ohne exacte Untersuchungen und genaue Resultate sich genug gethan zu haben fernerhin nicht glauben werde.

„Man hat, — schließt Herbart den ersten Band seiner Metaphysik, und mit denselben Worten mag es erlaubt seyn, auch diese Vorrede zu schließen, — man hat seit einem Vierteljahrhundert oftmals bemerken können, daß diejenigen Gelehrten, welche nach Spinozistischer Weise einer harmonischen Anschauung aller Dinge in der Welt theilhaftig geworden zu seyn sich rühmten und glücklich priesen, doch Eins zu wünschen behielten, welches sie freilich, der allgemeinen menschlichen Schwäche sich bewußt, nicht fordern, sondern lieber bescheidentlich entbehren wollten. Das Eine war — eine Kleinigkeit, die Brücke zwischen dem Endlichen und dem Unendlichen! — Nun stößt zwar unfehlbar Jedermann irgendwo, wenn auch nur tastend im tiefen

---

so geben sie doch Stoff zu manchen Vergleichungen, die wir dem Leser selbst überlassen.

Dunkel, an die Grenzen des menschlichen Wissens. Allein wie schwer es sey, für dieses Irgendwo die rechte Stelle zu zeigen, daran mag folgende bekannte Probe erinnern:

Dem Kepler fehlte auch eine Kleinigkeit. Acht Minuten fehlten ihm, um welche seine Berechnung der Bewegung des Mars an einer gewissen Stelle abwich von der Beobachtung. Der Deckmantel menschlicher Schwäche hätte nun die acht Minuten wohl einhüllen können; aber sie ließen ihm keine Ruhe. Die ganze Astronomie mußte durchsucht, die schöne Harmonie, die man schon zu besitzen sich einbildete, mußte aufgegeben, alle Begriffe von der Bahn des Planeten und vom Gesetze seines Umlaufes mußten theils verändert, theils ganz umgeschaffen werden. ***Sola igitur haec octo minuta viam praeiverunt ad totam Astronomiam reformandam.***“

Leipzig, im Monat April 1836.

Inhaltsanzeige.

I. Propädeutischer Theil.

Seite

Erster Abschnitt. Allgemeine Vorbemerkungen über den Begriff der Philosophie. 2

Zweiter Abschnitt. Von den Motiven des metaphysischen Denkens. 26

I) Niedere Skepsis. 39

II) Höhere Skepsis. 43

III) Ende und Resultate der Skepsis. Uebergang zu den Anfangspunkten der Metaphysik. 55

IV) Entwickelung der in den Erfahrungsbegriffen liegenden Widersprüche. 62

A) Entwickelung des Widerspruches im Begriffe des Dinges mit mehreren Merkmalen. Problem der Inhärenz. . . 65

B) Entwickelung des Widerspruches im Begriffe des veränderten Dinges. Problem der Veränderung. Begriff der Causalität. Trilemma. 72

1) Widersprüche im Begriffe der äußeren Ursachen. . . 81

2) Widersprüche im Begriffe der inneren Ursache. . . 86

3) Widersprüche im Begriffe des absoluten Werdens. . 95

4) Feststellung des Problemes der Veränderung. . . . 101

C) Entwickelung der Widersprüche im Begriffe der Materie. 104

D) Entwickelung der Widersprüche im Begriffe des Ich. 111

Dritter Abschnitt. Von der Aufgabe der Metaphysik, den Hülfsmitteln der Methode und den Theilen der Untersuchung. . . . 128

A) Von dem Zusammenhange der Gründe und der Folgen. — Methode der Beziehungen. 138

B) Von den Theilen der Metaphysik. 156

II. Systematischer Theil.

Erster Theil. Ontologie. . . . . 167 — 273

Erstes Capitel. Von dem Begriffe des Realen. . . . 167
(§. I. S. 167. §. II. S. 196).

Zweites Capitel. Von dem Probleme der Inhärenz. 204
(§. III. S. 204. §. IV. S. 214.)

Seite

Drittes Capitel. Von dem Probleme der Veränderung. Unterscheidung des scheinbaren und des wirklichen Geschehens. (§. V. S. 227. §. VI. S. 236). 227

Viertes Capitel. Deduction des Begriffes der Selbsterhaltung der realen Wesen als des wirklichen Geschehens. 244
(§. VII. S. 244. §. VIII. S. 253. §. IX. S. 262).

Zweiter Theil. Synechologie. . . . . 274—445

Erster Abschnitt. Ueber den Umfang und die systematische Bedeutung der Synechologie. (§. X.) 274

Zweiter Abschnitt. Von dem intelligiblen Raume und der Materie. 289

Erstes Capitel. Construction des intelligiblen Raumes (§. XI.) 289

I) Von der starren Linie und der Zahl. (§. XII.) . . 293

II) Von der stetigen Linie und der Ebene. 315
(§. XIII. S. 315. §. XIV. S. 327.)

III) Vom körperlichen Raume (§. XV.) 348

Zweites Capitel. Construction der starren Materie. . . 358
(§. XVI. S. 358. §. XVII. S. 363.)

Dritter Abschnitt. Von dem objectiven Scheine des zeitlichen Geschehens. 388

Erstes Capitel. Von der Bewegung und der Zeit. . . 388
(§. XVIII. S. 388. §. XIX. S. 398. §. XX. S. 410.)

Zweites Capitel. Von dem objectiven Scheine im Laufe der Begebenheiten. — Uebergang zur Eidologie. . . 420
(§. XXI. S. 420. §. XXII. S. 430. §. XXIII. S. 440.)

Dritter Theil. Eidologie. . . . . 446—524

Erstes Capitel. Von dem Probleme in dem Begriffe des Ich. Metaphysische Grundlegung der Psychologie. . . 446
(§. XXIV. S. 446. §. XXV. S. 462. §. XXVI. S. 480.)

Zweites Capitel. Von der Möglichkeit und den Grenzen des Wissens. 504
(§. XXVII. S. 504. §. XXVIII. S. 515.)

Allgemeine Schlußanmerkung. . . . . 525—537

I.

Propädeutischer Theil.

Erster Abschnitt.

Allgemeine Vorbemerkungen über den Begriff der Philosophie.

Als Thales und Anaximander sich die Frage aufwarfen, woraus ist Alles geworden? — als Parmenides und Heraklit der Erfahrung zum Trotze jeder einen Begriff festhielten, der in sich selbst Bestand und Haltung zu haben schien, und als ein fester Punkt im Denken geltend gemacht werden sollte gegen Alles, was sich ihm nicht fügte, — als Plato der Wandelbarkeit streitender Begierden und Leidenschaften den Gedanken eines von Begierde und Leidenschaft unabhängigen Maaßstabes entgegenstellte, und den Werth dessen, was ist und geschieht, auf die Theilnahme an der Idee des Guten zurückführte, da begann von verschiedenen Punkten aus eine Bewegung des menschlichen Geistes sich zu entwickeln, welcher mit fast allgemeiner Zustimmung der Name der Philosophie geblieben ist. Als nach langem Zwischenraume Cartesius, unbefriedigt von der Masse historisch überlieferter Behauptungen, sich entschloß, an Allem zu zweifeln, bis sich ihm etwa ein Gedanke darböte, der sicher und fest genug sey, um auf ihn gestützt, der Bewegung eines fortschreitenden Denkens sich zu überlassen, — als Kant an der Frage: wie sind synthetische Urtheile a priori möglich? stille stand, und mehr mit der Kühnheit, als dem Glücke eines Copernicus, den Versuch wagte anzunehmen, daß nicht die Begriffe sich nach den Gegenständen, sondern

diese nach jenen sich richten, — als Hegel, die Consequenzen des wiederbelebten und nach dem Bedürfnisse des Zeitalters umgebildeten Spinozismus rückwärts durchschauend, dem Denken selbst neue Gesetze vorzuschreiben, oder vielmehr es von der Autorität der alten zu entbinden kein Bedenken tragen wollte, da befanden sich alle diese Männer in derjenigen Stimmung, welche in der Mitte schwebend zwischen dem Bekannten und Unbekannten, dem Gegebenen und dem Gesuchten, und ungewiß, ob sie den Gedanken bestimme oder von ihm bestimmt werde, immer aber der Richtung und des Zieles sich bewußt, immer gleich fähig, mit beweglichem Blicke die einzelnen Theile des durchlaufenen Raumes zu vergleichen, den Zustand des Philosophirens bezeichnet.

Es fehlt viel, daß die Motive, welche den Einzelnen hie und da veranlassen, sein eigenes Gedachte zum Gegenstande seines Nachdenkens zu machen, überall von solchen Gedanken ausgingen, welchen die Kraft oder auch nur der Anspruch inwohnt, ein vielfältig verzweigtes Gewebe von Begriffen, Meinungen, Ansichten und Irrthümern ordnend zu durchdringen; es fehlt noch mehr, daß der Einzelne seine wirklichen Gedanken in eine solche Verknüpfung zu setzen die Entschlossenheit habe, wie sie ein Begriff, ein Satz, der sich als gewiß und wahr aus der unbestimmten Menge anderer hervorhebt, zu fordern scheint; es fehlt endlich noch unvergleichbar viel mehr, daß die Denkversuche der Einzelnen, wie sie zufällig angeregt, vielleicht auch absichtlich fortgesetzt, zu einem mehr oder weniger ausgearbeiteten Ganzen ausgebildet werden, einen fühlbaren Einfluß auf den Gedankenkreis des Zeitalters erlangen; aber irgend etwas von dem, was so eben in den unbestimmtesten Zügen angedeutet worden ist, muß Jeder irgend einmal bei sich selbst mit Bewußtseyn empfunden haben, um auch nur eine Vorstellung zu haben von dem, was Philosophie und Philosophiren genannt zu werden einen Anspruch macht.

Denn das Gemeinschaftliche in allen diesen Versuchen und Bestrebungen was ist es denn eigentlich? die Gegenstände selbst? — da doch die Philosophie das Verschiedenartigste gleich-

mäßig zum Gegenstande ihrer Untersuchungen macht, und ihre Objecte, selbst in so allgemeine Abstractionen, wie die Worte: Welt und Mensch, Natur und Geist bezeichnen, zusammengefaßt, noch weit getrennt auseinander stehen, und der Begriff Gottes, wenn zu ihm das menschliche Denken sich zu erheben sucht, entweder nicht eingeht in den Umfang jener Begriffe, oder seinem Inhalte nach sich immer wieder von ihnen aussondert, und dem Maaßstabe irdischer Bezeichnungen entzieht! oder eben die Allgemeinheit der Untersuchung? der umfassende Blick auf die Allheit des Seyenden und Werdenden, unter welchen Formen und Gestalten es sich auch menschlichen Augen darstelle? — aber die Summe dessen, was wirklich in den Kreis menschlicher Beobachtung fällt, ist im höchsten Grade beschränkt; der Gedanke des Möglichen, der sich irgendwie erzeugt, ist ein leerer Gedanke, der auf die Erfahrung warten muß, um von ihr seltener seinen Inhalt, als seine Berichtigung und Widerlegung zu erhalten; überdem haben sich die philosophischen Fragen nur allmählig erweitert und vervielfältigt, von allgemeinen Untersuchungen hat man sich zurückgetrieben gesehen auf specielle, und das Festhalten eines Problemes, die Reduction der ganzen Philosophie auf eine Schwierigkeit, die gerade besonders fühlbar wurde, die bewußte Verzichtleistung auf andere, von deren Unbeantwortlichkeit man sich überzeugt zu haben glaubte, ist mehr als einmal ein Wendepunkt in der Geschichte der Wissenschaft geworden. Oder ist das Gemeinschaftliche eine, an alle Aufgaben der Philosophie gleichmäßig vertheilte innere Würde oder auch nur ein gleiches Interesse, womit sie den Untersuchenden zu fesseln versteht? Den wirklich Untersuchenden vielleicht; daß aber von allen den verschiedenen Anfangspunkten des menschlichen Denkens eine gleich starke Macht Alle, vielleicht zu einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte vorwärts treibt, dem widerspricht die Erfahrung, und ganz anders ergreift den unverkünstelten Menschen, der von den Systemen noch nichts weiß, die Frage nach dem sittlichen Werthe einer Handlung und dem Zauber der Schönheit, als die nach dem Verhältnisse zweier Begriffe zu einander, die vielleicht nicht einmal

darauf Anspruch machen, daß durch sie etwas erkannt werde. Also ist wohl eben dieses Streben nach Erkenntniß, nach Wissen und Wahrheit der allgemeine und nothwendige Beziehungspunkt, nach welchem gefragt wird? Es möchte so scheinen; wenn nur nicht die Beispiele mehr als eines Denkers, welche aus der Geschichte der Philosophie zu verweisen man vergebliche Versuche machen würde, lehrten, daß philosophische Bemühungen bisweilen mehr gegen, als für den Anspruch auf Erkenntniß und Wissen gekämpft haben, wenn nur nicht der Skepticismus, als die zweifelnde Ueberlegung, welche noch aller festen Stützpunkte entbehrt, nicht selten sogar gesteigert bis zu dem Grundsatze einer gänzlichen Unentschiedenheit über die Wahrheit oder Falschheit jeder Behauptung, wie ein schwarzer Fleck auf einer leuchtenden Fläche erschiene, und den Gedanken verböte, das Philosophiren für ein ungetrübtes Ausstrahlen der Wahrheit zu halten.

Durch solche und ähnliche Betrachtungen, welche sich auf Veranlassung der Geschichte durch eine Vergleichung der Systeme mit leichter Mühe weiter fortsetzen lassen, verdunkelt sich die Vorstellung der Philosophie fast zu einem undeutlichen Gesammtbilde, welches eine große Menge ähnlicher Gegenstände in dem Beobachtenden zurückzulassen pflegt. Jedes der erwähnten Merkmale macht wirklich Anspruch darauf, ein Theil dieses Gesammtbildes zu seyn, aber keines scheint dasjenige, was in allen Theilen gleichmäßig vorhanden ist und dem Bilde selbst seine Einheit gibt, vollständig auszudrücken. Nur ein einziges bietet in dieser Beziehung einen sicherern Anknüpfungspunkt dar, als alle übrigen, das Streben nach Wissen und Erkenntniß. Denn wenn auch der Skepticismus viele oder alle sonst gewöhnlichen Ansprüche an das Wissen aufgab, und sich vielleicht sogar gegen die Möglichkeit alles Wissens auflehnte, so geschah dies doch, wo diese Denkart sich nur überhaupt für eine philosophische ausgab, wirklich oder vorgeblich aus dem Streben nach einem solchen Wissen, welches diesen Namen verdiene und von voreiligen Annahmen und Meinungen entfernt in sich selbst fest begründet sey.

Halten wir nun diesen allgemeinen Grundzug fest, so scheint nichts leichter zu seyn, als sich von dem Philosophiren, insofern es eben in einer Thätigkeit für den bestimmten Zweck des Wissens besteht, eine allgemeine Vorstellung zu machen. Denn das Streben nach Wissen und Erkenntniß enthält zunächst gar keine Beschränkung auf irgend welchen besonderen Gegenstand; und das paßt sehr wohl zu der Geneigtheit, philosophische Köpfe nicht sowohl darnach zu beurtheilen, womit sie sich beschäftigen, als vielmehr nach der Art, in welcher sie jeden dargebotenen Stoff auffassen und behandeln. Auch kommt Niemand leicht in Versuchung, eine philosophische Behandlung irgend welcher Gegenstände mit einer mechanischen und technischen zu verwechseln, sondern der philosophische Verkehr mit den Gegenständen soll zunächst gar nichts Aeußeres, sondern nur etwas Inneres, das Wissen und Kennen derselben zum Ziele und zur Folge haben. Dabei setzt man den Gegenstand, das Object selbst voraus, wenn auch noch als unbekanntes oder nur zum Theil bekanntes; und man könnte und sollte vermuthen, die Durchforschung und genaue Auffassung nicht irgend eines einzelnen Gegenstandes, sondern alles dessen, was in unseren Erfahrungskreis nur irgend fällt, werde die philosophische Thätigkeit beschäftigen.

Allein gegen diese Vermuthung erhebt sich sogleich die ganze Masse aller historischen und empirischen Wissenschaften, welche die Aufgabe, das erfahrungsmäßig Gegebene als solches aufzufassen und kennen zu lehren, jede in Beziehung auf einen bestimmten Theil der Sinnenwelt, für sich selbst in Anspruch nehmen. Die Geschichte, die Physik, die Chemie, die Erd- und Völkerkunde u. s. w. theilen die Welt unter sich, und nicht blos der Dichter, sondern auch der Philosoph gehen leer aus bei dieser Theilung. Warum das? Hat sich etwa die Philosophie auch verspätigt, wie die Dichtkunst, und den günstigen Zeitpunkt vorübergehen lassen, wo noch Gelegenheit war, zuzugreifen, und sich irgend einen festen Besitz zu sichern? Aber die Philosophie ist älter, als die meisten übrigen Wissenschaften, und sie hätte zugreifen können, wenn sie gewollt hätte; im Gegentheile hat sie bisweilen diese oder jene Besi-

tung, die man ihr wider Willen zuweisen wollte, wieder aufgegeben, eben weil sie nicht dazu gemacht ist, sich an irgend einen Gegenstand ausschließend zu binden. Oder hat sie sich etwa deßhalb von der Erde in den Olymp zurückgezogen, ganz unbekümmert um das, was in dem Kreise der irdischen Erfahrung sich etwa begeben möge? Bisweilen mag das der Fall gewesen seyn; indessen auch diese Flucht vor dem Irdischen ist immer nur scheinbar gewesen; oft nur hervorgegangen aus der verborgenen Absicht, mit neuen Hülfsmitteln zu der Erfahrung zurückzukehren, und als Lehrerin und Leiterin der übrigen Wissenschaften aufzutreten.

Läßt man das Bild fallen, so sieht man leicht, daß die Philosophie nicht nur den Gegenstand selbst, sondern auch die Bekanntschaft mit demselben voraussetzt. Hiermit soll nicht mehr gesagt seyn, als was Jeder dem gewöhnlichen Sprachgebrauch gemäß meint, wenn er etwa die, mit welchen er Umgang pflegt, seine Bekannten nennt. Wie sich hier aus Mittheilung und Beobachtung ein Gesammtbild des fremden Individuums hervorhebt, welches, ohne Aufmerksamkeit auf die Art, wie wir zu demselben gekommen sind, das Individuum uns wiedererkennen läßt, vielleicht auch der Grund bestimmter Erwartungen und Urtheile über dasselbe wird, so muß, ehe an die Philosophie auch nur gedacht werden kann, der Einzelne sich im Gebiete der Erfahrung orientirt und die Leichtigkeit gewonnen haben, sich auf der Oberfläche derselben nach verschiedenen Richtungen zu bewegen, ohne genöthigt zu seyn, der Auffassung des Einzelnen als solchen besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Was noch irgend die Mühe des Aufmerkens, des Beobachtens und des Zusammenstellens des Beobachteten zu inneren oder äußeren Anschauungen in Anspruch nimmt, fällt in das Gebiet der Empirie, der Historie, nicht in das der Philosophie.

Diese beginnt also jedenfalls erst da, wo die Auffassung als vollendet vorausgesetzt, und nach dem Erfolge derselben, weiterhin nach der Bürgschaft ihrer Zuverlässigkeit gefragt wird. Möge daher der Reichthum der Natur und der Menschenwelt sich zu irgend einem Theile in ein inneres Besitzthum verwan-

delt haben, so heißt das Bekannte, insofern es *als bekannt vorgestellt* wird, das Begriffene (notum, notio); und unter welchen Bedingungen auch dieser innere Vorgang des Begreifens möglich seyn, und nach welchen Gesetzen er sich richten möge, so ist doch an dieser Stelle nicht der geringste Grund vorhanden, von dem gewöhnlichen Sprachgebrauche des Wortes: *Begriff*, abzuweichen, der sich in der Klage verräth, man könne sich nach einer Schilderung, einer Beschreibung u. s. w. noch keinen Begriff von der Sache machen. Die vorausgesetzte Bekanntschaft mit den Dingen, über welche philosophirt werden soll, ist die *gemeine Ansicht der Dinge*, die sich Jedem von selbst aufdringt; sie gründet sich auf die Erfahrung, wartet auf die Erfahrung, und läßt sich von der Erfahrung belehren, bis sich etwa Gründe zeigen, diese Erfahrung entweder zu ergänzen oder auszuschlagen.

Zugleich ist aber mit dieser Voraussetzung der gemeinen Weltansicht schon ein Unterschied gesetzt, welcher nur entwickelt zu werden braucht, um den Begriff der Philosophie wenigstens als einer Aufgabe für die innere Thätigkeit zu gewinnen. Es ist der Unterschied zwischen der *Sache* und der *Vorstellung*; das Band, welches in der unmittelbaren Wahrnehmung beide zu der Einheit der Empfindung verknüpfte, ist zerrissen; — der Begriff hat sich losgemacht von der Sache, und ist überhaupt nicht eher Begriff, als bis er nicht mehr an dieser festklebt *). Wie dieses geschehe, ist hier gleichgültig; *daß* es geschieht, zeigt die Erfahrung an Jedem, dessen geistige Bildung nur einige Schritte vorwärts gethan hat. Ge-

*) Wer Kunstworte liebt, wird sich hierbei an den Gegensatz des Objects und Subjects, des Idealen und Realen erinnern; nur muß bemerkt werden, daß an die Frage nach dem Realen im strengen Sinne, so wie an die nach dem Subjecte, wie es sich als Ich dem Nichtich entgegengesetzt, hier noch gar nicht gedacht werden kann. *Diese* Gegensätze sind Resultate weitläuftiger Untersuchungen, die sich erst später entwickeln lassen; eher möchte an den Fundamentalsatz der Reinhold'schen Theorie des Vorstellungsvermögens erinnert werden, insofern er nichts weiter, als eine psychologische *Thatsache* ausdrückt.

setzt nämlich, er habe sich durch wiederholte Wahrnehmung desselben Gegenstandes das ihm Bleibende und Wesentliche von dem Wechselnden und Zufälligen als eine Totalvorstellung dieses individuellen Gegenstandes oder durch die Wahrnehmung mehrerer in einzelnen Merkmalen übereinstimmender Dinge das in allen Gleichartige als eine eigene Vorstellung gebildet, und somit sowohl individuelle, als allgemeine Begriffe aus der Menge anderer Vorstellungen, mit welchen zugleich sie in das Bewußtseyn kamen, mehr oder weniger bestimmt ausgesondert*), so ist mit der Selbstständigkeit und Unabhängigkeit ihres Vorgestelltwerdens wenigstens die Möglichkeit gegeben, diese Begriffe selbst, die Gedanken über das Aufgefaßte für sich zu betrachten, und unter ihnen nicht mehr schauend, sondernd denkend zu verweilen. Es entsteht also die Vermuthung, die Philosophie sey vielleicht die Wissenschaft der Begriffe, ihr Thun eine Gedankenbewegung von Begriffen zu Begriffen. Denn dann wäre sie allerdings nicht gebunden an irgend einen besonderen Gegenstand, sondern ihr Gebiet würde so weit reichen, als das Gebiet der Begriffe reicht, und doch könnte ihr im Gegensatze zu den übrigen Wissenschaften ein eigenthümliches Geschäft angewiesen werden. Denn obwohl noch gar kein Grund vorhanden ist, zu zweifeln, ob die erworbenen Begriffe ein Wissen enthalten, sondern alles unser Wissen in ihnen und nur in ihnen ist, so könnten doch mancherlei Fragen entstehen, die sich nur auf die Begriffe bezögen; was jeder bedeute, wie weit er reiche, ob und wie er sich auf andere beziehe, wie sich einer mit dem andern vertrage, sich nach ihm, ihn nach sich richte und bestimme u. s. w. Sollten nun solche und ähnliche Fragen im Denken und durch das Denken beantwortet werden, so müßte man das eine Bearbeitung der Begriffe nennen; der Zweck der Erkenntniß bliebe dabei unangetastet stehen, und die Philosophie könnte ganz im Allgemeinen als eine Bearbeitung der Begriffe zum Zwecke der Erkenntniß aufgefaßt werden.

*) Die vollständige Entwickelung dieser kurzen Angabe kann bei Herbart (Psychologie als Wissenschaft Bd. II. S. 175 – 185) nachgelesen werden.

Je größer nun das Mißverhältniß ist, in welchem der spärliche Inhalt dieses allgemeinen Begriffs mit der Masse der geistigen Kraft, die von jeher auf die Philosophie ist verwendet worden, mit den Ansprüchen und Versprechungen der Systeme, mit der Schwierigkeit der Probleme, mit dem Enthusiasmus für die höchsten Fragen der Menschheit, und mit dem Eifer des lernbegierigen Jüngers der Wissenschaft zu stehen scheint, welcher in einer Definition derselben den Zauberschlüssel erwartete, der ihm die Pforten der Weisheit öffnen sollte, desto nöthiger scheint es, einige Bestimmungen hinzuzusetzen, welche den aufgestellten Begriff vorläufig in das richtige Licht zu setzen geeignet seyn dürften. Denn etwas mehr, als eine vorläufige Erklärung, kann hier nicht gegeben werden; keine andere Wissenschaft macht zum Zwecke einer Entscheidung über ihren Begriff einen gleich strengen Anspruch auf eine gleichmäßige Einsicht in alle ihre Theile; und warum sollte der Begriff der Philosophie einen Vorzug haben vor anderen Begriffen, die für den Einzelnen, an welchen sie durch Tradition gebracht werden, niemals mehr bedeuten, als seine Einsicht in den Umfang und die Wichtigkeit der Gegenstände, auf welche sie sich beziehen, oder in den Gang der absichtlichen Untersuchung, durch welche sie erzeugt werden, mit sich bringt?

Zuerst nun ist der Philosophie das weite und unsichtbare Reich des Gedankens gesichert; als ein Heiligthum, welches verlassen zu wollen sie nicht wohl thut, und in welches sie sich immer wieder zurückziehen wird, wenn ihr der Platz im Verkehre des Lebens verbaut wird. In ihm mag sie sich überreden die Stätte gefunden zu haben, von welcher aus sie ihre Blicke in ungemessene Fernen nach allen Seiten hin senden könne, um ihn zu füllen entweder mit der unendlichen Weite oder auch nur mit den bestimmten Bildern dessen, was in dem für sie vielleicht leeren Raume der ausgebreiteten Unendlichkeit dem forschenden Auge noch wirklich erreichbar ist. Ueber die bloße Beobachtung, den reinen Empirismus, der im Uebergange vom Sehen und Tasten zum Denken begriffen ist und diesen Uebergang in jedem Augenblicke wiederholt, hat sie sich schon erhoben, und in welcher Verbindung

auch ihre Gegenstände mit der sinnlichen Wahrnehmung stehen mögen, diese selbst und was unmittelbar zu ihr führt, sind niemals ihr Geschäft. Dabei scheint zu einer wirklich feindseligen Stellung der Philosophie gegen andere Wissenschaften gar kein Grund vorhanden zu seyn; denn theils muß in allen Wissenschaften das Bedürfniß philosophischer Hülfsmittel fühlbar werden, weil Wissenschaft im objectiven Sinne des Wortes, sobald sie mehr seyn will, als ein zufälliges Aggregat von Beobachtungen und Ueberlieferungen, nach einer weitverbreiteten Ansicht nichts anderes bedeutet, als ein zusammengehöriges Ganze von Begriffen, deren Beschaffenheit und Verknüpfung der Beschaffenheit und Verknüpfung dessen entspricht, worauf sich die Begriffe beziehen; theils sollte man meinen, daß diejenigen Wissenschaften, welche ganz auf Begriffen ruhen und sich lediglich aus ihnen erzeugen, wie die Mathematik, in der Philosophie ihre natürliche Vorgesetzte anzuerkennen ganz von selbst geneigt seyen. Nur der belehrende und zuweilen gebietende Ton, welchen die Philosophie gegen Wissenschaften annimmt, deren Existenz daran geknüpft ist, daß sie die Autorität des Factums gegen die des Begriffs aufrecht erhalten, würde Veranlassung zu Mißhelligkeiten geben, und der Philosophie den Vorwurf einer unfruchtbaren Grübelei über leeren Begriffen zuziehen können, wenn nicht zu hoffen stände, daß die Philosophie selbst, unhaltbare Ansprüche einzelnen Systemen überlassend, den Belehrungen der Erfahrung, so weit sie wirklich Belehrungen sind, sich zugänglich erhalten werde.

Diese letztere Bemerkung kann aber uns noch gar nicht treffen. Denn wir sind in diesem Augenblicke noch mit den möglichen Veranlassungen zu einem Streite zwischen der Erfahrung und der Philosophie ganz unbekannt, und behaupten durchaus nicht, irgend etwas anderes zu wissen, als was wir von der Erfahrung gelernt haben; im Gegentheile haben wir zu diesem erfahrungsmäßigen Wissen das ungeschwächteste Zutrauen. Nur ziehen wir uns in das Wissen selbst, in die Begriffe als solche zurück. Dabei kann uns aber nicht entgehen, daß diese mancherlei Veränderungen unterworfen sind, indem wir sie, die Begriffe, den Gegen-

ständen anpassen, nach ihnen berichtigen, daß wir bald durch Einen Begriff eine Menge von Gegenständen bezeichnen, bald mehrere Begriffe nöthig haben, um Einen Gegenstand zu denken, und daß wir, falls wir mit unseren Begriffen als solchen ins Reine kommen wollen, uns wohl Rechenschaft geben müssen, was wir denn eigentlich durch jeden derselben denken. Das erste Geschäft der Philosophie wird also wohl die Bestimmung der Begriffe als solcher seyn. Hiermit erheben wir uns in das Gebiet des logischen Denkens; und der Begriff im logischen Sinne des Wortes trennt sich von dem Producte eines unwillkürlichen Gedankenlaufes, dessen Entstehungsart vorhin kurz berührt wurde, und welches man Begriff im psychologischen Sinne nennen kann. Denn so günstig sich auch in einzelnen Fällen die Umstände gestalten mögen, um das reine Was des Gedachten auszuscheiden von den Verbindungen und Gruppen, in welchen es sich der Wahrnehmung darbietet, so wird doch bei der wiederholten Vorstellung eines Begriffes seinem Was ein fremdartiger Zusatz sich beimischen, und der natürliche Gedankenlauf droht fortwährend die Reinheit der Begriffe mit solchen fremdartigen Zusätzen zu vermischen. Handelt es sich also um den Begriff als solchen, d. h. um einen Gedanken, der lediglich sein eigenes von allen fremdartigen Zusätzen gereinigtes Was (seine Qualität) ausdrückt, so ist dies eine Forderung, welcher genügt werden soll, sobald wir es unternehmen, Rechenschaft zu geben von dem, was wir denken. Daß, um ihr zu genügen, eine Anstrengung des Denkens nöthig ist, welche nicht immer sogleich, Manchem vielleicht nie gelingt; daß der Gegensatz der logischen Forderung gegen den natürlichen Abfluß der Gedanken sich durch die Nothwendigkeit dem Anfänger durch Beispiele und Schemata zu Hülfe zu kommen, und durch die Verlegenheit verräth, von Begriffen, welche man zu haben behauptet, auch nur eine gute Nominaldefinition aufzustellen; daß räumliche und zeitliche Associationen sich überall fast unwillkürlich aufdringen, und den Begriff des Radius mit der Vorstellung einer bestimmten Länge, den des stereometrischen Körpers mit der Solidität, den des Thieres mit den Merk-

malen dieser oder jener Thiergattung verderben wollen, das alles sind nur einzelne Beispiele zu dem allgemeinen, von Aristoteles, Wolf und Kant noch anerkannten, von Herbart in seiner ganzen Wichtigkeit geltend gemachten Satze, daß die Logik Vorschriften für das Denken aufstellt;*) Beispiele jedoch, welche der ruhigen Prüfung anzuempfehlen so lange nicht unnöthig seyn wird, als man fortfährt, die Logik entweder für eine Erzählung von dem, was ganz von selbst in unserem Denken geschieht, für eine Naturgeschichte des Verstandes zu halten, mit welcher sich zu beschäftigen nicht einmal der Mühe lohne, weil jeder das schon wisse, was sie lehre, oder durch Entstellung ihrer Principen sich zu einer verachtenden Erhebung über dieselbe berechtigt zu glauben.

Mit dem Entschlusse nämlich, die Begriffe rein zu denken, d. h. jedes Gedachte blos in den Grenzen seines Inhaltes, seiner eigenen Qualität nach zu betrachten, — der für das wissenschaftliche Denken selbst dann nöthig seyn würde, wenn es sich um nichts anderes, als um die Ordnung und Klarheit in unserem Denken handelte — verwandelt sich die Bearbeitung der Begriffe in eine Beziehung derselben. Der Inhalt ist das dem Begriffe Wesentliche; der Umfang, d. h. die Menge desjenigen, was durch einen Begriff mit gedacht wird, ist ihm nicht weniger, als die Menge der Denkacte, welche ihn wiederholen, zufällig. Der Inhalt der Begriffe ist aber nur in dem seltensten Falle so einfach, daß nicht eine Vielheit der Merkmale in ihnen sich vorfände, deren jedes seine eigene Qualität repräsentirt, und für sich als Begriff gedacht werden könnte; auch die zufälligen Verbindungen eines Begriffes mit anderen werden eine Bewegung der Gedanken herbeiführen, deren Aufgabe es ist, die Aggregate vielseitig verbundener Vorstellungsmassen in ein solches Gewebe von Begriffen zu verwandeln, daß bei jedem einzelnen das vollkommene Bewußtseyn der Gründe sich entwickele, warum er gerade so und nicht anders mit den übrigen verbunden, oder von

*) Vergl. M. W. Drobisch Beiträge zur Orientirung über Herbart's System der Philosophie. Leipz. 1834. S. 36—39. Herbart a. a. O.

ihnen geschieden werde. Das Product dieser Beziehungen — denn dieses Wort bedeutet für Begriffe eben das Daseyn des Grundes, vermöge dessen mit einem Gedanken ein anderer verbunden wird — ist jedenfalls ein künstlich erzeugtes, nicht ein natürlich gewordenes; so natürlich auch übrigens die Veranlassungen und Motive seyn mögen, von dem einen zum andern im Denken überzugehen, und so schwer es bisweilen zu seyn scheint, in dem Gewirre philosophischer Meinungen diesen natürlichen Motiven des fortschreitenden Denkens die gehörige Folge zu leisten. Die Hülfsmittel, welche die Logik für die allgemeinen Formen dieser Beziehungen darbietet, werden um so dankbarer zu benutzen seyn, je genauer sie dem Entschlusse, das Was eines Begriffes in der Mitte der mannigfaltigsten Beziehungen unversehrt zu erhalten, und die Identität desselben mit sich selbst im Denken rein zu bewahren, entsprechen; sollte sich auch im Verlaufe weiterer Untersuchungen zeigen, daß die Logik allein allen Schwierigkeiten (von denen wir bis jetzt freilich noch keine einzige kennen) abzuhelfen nicht im Stande ist.

Je sorgfältiger und ausschließender man sich aber in diese logische Bearbeitung der Begriffe vertieft, desto mehr scheint der ganze Zweck der Bearbeitung über der Arbeit selbst verloren zu gehen. Denn wer sich erinnert, daß wir uns mit unserem Wissen immer noch in dem Kreise der Erfahrung eingeschlossen finden, wer vollends vor dem leeren Formalismus der Logik hat warnen hören, und diese Warnung, wenn auch etwas voreilig, auf ein der Logik gemäßes Denken ausdehnt, wird uns die bis jetzt nur mühsam zurückgehaltene Frage entgegenstellen: ob denn diese Arbeit etwa fähig sey, der Philosophie die hohe Würde zu sichern, welche sie in Anspruch nehme? Begriffstabellen also und Classensysteme, höchstens Schlußketten, deren letzte Sätze die unmittelbare Verbindung von Begriffen darstellen, deren Zusammengehörigkeit man in den Prämissen eben vorausgesetzt habe, seyen die Aufgabe der Philosophie, die somit fast das Geschäft eines Kindes übernehme, welches mit selbstgefertigtem Spielzeug allerlei Versuche anstelle? wo denn das die Erfahrung überschrei-

tende Wissen bleibe, jenes höhere Wissen von dem Ursprunge und dem inneren Zusammenhange der Natur? wo die Bestimmung der Regeln für das menschliche Handeln, und die Aufschlüsse über das Uebersinnliche und Absolute? wo die Sittlichkeit und die Religion, und der Nutzen für das praktische Leben? — Allerdings würde, wer so fragte, verschiedene Stimmen vereinigen, welche bei weitem nicht alle dasselbe im Sinne zu haben scheinen; Aufforderung zum Antworten fehlt also gewiß nicht; aber es könnte an der Möglichkeit fehlen, auf alle diese Fragen schon hier zu antworten. Wir werden uns also mit Wenigem begnügen müssen.

Jedenfalls nämlich würde durch das bezeichnete formale Verfahren mit Begriffen, bei welchem noch kein Zweifel die Ueberzeugung von ihrer Angemessenheit an ihre, wenn auch überall nur endlichen Objecte wankend gemacht hat, Deutlichkeit, Ordnung und Zusammenhang in unserem Denken erreicht werden, und damit wäre ganz gewiß sehr viel gewonnen. Die Religion und die Ethik würden sich auf das Gewissen und den Glauben, also auf Thatsachen der inneren und äußeren Erfahrung mit derselben Zuversicht gründen, wie jede andere Ueberzeugung, und von einer Nothwendigkeit, darüber etwas nicht nur festzustellen, sondern festzuhalten, ist nichts sichtbar, wo noch keine Meinungsverschiedenheit, kein Streit, kein Angriff vorhanden ist. Von dem Nutzen aber, den das Denken hervorbringen soll, kann wenigstens da nicht die Rede seyn, wo die Uebung des Denkens vorläufig jede Beziehung auf einen äußern Zweck ablehnt, und zunächst nur sich selbst genügen will.

Aber man will mehr wissen, als die Erfahrung lehrt. Sind denn nun die Grenzen der menschlichen Erfahrung so eng, um so bald erschöpft zu werden und die Sehnsucht nach einem sich immerfort erweiternden Wissen so wenig zu befriedigen? Hat irgend Einer ihren Umfang ermessen, und alles das zu seinem geistigen Eigenthum gemacht, was innerhalb derselben wirklich liegt? Oder fängt etwa die Masse des empirischen Wissens so zeitig an zu drücken, daß man die Unfähigkeit, auch nur einen kleinen Theil derselben zu beherrschen,

mit dem vorgeblichen Bedürfniß eines weiter reichenden Wissens, entweder verwechselt oder hinter ihm zu verbergen sucht? — „Wie dem auch sey, antwortet man, die Erfahrung ist endlich, sie hat ihre, wenn auch für den Einzelnen nur zum kleinsten Theile erreichbaren Grenzen; wir aber verlangen ein unendliches, d. h. vollständiges Wissen." Dieser Forderung gegenüber wollen wir nun nicht an dem Worte festhalten; denn dann müßten wir doch fragen, wie man denn ein unendliches Wissen, d. h. ein solches, von welchem man weiß, daß ihm immer noch etwas hinzugesetzt werden könne, absolviren, d. h. zu Ende bringen wolle, ja wie man überhaupt nur von ihm als einem Wissen sprechen könne, da, wenn einer etwas weiß, er auch weiß, was er weiß, und mit diesem Wissen, insofern es dieses bestimmte Wissen ist, fertig seyn muß, so daß das unendliche Wissen, welches niemals fertig werden kann, als unendliches eben nichts zu seyn scheint, als ein Nichtwissen. Eben so wenig wollen wir die ganz einfache Gegenforderung machen, anzugeben, wie man es anstellen werde, um ein die Grenzen der Erfahrung überschreitendes Wissen zu Stande zu bringen, sondern wir wollen die Forderung auf Vollständigkeit des Wissens zugestehen. Aber dann dürfen wir uns wenigstens nicht verhehlen, daß die Entscheidung der Frage, bis wie weit ein Wissen gehen müsse, um auf Vollständigkeit Anspruch machen zu können, sogleich in eine Schwierigkeit verwickelt. Denn es wird schon ein Wissen über den Gegenstand vorausgesetzt, um sagen zu können, ob das Wissen ihm seinem Wesen und seinem Umfange nach entspreche oder nicht; gibt es nun ein solches Wissen, so ist die zu suchende Erkenntniß, welche ihrer Vollständigkeit nach durch jenes beurtheilt werden soll, ganz überflüssig; gibt es aber keines, so ist auch kein Urtheil über die Vollständigkeit möglich. Ja, die Voraussetzung eines solchen beurtheilenden Wissens dehnt sich sogleich in eine unendliche Reihe aus, wenn man bedenkt, daß das gefällte Urtheil selbst wieder einer Frage nach seiner Richtigkeit Raum läßt, und abermals die Voraussetzung eines beurtheilenden Wissens fordert. Man wird sich daher wohl entschließen müssen, die Antwort auf die Frage nach der Voll-

ständigkeit des Wissens entweder noch ganz bei Seite zu setzen, oder wenigstens von dem Gegenstande selbst zu erwarten, ob vielleicht er es ist, der nach und nach neue Eigenschaften verräth, von denen man bis jetzt noch nichts wußte, und welche Anspruch darauf machen, in den Kreis der Erkenntniß oder wenigstens der Untersuchung mit aufgenommen zu werden.

„Das Wissen," fahren die Meisten fort, „ist doch nur in dem Wissenden und für den Wissenden; es ist somit gebunden an die Bedingungen, welche in dem Wissenden selbst liegen." Aber schon hier trennen sie sich; denn indem Einige sich anschicken, vor allem das Vermögen und die Grenzen der Erkenntniß auszumessen, um zu sehen, was hinein paßt und was nicht, und die Gesetze zu bestimmen, nach welchen überhaupt erkannt werde, dringen Andere, um vieles kühner, gerade in den Mittelpunkt des Bewußtseyns, und bemühen sich, aus der Urwurzel des Ich die Welt des Gewußten und das Wissen zugleich hervorsprossen zu lassen; indem Andere, zu behaglicher Selbstbetrachtung geneigt, weniger nach Gesetzen, als nach Thatsachen des Bewußtseyns forschen, die, durch die allgemeine Zustimmung, durch den Vernunftinstinct des Menschengeschlechtes gesichert, das feste Fundament für die Wahrheit zu bilden allein im Stande seyen, fordern wieder Andere eine ganz besondere Organisation, welche dem, der sie hat, das geforderte Wissen ganz von selbst aufschließe, dem aber, welchem sie fehle, durch keinen Unterricht und durch keine Anstrengung zu ersetzen sey. Noch Andere endlich, von allen diesen Bemühungen und Forderungen wenig befriedigt, dennoch aber von der Entscheidung über die Möglichkeit des Wissens den Anfang der Philosophie, wenigstens für den Philosophirenden selbst abhängig machend, setzen an die Stelle eines eigenthümlichen Organes für die intellectuale Anschauung eine allmählig fortschreitende Erhebung und Steigerung des Selbstbewußtseyns, bis zu dem Punkte, wo es sich als vernünftiges, seinen Inhalt in absoluter Selbstbestimmung erzeugendes Denken manifestire, und somit das System des Wissens mit immanenter Nothwendigkeit hervorbringe.

Auf diese Weise plötzlich von Kant, Fichte, Schelling, Hegel, den mannigfaltigen Fractionen ihrer Anhänger und der vielgestaltigen Populärphilosophie umringt, würden wir schwerlich im Stande seyn, uns jetzt schon einen Ausgang zu erkämpfen — wenn dies überhaupt nöthig wäre. Die Frage nach dem Verhältnisse des Wissens zu dem Gewußten, nach den Gesetzen und Grenzen des Erkenntnißvermögens ist eine von denen, welche, laut der Geschichte der Philosophie, erst spät eine Bedeutung gewonnen haben; die Philosophie hatte sich längst als Logik, Physik und Ethik ausgebildet, ehe an eine Kritik der Erkenntnißfähigkeit auch nur gedacht wurde. Schon an sich ist also nicht zu erwarten, daß diese Frage den ursprünglichen Problemen beizuzählen seyn wird. Als sie endlich Cartesius durch seine Berufung auf die Evidenz, welche gewisse Wahrheiten in seinem Bewußtseyn haben sollten, angeregt, als sie Locke auf den ersten Seiten seiner „Untersuchung über den menschlichen Verstand" bestimmt ausgesprochen, und Hume sie in Folge dieser Untersuchungen zu einem fragmentarischen Skepticismus benutzt hatte, als endlich Kant von ihr ganz ausdrücklich den Rechtstitel für seinen Kampf gegen den seichten Dogmatismus der alten Metaphysik entlehnte, und auf ihre Untersuchung die Hoffnung einer neuen Entwickelungsperiode für die Philosophie gründete, gewann sie bekanntlich ein Uebergewicht, welches alle übrigen Motive der Untersuchung niederdrückte. Fichte verstärkte dieses Gewicht um ein Bedeutendes, indem gerade er nachdrücklicher, als irgend ein Denker vor ihm, auf das Räthsel des Selbstbewußtseyns aufmerksam machte; und die nachfolgenden Systeme folgten einander viel zu geschwind, als daß man Zeit gehabt hätte, den Faden da wieder zu suchen und aufzunehmen, wo man ihn verloren hatte. Philosophiren hieß Eroberungen im Gebiete des Unendlichen machen; Eroberer pflegen selten nach dem Rechte zu fragen, und besitzen eben so selten die Kunst, über dem Gedanken an neue Erweiterungen ihres Reiches die Sorge der Verwaltung und Sicherung nicht zu vergessen; anstatt einer besonnenen Forschung, deren erstes Geschäft es ist, sich nur der Schwierigkeiten bewußt zu werden, die sie auf-

halten, wurde das Genie zum Gesetzgeber der Philosophie gemacht, und kühne Griffe, welche die Meister in die Natur und Geisterwelt thaten, rissen die Jünger zu bereitwilliger Bewunderung hin, so viel auch rechts und links unerklärt liegen bleiben mochte.

Die Gründe, aus welchen jeder Versuch, der Philosophie selbst eine Kritik im Sinne des Kant'schen Unternehmens (oder einer der Umbildungen, die seit jener Zeit die Forderung einer solchen subjectiven Propädeutik erfahren hat) als Grundlage des Wissens vorauszuschicken, ein vergebliches Unternehmen ist, lassen sich in ihrem vollen Umfange hier noch nicht entwickeln; wohl aber kann im Allgemeinen schon hier gefordert werden, sich zu besinnen, worauf denn die Hoffnung beruhe, die Natur des erkennenden Geistes sey leichter zu erkennen, als die Natur der Dinge? oder die Hoffnung, durch die Betrachtung, wie er, um ein adäquates Wissen aus sich selbst zu erzeugen, beschaffen seyn müsse, ihm vermittelst einer Art von Transsubstantiation jene geforderte Qualität wirklich einzuverleiben? — zu überlegen, daß jede Kritik, insofern sie darauf Anspruch macht, Erkenntniß zu seyn, die Frage nach der Erkenntniß nur weiter hinausschiebt, und daß sie jedenfalls eine Menge Begriffe voraussetzt, durch welche der Geist als Kraft, Vermögen, Substanz, und sein Product, die Erkenntniß, als ein Bedingtes, Verursachtes, Gewordenes u. s. w. gedacht werden muß, Begriffe, von welchen es noch ganz unbekannt ist, ob sie nicht Schwierigkeiten in sich enthalten, deren zu spät bemerkte Vernachlässigung jede auf sie gebaute Untersuchung ohne weiteres in ihren Anfangspunkt zurückwerfen würde.

Obgleich wir also diesen Eingang in die Philosophie überhaupt und in die Metaphysik insbesondere verschlossen finden, und uns auf die Bearbeitung und Beziehung der Begriffe als solcher als unser eigenthümliches Gebiet zurückgewiesen sehen, so kann doch auf der andern Seite die Möglichkeit des Erkennens für uns noch gar nicht die Schwierigkeit haben, welche sich durch die Vergleichung der Systeme und durch die Probleme des Idealismus an sie heftet. Als wir von Begriffen

als Totalvorstellungen, als Resten eines vielmals wiederholten Vorstellens, als Hülfsmitteln einer abbrevirenden Auffassung der Dinge zu sprechen anfingen, lag die Sorge, wie die Begriffe wohl loskommen mögen von den Gegenständen, viel näher, als die Befürchtung, sie möchten wohl ganz anders ausfallen, als die Dinge, welche durch sie vorgestellt werden, beschaffen sind. Der Mittelpunkt der gemeinen Weltansicht ist der Gedanke, daß die Dinge sich uns so darstellen, wie sie sind; das Gold ist gelb und schwer und dehnbar, aus Knospen werden Blüthen und Früchte; der Körper ist ausgedehnt, hart, zerbrechlich u. s. w. Hierbei beruhigt sich der gemeine Menschenverstand wirklich vollkommen. Als wir den Begriff in die Sphäre des logischen Denkens erhoben, konnte die Absicht nicht im geringsten seyn, in dem reinen Was des Gedachten ein anderes Was zu suchen, als das der Dinge ist; der logische Begriff hat keinen andern Stoff, als der psychologische, sondern lediglich die Form des Gedankens ist verändert, indem gefordert wird, die eigenthümliche Qualität jedes Gedachten in ihrer unvermischten Identität mit sich selbst zu denken; und der logische Begriff hat um so mehr ein Recht, seinem Vorgestellten wirklich zu entsprechen, je weniger er etwas anderes enthält, als gerade nur dieses. Wer den Begriff einer Fichte rein denkt, läuft eben so wenig Gefahr, ihn mit dem einer Tanne zu verwechseln, als Furcht vorhanden ist, der Begriff des Wohlwollens möge mit dem Begriffe des Streites zusammenfließen oder überhaupt etwas anderes bedeuten, als das Wohlwollen selbst. Ja wir sind so völlig eingeschlossen in unseren Begriffen, daß es ganz unmöglich ist, aus ihnen herauszugehen; und gerade darum, weil wir uns in sie wie in einen Zauberkreis eingeschlossen finden, würden wir von dieser ganzen Frage kaum jetzt noch etwas zu begreifen im Stande seyn. Man fragt, ob Erkenntniß überhaupt *möglich* sey, und hat sie doch fortwährend wirklich; man will die Bedingungen ihrer Möglichkeit untersuchen, und die geringste Aufmerksamkeit auf uns selbst und die Außenwelt bietet sie uns in jedem Augenblicke dar; man findet es bedenklich, daß alles Wissen nur *in* dem Wissenden sey, und wir können uns in jedem Augenblicke über-

zeugen, daß unseren Begriffen wirkliche Gegenstände entsprechen, und daß unsere Ansicht von der Welt kein Hirngespinnst, kein Wahn, sondern zuverlässige Wahrheit ist.

Wir müssen also die ganze Frage, wenn auch nur in einem blinden Vertrauen auf unser eigenes, durch die Gegenstände selbst so und nicht anders bestimmtes Denken, geradezu ablehnen; sie hat für uns gar keine oder vielmehr noch keine Bedeutung. Mögen wir immerhin uns bei der Bearbeitung unserer Begriffe nur in unserem Gedankenkreise bewegen, mit Gedankendingen verkehrend, von Gedankendingen zu Gedankendingen fortschreitend; diese Gedankendinge sind Bilder der wirklichen Dinge; haben wir uns geirrt, so berichtet den Irrthum die Erfahrung; stoßen wir an eine Grenze unseres Wissens, so bleibt uns die Hoffnung neuer Erfahrungen unbenommen; des wahren Wissens sind wir in jedem Punkte unserer Gedankenbewegung gleich gewiß. Vielmehr nur das haben wir überall gleichmäßig in Obacht zu nehmen, daß wir uns nicht in die leeren und inhaltslosen Spiele des abstrahirenden und combinirenden Verstandes verlieren, nicht unser Nachdenken an Begriffen verzehren, welche auf eine in ihnen enthaltene Erkenntniß gar keinen Anspruch machen, und sich selbst als bloße Einbildungen, als leere Bilder verrathen, welchen nichts Wirkliches entspricht.

Diese Beziehung auf das Gegebene also, die das Denken vom Träumen unterscheidet, ist es, welche zunächst ein Recht hat, die Aufmerksamkeit des Denkenden, der von den Systemen noch nichts weiß, zu fesseln. Und was ist das Gegebene? Die Gesammtheit dessen, was sich als ein von unserem Vorstellen Unabhängiges und Selbstständiges darstellt. Und was heißt: ein Begriff bezieht sich auf das Gegebene? Es heißt: in dem Gegebenen selbst liegt der Grund der Ueberzeugung, daß unser Denken in seiner Auffassung gebunden ist an das Vorhandenseyn und die Verbindung dessen, was sich ihm darbietet. Gegebene Begriffe sind also diejenigen, bei welchen der Versuch, sich ihnen im Denken zu entziehen, unvermeidlich mißlingt, sobald wir das, was sich uns als der Gegenstand desselben darstellt, zu denken unternehmen. Mög-

lich, daß der Anspruch vieler, vielleicht aller Begriffe, gegeben zu seyn, in der Folge sehr wichtigen Zweifeln unterliegt; für die gemeine Weltansicht, von welcher uns loszusagen wir noch keinen Grund gefunden haben, ist das ganze Gebiet der inneren und äußeren Erfahrung gegeben, und Jeder möge sich nun in diesem Kreise umsehen, um zu erfahren, wie viel sie ihm darbiete.

Für nicht gegeben sind mithin alle diejenigen Begriffe zu erklären, welche durch willkürliche Verbindungen und Hinweglassungen von Merkmalen gebildet werden. Denn dieselbe Willkür, welche sie für unser Denken erzeugt, kann sie auch wieder vernichten; und Allgemeinbegriffe, die um so leerer an Inhalt werden, jemehr sich ihr zufälliger Umfang ausdehnt, bestimmen für sich selbst niemals das Was der Dinge, welche unter sie fallen, vollständig *). Sie verhalten sich zu ihnen fast wie Tangenten zum Kreise, welche diesen nur in einem Punkte seiner Peripherie berühren, alle übrigen Punkte aber völlig unbestimmt lassen. Wohl aber liegt es in der Natur der Sache, daß Schwierigkeiten, die in irgend welchen Begriffen als solchen enthalten sind, sich über die ganze Sphäre dessen erstrecken werden, was durch sie wenigstens mit gedacht werden muß. Wenn z. B. die genaue Analyse der Begriffe

*) Diese Sätze besagen nichts anderes, als was Kant in der Kritik der reinen Vernunft in folgende Sätze zusammenfaßt: „Unser Begriff von einem Gegenstande mag enthalten, was und wie viel er wolle, so müssen wir doch aus ihm herausgehen, um diesem die Existenz beizulegen. — Ohne Sinnlichkeit würde uns kein Gegenstand gegeben, ohne Verstand keiner gedacht werden. Gedanken ohne Inhalt sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind. — Der Verstand vermag nichts anzuschauen und die Sinne nichts zu denken." (Krit. d. r. Vernunft S. 74—75., und das Capitel über den ontolog. Beweis für das Daseyn Gottes. Herbart Allgem. Metaphysik, Vorrede zum 1sten Band, S. XXVI — XXVIII.). Diese Sätze hätten für die Wissenschaft nicht wieder verloren gehen sollen; an den Unterschied aber der Receptivität und Spontaneität und den gleichen Beitrag beider zur Erkenntniß, so wie an eine besondere Organisation des menschlichen Geistes, die eine solche Beschränkung des Wissens nur für uns herbeiführe, zu denken, ist gar keine Veranlassung vorhanden.

der Veränderung, der Bewegung, der Materie u. s. w. Widersprüche entdecken lassen sollte, so theilt sich dieser Widersinn der ganzen Sphäre dessen mit, was wir als bewegt, verändert u. s. w. aufzufassen genöthigt sind; obwohl die Schwierigkeit selbst weder wächst noch abnimmt, ob wir das Merkmal der Veränderung an zehntausend oder an einem Dinge wahrnehmen. Dann könnte es wohl auch der Fall seyn, daß dies vermeinte Wissen zweifelhaft würde, und daß daran sich eine Revolution unseres Denkens knüpfte, von welcher wir bis jetzt noch nicht einmal die Möglichkeit geahnet haben.

Um nicht durch die weitere Ausführung dieser letzten Bemerkung den nachfolgenden Untersuchungen fragmentarisch vorzugreifen, benutzen wir das Bisherige für jetzt nur dazu, um den Begriff der Philosophie, insofern sie die Erkenntniß dessen, was in der äußeren und inneren Erfahrung gegeben ist, zur Aufgabe hat, mit Rücksicht auf das früher Entwickelte, noch genauer durch das Merkmal zu bestimmen, daß sie sey die Bearbeitung gegebener Begriffe durch eine regelmäßige nach Gründen bewußtvoll fortschreitende Beziehung derselben aufeinander. Sehr mannigfaltig freilich würde sich die Bedeutung dieses Begriffs modificiren, wenn jemand jetzt schon versuchen wollte, ihn durch den Reichthum der inneren und äußeren Erfahrung sich selbst zu erläutern, und leicht dürften sich Fragen einstellen, auf welche eine augenblickliche Antwort nicht möglich ist; daher möge diese Begriffsbestimmung vorläufig einen Ruhepunkt bilden, auf welchem man sich erst befestigen muß, um in ihm den Stützpunkt für neue Untersuchungen zu gewinnen.

Denn träte uns hier noch der Einwurf entgegen, die Aufgabe sey eben so wider die Geschichte, als wider den Trieb des menschlichen Geistes widerrechtlich auf die Untersuchung der bloßen Erfahrungsbegriffe beschränkt worden, während doch die Fragen nach Dem, was niemals Gegenstand einer Erfahrung werden könne, bei weitem wichtiger seyen und inniger verknüpft mit dem speculativen Interesse der philosophirenden Vernunft, so würden wir auf diese und ähnliche Einwendungen erwiedern müssen, daß die Annahme eines solchen ursprünglichen Triebes im menschlichen Geiste wenigstens durch die Er-

fahrung im Allgemeinen sich nicht rechtfertigen lasse; daß diese selbst eine unmittelbare Evidenz, und jedenfalls das nächste Recht auf Untersuchung habe; daß sie allein den festen Boden darbiete, an welchen die Philosophie sich halten müsse, um sich nicht in die Höhen der leeren Abstraction und in die Abgründe der Schwärmerei zu verlieren; daß die Begriffe dessen, was niemals Object einer sinnlichen Erfahrung werden kann, wie etwa die religiösen und die sittlichen Ideen sammt den mit ihnen verknüpften Gefühlen, Hoffnungen und Erhebungen des Bewußtseyns über das Irdische und Vergängliche, zunächst als Inhalt und Ausdruck des geistigen Lebens in das Gebiet der inneren Erfahrung gehören, jedoch nach verschiedenen Bildungszuständen eine sehr veränderliche Gestalt zeigen, während die Auffassung der gemeinschaftlichen Sinnenwelt im Allgemeinen constant bleibt; daß man die Entscheidung über die Wichtigkeit einer Untersuchung nicht voreilig von ihrem Umfange abhängig machen dürfe, und endlich, daß es sich bis jetzt weder entscheiden läßt, ob wir uns bei den gemeinen Erfahrungsbegriffen, wie sie nun einmal gegeben sind, werden beruhigen können, noch absehen, wie weit wir genöthigt seyn werden, über die Erfahrung hinauszugehen.

Daß solche Motive eines die Erfahrung überschreitenden Denkens vorhanden seyn müssen, beweisen die speculativen Versuche aller Zeiten als Thatsachen; wissenschaftliche Lehrgebäude würden nie versucht haben, die gemeine Weltansicht zu berichtigen und zu erweitern, wenn diese nicht der Berichtigung bedürftig und darum fähig wäre. Gerade deshalb aber, weil alles darauf ankommt, daß und wie vollständig jene Motive eingesehen werden, ist es wünschenswerth, daß man die Systeme vergesse, und sich der Erfahrung gegenüber vollkommen in jene Unbefangenheit und Integrität der Auffassung zurückversetze, welche Jeder vor aller Philosophie irgend einmal besessen hat und welche unwiederbringlich verloren zu haben für den Einzelnen kaum für einen Gewinn zu achten wäre.

Zweiter Abschnitt.

Von den Motiven des metaphysischen Nachdenkens.

Der Name Metaphysik, seinem Ursprunge nach zufällig, seiner Wortbedeutung nach schwankend, würde, wenn genau erörtert werden sollte, was die Philosophen zu verschiedenen Zeiten unter ihm wirklich verstanden haben, zu der Darlegung eines reichen historischen Stoffes nöthigen. Denn kaum gibt es zwei Denker, sofern sie einen Theil ihres Systemes mit diesem Namen belegten, welche unter ihm genau dasselbe verstanden haben, und eine vollständige Geschichte der Metaphysik würde nicht viel weniger, als eine Geschichte der Philosophie selbst seyn müssen. Dennoch hat sich der Name unter dem Streite widersprechender Meinungen erhalten, und von dem Skepticismus, dem Kriticismus und der Popularphilosophie wiederholt angegriffen und verbannt, ist er immer wieder zurückgekehrt und hat sich in dem Kreise philosophischer Untersuchungen einen sichern, wenn auch nicht immer gleichbleibenden, Platz wieder zu erkämpfen gewußt.

Ein Merkmal jedoch ist für alle Gestalten dieser Wissenschaft dasselbe; die Metaphysik hat immer Erkenntnißlehre seyn wollen; und zwar einer Erkenntniß aus Begriffen durch eine Bearbeitung dieser selbst. Daher erklärt sich theils ihre natürliche Geneigtheit, sich mit der Logik zu verbinden, als der Wissenschaft von den Gesetzen, welche die möglichen Arten der Begriffsbeziehung abgesehen von ihrem besonderen Inhalte der bloßen Form nach bestimmen, theils ihr theoretischer und speculativer Charakter. Denn jener liegt eben in ihrer ausschließenden Richtung auf die Erkenntniß, d. h. auf die durch Gründe gesicherte Ueberzeugung von dem, was ist und geschieht; dieser muß ihr zugesprochen werden, wenn

man Speculation überhaupt durch ein reines Verfahren mit Begriffen als solchen erklärt.

Halten wir diesen Begriff einer Erkenntnißlehre aus Begriffen fest, so fragt sich: was ist der Gegenstand dieser Erkenntniß? welches sind die Begriffe, durch welche sie zu Stande kommen soll? Die Schriften der Wolf'schen Schule belehren uns selbst durch bloße Titelblätter, daß die Metaphysik von Gott, der Welt und der Seele handle, drei Theile ihrer Metaphysik, die speculative Theologie, Kosmologie und Psychologie, entsprechen dieser Ankündigung, und etwas Höheres als Gott, etwas Größeres als die Welt hat auch seit jener Zeit keine Philosophie in das Bereich ihrer Untersuchungen zu ziehen gewußt. Aber jenen drei Theilen schickte die Wolf'sche Schule noch einen vierten voraus, der nicht diese oder jene Dinge, sondern Begriffe über das Seyende überhaupt zu bestimmen suchte, die Ontologie. Unter ihnen finden wir die des Möglichen und Unmöglichen, Nothwendigen und Zufälligen, Einfachen und Zusammengesetzten, der Substanz, der Accidenz, der Causalität; andere, wie Raum und Zeit, Bewegung und Veränderung, treten uns aus der Kosmologie entgegen; noch andere endlich, wie die der Kraft und des Vermögens, scheinen ihren Hauptsitz in der Psychologie aufgeschlagen zu haben. Und um diese und ähnliche Begriffe haben sich die philosophischen Untersuchungen überall wenigstens mit bewegt, wo irgend von Metaphysik die Rede war. Und der Zweck war überall, das zu erkennen, was wahrhaft ist, das Reale, welches dem wechselnden Laufe der Veränderungen zu Grunde liege, und aus welchem sich das bunte Schauspiel der Erscheinungen erzeuge.

Auch diesen Zweck erkennen wir an; denn die meisten jener Begriffe sind dem gemeinen Bewußtseyn geläufig, und stehen in einer solchen Beziehung auf den Kreis der Erfahrung, daß wir das Gegebene fortwährend durch sie auffassen. Nur der Gegensatz zwischen Erscheinung und wahrem Seyn wirft uns plötzlich heraus aus der gewohnten Ruhe unserer Weltbetrachtung, und bietet sich uns als ein Gedanke dar, der uns nicht anders als räthselhaft seyn kann. Denn

mit je ungeschwächterem Vertrauen wir uns dem Gedanken überließen, daß die Begriffe, welche wir als gegeben ansehen müssen, der Natur der Dinge entsprechen, desto seltsamer muß es uns vorkommen, zu hören, Etwas, an dessen Begriff sich der Gedanke eines von unserer Auffassung gerade so, wie es ist, unabhängigen und selbstständigen Seyns unwillkürlich heftet, sey in der That nicht, sondern scheine nur zu seyn; scheine wenigstens ein anderes zu seyn, als es wirklich sey. Während nach dem, was der vorige Abschnitt enthielt, Metaphysik die leichteste Sache von der Welt scheinen konnte, da es nur darauf ankomme, die Sinne zu öffnen, und die gewonnenen Begriffe logisch zu verdeutlichen und anzuordnen, öffnet sich mit diesem einzigen Worte eine Aussicht auf Schwierigkeiten, für welche noch jedes Maaß fehlt; das Ziel des Wissens tritt in eine unbestimmte Ferne zurück, und es regt sich die Furcht, die logische Verdeutlichung der Begriffe möge wohl blos einem Lichte gleichen, dienlich einen Abgrund zu erhellen, nicht einer Leiter, um in ihn hinabzusteigen und zu sehen, was in seiner Tiefe verborgen ist. Und somit tritt an die Stelle der natürlichen Zuversicht, welcher sich die gemeine Weltansicht überläßt, die Skepsis, die zweifelnde Ueberlegung über die Beschaffenheit dessen, was wir über das Gegebene zu wissen glaubten, als die natürliche Bedingung, ohne welche niemals das menschliche Denken von der gemeinen Erfahrung sich losgerissen haben würde, um seinen eigenen von dieser unabhängigen Weg zu gehen.

Ehe wir uns jedoch den mannigfaltigen Bewegungen der Skepsis selbst überlassen, müssen wir doch vorerst das Hülfsmittel der logischen Verdeutlichung für einen Begriff benutzen, dessen genaue Bestimmung uns schon hier von Wichtigkeit ist, weil sich ihm (mit welchem Rechte, wissen wir noch nicht) ein anderer an die Seite gedrängt hat, von welchem er unterschieden zu werden verlangt. Es ist dies eben der Begriff des Seyns im Gegensatze des Scheinens. Fragen wir nun zu diesem Zwecke, was wir denn eigentlich denken, wenn wir denken: dieses oder jenes ist, so findet sich die unzwei-

felhafte Bestimmung, daß das Seyn dieses Gegenstandes unabhängig seyn soll von unserem Gedanken desselben. Oder meint etwa jemand, eine Blume, ein Haus, ein Berg werde aufhören zu seyn, wenn er, der Vorstellende, die Vorstellung, welche er eben jetzt von diesen Dingen hat, veränderte, umbildete, aufhöbe, vergäße? Nichts von dem allen; sondern es liegt in dem Gedanken des Seyns eine Position, welche nicht bedingt seyn soll durch irgend etwas, was nur in den Gedanken des Vorstellenden vorgeht. Alle die wirklichen Gegenstände, welche uns umgeben, sollen fortfahren zu seyn, auch wenn wir oder alle Vorstellenden aus der Mitte derselben verschwänden, und ein Reisender, der eine Stadt verläßt und nach einiger Zeit in sie zurückkehrt, denkt gewiß nicht daran, daß unterdessen die Stadt selbst aufgehört habe zu seyn. Auf diese Unabhängigkeit der im Begriffe des Seyns ausgesprochenen Position von Allem, was nur Vorstellung, Gedanke, Begriff, Einbildung ist, kann sich Jeder unmittelbar besinnen, wenn er sich in seinem gewöhnlichen Gedankenkreise umsieht, und er soll es thun, wenn es sich um den Begriff des Seyns als solchen handelt. Dieser Begriff bedeutet uns daher bis jetzt nichts anderes, als den Gedanken der von Seiten des Vorstellenden unbedingten, absoluten Position.

Es fragt sich, ob er dieselbe Art der Setzung auch ausdrückt, wenn ein mannigfaltiges Seyende, abgesehen von der Beziehung auf den Vorstellenden, unter einander in Beziehung gesetzt wird. Diese Blume ist; aber sie würde nicht seyn ohne die Knospe, die Wurzel, das Saamenkorn der Pflanze, nicht ohne die Begünstigung des Lichtes, der Wärme, der nährenden Feuchtigkeit. Allgemein gedacht: A ist; aber es ist nicht ohne B, C, D; das Seyn von B, C, D ist die Bedingung, ohne welche A selbst nicht seyn würde. Ist denn nun A? Wer den Gedanken allgemein festhalten kann, dem wird die Antwort darauf verneinend ausfallen; denn eine Position, welche sich unvermeidlich an eine andere lehnt, in Beziehung zu ihr steht, verträgt sich nicht mit dem einfachen Satze: A ist. Wenn A nicht ist, ohne daß B ist,

so ist es eben nicht an sich; seine Selbstständigkeit ist verschwunden; wir können nicht mehr schlechthin sagen: A ist, und eben das wurde ja verlangt, weil wir eben nichts anderes denken wollten, als diesen einfachen Gedanken, und einsahen, daß wir ihn wirklich nicht denken, wenn wir A als bedingt denken durch irgend ein Anderes. Wer aber noch festhält an dem concreten Falle, und der allgemeinen Betrachtung gegenüber das Seyn der Blume, wie sie sich als ein Gewordenes und Veränderliches darstellt, nicht aufgeben will, der begeht zwar einen Fehler, indem er den allgemeinen Gedanken des Seyns nicht absondert von der Menge der Dinge, die Anspruch darauf machen, durch ihn gedacht zu werden; indessen ist der Fehler zu tief verwachsen in die gemeine Weltansicht, als daß er sich hier schon auf unser bloßes Geheiß von selbst verlieren könnte. Vielleicht würde aber doch ein Solcher auf unsere Frage, ob ihm nicht ein von allem übrigen Seyn unabhängiges, unbedingtes, von allen Relationen freies, in sich selbst Bestand habendes Seyn, gewissermaßen wie ein reineres Seyn vorkomme, als das, welchem die entgegengesetzten Bestimmungen ankleben, bejahend antworten; und wenn er dies thäte, so würden wir eben sagen: wir haben nichts verlangt, als das reine Seyn; der Comparativ: reineres Seyn, hat nur einen Sinn in Beziehung auf ein mehr verunreinigtes; er besagt also weniger, als der Positiv: Seyn; und da wir nichts weiter wollten, als die Bestimmung dieses Positives, so ist nöthig, alle Comparative und Superlative, sammt allen und jeden in ihnen liegenden Relationen, als unter diesem Positive stehend, auszuschließen, und als Resultat der logischen Analyse auszusprechen: der Begriff des Seyns ist der Begriff der in aller Art unbedingten, absoluten Position. Man vergleiche diesen Begriff mit der empirischen Auffassung und mit den Systemen; mit beiden scheint er zu streiten; mit jener, weil sie fortfährt, einer Unzahl von Dingen, die ohne Beziehung auf andere gar nicht gesetzt werden können, das Seyn beizulegen; mit diesen, weil sie die essentia von der existentia unterscheiden, von einem ens realissimum reden, und in dem Gedanken

eines höheren, reicheren, gesteigerten, eines ursprünglichen und eines abgeleiteten, vielleicht sogar eines negativen Seyns ihre eigentliche Wohnung aufgeschlagen haben.

Ohne in diesen Streit einzugehen, wollen wir, um uns in dem gewonnenen Begriffe zu befestigen, uns vielmehr einige Fragen vorlegen, die sich aus ihm beantworten lassen müssen. Zuerst also: liegt in dem Begriffe des Seyns irgendwie eine Negation, oder auch nur eine Beschränkung? Beides ist ausgeschlossen durch den Begriff der absoluten Position, durch welche ganz oder theilweise so gewiß nichts verneint oder eingeschränkt wird, als sie eben nur Position ist. Es liegt dies ganz einfach in dem entwickelten Begriffe selbst*), und es ist kaum nöthig hinzuzusetzen, daß alle Verneinungen und Beschränkungen unter den Begriff der Beziehung fallen; d. h., daß der Gedanke, A gar nicht oder nur beschränkt zu setzen, gar nicht gedacht werden kann ohne Beziehung auf dieses schon gesetzte A, welche Beziehung aber eben nicht vorhanden seyn darf, wo gesagt werden soll, A sey. Mögen sich also auch in der Erfahrung oder im Laufe der Speculation Veranlassungen finden, welche uns mißtrauisch machen könnten gegen den reinen Begriff des Seyns, so wird dieses Mißtrauen vielleicht seine Anwendbarkeit, seine Biegsamkeit in Beziehung auf die Mannigfaltigkeit des Gegebenen, gewiß aber nicht seine Richtigkeit treffen können.

Wichtiger noch scheint eine zweite Frage, ob der Begriff des Seyns ein Merkmal sey, welches dem Dinge beigelegt werde, und ihm nach Umständen auch fehlen könne, ohne

*) Es heißt nämlich nichts anderes als: das Seyn und Nichtseyn von A widerspricht sich. Das bequemste Mittel, diesen Widerspruch zu verdecken, ist das Spinozistische quatenus, aus dessen Verehrung sich dann die in unserer Zeit weiter als in dem Kreise einer Schule verbreiteten dialektischen Standpunkte entwickelt haben. Aber jenes quatenus verdirbt den Begriff des Seyns, der für sich jedes quatenus ausstößt, ehe man auch nur den Versuch gemacht hat, sich denselben logisch zu bestimmen; und die dialektischen Bewegungen sind in jedem Augenblicke geneigt, das Resultat der logischen Analyse in fortgesetzten Widersprüchen wieder verschwinden zu lassen.

daß das Ding selbst dadurch aufgehoben werde. Denn so wollte es die Scholastik, als sie den ontologischen Beweis für das Daseyn Gottes erfand, und aus dem Begriffe des vollkommensten Wesens, in welchem es liege, daß ihm alle positiven Prädicate zugesprochen werden müssen, auf seine Existenz als eines von den unendlich vielen positiven Prädicaten schloß; bei welchem Beweise es ganz unwesentlich ist, sich darauf zu berufen, daß er nur gelten soll bei dem einzigen Begriffe Gottes, weil dieser Begriff als Begriff nichts voraus hat vor anderen Begriffen als Begriffen, und ein Beweis nicht seine Kraft erhält von dem einzelnen Falle, für welchen er geführt wird *), sondern dieser seine Entscheidung

*) Es ist bekannt, wie häufig man diesen Grund gegen die Kant'sche Kritik vorgebracht hat. Hegel (Encyklop. 3. Aufl. S. 63.) wirft Kant (dessen Gedanken doch sonst nicht so auffallend roh sind) geradezu Barbarei vor, daß er so etwas wie „hundert Thaler" einen Begriff genannt habe, und sagt an einer andern Stelle, so etwas wie ein Kreis sey freilich kein Begriff. Allerdings: der Kreis und die hundert Thaler selbst sind keine Begriffe; wer aber das, was der Kreis und die hundert Thaler sind, als Gedachtes festhält, der denkt den Begriff des Kreises und der hundert Thaler nicht mehr und nicht weniger, als er den Begriff Gottes denkt, wenn er das, was in diesem Gedanken liegt, als solches festhält. Wenn Hegel (a. a. O.) fortfährt, daß es keine trivialere Kenntniß gebe, als die, daß Denken und Seyn verschieden sey, die man also wohl auch den Philosophen zutrauen könne; „alsdann müsse aber doch bedacht werden, daß wenn von Gott die Rede sey, dies ein Gegenstand anderer Art sey, als hundert Thaler, oder irgend ein besonderer Begriff u. s. w."; so ist das letztere ganz richtig, obwohl nicht gerade deshalb, weil „in der That alles Endliche dies und nur dies ist, daß das Daseyn desselben von seinem Begriffe verschieden ist"; denn dieser Grund besagt nichts mehr, als die Definition, welche der Wolf'sche Scholasticismus von dem ens contingens gab, daß es sey id, cujus existentia modus est; während das ens necessarium (d. h. Gott) das seyn sollte, cujus essentia involvit existentiam; sondern viel allgemeiner deshalb, weil jeder Begriff nur das besagt, was er besagt und weiter nichts; mithin, wenn von einem Baume die Rede ist, dies ein Gegenstand anderer Art ist, als hundert Thaler oder irgend ein (anderer) besonderer Begriff. Es gehört aber gar nicht hierher, weil die Entscheidung der Frage, ob Gott, der Baum, hundert Thaler

zu erwarten hat von der allgemeinen Gültigkeit jenes. Daſſelbe hatte Spinoza im Sinne mit ſeinem quo plus realitatis

---

ſind oder nicht ſind, gar nichts beſtimmt darüber, was Gott, der Baum und hundert Thaler ſeyen. Es gehören daher nur die folgenden Worte hierher: „Gott ſoll ausdrücklich das ſeyn, was nur als exiſtirend gedacht werden kann, wo der Begriff das Seyn in ſich ſchließt. Dieſe Einheit des Begriffes und Seyns iſt es, die den Begriff Gottes ausmacht.“ Aber gerade gegen dieſe Definition, d. h. gegen die Behauptung, daß die Exiſtenz, als ob ſie ein Prädicat wäre, ſich an dieſen beſonderen Begriff Gottes unfehlbar heften müſſe, hat ſich Kant ſehr wohl verwahrt, indem er (Kr. d. r. V. S. 624) ſagt: „Wider dieſe allgemeinen Schlüſſe, deren ſich kein Menſch weigern kann, fordert ihr mich durch einen Fall auf, den ihr, als einen Beweis durch die That, aufſtellet; daß es doch einen, und zwar nur dieſen Einen Begriff gebe, da das Nichtſeyn oder das Aufheben des Gegenſtandes in ſich ſelbſt widerſprechend ſey, und dieſes iſt der Begriff des allerrealſten Weſens. — — Ich antworte: Ihr habt ſchon einen Widerſpruch begangen, wenn ihr in den Begriff eines Dinges, welches ihr lediglich ſeiner Möglichkeit nach denken wolltet, es ſey, unter welchem verſteckten Namen, ſchon den Begriff ſeiner Exiſtenz hinein brachtet. Räumet man euch dieſes ein, ſo habt ihr dem Scheine nach gewonnen Spiel, in der That aber nichts geſagt; denn ihr habt eine bloße Tautologie begangen u. ſ. w.“ Wenn endlich Hegel dazu ſetzt: „Es müßte ſonderbar zugehen, wenn der Begriff, oder auch wenn Ich, oder vollends die concrete Totalität, welche Gott iſt, nicht einmal ſo reich wäre, um eine ſo arme Beſtimmung, wie Seyn iſt, welche ja die allerärmſte, die abſtracteſte iſt, in ſich zu enthalten,“ ſo erledigt ſich eine ſolche Verwunderung von ſelbſt, da ſich jeder unmittelbar darauf beſinnen kann, daß das Seyn gar keine Beſtimmung des Was des Dinges, ſondern eben nur die Poſition des Dinges iſt; d. h., daß in dem Gedanken: daß etwas ſey, gar nichts liegt von dem, was es ſey, ob arm, reich oder ſonſt wie beſchaffen. Das Was beſagt der Begriff; eben darum iſt es nöthig, aus dem Begriffe herauszugehen, um zur Exiſtenz zu gelangen. Die Einwürfe alſo, welche man gegen die „trivialen Bemerkungen“ der Kritik d. r. V. macht, ſtoßen die Wahrheit dieſer Trivialitäten nicht um; wohl aber zeigt ſich, daß, wenn die Philoſophie gegen triviale Begriffe vornehm zu thun anfängt, die Probleme, welche in den ganz trivialen Erfahrungsbegriffen ſtecken, ihrerſeits ſpröde werden, und daß man dann zu willkürlichen Behauptungen ſeine Zuflucht nimmt, deren Unrechtmäßigkeit durch den Umfang, für welchen man ſie aufſtellt, nur ſchlecht verdeckt wird.

aut esse unaquaeque res habet, eo plura attributa ipsi competunt (Eth. I. pr. IX.), indem nach ihm die Menge der Attribute das Seyn selbst steigert und vermehrt; dasselbe behauptete die Wolf'sche Schule durch den Begriff einer realen Möglichkeit, welche die essentia eines Dinges constituire; welche essentia dann auf das complementum possibilitatis, die existentia warte, um mit dieser entweder zufällig oder nothwendig sich zu verbinden. Der gemeine Verstand verbindet sich mit diesem Irrthume der Schulen in allen den Fällen, wo er sich genöthigt sieht, die Existenz eines Dinges gegen die Willkür des Denkens, welche die einmal geschehene Position wieder aufzuheben Miene macht, gleichsam in Schutz zu nehmen. Ihm zwar ist das zu verzeihen; denn er ist in der Behauptung, das Seyn sey eine Eigenschaft, ein Prädicat der Dinge, wenigstens nicht consequent; er läßt sich wirklich sehr leicht bedeuten, daß die Dinge der Empfindung nicht ihr Seyn, sondern ihre Eigenschaften, Töne, Farbe, Gestalt u. s. w. offenbaren, und daß jenes gar nicht in den Inhalt der Empfindung eingehe, welche das, was das Ding ist, d. h. seine Eigenschaften darstellt; eben so wenig behauptet er, daß eine vorher unbekannte, jetzt entdeckte Eigenschaft eines Dinges das Seyn dieses Dinges selbst vermehre, sondern er gibt zu, daß das Seyn nur die Voraussetzung des Dinges selbst, der leere Ort für seine Eigenschaften ist, ohne selbst auf diesen Namen einen Anspruch zu machen. Aber der gemeine Verstand verschwendet diese Position oft, wo das Gesetzte der absoluten Setzung sich wieder entzieht. Träume, Sinnestäuschungen, Einbildungen galten für real; man sieht die Täuschung ein; die Setzung muß zurückgenommen werden. Die wirklichen Dinge dagegen leiden eine solche Zurücknahme nicht; sie fordern, daß die versuchte Verneinung der Setzung selbst verneint werde; damit tritt die im Begriffe des Seyns liegende Position in ihr gehöriges Licht, und das nächste Geständniß wäre in diesem Falle: daß die Frage, ob ein Ding sey, d. h. ob es bei dem Setzen des Dinges sein Bewenden haben solle, in Ansehung des Gegenstandes selbst ganz unnöthig gewesen sey; und daß sie sich nur beziehe auf das Verhältniß unserer

Vorstellung zu ihm. Aber diese ganze Gedankenbewegung, von der Frage, ob es bei der geschehenen Setzung sein Bewenden haben solle, bis zu der Erklärung, daß dies der Fall seyn solle, läßt ohne genaue Aufmerksamkeit das Seyn als ein reales Prädicat des Gegenstandes selbst erscheinen; und „statt zu begreifen, daß wir hier im Grunde mit uns selbst beschäftigt sind, geräth man leicht auf die Meinung, man habe von dem Gegenstande etwas gesagt. Der Gedanke des realen Gegenstandes war vergleichbar mit den Gedanken anderer Art; jener soll unbeschränkt bleiben, diese sollen in Zaum gehalten werden, damit sie, die leeren Gedanken, nicht mehr gelten, als sie werth sind. Nimmt man nun die erste der beiden entgegengesetzten Bestimmungen für eine solche, die nicht blos dem Gedanken des Gegenstandes, sondern dem Gegenstande selbst beigelegt sey, so verwandelt sich durch bloße Verwechselung das Seyn in eine Qualität, und der Irrthum der alten Schule ist in vollem Gange."*)

Die logische Analyse, welcher wir den Begriff des Seyns so eben unterworfen haben, hätte hiermit ihr Ziel erreicht, weil wenigstens so viel klar seyn muß, daß das Seyn und das Scheinen dem Begriffe nach sich nicht zusammen verträgt, indem der des letzteren jederzeit eine Relation ausdrückt, welche der des Seyns von sich ausstößt. Dennoch ist der Einwurf zu fürchten, diese ganze Analyse treffe gar nicht das, was man meine, wenn man sage, dieses oder jenes sey; niemand behaupte, eine Uhr, ein Haus, eine Blume sey das Seyn, obwohl jeder diese Dinge für seyende erkläre; das Seyn sey ein leerer Gedanke, untauglich irgend etwas dadurch zu erkennen. Zu fürchten ist nun zwar dieser Einwurf nicht, sondern ganz erwünscht würde er seyn, weil er vollkommen gegründet ist und uns erinnert, daß der Begriff des Seyenden, der sich in jeder Frage nach dem, was ist, regt, durch den des Seyns nur zur Hälfte gedacht wird, mithin diesem schlechterdings nicht gleich zu setzen ist. Denn in ihm liegt nicht nur der

*) Herbart, Metaphys. Bd. II. S. 86.

Ausspruch, daß etwas ist, d. h. das Seyn, sondern auch der Anspruch auf ein Was der Setzung. Und dieses daß und Was, d. h. Realität und Qualität, sind darum unzertrennlich im Begriffe des Seyenden verbunden, weil eine Setzung ohne ein Gesetztes eben nur ein leerer Gedanke ist, das Seyende aber mehr seyn will, als nur ein leerer Gedanke. In dem Begriffe des Seyenden vereinigen sich beide unfehlbar zu einem Gedanken, und das ist ein neuer Grund, warum ohne genaue Rechenschaft über den Inhalt desselben das Seyn als ein Prädicat der Dinge erscheint, indem der Gedanke der Realität sich an die Stelle der Qualität schiebt. — Hiermit nun sind diese Begriffe insoweit bestimmt, als für den Anfang der Untersuchung nöthig scheint; erkannt ist dadurch nicht das Mindeste worden, und selbst die Frage, wie die Qualität des Seyenden wird beschaffen seyn müssen, damit ihr Begriff dem Begriffe der durch die Realität geforderten absoluten Position angemessen sey, und eben so mit welchen Begriffen gegebener Qualitäten sich der der Realität nicht wird vertragen können, muß für jetzt dahin gestellt bleiben, obwohl ganz im Allgemeinen die Vermuthung nahe liegt, alle jene Unzulässigkeiten der Schulen, welche den Begriff des Seyns mit Relationen, Negationen, Limitationen belasteten, seyen hauptsächlich daher entstanden, daß man vom Seyenden zu reden allmählig verlernte, und den Begriff der Qualität, der sich überall aufdrang, im Begriffe des Seyns unterzubringen suchte. Das Seyn hat keine Qualität und ist keine; es bezeichnet blos diejenige Art einer, entweder durch die unmittelbare Empfindung oder einen nothwendigen Gedankengang uns abgenöthigten Position, bei welcher wir auf den Vorbehalt, sie irgendwie zurückzunehmen, schlechthin Verzicht leisten; aber das Seyn und die Qualität bilden zusammen den Inhalt des Begriffes, welchen die Sprache durch: das Seyende bezeichnet. *)

*) Ob bei den griechischen Philosophen die Begriffe τὸ ὄν und εἶναι immer so scharf unterschieden sind, als die grammatische Bedeutung derselben fordert, mag hier dahin gestellt bleiben. Die Neueren wenigstens

Indem wir uns nun zu jenem, bis jetzt nur problematisch ausgesprochenen (S. 27.) Gegensatze zwischen Schein und Seyn zurückwenden, erinnern wir uns, daß hier, wo es sich lediglich um die Erkenntniß dessen, was ist, wie es ist, handelt, der ernste Entschluß vorausgesetzt werden muß, den bloßen Schein nicht für den Inhalt eines wirklichen Wissens ausgeben zu wollen. Die Frage aber: was ist der Inhalt unserer gemeinen Weltansicht, die wir bis jetzt noch für ein wirkliches Wissen halten? hat eine Bedeutung nur in Beziehung auf das in der äußeren oder inneren Erfahrung Gegebene (S. 12. 22.), und zu prüfen ist der Anspruch, welchen der Inhalt unserer gewöhnlichen Weltauffassung macht, wahres Wissen zu gewähren. Nun liegt aber in der Frage nach dem Wissen von dem, was ist, wie es ist, eine doppelte Veranlassung der zweifelnden Ueberlegung; indem der Zweifel entweder fragt: ist das, was sich uns darstellt, wirklich so beschaffen, wie es sich darstellt, d. h. entspricht der Stoff unserer Erfahrung der Beschaffenheit dessen, was ist? oder sich nicht blos gegen die Qualität, sondern gegen die Realität unserer gegebenen Welt auflehnt und dem Gedanken Raum gibt, ob denn unseren Empfindungen, Vorstellungen und Begriffen überhaupt Etwas entspreche, und ob wir zu den Erscheinungen nicht blos Einiges hinzudenken, sondern vielleicht die gesammte Masse dessen, was wir unsere Welt nennen, selbst produciren, und somit aus unseren eigenen Empfindungen zusammensetzen? Es liegt am Tage, daß, wenn jener auf die wahre Beschaffenheit der Gegenstände gerichtete Zweifel verstummen müßte, und statt

---

gewannen durch die vollkommene Verwechselung und Vermischung dieser beiden Begriffe augenscheinlich an einem geräumigen Platze, verloren aber dadurch zugleich das einzige Mittel, über die Qualität des Seyenden etwas zu bestimmen, und somit, wie sich später zeigen wird, die eigentlichen festen Punkte der metaphysischen Ontologie. Es ist daher nöthig, die obige Analyse ohne alle Beziehung auf diese oder jene philosophische Lehrmeinung rein für sich zu durchdenken, weil eine Wissenschaft, die gar keinen andern Zweck hat, als den, das Seyende, das Reale zu erkennen, durchaus von diesem Grundbegriffe abhängig seyn wird.

seiner die Entscheidung sich geltend machte, daß wir die Dinge wirklich so erkennen, wie sie sind, ein Angriff auf den Glauben an die Realität unserer Welt von selbst wegfiele; nicht nur der Zweifel würde dann zu Ende, sondern auch die Metaphysik am Ziele seyn; eben deshalb setzt die Erörterung der zweiten Frage voraus, daß durch die erste ein Mangel in der gewöhnlichen Ansicht der Dinge nachgewiesen worden sey; jene selbst bezeichnet einen Fortschritt des Zweifels, und schon aus diesem Grunde würde sich diese doppelte Skepsis als niedere und höhere unterscheiden, wenn auch nicht die erstere schon durch eine Vergleichung des Gegebenen unter einander ihre Absicht erreichte, die zweite aber ihrer Natur nach zu Betrachtungen über das Verhältniß des Gegebenen zu unserem auffassenden Denken vordränge. Es liegt in diesem natürlichen Gange des fortschreitenden Zweifels, daß sein Resultat eine idealistische Unentschiedenheit seyn wird, welche aber zu Gunsten des Realismus oder Idealismus entschieden werden muß, ehe von den festen Anfangspunkten der Metaphysik auch nur die Rede seyn kann. Denn mit welchem Rechte könnte diese Wissenschaft die Speculation der Empirie entgegenstellen und sich anmaßen die Erfahrung zu überschreiten, mit welchem Rechte es unternehmen, durch bloße Gedankenverbindungen über das Reale etwas Anderes festzusetzen, als die Erfahrung längst bei jedem festgesetzt hat, ehe er an Metaphysik denkt, wenn nicht einestheils ein zerstörendes Denken den Glauben an die Zuverlässigkeit der Erfahrung zu vernichten im Stande wäre, anderntheils aber das Gegebene in die leere Behausung des Nichts, welche selbst nicht darauf Anspruch machen könnte zu seyn, immer wieder eindränge, und das Denken zu dem Geständniß zwänge, Einiges nicht zerstören zu können? Die Skepsis wird ihr Ende finden; aber diese Aussicht überhebt nicht der Nothwendigkeit ihren Weg zu durchlaufen; denn Alles kommt darauf an, wo sie es findet. Da, wo sie still stehen muß, werden die festen, d. h. die gegen die Willkür und Anmaßungen eines leeren Denkens gesicherten Anfangspunkte, d. h. die Principien der Metaphysik liegen; wie diese selbst beschaffen sind, darnach wird sich die Möglichkeit und

die Art des weitern Fortschreitens bestimmen; nothwendig aber sind die skeptischen Betrachtungen deshalb, weil ohne sie das Bedürfniß eines metaphysischen Wissens weder entstehen, noch befriedigt werden kann.

I) Niedere Skepsis.

Die Frage, die wir uns zunächst vorzulegen haben: ob denn das, was in der Erfahrung sich uns darstellt, wirklich so beschaffen sey, wie es sich uns darstellt? enthält zwar keine Beschränkung auf irgend einen Theil des Gegebenen, wohl aber nöthigt sie uns, unsere Aufmerksamkeit für jetzt nur auf den Stoff, nicht auf die Form des Gegebenen zu richten; eine Unterscheidung, durch die wir zunächst noch gar nicht hoffen können, etwas zu erkennen, die aber deshalb vorläufig festzuhalten ist, weil das, was sich in der Reflexion über das Gegebene ganz von selbst trennt, auch eine getrennte Betrachtung verlangt. Die Philosophie hat daher auch sehr frühzeitig angefangen, Stoff und Form abgesondert zu betrachten; Kant hat ihre Unterscheidung mit seinem ganzen Scharfsinn geltend gemacht und überall, wo man sie früher oder später nicht beachtete, sind die Folgen dieser Sorglosigkeit nicht ausgeblieben. Stoff oder Materie des Gegebenen nun ist das, was an ihm der Empfindung entspricht; es ist die Empfindung selbst, insofern ihr Inhalt (das Empfundene) den Dingen als Beschaffenheit beigelegt wird. Unter den Begriff der Form aber fällt die Gesammtheit alles dessen, was die Verhältnisse des Gegebenen, d. h. die Art und Weise bezeichnet, wie die Materie in den mannigfaltigsten Verknüpfungen verbunden ist. Die Erinnerung einerseits an die einfache Empfindung eines Tones oder einer Farbe, andererseits an die Begriffe von Raum und Zeit mag hinreichen, um den Unterschied zu erläutern.

Der Glaube nun daran, daß das Empfundene die den Dingen selbst zukommenden Eigenschaften wirklich ausdrücke, verschwindet durch die geringste Aufmerksamkeit auf die Verschiedenheit der Art, wie verschiedene Individuen oder dasselbe Individuum zu verschiedenen Zeiten und nach verschiedenen

Umständen von demselben Gegenstande afficirt worden zu seyn behaupten. Zwar die individuellen Empfindungen der Lust und Unlust in allen ihren verschiedenen Arten und Abstufungen würde eine nur einigermaßen gebildete Beobachtung seiner selbst und Anderer gern preisgeben; augenblickliche Stimmung oder beharrliche Gesinnung, Grundsätze und Launen, Begierde und Befriedigung mischen sich zu augenscheinlich in die Auffassung des Gegenstandes ein, bestimmen zu unleugbar die Eindrücke, welche Dinge, Personen und Begebenheiten auf uns machen, als daß irgend jemand glauben könnte, durch die Prädicate, welche er dem, was er erfährt, in dieser Beziehung beilegt, das Wesen des Objectes, welches sich der Erfahrung aufdringt, bestimmen zu können. Alle diese Bestimmungen haben eine Bedeutung nur durch die Beziehung auf den Auffassenden; sie sind schlechthin relativ, und bedeuten nichts für den Gegenstand an sich.

Aber eben diese Relativität verbreitet sich um so sicherer über den gesammten Stoff unserer Erfahrung, je genauer wir ihn durchmustern. Die Sprache hat gemeinsame Bezeichnungen für die sinnlichen Eigenschaften der Dinge ausgebildet; Jeder glaubt zu wissen, was roth und blau, hart und weich ist. Aber eine Gewähr dafür, daß die rothe Farbe dem Auge des Einen so erscheine, wie dem des Andern, ist in der Empfindung selbst schlechterdings nicht vorhanden; Jeder hat gelernt, welche Gesichtsempfindung, die er hat, Andere roth nennen; deßhalb bedient er sich zur Bezeichnung desselben Wortes; aber die Möglichkeit, daß er dennoch etwas ganz anderes meine, ist so gewiß vorhanden, als es außer der angenommenen, aber ihrer übereinstimmenden Bedeutung nach bezweifelten Art der Bezeichnung durch Worte kein anderes Mittel der Verständigung gibt. Man verfolge diese Möglichkeit durch alle Sinnesempfindungen; wie schmeckt, riecht und sieht denn das Ding aus, abgesehen von der Farbe, dem Geschmacke, dem Geruche, welchen dieser oder jener als seine Empfindung ihm beilegt? Oder ist es nöthig, an die Thiere zu erinnern, die, wenn sie denken und reden könnten, das Was der Dinge unfehlbar nach ihren Empfindungen bestimmen würden,

wie wir nach den unsrigen? oder den Gedanken auszubilden, daß andere und immer wieder andere Organismen unter andern Bedingungen der umgebenden Natur ganz anderen Empfindungen ausgesetzt seyn würden, ohne daß diese Verschiedenheit der Empfindungen nöthigte, eine wirkliche Verschiedenheit der Objecte anzunehmen? Denn der Gegenstand, den der Blinde und der Sehende betasten, der Gesunde und der Gelbsüchtige sehen, ist derselbe, obwohl jener dem Sehenden *mehr* zeigt, als dem Blinden, dieser dem Gesunden etwas *Anderes*, als dem Gelbsüchtigen. Wer von ihnen hat ein Recht zu entscheiden, *was* der Gegenstand eigentlich ist? und welche Empfindung überhaupt hat es, da mehrere Sinne uns auch mehrere Eigenschaften verrathen und dennoch jede denselben Fragen unterliegen würde? Und wenn wir auch auf die Vollständigkeit unserer sinnlichen Erkenntniß von den Eigenschaften der Dinge Verzicht leisten wollten, *welchem* Sinne sollen wir glauben? welchem das Urtheil über das Wesen des Dinges anvertrauen? ist das Ding etwa das, als was wir es fühlen, oder das, als was wir es schmecken oder riechen oder sehen? und hebt nicht bei dem gleichen Anspruche aller Sinne auf die Bestimmung der fraglichen Beschaffenheit, gerade die Menge der Sinne den Glauben an jeden, mithin an alle auf? Oder sind etwa die einzelnen Wahrnehmungen desselben Sinnes zuverlässiger? und die verschiedenen Sinne unter einander immer einstimmig? da doch Sinnestäuschungen und Hallucinationen der verschiedensten Art uns vielfältig begegnen und eben deshalb die Möglichkeit der Täuschung überall vorhanden ist. Wo bleiben endlich die angeblich dem Gegenstande für sich zukommenden Eigenschaften, wenn wir ihn außerhalb des Systemes von Bedingungen wahrnehmen, innerhalb dessen jene zum Vorschein kommen? Klingt das Metall noch im luftleeren Raum, leuchten die Farben ohne Licht, schmilzt das Eisen ohne die Hitze? Was sind denn die Dinge, deren Eigenschaften wir durch alle diese Prädicate des Klingenden, Gefärbten, Schmelzbaren u. s. w. zu bezeichnen meinten, *für sich*, *ohne* Rücksicht auf diese außerhalb ihrer vorhandenen Bedingungen?

Wir wissen es nicht, wenigstens erfahren wir es nicht

durch die sinnliche Empfindung, ist die kurze Antwort auf alle diese Fragen, die sich mit leichter Mühe um viele vermehren lassen. Es würde gar nicht nöthig gewesen seyn, auch nur so viel zu erwähnen, wenn nicht Alles an der Einsicht läge, daß die sinnliche Wahrnehmung über das Reale schlechterdings nichts verräth; daß keine einzige Empfindung, welche sie darbietet, auch nur im geringsten darauf Anspruch machen kann, absolut gesetzt zu werden. Denn der ganze Inhalt des Empfundenen ist an Relationen gebunden; und die Umstände bestimmen ihn dergestalt, daß *ohne* sie von einer bestimmten Empfindung gar nicht die Rede seyn kann. Und dieser Gedanke der durchgängigen Relativität dessen, was die Empfindung, indem durch sie uns der Stoff der Erfahrung gegeben wird, als die Beschaffenheit der Dinge uns aufdringt, darf nicht in einer skeptischen Unentschiedenheit gelassen werden, so daß neben ihm dem Gedanken des Gegentheils noch einen Platz einzunehmen vergönnt wäre; sondern es muß als das erste, obwohl nur negative Resultat der bisherigen Gedankenbewegung festgehalten werden: *daß der gesammte Stoff der Erfahrung nicht darauf Anspruch machen könne, die wahre Beschaffenheit der Dinge, wie sie an sich sind, auszudrücken*, und daß mithin die absolute Qualität der Dinge der sinnlichen Wahrnehmung unbekannt sey.

Was also hat uns die Skepsis bis jetzt geraubt? das Seyende selbst? Keineswegs; wir fanden keinen Grund zu bezweifeln, weder *daß* die Empfindungen uns gegeben seyen, noch daß ihnen irgend etwas entspreche, was unabhängig von ihnen selbst und mithin auch von uns bestehe. Denn wir haben die Empfindungen als *Zustände* unserer selbst kennen gelernt; als Zustände, die durch jenes unbekannte Seyende *mit* bedingt seyen. Sondern nur die Qualität des Seyenden ist uns verloren gegangen; ob für immer, können wir noch nicht entscheiden; der „Kinderglaube" ist uns geraubt, daß alle die Begriffe, welche von der Empfindung hergenommen sind, über die wahre Beschaffenheit der Dinge etwas entscheiden, und an der Stelle der gesuchten Qualität hat sich über den gesammten Kreis unserer Erfahrung der *Schein* verbreitet.

Und wozu nützt uns das gewonnene Resultat? — Es erschüttert das Vertrauen zu der gemeinen Weltansicht, und macht darauf aufmerksam, daß der Schein dem Wissen nicht nur hie und da, sondern überall im Wege steht, und daß es eine Aufgabe für das Denken ist, da vorwärts zu dringen, wo die Erfahrung bekennen muß an der Grenze zu seyn. Dennoch sind in dem gewonnenen Resultate, eben weil es rein negativ ist, wenn auch Anregungen für die Wißbegierde, doch noch keine Motive für einen geregelten Fortschritt im Denken gefunden, und die Möglichkeit, die Skepsis noch höher zu steigern, nöthigt, auf den zweiten der oben angegebenen Gesichtspunkte näher einzugehen.

II) Höhere Skepsis.

Die Frage, welche oben als das Motiv der höheren Skepsis angegeben wurde, war: ob wir wirklich alles das wahrnehmen, was wir wahrzunehmen glauben, oder ob wir nicht, mehr oder weniger hinzudenkend, vielleicht unsere ganze Weltauffassung aus Einbildungen zusammensetzen? Könnte die auf die Beantwortung dieser Frage gerichtete Ueberlegung ein bejahendes Resultat erzeugen, so würde uns dadurch die Realität der Außenwelt eben so verschwinden, wie die wahre Qualität der Dinge uns wirklich schon verschwunden ist. Der Zweifel würde nicht blos, wie bis jetzt, das Was, sondern auch das Daß des Seyenden vernichten, und uns mit unseren Gedanken im absoluten Leeren allein lassen.

Den Glauben nun an die Realität der Außenwelt irgendwie wankend zu machen, scheint bis jetzt um so mehr unmöglich, da keine Veranlassung vorhanden war, daran zu zweifeln, daß uns der Stoff der Erfahrung selbst, so trügerisch er seyn mag, wirklich gegeben sey. Und dieser Anspruch, welchen der Stoff macht gegeben zu seyn, scheint durch nichts zurückgewiesen werden zu können, mithin auch die Realität der Dinge, wie sie auch an sich beschaffen seyn mögen, vollkommen gesichert.

Aber der Stoff ist nicht für sich allein gegeben, sondern überall und immer in gewissen Verhältnissen und Verbindungen, d. h. er ist nie ohne die Form gegeben. Jede

Empfindung nimmt nicht nur in der Reihe der Wahrnehmungen selbst, sondern auch in der Reihe ihres entsprechenden Continuums eine bestimmte Stelle ein. Fast nie bietet sie sich vollkommen isolirt dar, und wenn sie sich so darböte, so würde sie unvermeidlich räumlichen und zeitlichen Bestimmungen unterliegen, und diese Verhältnisse heften sich dergestalt an sie, daß sie ohne diese gar kein Gegenstand der Auffassung seyn zu können scheint. Gestalt, Größe, Entfernung, Dauer, Grad, Bewegung, Ruhe und Veränderung, sammt Allem, was unter diese Begriffe, welche sämmtlich bloße Verhältnisse der Erscheinungen bezeichnen, fällt, sind mit dem Stoffe der Empfindung unzertrennlich verbunden; mit der Form verschwindet wenigstens für unsere Auffassung die Sache selbst, und sollte mithin eine geschärfte Aufmerksamkeit den Glauben, daß die Formen gegeben seyen, den Dingen vielleicht sogar als reale Bestimmungen anhaften, wankend zu machen im Stande seyn, so würde sich der Zweifel nothwendig rückwärts auf die Realität dessen, was sich uns in der Empfindung als seyend ankündigt, erstrecken.

Abgesehen nun von den Verhältnissen mehrerer Dinge zu einander stellt jedes einzelne Ding ein Aggregat mehrerer Merkmale dar. Einen einfachen Ton, einen gefärbten Punkt, eine bloße Fläche nennt niemand leicht ein Ding, sondern er fordert, daß ein solches mehreren Sinnen verschiedene Eigenschaften verrathe. Aber dieses Mannigfaltige denkt sich niemand als eine Summe, schon wegen der Ungleichartigkeit; sondern die Verbindung, die Vereinigung der Merkmale soll den Grund enthalten, warum die Gesammtheit des Empfundenen Ein Ding genannt wird. Diese Vereinigung nun des Vielen in eine, gerade so und nicht anders zusammengehörige Gruppe ist die Form des Dinges. Dieser bestimmte Geruch z. B. muß sich mit dieser bestimmten Farbe, Gestalt der Blätter u. s. w. verbinden, damit der Complex dieser Merkmale eine Rose genannt werden könne. Eine beliebige Vielheit von Merkmalen, als bloße Menge gedacht, gibt nicht den Begriff des Dinges; selbst Geschöpfe unserer Einbildungskraft, wie Centauren und Sphinxe, fordern eine Vertheilung dieser Menge in bestimmte Gruppen, um demjenigen auch nur ähnlich zu werden, was

wir Ding nennen. Es fragt sich also, ob wir diese dem Dinge als solchem wesentliche Form der Vereinigung wahrnehmen? Wir glauben das bejahen zu müssen; aber dann fragt sich, wo und wie nehmen wir sie wahr? In den einzelnen Empfindungen? Aber ist denn in dem Merkmal a zugleich mitgegeben das Merkmal b? in dem Geruche der Rose ihre Farbe? Keineswegs; jede Empfindung steht für sich allein und enthält nicht das Geringste von der andern. Oder enthält vielleicht jede den Grund, daß sie mit der andern gerade so und nicht anders verbunden ist? auch das nicht; denn die Farbe ist dieselbe, ob wir sie an einer Rose oder an einem Tische wahrnehmen. Also wird die Einheit des Dinges außer der Empfindung gegeben? Auch das nicht; denn das Ding ist nichts, wenn seine sämmtlichen Merkmale aufgehoben werden; wir sehen, schmecken, fühlen, riechen und hören die Einheit nicht; dennoch macht die bloße Summe der Merkmale ohne die Vereinigung nicht das Ding aus; wir fahren fort, trotz dem, daß wir die Art, wie wir diese Einheit wahrnehmen, weder in noch außer der Empfindung nachweisen können, sie zu behaupten; was also ist scheinbarer, als der Gedanke, daß die Einheit, also eine ganz wesentliche Bestimmung des Dinges, ohne welche es selbst wegfällt, nicht gegeben, sondern von uns, gleichviel mit welchem Rechte, hinzugedacht sey *)?

Eine ganz ähnliche Bewandtniß dürfte es mit den räumlichen und zeitlichen Bestimmungen, überhaupt mit allen den-

*) Es braucht wohl in Beziehung auf diese und die nächstfolgenden Betrachtungen kaum bemerkt zu werden, daß sie die Probleme der Metaphysik nicht enthalten, sondern nur vorbereiten; es handelt sich jetzt darum, ob die Formen der Erfahrung gegeben sind; wenn es sich gezeigt haben wird, daß sie gegeben sind, handelt es sich darum, die Beschaffenheit der Begriffe zu untersuchen, durch welche sie gedacht werden. Dadurch entwickeln sich die Probleme, die eine feste Basis im Gegebenen voraussetzen, wenn es sich der Mühe lohnen soll, über sie nachzudenken; eine Basis, die der Skepticismus, der sich in seiner höchsten Gestalt als Idealismus zeigt, und ohne die gehörige Aufmerksamkeit auf die Begriffe, auf welchen der letztere ruht, seine eigenen Consequenzen gegen den Dogmatismus aufzugeben geneigt ist, eben zu untergraben versucht. Gegen diesen Versuch müssen die Fundamente der Metaphysik sicher gestellt werden.

jenigen Formen haben, wo ein Vielfaches der Empfindung an ein Nach-, Zwischen- und Nebeneinander, also an die Form einer Reihe gebunden ist. Denn den Raum und die Zeit selbst wahrzunehmen wird niemand leicht behaupten; da diese Worte offenbar allgemeine Begriffe bezeichnen, von denen es sich ohne besondere Veranlassung nicht wohl verkennen läßt, daß sie von der ganzen Menge räumlicher und zeitlicher Bestimmungen abstrahirt sind; sie sind Gedankendinge, die als solche keinen Anspruch darauf machen können, etwas Wirkliches zu bezeichnen. Aber die räumlichen und zeitlichen Bestimmungen scheinen als Formen der Dinge unleugbar gegeben, so daß ein Ding oder eine Empfindung, welche niemals und nirgends gegeben wäre, gewiß nicht für gegeben gehalten wird. Mithin fragt sich, wie und wodurch es so wahrgenommen wird? Wir erklären z. B. die Körper für Solida, und behaupten, ihre Ausdehnung nach Länge, Breite und Dicke wahrzunehmen. Mit welchem Rechte behaupten wir das, da der gesehene und betastete Körper uns nur Flächen zeigt, und fortfährt uns Flächen und immer nur wieder Flächen zu zeigen, wenn wir ihn theilen und trennen; so daß die Solidität desselben sich uns um so gewisser entzieht, je eifriger wir darnach suchen? Und auch nicht einmal davon können wir Rechenschaft geben, wie es zuging, daß wir bloße Flächen oder auch nur Linien wahrgenommen haben; denn das, was wir an der Fläche, an der Linie fühlen, ist nur der Grad und die Art eines bestimmten Widerstandes; was wir an ihr sehen, lediglich eine Summe des Gefärbten, die als bloße Summe die mannigfaltigsten Gestalten annehmen kann, und die für sich so wenig auf eine bestimmte Gestalt, wie die angeblich wahrgenommene Fläche oder Linie seyn soll, hinweist, als die Merkmale des Dinges die Nothwendigkeit ihrer gegenseitigen Verbindung in sich selbst tragen. In dem Stoff der Empfindung liegt nichts von der Form, und diese für sich wird nicht wahrgenommen. Den leeren Raum, die leere Entfernung tastet und sieht niemand, und das Tastbare und Sichtbare an den Körpern bleibt dasselbe, wenn auch ihre Lage und Entfernung verändert wird; die Form der räumlichen Ausdehnung wird also wirklich nicht

wahrgenommen, dennoch wird sie behauptet; und auch hier liegt die Annahme nicht fern, der Grund solcher Behauptung möge wohl in unserem eigenen Denken zu suchen seyn.

Ganz analog lassen sich fast dieselben Betrachtungen auf andere Formen übertragen. Mit welchem Rechte reden wir von einem Zeitraume, der zwischen zwei Wahrnehmungen verflossen sey, wenn z. B. der springende Secundenzeiger uns die Minute in eine Anzahl gleicher Theile theilt, oder wenn jemand Töne in beliebiger Schnelligkeit auf einem Instrumente anschlägt? Das Gehörte selbst sind das Geräusch und die Töne; hängt nun etwa seine Beschaffenheit von der Zeit ab, in welcher die Töne auf einander folgen, oder hören wir in dem ersten Tone schon die Zeit mit, nach welcher der andere ihm folgen werde, in dem zweiten die, welche von dem ersten bis zu ihm verflossen ist? Nichts von dem allen; das eigentlich Wahrgenommene ist auch hier der Stoff der Empfindung; die Form scheint auch hier keinen Anspruch machen zu können, gegeben zu seyn; denn sie wird weder in noch außer ihm (für sich allein) wahrgenommen. Für die räumliche Distanz, die Bewegung sammt der ihr zukommenden Geschwindigkeit, die Beurtheilung des Grades, die Auffassung der Dinge, welche uns successiv eine veränderte Reihe von Merkmalen darbieten, ist es leicht, ähnliche Wendungen des Denkens an einzelnen Beispielen zu wiederholen, um den Umfang inne zu werden, in welchem der Zweifel an der festen, von uns unabhängigen Form der Erfahrung sich geltend zu machen sucht.

Fast einen eben so großen Platz, als räumliche und zeitliche Verhältnisse sammt Allem, was sich auf sie zurückführen läßt, nimmt die Veränderung, das Werden und Wechseln der Dinge ein, und im Gefolge wechselnder Erscheinungen treten die Begriffe der Kraft und der Ursache auf. Auch sie machen, obwohl sie bloße Verhältnisse bezeichnen, also rein formal sind, darauf Anspruch, gegeben zu seyn, und ihnen ganz vorzüglich ist eine solche Beweglichkeit und Versatilität eigen, daß sie in dem gewöhnlichen Vorstellungskreise fast allgegenwärtig zu seyn und die Hoffnung zu erregen scheinen, aus ihnen werde der Erklärungsgrund für alles das sich ent-

nehmen lassen, was außerdem sich einer Erklärung entzieht. Die Erkenntniß der äußeren und der inneren Natur, der materiellen und der geistigen Welt wird abhängig gemacht von der Erkenntniß der Kräfte, welche als Ursachen den Erscheinungen zum Grunde liegen sollen, vielleicht das tiefste Wesen der Dinge selbst seyen. „Die Kraft ist der Geist und die That und die Ursache und das Wesen und die Erscheinung, alles zumal; aus ihr ist alles, durch sie wird alles, in ihr ruht alles, zu ihr strebt alles!" — Wer hätte nicht diese und ähnliche Redeweisen, die den Hörenden fesseln, weil sie eine große Menge von Vorstellungsreihen in Bewegung setzen, häufig genug vernommen? aber wer hätte sich nicht auch gefragt, was denn durch die Worte: Ursache und Kraft, in Wahrheit erklärt wird, sobald es sich um die Einsicht in den Zusammenhang einzelner bestimmter Erscheinungen handelt? Und hier dürfte sich bei einiger Offenherzigkeit das Geständniß einstellen, daß, sobald und wo wir auch von Kräften zu reden anfangen, wir damit indirect nichts besagen, als unsere Unwissenheit. Es handelt sich hier noch keineswegs um die Ungereimtheit, welche in dem Begriffe der Kraft, als eines vorgeblich Realen, oder einer dem Realen als solchem inhärirenden Bestimmung, gleichviel ob man sie als transeunte oder als immanente Ursache der Veränderung denkt, liegt; sondern es handelt sich darum, darauf aufmerksam zu machen, daß das Wort Kraft oder Vermögen nur eine leere Stelle im Denken bezeichnet, welche offen gehalten werden soll für ein Mögliches, welches entweder noch nicht ist oder wenigstens noch nicht erkannt ist *). Und mit welchem Rechte schie-

*) Die Geschichte der Naturwissenschaften zeigt unwidersprechlich, daß der Begriff der Kraft um so viel weiter zurücktritt, als die Kenntniß der Verknüpfungen zwischen den Dingen Fortschritte macht. Fast jede neue Entdeckung zerstört eine Naturkraft, wenigstens eine ursprüngliche. Diese selbst aber ins Unendliche zu verlegen heißt sie eben aufheben; denn das Unendliche ist nicht real, und das Reale als solches hat keine Kräfte, wie sich später zeigen wird. Daß freilich Aristoteles in den Worten δύναμις und ἐντελέχεια ein asylum ignorantiae eröffnet hat, zu welchem man seit zwei Jahrtausenden immer wieder von neuem wallfahrtet, dafür ist ihm wenigstens die Metaphysik keinen Dank schuldig.

ben wir denn diese leeren Stellen überhaupt hinein in die Reihe der Begebenheiten, ja betrachten eben sie als das Band, welches die Veränderungen selbst aneinanderknüpft? Nehmen wir denn wirklich so etwas wahr, was als Wahrgenommenes Kraft, Vermögen, Ursache genannt zu werden verdient? — Und auf diese Frage gibt die Erfahrung die ganz bestimmte Antwort: nein; wir nehmen die Aufeinanderfolge des einen Zustandes auf den andern wahr, die Verschiedenheit des einen von dem andern, aber nie und nirgends weder die wirkende Kraft selbst, noch den nothwendigen Zusammenhang zwischen ihr und dem, was von ihr leidet und bestimmt wird. Nachdem der Funke in das Pulverfaß gefallen war, sahen und hörten wir die Explosion und Alles was auf diese folgte; und nachdem der Funke auf die Marmorplatte gefallen war, sahen wir sein Verlöschen und daß weiter nichts folgte; was aber in beiden Fällen eine so verschiedene Wirkung nothwendig hervorbrachte, sehen wir weder dem Funken, noch dem Pulver, noch dem Marmor an. Wenn sich nun aber auch Einer entschlösse, nicht gerade zu sagen: der Funke hat die Kraft das Pulver zu entzünden, so würde es ihm doch unmöglich seyn, sich des Begriffes der Ursache zu entschlagen; sondern nur der Zweifel würde in ihm Wurzel fassen, ob nicht, weil der Causalzusammenhang selbst nicht in der Wahrnehmung enthalten ist, auch dieser Begriff zu der Erscheinung hinzugedacht werde.

Indessen die Begriffe Ursache und Kraft, mit welchem Rechte sie auch in den gewöhnlichen Vorstellungskreis eingedrungen seyn mögen, haben zunächst nur eine Bedeutung in Beziehung auf die Veränderung, die auf sie hindeutet. Wie, wenn diese selbst nur scheinbar gegeben wäre? Und in der That entwickelt sich der Zweifel daran wenn auch nicht unmittelbar, doch vermittelst einer früheren Betrachtung (S. 44). Dort nämlich wurde zweifelhaft, ob dasjenige an den Dingen, wodurch jedes derselben darauf Anspruch macht Ein Ding zu seyn, d. h. die Form der Einheit, wirklich gegeben sey. Ist aber diese nicht gegeben, sondern hinzugedacht, so sind zwar die einzelnen Merkmale für die Empfindung an dem Dinge,

aber nicht dieses selbst gegeben. Nun verändern sich die Dinge, d. h. es wird behauptet, das Ding sey vor und nach der Veränderung noch dasselbe Ding; das Veränderte an ihm sind blos seine Merkmale. Die Veränderung zeigt uns also dasselbe Ding unter zwei Gestalten; und jede dieser Gestalten bietet eine eigene Complexion von Merkmalen dar. In keiner dieser beiden Complexionen ist aber das gegeben, was das Vielfache ihrer Merkmale zur Einheit des Dinges macht; der Wechsel selbst, der nur an dem Dinge als dem Einen ist, kann mithin noch viel weniger für gegeben angesehen werden. Wenigstens scheint er selbst so gewiß nicht wahrgenommen werden zu können, als das Wechselnde, um als solches nur aufgefaßt zu werden, nöthigt, in jedem Punkte des verlaufenden Wechsels in zwei Complexionen zerlegt zu werden; von deren jeder das eben Bemerkte gilt.

Betrachten wir den Umfang der dargelegten Zweifel und vertiefen uns in jeden einzelnen von ihnen wenigstens so lange, bis er die Form der Erfahrung, welche er trifft, wirklich wankend gemacht hat, so fragt sich, was denn im ganzen Kreise der Erfahrung noch fest genug sey, um darauf irgend eine Hoffnung des Wissens zu gründen? Der gesammte Stoff derselben sank uns herab zu einer Bezeichnung unserer eigenen Zustände, aus denen sich nicht das Geringste über die wahre Beschaffenheit des Gegebenen entnehmen läßt; und alle Begriffe, die sich auf die Verhältnisse der Dinge, außerhalb welcher sie für uns in ein gestaltloses Chaos einfacher Empfindungen zusammenbrechen, beziehen, sind von der Art, daß wir das ihnen Entsprechende in den Dingen selbst nicht nachzuweisen im Stande sind, und alles das, was wir als ein Aeußeres, von uns Unabhängiges auffassen, mit größerem Rechte für ein Product, oder wenigstens für eine Folge unseres eigenen Denkens und Vorstellens betrachtet werden zu können scheint, als für ein Reales außer uns. Und wenn dem so ist, so leben und wirken wir in unseren eigenen Einbildungen und die Unermeßlichkeit dessen, was wir die Welt nennen, tritt zurück in unseren Gedankenkreis, und wir allein, die Ein- und Ausbildenden, sind.

Aber dann darf auch keiner von dem andern sprechen, als wäre dieser, sondern das Ich allein ist. „Und es allein ist so unzweifelhaft, daß der Zweifel des Ich am Ich eben das Ich setzen würde, welches bezweifelt werden sollte. Das Ich also setzt sich, aber gewiß auch die Welt, da das zweifelnde Denken die Welt, deren selbstständige Realität es angreift, wenigstens als Erscheinung nicht vernichtet. Und das Ich setzt die Welt gewiß auch so, wie sie erscheint, und zwar nothwendig; denn weder die Dinge, wie sie nun einmal erscheinen, noch ihre Verbindungen und Veränderungen im Laufe der Begebenheiten weichen den Gedanken des Ich, und die Natur geht unaufhaltsam ihren Gang fort, trotz dem Befehle des Denkers, stehen zu bleiben. Und das Ziel des Wissens ist, diese Nothwendigkeit nachzuweisen, mit welcher das Ich die Welt gerade so und nicht anders setzt. Und erreichbar ist dieses Ziel, weil das Ich sich selbst im Acte seiner Production anschaut. Und eben nur diese Selbstanschauung des Ich ist die Quelle des Wissens, ja dieses selbst"! — So lauten die Behauptungen einer fortstürmenden Gedankenbewegung, die dem Skepticismus zu entfliehen sucht, weil sie ihm nichts entgegenzusetzen hat. Sie springt über Klippen und eben deshalb kann die ruhig fortschreitende Untersuchung ihr nur bis dahin folgen, wo sie anfängt zu springen. Der Denker, bemerkt diese, sieht sich durch die skeptischen Bewegungen seines Denkens zuletzt auf sich selbst zurückgedrängt, indem ihm statt der vorausgesetzten Realität dessen, was er äußerlich wahrzunehmen glaubte, nur Vorstellungen und sein eigenes Ich, als das in der Gesammtheit seiner Vorstellungen Identische übrig bleiben. Aber auch Vorstellungen bestehen nicht für sich, sondern lehnen sich an das Ich, welches somit allein übrig ist. Je allgemeiner die Skepsis ist, desto dringender scheint die Geneigtheit zu idealistischen Behauptungen werden zu müssen; und die Stärke des Idealismus scheint eben in der Strenge zu liegen, mit welcher er seine Behauptungen durchführt. Aber der Stützpunkt des Idealismus, das Ich, unterliegt denselben Fragen, welchen unterworfen

zu werden alles Uebrige, was sich als gegeben ankündigte, sich gefallen lassen mußte. Und so wie der Grund des Zweifels an den Formen der Erfahrung, nach deren Aufhebung als gegebener allererst Platz wird für den Idealismus, hauptsächlich darin lag, daß sie sich als gegeben weder in noch außer der Empfindung mit Bestimmtheit nachweisen lassen, so erhebt sich hier dieselbe Frage: ob denn das Ich, welches Anspruch darauf macht als das einzige Gegebene übrig zu bleiben, auch wirklich so gegeben ist, wie es gegeben seyn müßte, damit es zum Stützpunkte für eine durchaus idealistische Gedankenbewegung dienen könne?

Nun müßte es in dieser Beziehung gegeben seyn als absolutes und producirendes und sich in dieser Production durch die ganze Reihe ihrer einzelnen Acte hindurch selbst anschauendes. Als solches aber ist es dem gemeinen Bewußtseyn gemäß schlechterdings nicht gegeben; und deshalb ist die Behauptung des Idealismus bloße Behauptung, die sich mit nichts rechtfertigen läßt.

Denn der Idealismus müßte doch wenigstens Rechenschaft geben können von dem, was sein absolutes und producirendes, sich selbst in seinen Productionen anschauendes Ich eigentlich sey. Die Antwort ist: es ist das reine Ich. Wir halten diese Antwort fest und fragen: was ist denn das reine Ich? Denn die Thätigkeit des Ich, das Produciren selbst ist so wenig das Ich, als das, was es producirt. Ueberhaupt keine von den unendlich vielen Bestimmungen, die als veränderlich in dem Ich vorkommen, kann für das reine Ich gehalten werden, sondern das Ich als solches trennt sich von jeder derselben so gewiß, als es Ich und nur Ich ist. Die Forderung das Ich als Ich zu denken ist unabweislich; aber eben diese Forderung kann im strengen Sinne nicht erfüllt werden; denn das denkende Ich ist nicht das gedachte und dieses nicht jenes, und dennoch wird theils jedes gedachte Ich immer wieder das denkende und umgekehrt, und der Gedanke des Ich schiebt sich in einer unendlichen Reihe der Reflexionen des Ich in Sich vorwärts und rückwärts, theils soll diese ganze unendliche

Reihe in einen Punkt zusammenfallen. Nicht einmal eine Antwort also ist möglich auf die Frage: was ist das Ich? und nur der Ausruf: Ich! dem Subject und Object gleichmäßig fehlt, scheint sich an der Stelle eines Begriffes darzubieten. So leer und nichtig zeigt sich das Ich, welches doch nur eben reich genug seyn sollte, die Unermeßlichkeit des Weltalls als seinen eigenen Inhalt aus sich zu entwickeln *).

Indessen die Frage nach dem Ich würde sich anders gestalten, wenn wir uns nicht durch die skeptischen Betrachtungen allzugewaltsam auf den Standpunkt des Idealismus treiben lassen, sondern hier, wo es lediglich um eine Durchmusterung des Gegebenen zu thun ist, begnügt hätten, die Form der inneren Erfahrung einer ähnlichen Kritik zu unterwerfen, wie die der äußeren. Die Form der inneren Erfahrung aber ist die Verbindung eines sehr verschiedenartigen und veränderlichen Mannigfaltigen, dessen allgemeinstes Merkmal das Vorgestelltwerden ist, in Einem Bewußtseyn. Die Vereinigung dieses Vielen, welches den Inhalt des Bewußseyns ausmacht, in diesem Einen Bewußtseyn selbst, ist nun für sich betrachtet zunächst so räthselhaft, wie die Verbindung mehrerer Merkmale, welche den Stoff unserer Vorstellungen liefern, in einem Dinge. Denn so wenig als hier ein Merkmal nothwendig auf seine Verbindung mit dem andern hinweist, so wenig läßt sich in den einzelnen Vorstellungen und inneren Zuständen für sich das Band innerlich wahrnehmen, welches sie mit den andern verknüpft. Sondern die Verbindung eben so, wie die Veränderung und der Wechsel des im höchsten Grade beweglichen wirklichen Vorstellens würde der gemeinen Ansicht nach auf Kräfte und Vermögen hinweisen, welche aber innerlich so wenig wahrgenommen werden, wie in der äußeren Erfahrung. — In dieser Beziehung würden also beide Kreise der Erfahrung denselben Zweifeln unterliegen, wenn nicht in dem Selbstbewußtseyn dasjenige gegeben wäre, wodurch sich die innere Erfahrung von der äußeren charakteristisch unterscheidet. Vermöge des Selbst-

*) Hierüber muß auf die spätern Untersuchungen über das Ich (s. unter: D) verwiesen werden.

bewußtseyns ist der Vorstellende in der Gesammtheit seines wie auch immer bestimmten Vorstellens derselbe zu seyn unmittelbar versichert. Nur berechtigt eine von psychologischen Erschleichungen noch nicht verdorbene Auffassung des Selbstbewußtseyns keineswegs zu der Behauptung, daß das Ich das durchgängig, geschweige denn das absolut Thätige, das seinen Vorstellungskreis in jedem Augenblicke Bestimmende ist, sondern des Unwillkürlichen und Unbewußten im Laufe unserer Gedanken und in dem Zusammenhange unserer Willensbestimmungen ist unvergleichbar viel mehr, als des Bewußten und Absichtlichen *). Mithin scheint die innere Erfahrung, in deren Mitte das Selbstbewußtseyn, obwohl nur als beweglicher Punkt, sich vorfindet, ihrer Form nach so wenig einen festen Stützpunkt darzubieten, als irgend eine andere Form der äußeren; wird aber das Selbstbewußtseyn als Reflexion des Ich auf sich selbst aus der Menge des übrigen innerlich Gegebenen herausgehoben, so tritt jene schon berührte Verlegenheit wieder ein, was denn das Ich eigentlich sey, und derselbe Zweifel, der uns in die innere Welt unseres Vorstellens hineintrieb, treibt uns wieder heraus zu den äußeren Objecten und nichts scheint übrig zu bleiben, als derselbe immer wiederkehrende

*) Kant war hier vorsichtig; er behauptete blos: das Ich denke muß alle meine Vorstellungen begleiten können; sonst würden sie eben nicht als meine Vorstellungen vorgestellt werden können. Denn wirklich gehen eine Unzahl von Vorstellungen an uns vorüber, ohne daß wir daran denken, daß es unsere Vorstellungen sind. So oft wir uns in einen Gegenstand, in eine Arbeit vertiefen, scheint das Selbstbewußtseyn auszusetzen; erst hinterdrein besinnen wir uns, daß wir die Denkenden und Arbeitenden waren. Dennoch paralysirte Kant die guten Wirkungen, welche jener vorsichtige Ausdruck namentlich nach Locke's Vorgang hätte haben können, durch die Behauptung, daß er die Synthesis des Mannigfaltigen in einem Bewußtseyn als Actus der Spontaneität, als eine Verrichtung des Verstandes beschrieb. Das glaubte man ihm, ohne zu prüfen; und steigerte diese psychologische Erschleichung sehr bald zu dem Befehl, sich einzubilden, das Ich finde sich als absolut thätig und producire die Welt. Später als das individuelle Ich sich in das Welt-Ich verwandelt hatte, trat die Vernunft, das Denken, der Begriff, das Thun u. s. w. an die Spitze.

Kreislauf einer zwischen Idealismus und Realismus schwankenden Unentschiedenheit.

III) Ende und Resultate der Skepsis. Uebergang zu den Anfangspunkten der Metaphysik.

Einer durch das Gegebene veranlaßten, von verschiedenen Punkten ausgehenden, dabei rechtmäßig fortschreitenden und in allen ihren Bewegungen mit der Sache selbst beschäftigten Gedankenreihe ist es zwar an sich gleichgültig, ob eine ähnliche Verknüpfung des Gedachten auch sonst schon vorgekommen ist oder nicht; und die Rechtfertigung der skeptischen Betrachtungen, in die wir verwickelt worden sind, würde, wenn sie nicht wirklich die natürlichen und nothwendigen Vorbereitungen des metaphysischen Nachdenkens enthielte, am wenigsten aus der Geschichte der Philosophie entlehnt werden können. Denn dem Skepticismus gesteht man den Systemen gegenüber nur eine untergeordnete Rolle zu, und es ist längst bemerkt worden, daß der Zweifel an Allem sich selbst widerlege, und der Versuch den Skepticismus consequent durchzuführen in sich selbst zerfalle. Daher mag der Geschichte überlassen bleiben, die Stellung zu beurtheilen, welche der Skepticismus verschiedener Zeitalter den Systemen gegenüber wirklich einnehmen zu müssen geglaubt hat; für uns hatte er von vorn herein nicht die Bedeutung eines Gegensatzes gegen irgend welche Resultate der Wissenschaft, sondern er galt uns als Mittel um die Autorität des Gegebenen zu prüfen. Und diese scheint nach allem bisher Entwickelten nicht etwa nur zum Theil, sondern ganz verschwunden, und eben deßhalb ist vor Allem nöthig, auf unseren Gedankengang noch einmal einen prüfenden Rückblick zu werfen, um den Punkt zu finden, an welchem der Skepticismus scheitert.

Keine der verschiedenen Formen der Erfahrung hielt eine strenge Prüfung aus; jede veranlaßte zu dem Gedanken, sie möge zu den Dingen hinzugedacht seyn; die ganze Masse der Erfahrung trat zurück in das Bewußtseyn des Vorstellenden, und der Idealismus säumte nicht, die Nichtigkeit des Weltalls zu verkünden. Aber seine Worte waren unverständlich und er

vermochte nicht Rechenschaft zu geben von sich selbst; das angebliche Centrum des Ich, aus welchem alle Radien ausstrahlen sollten, entzog sich als ein beweglicher und dunkler Punkt jeder genauen Bestimmung.

Waren wir denn nun aber auch, eben indem wir diese Gedankenreihe durchliefen, wirklich mit der Sache beschäftigt? Hier gilt es sich zu besinnen, daß wir das im Grunde nicht waren; daß wir uns eben nur mit unseren Gedanken beschäftigten und uns irre machen ließen von Fragen, die nicht sowohl das Gegebene selbst, als die Art und Weise unserer Auffassung betrafen. Die Erfahrung trennte sich in Materie und Form; die Form zerfiel in mehrere Verhältnisse, deren jedes durch einen besondern Begriff gedacht wurde, und jeden dieser Begriffe betrachteten wir einzeln wieder nur nach dem Verhältnisse, in welchem das durch ihn Bezeichnete zu der Empfindung steht. Nun konnten allerdings die Formen des Gegebenen weder in der Empfindung noch außer ihr unmittelbar nachgewiesen werden; und eben deshalb, weil die Verbindung unserer leeren Begriffe von der Ausdehnung, der Veränderung, dem Raume, der Zeit u. s. w. mit dem, was durch sie aufgefaßt wird, nicht unmittelbar aufgezeigt werden konnte, schlossen wir, die individuellen formalen Bestimmungen der Erfahrung seyen überhaupt nicht gegeben.

Ein schlechter Schluß von dem Allgemeinen auf die eigenthümliche Bestimmtheit des Besondern, von der Unentschiedenheit, wie die Formen gegeben seyen (d. h. wie es möglich sey, so verschiedene Formen wirklich wahrzunehmen, die weder für sich allein noch in der Empfindung sich aufzeigen lassen), auf die Behauptung, sie seyen überhaupt nicht gegeben. Die Entscheidung jener Frage wäre von Wichtigkeit, wenn die Natur und Beschaffenheit unseres Vorstellungskreises Gegenstand der Untersuchung wäre; hier handelt es sich um eine viel allgemeinere Kenntniß dessen, was ist, und deshalb muß die Entscheidung über jenes Wie, aus welchem für oder wider das factisch Gegebene ohnehin nichts folgt, hier ganz unberücksichtigt bleiben.

Die Erinnerung an die Eilfertigkeit der Abstraction und die Verwechselung der Fragepunkte nun, durch welche wir uns

täuschen ließen, bereitet den Gründen, welche verbieten, die Formen der Erfahrung für nicht gegeben zu halten, einen leichteren Eingang. Zuerst nämlich ist es schlechthin unmöglich, den Zweifel durchaus festzuhalten und die Formen der Erfahrung alle zumal aufzuheben; unmöglich, sein eigenes Denken und Vorstellen in dem Umfange zu vernichten und aufzuheben, welchen die Allgemeinheit des Zweifels fordern würde. Diese oder jene Form verträgt es allenfalls, einzeln bezweifelt zu werden; aber der Versuch, die gesammte Masse der gewonnenen Erfahrung in eine Unzahl vereinzelter Empfindungen zu zersplittern und sich selbst in ein durchaus formloses Chaos derselben zu verlieren, mißlingt unfehlbar. Schon der längere Zeit fortgesetzte Zweifel hat etwas Peinliches, denn er ist ein fortgesetzter und fruchtloser Kampf gegen den Zwang, welchen die Erfahrung uns von allen Seiten aufdrängt. Sodann aber wiederholt sich die Unmöglichkeit, sich den Formen der Dinge zu entziehen, in jedem einzelnen Falle. Denn diejenigen Formen, welche die Dinge wirklich haben, weichen nicht unserem Denken, sie verändern sich nicht auf unser Geheiß, sie ergreifen uns mitten im Zweifel und spotten jedes Versuches sich ihnen zu entziehen. Oder vermögen wir etwa kraft unseres Denkens das Runde als Viereck aufzufassen, die Reihen der Veränderungen umzukehren, bestimmte Distanzen zu verlängern und zu verkürzen, den Zeitraum einer Stunde in den einer Minute zusammenzupressen, das rollende Rad aufzuhalten u. s. w.? Nichts von dem allen; in jedem einzelnen Punkte unserer Wahrnehmung finden wir die Willkür des Denkens vollkommen gebunden durch einen Zwang, welchen uns das Gegebene auflegt, und eben die Besinnung auf den Zwang, welchen die individuellen *) Bestimmungen der Dinge

*) Die individuelle Bestimmtheit der Formen nicht aus dem Auge zu verlieren ist unumgänglich nothwendig; denn nur sie gibt die Erfahrung. Jede Theorie, die die Auffassung dieser Formen auf ihre Gründe zurückzuführen unternimmt, genügt daher nicht, wenn sie nicht eben diese individuelle Bestimmtheit zu erklären im Stande ist. Das gilt namentlich gegen Kant's aprioristische Formen. Vergl. Herbart Einl. §. 127.

unserer Auffassung gegenüber überall ausüben, stellt die Zuversicht wieder her, welche der Skepticismus aufzuheben drohte. Das zweite allgemeine Resultat des Bisherigen ist mithin die gegen die Angriffe des Skepticismus gesicherte Ueberzeugung, daß die Erfahrung auch ihrer Form nach wirklich gegeben sey.

Sind wir nun etwa durch dieses, nicht freiwillige, sondern abgenöthigte Geständniß, daß die Willkür unseres Denkens an die von uns unabhängige Gestaltung der Außenwelt gebunden sey, und daß wir es uns eben deshalb verbieten müssen, die Form der Erfahrung für nicht gegeben zu halten, auf den anfänglichen Standpunkt der gemeinen Weltansicht vollkommen zurückversetzt? Es möchte so scheinen, wenn man theils das Resultat der niedern Skepsis, theils den Satz vergessen wollte, daß die Form der Dinge nicht für sich allein, sondern überall nur als Bestimmung der Art gegeben ist, wie der Stoff sich uns unvermeidlich darstellt. Aber man soll nicht vergessen, was man einmal als richtig anerkannt hat.

In wie weit also hat sich die gemeine Ansicht wirklich verändert? Wir erinnern uns, daß in ihr das vollkommene Vertrauen nicht nur zu der Realität, sondern auch zu der Qualität dessen, was sich äußerlich darstellt, vorhanden war. Können nun wir, nachdem wir die skeptischen Betrachtungen durchlaufen haben, das Reale auch noch für gegeben halten? Unmöglich; denn die Erfahrung ist uns nun einmal in Materie und Form auseinandergefallen, und weder die Empfindung enthält es, da sie uns die Beschaffenheiten der Dinge, mithin das eigentliche Was dessen, was als real gesetzt werden könnte, ganz unbekannt läßt, noch die Form, die sich gar nicht auf das Wesen, sondern nur auf die den Dingen, insofern sie das sind, was sie sind, ganz zufälligen Verhältnisse bezieht. Es ist also wirklich nichts Reales gegeben, ist das allgemeine Resultat der Skepsis.

Also ist Nichts gegeben, setzt ein voreiliges Denken rasch hinzu, dem wir es überlassen können, sich in den Gedanken des Nichts zu vertiefen, und aus ihm die Metaphysik herauszuwickeln. Uns wenigstens erinnert die nur eben

ausgesprochene Anerkennung der gesammten Erfahrung als eines Gegebenen, auf den Sprung aufmerksam zu machen, der mit der Verwandlung des Satzes: es ist nichts Reales gegeben, in den: es ist Nichts gegeben, schon geschehen ist. Der erstere nämlich kann auf dem Standpunkte, auf welchem wir uns trotz des Skepticismus befestigt haben, nichts anderes bedeuten, als: die Erfahrung ist nicht als das Reale gegeben, sondern als Schein, als Erscheinung. Der Schein, der wirkliche Schein ist das, was gegeben ist, und alles Gegebene ist Schein; das können wir nicht nur, sondern das müssen wir sagen; und in dieser Nothwendigkeit liegt die Autorität, welche der Erfahrung bleibt und gebührt, und welche weder eine Vermehrung noch eine Verminderung leidet.

„Aber der Schein ist eben Nichts," fährt man fort einzuwerfen, und vergißt daß der Schein nicht Nichts, sondern doch mindestens Schein ist, d. h. daß mit ihm wirklich irgend etwas gesetzt ist, so jedoch, daß diese Setzung dem Begriffe des Scheines gemäß auf ein Anderes hinweist, als relativ einen absoluten Stützpunkt fordert, daß mithin der Schein auf das Seyn hindeutet; daß nichts scheinen könnte, wenn nichts wäre; daß wir genöthigt sind, so viel Hindeutungen aufs Seyn anzuerkennen, wie viel Schein uns umgibt, und daß die Antriebe, das Seyende zu finden, ins Unermeßliche wachsen mit der Menge des Scheines.

Die Geneigtheit jedoch, statt in dem gegebenen Scheine eine mit der Masse desselben wachsende Aufforderung zur Setzung des Realen anzuerkennen, sich von ihm in die absolute Leere des Nichts zurückwerfen zu lassen, hat ihren Grund in der Trägheit des Denkens, die sich den Begriff des Scheines nicht gehörig zerlegt. Dieselbe Gemächlichkeit nämlich, welche den Unterschied des Seyns von dem Seyenden für unerheblich hält, und die Qualität des Seyenden nicht als dasjenige erkennt, was der im Begriffe des Seyns liegenden absoluten Position allein einen Inhalt gibt, glaubt, weil sie diese durch den Gegensatz des Scheines selbst geforderte Unterscheidung unterlassen hat, durch den Begriff des Scheines wirklich den des Seyns aufgehoben zu haben. Aber, obwohl der

Schein als unmittelbares Merkmal dessen, was als real gesetzt werden soll, nicht gedacht werden kann, weil die Qualität des Seyenden, damit sie der im Begriffe des Seyns liegenden absoluten Position entspreche, alle Relationen von sich ausstößt, so haftet doch die im Begriffe des Scheines liegende Relation nur an der Qualität, keinesweges an der Realität des Seyenden. Der Ausdruck: zu seyn scheinen, ohne alle Beziehung auf die Qualität dessen, was scheint und als was es erscheint, ist ein vollkommener Ungedanke, denn er unternimmt die contradictorisch entgegengesetzte Bestimmung des Absoluten und Relativen, und noch dazu ohne ein Etwas, was zugleich absolut und relativ sey, zusammenzubringen. Sondern er hat nur einen Sinn mit dem Zusatze: das Ding scheint so oder anders zu seyn, d. h. er leugnet dann, daß die dem Dinge, insofern es scheint, beigelegte Qualität die wahre sey, und fordert, ihr irgend eine andere unbekannte, die das Ding als seyend hat, zu substituiren. Gerade diese Forderung aber ist nicht Aufhebung der Realität, d. h. der Setzung überhaupt, sondern eben der Ausdruck für die Hindeutung auf ein Reales, was dem Scheine zu Grunde liege. Mit dieser ursprünglich im Begriffe des Scheines liegenden Beziehung auf die Qualität dessen, was ist, verbindet sich dann freilich eine zweite auf das Subject, dem etwas scheint. In den meisten Fällen tritt jedoch der Gedanke dieser zweiten Beziehung erst ein, nachdem die erste schon vollzogen ist, wenigstens nicht ohne sie zugleich mit zu vollziehen. Die Aufmerksamkeit auf diese doppelte Beziehung ist, wie sich später zeigen wird, wichtig, weil sie die Möglichkeit eines objectiven, d. h. von der besonderen Beschaffenheit des Subjectes unabhängigen Scheines wenigstens vorläufig sichert. Jedoch scheint diese zweite Beziehung von der ersten in allen den Fällen unabhängig zu seyn, wo man sagt: ich wähnte einen Ton zu hören u. s. w., aber es war nichts. Denn obwohl hier, nachdem wir unsern Irrthum wahrgenommen haben, das Urtheil erfolgt, daß das, was wir zu hören glaubten, nichts war, mithin hier durch den Begriff des Scheines nicht nur die Beschaffenheit des Gesetzten, sondern die Setzung selbst

preisgegeben wird, so ist doch auch in diesem Falle die Aufhebung eines bestimmten Realen noch keine Aufhebung aller Realität; sondern auch hier weist der Schein auf das Seyn, dessen nämlich, der eben getäuscht wurde.

Und somit haben wir denn mit dem Satze: wie viel Schein, so viel Hindeutung auf das Seyn, den festen Punkt gewonnen, der gleichsam in der Mitte liegt zwischen dem blinden Glauben der gemeinen Weltansicht und der Unruhe des Skepticismus. Und dieser Satz heißt mit andern Worten nichts als: die Formen der Erfahrung haben sich in Formen der Setzung des Realen verwandelt, und die Aufgabe der Metaphysik ist, „das Reale, auf welches der Schein hindeutet, auf eine solche Weise zu bestimmen und zu verknüpfen, wie es den Verknüpfungen angemessen ist, in welchen die Hindeutungen auf das Seyn unter einander stehen.“*) Wenn irgendwo, so liegen die festen Anfangspunkte, d. h. die Principien (ἀρχαί) der Metaphysik hier, wo dem Skepticismus alles, was er mit Recht fordert, schon im Voraus zugegeben, das aber, was ihm nicht zugestanden werden kann, vollkommen gesichert ist.

Wenn nun die Formen der Erfahrung sich wirklich in Formen der Setzung des Realen verwandelt haben, wozu noch weitläuftige Vorbereitungen zur Metaphysik? Eure Wissenschaft, hören wir die Empiriker sagen, ist schon fertig; denn mehr Reales zu entdecken, als auf welches, wie ihr sagt, der Schein hindeutet, werdet ihr doch nicht hoffen; und die Verknüpfungen desselben braucht ihr nicht erst zu suchen, sondern sie liegen ja schon vor euch, und was davon noch unbekannt ist, das werden die Erweiterungen der Physik und Chemie mit der Zeit von selbst lehren. Wenn ihr ausgeht von der Erfahrung und euch auf ihr Gebiet beschränkt, warum wollt ihr euch von ihr entfernen?

Das wollen wir nicht aus Laune und Willkür; aber

---

*) Ueber diesen wichtigen Wendepunkt, der den Eingang in die eigentliche metaphysische Untersuchung bezeichnet, ist vorzüglich Herbart's Metaphysik, Bd. II. S. 76—79 (§. 198 u. 199) zu vergleichen.

wir müssen den Empirikern die Frage entgegenstellen, ob denn sie bei der Erfahrung stehen bleiben, oder ob nicht die immer wiederkehrenden Versuche, Hypothesen und Theorien in die Naturwissenschaften einzuführen, das Gegentheil lehren? Denn freilich wissen wir noch nicht, wie die Wissenschaft beschaffen seyn wird, deren eigenen Inhalt die Erfahrung wenigstens nicht dictiren soll; wir kennen die Beschaffenheit der Begriffe noch nicht, durch welche die gegebenen Formen der Erfahrung gedacht zu werden verlangen. Logische Deutlichkeit ist in der That das Geringste, was man von seinem Denken verlangen kann; eben deshalb ist sie das Unerläßlichste; und das Nächste, was zu thun ist, besteht also darin, daß wir diese Begriffe ganz einfach einer logischen Analyse unterwerfen, und uns strenge Rechenschaft geben von dem, was wir denken, wenn wir die Formen der Erfahrung, d. h. die einzigen uns übrig gebliebenen Hindeutungen auf das Reale, in Begriffen fassen. Der Entschluß, denken und richtig denken zu wollen, kann hier billig vorausgesetzt werden; fällt das Resultat der logischen Analyse so aus, daß die Hindeutung auf das Reale unmittelbar zum Ziele führt, und wir mithin die fraglichen Begriffe so, wie sie uns gegeben sind, beibehalten können, so sind wir am Ende, und es bedarf keiner Metaphysik; wo nicht, so beginnt eine speculative Gedankenbewegung, deren Richtung und Ziel sich im Allgemeinen eben durch die besondere Art der Mangelhaftigkeit verrathen wird, mit welcher jene Begriffe behaftet seyn dürften. Und die Folge wird bald genug zeigen, daß die Rechenschaft über den Inhalt jener Begriffe nicht zu Resultaten, sondern zu bloßen Problemen führt; die sich aber nunmehr als bestimmte Aufgaben des speculativen Denkens aus der unbestimmten Vielheit skeptischer Betrachtungen abgesondert hervorheben müssen.

IV) Entwickelung der in den Erfahrungsbegriffen liegenden Widersprüche.*)

Bei dem Anfange der geforderten logischen Verdeutlichung

*) Vergl. Herbart's Lehrbuch zur Einl. in die Philosophie, 4. Abschn. 1. u. 2. Cap.

kann die Frage entstehen, ob, da alles Gegebene einen gleichen Anspruch hat, deutlich gedacht zu werden, alle Erfahrungsbegriffe, und wenn nicht dieses, welche ihr unterworfen werden sollen? Die Anerkennung jenes Anspruches nun kann dennoch nicht die Furcht einer unabsehlichen Weitläuftigkeit des Unternehmens erwecken, da ein einziger allgemeiner Begriff große Flächen des Gegebenen übersehen läßt und seine Verdeutlichung die ganze Menge des unter ihm Enthaltenen, insofern es eben durch ihn gedacht wird, mitverdeutlicht. Die allgemeinsten Begriffe sind es daher, welche sich der genaueren Bestimmung zuerst darbieten.

Aber eben derselbe Anspruch des Gegebenen erinnert uns, daß Begriffe, die in einer solchen Höhe der Abstraction sich bilden, daß ihre Beziehung auf das Gegebene verschwindet, auf unsere Aufmerksamkeit hier gar nicht Anspruch machen dürfen; denn sie sind Producte eines, den Inhalt des Gedachten von sich ausstoßenden, sich selbst leer machenden Denkens. Namentlich also haben wir uns für den Anfang zu hüten vor dem Möglichen und dem Nichtseyn; wir wollen wissen, was ist; und dem, was ist, geht weder das was nicht, oder wenigstens noch nicht ist, das geringste an.

Nun sind aber im Gebiete der äußeren Erfahrung die allgemeinsten Begriffe das Seyn und das Werden. Aber das Seyn ist ein bloßer Gedanke, der der absoluten Position nämlich; eine Setzung ohne Gesetztes ist Nichts; auch haben wir ihm früher schon eine vorläufige Betrachtung gewidmet; hier interessirt er uns in seiner Isolirtheit nicht. Eine Stufe tiefer steht das Seyende; das Wirkliche im gewöhnlichen Sinne des Wortes; aber auch dieser Begriff bietet noch keinen Anknüpfungspunkt für das Gegebene dar; denn die Dinge in der Erfahrung sind nicht nur, sondern sie haben mehrere Merkmale. Dieser Begriff also, des Dinges mit mehreren Merkmalen, ist der erste Hauptbegriff, welchen wir zu betrachten haben.

Das Werden ist ein eben so leeres Abstractum wie das Seyn, und bedeutet nichts ohne den Gedanken eines Etwas, was wird. Auch dieser Begriff interessirt uns daher nicht für

sich, sondern lediglich in seiner Beziehung auf das Werdende; und der Begriff des sich *verändernden Dinges* ist der zweite Hauptbegriff, der uns zur Erörterung vorliegt.

Die Dinge aber sind und verändern sich in Raum und Zeit, und ihr Bestehen so wie ihre Veränderung weist hin auf die Begriffe von Stoff, Kraft, Ursache, Ausdehnung, Größe, Gestalt, Dauer, Bewegung, Geschwindigkeit. Keiner dieser Begriffe, aus dem Complex der Erscheinungen herausgehoben, bedeutet unmittelbar etwas Gegebenes, sondern das, was im Raume Widerstand leistet und welchem das Uebrige, was durch jene Begriffe angedeutet wird, irgendwie zukommen soll, die *Materie* mit einem Worte, fordert uns zu einer Bestimmung ihres Begriffes auf. Sie würde unter den Begriff des Dinges mit mehreren Merkmalen fallen, wenn nicht an das Merkmal einer bestimmten Quantität der räumlichen Ausdehnung, welches der Materie als solcher eigenthümlich ist, sich besondere Schwierigkeiten knüpften.

Ebenso würde der Hauptbegriff der inneren Erfahrung, das Bewußtseyn, als die Vereinigung eines vielfachen *und* veränderlichen Vorstellens in *Einem*, den Begriffen des Dinges mit mehreren Merkmalen und der Veränderung untergeordnet seyn, und somit einer eigenen Untersuchung nicht bedürfen, wenn es nicht als *Selbstbewußtseyn* das ganz eigenthümliche Phänomen der inneren Welt darböte. Das Selbstbewußtseyn aber führt zu dem Begriffe des *Ich*. Er ist zugleich der, welcher die ganze innere Erfahrung, so weit sie nicht mit der äußeren unter dieselben Begriffe fällt, beherrscht; denn Alles, was wir in uns wahrnehmen, wird dem Ich als Leidenden oder Thätigen zugeschrieben; ihm muß daher eine besondere, und für den Umfang der inneren Erfahrung genügende Aufmerksamkeit gewidmet werden.*)

*) Daß diese Begriffe hier mehr aufgezählt, als durch logische Eintheilung entwickelt werden, hat seinen Grund eben darin, daß, um die einfachsten, aber festen Anfangspunkte des metaphysischen Denkens zu finden, mit leeren Abstractionen nichts gedient ist. Die Einleitung in die Wissenschaft muß die Motive des Denkens nehmen, wie sie sie *findet*. Man vergl. *Herbart* Encyklop. S. 256 flg.

A) Entwickelung des Widerspruches im Begriffe des Dinges mit mehreren Merkmalen. Problem der Inhärenz.

Obgleich die Ueberschrift der vorzunehmenden Entwickelung sehr bestimmt darauf hinweist, daß die logische Verdeutlichung des aus der Mitte der Erfahrung herausgehobenen Begriffs uns nicht im geringsten zu einem Resultate, sondern lediglich zu einem Probleme der metaphysischen Untersuchung führen wird, so kommt es doch ganz wesentlich darauf an, daß das Problem nicht erkünstelt werde, sondern sich gleichsam von selbst in dem entwickelten Begriffe darstelle. Man möge sich deshalb ein allmähliges Vorwärtsschreiten gefallen lassen. Jedermann glaubt zu wissen, was er meint, wenn er von Dingen mit mehreren Merkmalen redet, und dennoch ist die Bequemlichkeit des Denkens mehr als geneigt, den Vorwurf leerer Spitzfindigkeit auszusprechen, sobald eine genaue Analyse die Mangelhaftigkeit dieses Begriffes aufzudecken Miene macht.

Was lehrt uns die Erfahrung von den uns umgebenden Dingen? Die sinnliche Empfindung — denn dieser gebührt, wenn von dem erfahrungsmäßigen Wissen die Rede ist, jederzeit das erste Wort — macht uns bei den einzelnen Dingen mit einer Vielheit von Merkmalen bekannt; das Eisen ist schwer und schwärzlich und schmelzbar und dehnbar, u. s. w.; die Dinge sind für sie schlechterdings nichts außer ihren Merkmalen, mit der Summe derselben identisch. Kein Theil dieser gegebenen Vielheit darf fehlen, ohne daß das Ding ein anderes würde; das Ding ist durchaus gleich der Gesammtheit seiner Merkmale.

Mithin ist auch kein Theil dieser Vielheit das Ding selbst, die Setzung des ersteren vertritt nicht die Setzung des letzteren. Das Weiße oder das Duftende ist nicht die Lilie, sondern die Lilie ist weiß und duftend u. s. w. Dennoch aber erlaubt uns die Erfahrung nicht, die gesonderte Reihe der Merkmale, durch deren Aufzählung wir das Ding beschreiben, in der Art an die Stelle des Dinges selbst zu setzen, daß dieses selbst seinem Seyn nach in diese Menge zerfiele und zersplittert würde, sondern das Ding macht unzweifelhaft dar-

auf Anspruch Eins zu seyn. Und diese Einheit der Form ist mit der Vielheit der Merkmale, als des Stoffes, dergestalt verbunden, daß der Begriff des Dinges mit vielen Merkmalen gar nicht anders aufgefaßt werden darf, als so, daß die Dinge Complexionen ihrer Merkmale seyen. Denn eine Complexion soll eben jene Verbindung eines Mannigfaltigen heißen, welches als Eins zu betrachten ist.

Die Richtigkeit dieser Begriffsbestimmung, welche das, was die Erfahrung über die Dinge aussagt, nur in einen bestimmten Ausdruck zusammenfaßt, zugegeben, finden wir uns augenblicklich in einer Verlegenheit. Mögen auch die einzelnen Merkmale bloßer Schein seyn, der Schein weist hin auf ein Reales, welches ihm zu Grunde liege; und die Form der Einheit jedes einzelnen Dinges für nicht gegeben zu halten, verbieten die Gründe, die dem Skepticismus überhaupt seine Grenzen anweisen. Wir können den Dingen den Anspruch nicht verwehren, den jedes derselben macht zu seyn; wir haben aber auch keine Gründe gegen die natürliche Auffassung, welche den Gedanken der Setzung an die ganze Complexion als eine heftet und behauptet, nicht die einzelnen Merkmale, sondern das Ding sey, und zwar so, daß es nicht gleich gilt, welcher Schein in der Einheit des Dinges zusammenfloß, sondern so, daß jeder andere Schein die Position eines anderen Dinges fordern würde. Denn, wenn nun von uns gefordert wird, das Gesetzte dieser Setzung anzugeben, d. h. zu sagen, was das Ding sey, so gibt es darauf keine Antwort, als die Aufzählung jener Reihe von Merkmalen; eine Antwort, welche der Frage unangemessen ist, weil, wenn einmal das Eine Ding als das Seyende gesetzt ist, dieser einfachen Setzung auch nur ein einfaches Was genau entsprechen kann. Und so finden wir uns mit unserem Begriffe der Dinge — denn nur von diesem ist die Rede — in einen Kreislauf der Gedanken verwickelt; die einzelnen, für die Empfindung gesonderten Merkmale bieten keinen festen Punkt für die Eine Setzung dar, auf welche das Ding als Eines Anspruch macht; und die Eine Setzung, bei welcher es der Form des Dinges wegen sein Bewenden haben sollte, kann nicht ausge-

führt oder wenigstens nicht festgehalten werden, sondern die Angabe dessen, was die Dinge sind, liegt in der erwähnten Reihe ihrer Merkmale; wir finden uns vom Stoffe an die Form, und von dieser wieder an den Stoff gewiesen u. s. f., weil nun einmal das Eine Ding als seyend durch Eine, und zwar absolute Setzung gedacht zu werden verlangt, und dennoch der Gedanke dessen, was es ist, abhängig ist von den vielen Setzungen seiner Merkmale. Dieses Hin- und Hergehen möchte nun zwar beschwerlich, aber doch noch erträglich seyn, wenn es nur streng genommen erlaubt wäre. Aber es ist nicht erlaubt, abwechselnd Eins ums Andere zu denken; denn die vielen Setzungen um der einzelnen Merkmale, und die Eine Setzung um der Einheit willen, sollen in einem und demselben Begriff zusammengefaßt werden; jedes Ding ist ja eben nichts anderes als die Einheit seiner Merkmale; der Gedanke einer Einheit aber, die eine Vielheit ist, hebt sich selbst auf; und doch gebietet die Erfahrung, den Begriff des Dinges mit mehreren Merkmalen gerade so und nicht anders zu denken, d. h. sie zwingt uns einen Begriff auf, der offenbar widersprechend ist.

Der Widerspruch ist so offenbar, daß es zu verwundern wäre, wenn nicht schon das gewöhnliche Denken, wie es sich in der Sprache seinen Ausdruck gegeben hat, ihm zu entfliehen Versuche gemacht hätte. Auch dürfte wohl Mancher in der bisherigen Entwickelung nicht diejenigen Ausdrucksweisen gefunden haben, in welchem ihm die Sache am geläufigsten ist. Und wirklich verhält es sich so, wie das Gefühl dieser Fremdartigkeit vermuthen läßt. Viel geläufiger nämlich, als die Bestimmung, daß die Dinge Complexionen ihrer Merkmale seyen, dürfte es den Meisten gewesen seyn zu hören, daß die Dinge Besitzer ihrer Eigenschaften seyen, jene Merkmale haben. Sie, die Dinge seyen; die Merkmale aber, die Eigenschaften seyen in und an jenen, inhäriren ihnen; das Ding selbst erscheint nun als dasjenige Unbekannte, dessen Setzung nicht nur den festen Punkt abgeben soll, um daran die Setzungen der Merkmale zu befestigen, sondern welchem es auch über-

tragen wird, die durch die Vielheit der Eigenschaften geforderten Setzungen durch eine einzige Setzung zu vertreten.

Ohne Zweifel ist durch diese Wendung der Gesichtspunkt bedeutend verändert; es fragt sich, in wie weit sie zulässig ist, d. h. hier, in wiefern der Begriff des Dinges als des Besitzers seiner Eigenschaften dem Gegebenen entspricht? Nun treten aber in demselben hier das unbekannte Ding, von welchem man wenigstens so viel zu wissen behauptet, daß es seine Eigenschaften besitzt, dort die Gruppe der Eigenschaften, die ihm ankleben soll, auseinander; die letztere ist gegeben, als Gruppe; aber vergebens würde man suchen, wo denn das Ding ohne Eigenschaften, jener in unser Denken eingeführte Besitzer gegeben sey? Diese Umbildung des fraglichen Begriffes mag also immerhin ihre Veranlassung in dem Umstande haben, daß es nun einmal unbegreiflich ist, wie die Vielheit des Stoffes an den einzelnen Dingen in die Einheit der Form zusammenschmelzen könne; eine Veranlassung, die dringend genug ist, um den Gebrauch oder Mißbrauch zu entschuldigen, welchen die Systeme von den Worten: Substanz, Attribut, Accidenz, u. s. w. gemacht haben; für einen unmittelbaren und treuen Ausdruck des Gegebenen kann sie aber nicht gehalten werden, sondern lediglich für einen Versuch, sein eigenes Denken gegen jenen Widerspruch zu schützen.

Bei alle dem ist diese Auffassung mit der gewöhnlichen Vorstellungsweise so innig verwachsen, daß man vielleicht nur darum übersieht, daß in ihr eigentlich schon eine Abweichung von dem Gegebenen enthalten ist. Eben deshalb mag es erlaubt seyn, sie für einen Moment als die ursprüngliche zu betrachten und zu fragen, ob etwa in ihr der Widerspruch verschwunden ist. Von dem Dinge wissen wir nun nichts weiter, als daß es die Eigenschaften hat; dieses Haben und Besitzen ist sein eigenthümliches Was, und auf die Frage nach seinem Was gibt es keine Antwort, als die Angabe dieses seines Besitzens. Aber das besitzende Ding ist nach wie vor Eines; sein Besitzen aber ein vielfaches, und zwar ein so vielfaches, als die Zahl der Merkmale groß ist, durch welche wir mit ihm selbst bekannt wurden. Mithin wiederholt sich hier

dieselbe Verlegenheit, wie früher, indem auf die Frage: was ist das? wiederum nur durch die Aufzählung des vielfachen Besitzens geantwortet werden kann, dessen Vielheit nicht fähig ist, in die Einheit eines Begriffes zusammenzugehen; wie doch nöthig wäre, damit auf jene einfache Frage eine einfache Antwort erfolgte. Die Einheit des Dinges fordert, daß es bei Einer Setzung sein Bewenden haben solle; die Vielheit seines Besitzens verlangt, daß es bei ihr nicht sein Bewenden haben solle; und beides, dieses Sollen und Nichtsollen, müßte doch in die Identität eines und desselben Begriffes zusammenfallen, damit sich behaupten ließe, unter der gemachten Voraussetzung sey der Widerspruch verschwunden.

Man möchte sich nun vielleicht gefallen lassen, diese Ansicht wieder aufzugeben, um so mehr, da die Annahme eines seinen Eigenschaften gegenüberstehenden Besitzers dem Gegebenen nicht entspricht; und sich auf die Unbekanntschaft des Dinges berufend, den oben schon berührten Gedanken schärfer hervorheben, daß das Ding dasjenige sey, dessen Eine Setzung die Setzungen seiner Merkmale vertreten soll, so daß der Gedanke des Dinges selbst gleich seyn soll der Summe der Gedanken, durch welche seine Merkmale gedacht werden. Wirklich scheint diese Auffassung mit der vorigen sich in dem gewöhnlichen Denken zu verbinden; indem die Worte, durch welche die Sprache die einzelnen Sinnendinge bezeichnet, vollkommen als die Repräsentanten aller der Gedanken angesehen werden, welche die Wahrnehmung jener selbst zur Folge hat. Soll sie jedoch nicht zurückführen in die Ungereimtheit einer Complexion mehrerer Merkmale, und in ihrer eigenen Bedeutung scharf festgehalten werden, so kommt der Widerspruch dadurch nur desto deutlicher zu Tage. Zwar an sich ist es nicht widersinnig, wenn man unter bloßen Gedanken verweilend, das, was bisher als Einheit betrachtet wurde, als Complexion darstellt, und einem Begriffe, der durch Einen Gedanken gedacht wurde, eine beliebige Vielheit substituirt, sobald nur diese Vielheit fähig ist, in die reine Einheit des Begriffes wieder zusammenzugehen; kein Mathematiker nimmt Anstoß, eine gegebene Größe als Product aus beliebigen Factoren an-

zusehen, und so könnte man wohl auch unternehmen, die Vielheit der Merkmale so zu betrachten, daß sie sich der Einheit des Dinges ohne Gefahr substituiren lassen, und diese als die Stellvertreterin jener gelten könne. Man könnte sich versucht fühlen — um einen Ausdruck hier schon zu anticipiren, welcher später einer näheren Erklärung entgegensieht — die Vielheit der Merkmale für eine zufällige Ansicht von dem unbekannten Dinge zu halten, indem man für die verschiedenen Merkmale ein einziges Seyendes, mit einem Worte, eine Substanz annimmt, mit welcher die Vielheit der sinnlich wahrnehmbaren Eigenschaften dem Begriffe nach zusammenfalle. Welchem Begriffe nach? fragen wir, um uns nicht durch einen Kunstgriff des Denkens um das sichere Bewußtseyn des Gegebenen bringen zu lassen. Dem Begriffe der stellvertretenden Substanz nach? diese ist schon an sich einfach, in ihr ist nichts Mannigfaltiges, was erst in eine Einheit zusammenzugehen brauchte. Oder dem Begriffe der sinnlich gegebenen Empfindungen nach? Aber diese sind so beschaffen, daß keine derselben für sich fähig ist, mit der andern zu verschmelzen, und in dieser Verschmelzung aller mit allen sich durch die Eine Substanz repräsentiren zu lassen. Die Farbe des Dinges ist und bleibt ihrem Was nach verschieden von dem Geruche; ebenso bleiben Geruch und Gestalt zweierlei, und keine Macht des Denkens ist im Stande, aus ihnen eine Einheit hervorzuzaubern, die nun einmal nicht in ihnen liegt; es ist mit einem Worte unmöglich, die Summe der einzelnen Merkmale als eine zufällige Ansicht der Substanz zu betrachten. Mithin, weil das, was mit dem Dinge gegeben ist, und deshalb so, wie es gegeben ist, gedacht zu werden verlangt, Vieles ist und bleibt, ist es auch unbegreiflich, wie die Eine Setzung gleich seyn solle den vielen Setzungen, weil eine Setzung ohne ein Gesetztes ein leerer Begriff und Identität der Setzungen ohne Identität dessen, was gesetzt wird, ein bloßes Wort ist, welches wohl einem willkürlichen Denken, aber nicht einer treuen Auffassung des Gegebenen entspricht. Demnach hat sich uns das Ding mit vielen Merkmalen aus einem durch seine sinnlichen Eigenschaften Be-

kannten in ein durchaus Unbekanntes verwandelt; und nur die Ungereimtheit ist uns geblieben, daß die Erfahrung uns nöthigt, das unbekannte Eine als den Repräsentanten für die Vielheit der Merkmale zu betrachten, das Denken aber, und zwar auf das Geheiß derselben Erfahrung, diese Repräsentation für unmöglich erklärt, weil die verschiedenen sinnlichen Empfindungen, unähnlich den Willensbestimmungen politischer Committenten, unfähig sind als eine reine Einheit dessen, was ist, aufgefaßt zu werden. Dadurch ist ein Zwiespalt zwischen Erfahrung und Denken befestigt, der aber zum Unglück als Zwiespalt nicht einmal fortbestehen kann, und dessen getrennte Glieder nothwendig in einen Widerspruch zusammentreten, sobald wir die Dinge durch ihren Begriff zu denken unternehmen, indem die Einheit und die Vielheit dessen, was sie eigentlich seyen, vollkommen gleichmäßig in den Inhalt desselben eindringen; worin sie eben ohne Widerspruch nicht bei einander wohnen können. —

Es braucht nun wohl kaum erinnert zu werden, daß die in dem Begriffe des Dinges mit vielen Merkmalen liegende Hindeutung auf das Reale keineswegs unmittelbar zu demselben hinführt, und daß vielmehr für den, welcher ein Interesse daran hätte, wenn er denkt, auch so zu denken, daß nicht seine Gedanken selbst sich aufheben, ihren eigenen Inhalt vernichten, und durch innere Kriege in fortwährender Verwirrung bleiben, in der dargelegten Beschaffenheit eines der gewöhnlichsten Erfahrungsbegriffe ein Problem gefunden ist, welches einer weitern Bearbeitung entgegensieht und ganz einfach in der Frage liegt: wie läßt sich denken, daß die Eine Setzung des Dinges gleich sey den vielfachen Setzungen seiner Merkmale? Schlechthin und ohne nähere Bestimmungen läßt sich nun das gar nicht denken; der Begriff wird also wohl anders gedacht werden müssen; für die Antwort aber, wie er zu denken sey, d. h. für die Lösung des Problems sind wir noch so sehr von allen Hülfsmitteln entblößt, daß wir vor der Hand den Gedanken in der Mißgestalt liegen lassen müssen, die er für uns angenommen hat, und uns zu den übrigen Erfahrungsbegriffen wenden, um sie einer ähnlichen Erörterung zu

unterwerfen. Ja nicht einmal auf die Geschichte der Philosophie erlauben wir uns hier einzugehen, indem das, durch die Erfahrung zu verschiedenen Zeiten sehr verschiedenartig aufgeregte menschliche Nachdenken dieses Problem fast niemals rein aus den Verwickelungen des Gegebenen herausgehoben hat. Zwar die Substanz des Spinoza mit den beiden ihr inhärirenden Attributen der Ausdehnung und des Denkens, die Identität der Natur und des Geistes in der Einheit des Absoluten, die Annahme einer Seele mit mehreren Vermögen und Kräften, oder die zweier Seelen, einer ψυχή und eines νοῦς, die aber in der Einheit eines und desselben Ich coincidiren, unterliegen, obwohl kein einziger dieser Begriffe erfahrungsmäßig gegeben ist, denselben Schwierigkeiten im Denken, wie das gemeinste sinnliche Ding; aber, so wie der Fluß der Veränderungen die Dinge ergreift und mit sich fortreißt, so flossen auch die Begriffe des Seyenden und des Werdenden in den Köpfen der Denker zusammen, so sehr, daß man bald die Frage nach dem, was die Dinge sind, durch die Hinweisung auf die Substanz als das Beharrliche im Wechsel beschwichtigen, bald das Werden und das Seyn in Einer Anschauung zusammenfassen zu können, bald endlich dem nichtseyenden Seyenden, welches im ewigen Kreislauf seinem eigenen Nichts entflieht, um in dasselbe zurückzukehren, zu Liebe, seine Begriffe in einem ähnlichen Wirbel herumtreiben zu müssen geglaubt hat.

B) Entwickelung des Widerspruches im Begriffe des veränderten Dinges. Problem der Veränderung. Begriff der Causalität. Trilemma.

Indem wir von der Betrachtung dessen, was sich im Gebiete der Erfahrung als das, wenn auch nur durch längere oder kürzere Zeiträume, Bleibende und Beharrliche ankündigt, von den Dingen zu ihren Veränderungen fortschreiten, würde es überflüssig seyn, noch einmal daran zu erinnern, daß die Veränderung als eine gegebene Form der Erfahrung durch den Zwang, welchen diese unserer Auffassung anthut, gegen die Angriffe des Skepticismus gesichert ist (vgl. S. 57). Es

handelt sich jetzt blos darum, Rechenschaft zu geben über das, was wir denken, wenn wir der Erfahrung gemäß behaupten, die Dinge verändern sich, und zu prüfen, wie der Begriff beschaffen sey, durch welchen wir das veränderte Ding denken. Das veränderte Ding! nicht die Veränderung oder das Werden an sich; denn diese Begriffe, losgelöst von dem, was sich verändert, sind leere Abstractionen, die in keiner Beziehung zu dem Gegebenen stehen, welches allein der Gegenstand und die Basis der Untersuchung ist. —

Wie nun stellt sich uns das veränderte Ding dar? Die Frage selbst weist deutlich genug darauf hin, daß das Ding vor allem Anspruch darauf macht, ein und dasselbe Ding zu seyn. Aber das Veränderte an ihm sind seine Eigenschaften, seine Merkmale; diese wechseln und stellen es uns unter irgend wie vielen, mindestens aber unter zwei Gestalten dar. Mit anderen Worten: der Begriff der Veränderung besagt, daß aus einer Complexion von Merkmalen = a b c d eines oder einige verschwinden, oder neue hinzukommen, oder endlich entgegengesetzte in ihr die Plätze tauschen, so jedoch, daß dessenungeachtet das Ding noch dasselbe sey. Und der Grund, durch welchen uns die Erfahrung die Anerkennung der Identität des Dinges abnöthigt, liegt nicht in den wechselnden, oder verschwundenen, oder hinzugekommenen Merkmalen, sondern in denjenigen, welche den verschiedenen Gestalten des Dinges gemeinschaftlich sind. Niemand, der an der Stelle einer Blume einen Stein findet, behauptet, die Blume habe sich verwandelt in den Stein; ist aber die Blume verwelkt, der Stein naß geworden, so findet sich jeder, wenn er die Gegenstände an den ihm schon bekannten noch vorhandenen Merkmalen wiedererkennt, unwillkürlich genöthigt, eine geschehene Veränderung vorauszusetzen.

Daß nun dieser Begriff widersprechend ist, liegt so unmittelbar in der Exposition desselben, daß es kaum nöthig ist, darauf noch besonders aufmerksam zu machen. Das veränderte Ding ist vor und nach der Veränderung eins und dasselbe und doch auch nicht dasselbe; es macht auf Identität des Seyns Anspruch, und zwingt uns durch den Wechsel seiner Eigenschaften, die Iden-

tität dieses Seyns, die ohne das, was es ist, ein leerer Gedanke ist, fallen zu lassen; es ist es selbst und sein eigenes Andere; das was es ist und was es nicht ist, und wie man sonst noch diese Ungereimtheit auszudrücken Lust hat. Denn nicht nur als die Einheit contradictorisch entgegengesetzter Bestimmungen im Daseyn eines und desselben Dinges, sondern geradezu als die Einheit des Seyns und des Nichtseyns dringt sich der Begriff der Veränderung auf, weil mit dem Verschwinden dessen, was die Dinge sind, auch das verschwindet, um dessenwillen ihnen das Seyn beigelegt wird, und doch das Seyn selbst nicht als verschwindend gedacht werden darf, weil das Ding selbst sich in der Veränderung erhält, zu seyn fortfährt.

Dennoch sind zur genaueren Feststellung des Begriffs einige mögliche Einwürfe zu berücksichtigen. Zuerst nämlich könnte man sich versucht fühlen, das Seyn des Dinges in so viele Theile zu zerspalten *), als es Eigenschaften hat und bekommt. Einige Theile dieses seines gesammten Seyns, etwa die unwesentlichen Eigenschaften, verlöre es nun bei der Veränderung, es gewönne dafür etliche andere Theile des Seyns, so daß sein Wesen dabei immer unverändert bliebe, und der Fehler läge dann nur darin, daß man diese Theile nicht richtig unterschieden und sie etwa in einem verworrenen Denken in eins habe zusammenfallen lassen. Aber das Seyn, d. h. der Begriff der Position, durch welche das Ding gedacht zu werden verlangt, ist schlechthin eins und hat gar keine Theile, so gewiß das Ding selbst Ein Ding ist. Darin eben lag das Problem der Inhärenz, daß man die Einheit der Setzung spalten und doch auch nicht spalten sollte; und der Widerspruch in der Veränderung ist zu allen Zeiten eben deshalb mehr bemerkt, aber deshalb nicht nachdrücklicher benutzt worden, weil hier die von der Erfahrung zugleich gebotene und verbotene Spaltung der Einheit nicht einmal sich selbst gleich

*) Ueber die Zusammensetzung eines Dinges aus mehreren Stücken kann man die fast naive Stelle des Aristoteles (Phys. I. 7, 16) vergleichen: *σύγκειται ὁ μουσικὸς ἄνθρωπος ἐξ ἀνθρώπου καὶ μουσικοῦ* u. s. w.

bleibt. Jede der Complexionen, als welche das veränderte Ding sich darstellt, enthält einen Widerspruch, den des Dinges mit vielen Merkmalen nämlich; und der Widerspruch steigert sich, wenn man die Vielheit dieser Complexionen als repräsentirt durch ein und dasselbe Ding zu betrachten sich genöthigt findet. Das Wesen der Dinge aber ist uns unbekannt, selbst wenn es überhaupt begreiflich wäre, wie es mehrere, theils wesentliche, theils unwesentliche Eigenschaften haben könne. Gegeben ist uns nichts, als der Schein; an ihn allein können wir uns halten; jeder andere Schein aber deutet auf ein anderes Seyn, und der mannigfaltige Schein, den das Ding durchläuft, verträgt sich mit seiner Identität eben so wenig, als die vielen Merkmale mit der Einheit des Dinges, wenn es bleibt, was es ist.

„Durchläuft"! fährt man fort einzuwerfen; „also sind die widersprechenden Bestimmungen nicht simultan, sondern successiv; die wechselnden Merkmale kommen und gehen, eins tritt nach dem andern auf; die Veränderung braucht Zeit; das heilt den angeblichen Widerspruch; die widersprechenden Glieder sind niemals zugleich vorhanden, und eben deshalb widersprechen sie sich nicht". Dieser Einwurf scheint insofern ganz gegründet zu seyn, als das Kommen und Verschwinden der Merkmale die Veränderung mit der Succession der Merkmale in eine so unauflösliche Verbindung setzt, daß selbst Kant den Begriff der Causalität — den wir noch nicht kennen, aber sogleich kennen lernen werden — als den der bloßen Regelmäßigkeit in der Succession der Begebenheiten aufzufassen sich begnügen konnte.

Halten wir nun zuvörderst die Bemerkung fest, daß die Veränderung Zeit braucht, daß das Geschehen immer eine Zeitstrecke besetzt und sich durch sie ausdehnt, so nöthigt sie wenigstens zu einer Vergleichung dessen, was geschieht, mit der Zeit, in welcher es geschieht. Was nun geschehen ist, stellt ein endliches Quantum des Veränderten dar, welches nicht größer seyn kann, als die Summe der Zeittheile, in welchen es geschah, aber auch nicht kleiner, weil ein Dazwischentreten leerer Zeiträume statt der Veränderung eine abwechselnde Vernich-

tung und Entstehung immer anderer Dinge andeuten würde. Das Quantum der Veränderung wird also gemessen an der Summe der Theile einer endlichen Zeit; aber wie viel Theile hat diese? Jeder behauptet, daß die Zeit ins Unendliche theilbar sey, und denkt eben damit den Widerspruch, daß die endliche Reihe des Geschehens sich ausdehne durch eine Unendlichkeit von Theilen, welche selbst eben so wenig angegeben werden können, als sich aus ihnen rückwärts ein endliches Quantum des Geschehenen zusammensetzen lassen würde. Denn wollte auch Jemand irgend einen Zeittheil, in welchem eben etwas geschieht, wie klein er auch sey, herausheben, so müßte er ihn, damit er nicht zusammenflösse mit den nächstliegenden, denken durch die Begriffe des Vorher, Jetzt und Nachher; damit eben wäre ausgesprochen, daß er nicht ein einfacher Zeittheil sey, und noch überdies der Begriff des Geschehens durch den des Geschehenen, des Erfolgs verdorben; denn was geschah, geschieht nicht wirklich. Nicht nur das Quantum der Veränderung paßt nicht zu dem Maaße, an welchem wir es messen, sondern indem wir es suchen in jedem einzelnen Theile, sind wir in fortwährender Gefahr, die Veränderung selbst zu verlieren und statt deren schon irgend welchen Erfolg zu finden.

Anstatt also Schwierigkeiten zu lösen, bringt der obige Einwurf nur neue herbei, die aber freilich eben nur durch die Uebertragung des Zeitbegriffs auf die Veränderung entstehen und nur das Quantum der Veränderung, nicht den Begriff des veränderten Dinges als solchen treffen. Denn es ist sehr deutlich, daß dieser, d. h. das Was des Veränderten gar nicht durch die Zeitreihe gedacht wird, während welcher ihm ein bestimmtes Was zukommt, sondern lediglich durch den Gegensatz seiner (wenn auch nach einander erscheinenden) Eigenschaften. Ein Ding, welches erst noch nicht ist, jetzt ist und nachher nicht mehr ist, was es ist, und dessen Begriff deshalb für nicht widersprechend ausgegeben wird, weil diese Vielheit seiner Bestimmungen eine nach der andern auftritt, droht in mehrere Dinge zu zerfallen, wider die Abrede der Anerkennung, daß das veränderte Ding eins und dasselbe sey; die

Einmischung des Zeitbegriffs lenkt die Aufmerksamkeit von dem Punkte ab, auf welchen es hier ankommt, daß der Gegensatz der verschiedenen Bestimmungen in die Identität desselben *Begriffes* zusammengehen soll; und fällt als ganz überflüssig heraus, sobald man einsieht, daß der veränderte Gegenstand selbst nur durch die Vielheit seiner Bestimmungen, aber nicht durch die Zeitreihe, in welcher er sie bekommt und ablegt, gedacht werden könne. Jedenfalls haben die *früheren* und die *späteren* Bestimmungen des Dinges ein gleiches Recht, auf die Frage nach seinem Was zu antworten, und die Provocation auf die Succession der Veränderungen ist hierbei eine fremdartige Rücksicht, die vielleicht ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten hat, aber den eigentlichen Sitz des dargelegten Widerspruches gar nicht berührt.

Statt der Zeitfolge jedoch und, wie schon angedeutet, fast in Begleitung derselben tritt hier ein anderer Begriff auf, der bis jetzt mit Absicht ist zurückgehalten worden, der der *Ursache*. Schon früher nämlich (S. 47 ff.) bot sich uns der gewöhnlichen Vorstellungsweise gemäß der Begriff der Ursache zugleich mit dem der Veränderung dar, und es beschäftigte uns dort der Zweifel, ob die Causalverbindung der Begebenheiten als eine gegebene Form der Erfahrung anzuerkennen oder für ein bloßes Product unserer Gedanken zu halten sey. Obwohl nun zuzugestehen ist, daß wir den *nothwendigen Zusammenhang* zwischen Ursache und Wirkung in der Erfahrung nie und nirgends wahrnehmen, so konnte es doch dem Nachdenken des Lesers sehr wohl überlassen bleiben, die allgemeinen Gründe gegen den Versuch, die Formen der Erfahrung für *nicht* gegeben zu halten (S. 56—58) auf diesen besonderen Begriff selbst anzuwenden. Denn eine kurze Beobachtung kann Jeden lehren, daß in der Erfahrung selbst die Gründe liegen, aus welchen er einige *bestimmte* Begebenheiten als Erfolge mit anderen *bestimmten* als ihren Vorzeichen in Verbindung setzt, so daß sich die, nicht von der Willkür des Denkens, sondern von der Beschaffenheit des Beobachteten abhängige *Erwartung* bildet, wenn dieses oder jenes bestimmte Ereigniß vorhergegangen sey, werde ein anderes bestimmtes nachfolgen,

und zwar mit einer gleichbleibenden Regelmäßigkeit, von deren Beobachtung das Gelingen der eigenen Pläne und Absichten unvermeidlich abhänge. In Beziehung auf die individuelle Bestimmtheit (S. 57) der Fälle aber, wo die Formen der Erfahrung für unser Denken und Handeln in Anwendung kommen, finden wir uns auch hier an das Gegebene gebunden, und insofern es nicht in unserer Willkür steht, welche Erfolge wir mit welchen Vorzeichen in Verbindung setzen wollen, konnte auch hier von einer unzweifelhaften Autorität des Gegebenen gesprochen werden.

Dennoch scheint in dem Gegebenen deshalb noch keine unmittelbare Veranlassung zu liegen, den Erfolg als Wirkung, das Vorzeichen desselben als wirkende Ursache zu betrachten; denn das eigentliche Thun dessen, wodurch etwas bewirkt wird, die wirksame Kraft des Thätigen ist eben nicht gegeben. Dazu kommt, daß wir uns nicht mit dem beobachteten Zusammenhange der Begebenheiten begnügen und etwa blos Resultate der Beobachtung auf ähnliche Fälle übertragen, sondern daß wir ganz allgemein und ohne Einschränkung für jede Wirkung eine Ursache voraussetzen, und gestützt auf die Richtigkeit dieser Voraussetzung nach ihr zu suchen auch dann fortfahren, wenn sie sich unseren Nachforschungen lange Zeit entzieht. Mit anderen Worten: neben und außer der gegebenen gleichbleibenden Verbindung gewisser Vorzeichen mit gewissen Erfolgen verräth sich etwas ganz davon Verschiedenes, eine Nothwendigkeit im Denken, welche über die bisherige Erfahrung hinaustreibend, einen Begriff hervorruft, der sich als eine Norm für jede Erfahrung ankündigt. Auf diesen Unterschied muß um so mehr aufmerksam gemacht werden, je mehr alle die Fälle, wo der beobachtete Zusammenhang mit der auf jene Nothwendigkeit im Denken sich gründenden Voraussetzung zusammentrifft, Veranlassung geben könnten, ihn zu übersehen.

Wenn nun die, welche mit Hume die Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit des Causalbegriffs leugnen, ebenso wie die, welche sie mit Kant für eine a priori vorhandene Form des menschlichen Vorstellens erklären, beide nur einen Theil des-

sen im Auge hatten, was sich in der gewöhnlichen Denkweise wirklich vorfindet, so kann eben deshalb weder jenen noch diesen Recht gegeben werden. Wider Hume streitet das von Kant geltend gemachte Factum, daß jeder Wirkung eine Ursache nothwendig vorausgesetzt wird; wider Kant abgesehen von allem Uebrigen ebenfalls das Factum, daß der bestimmte Zusammenhang der Begebenheiten sich gegen den allgemeinen Begriff eines solchen Zusammenhanges überhaupt gleichgültig verhält, und daß aus jener Kategorie für die gegebenen Verbindungen des bestimmten Inhaltes der Erfahrung nichts folgt. Beiden Rücksichten wird genügt, sobald man sich auf den im Begriffe der Veränderung offen liegenden Widerspruch besinnt; durch ihn findet sich das Denken genöthigt, den neuen Begriff der Ursache zu erzeugen, und zwar so oft genöthigt, als dazu in der widersprechenden Form der Erfahrung Veranlassung ist; eben deshalb heftet sich an den bloßen Gedanken einer möglichen Veränderung die Nothwendigkeit, ihr eine Ursache vorauszusetzen, und es erhellt, warum der Causalbegriff die Auffassung der gegebenen Erfahrungswelt mit dem Grade von Allgemeinheit beherrscht oder wenigstens durchdringt, als dies wirklich der Fall ist.

Die Ursachen sollen also im Allgemeinen dasjenige seyn, was den Widerspruch der Veränderung auf sich nimmt; sie thun etwas, nehmen die Schuld auf sich, daß das veränderte Ding von sich abweicht, ein anderes wird; dieses selbst ist unschuldig an seiner Untreue gegen sich selbst; es leidet von den Ursachen. Dennoch bleibt unter der Voraussetzung, zur Veränderung gehöre eine sie bewirkende Ursache, immer noch eine doppelte Annahme möglich. Das Thätige und Wirksame kann nämlich gedacht werden entweder als außer dem veränderten Dinge oder als in ihm vorhanden; und beide Annahmen bedürfen einer Entwickelung ihres Sinnes, weil das gewöhnliche Denken sich ohne feste Regel bald auf äußere und transeunte, bald auf innere und immanente Ursachen zu berufen pflegt. Es wäre möglich, daß keine dieser beiden unter dem gemeinschaftlichen Hauptbegriffe der Causalität stehenden Annahmen vor einer strengen Kritik bestände; wir würden da-

durch genöthigt seyn, die Annahme einer Ursache überhaupt, die sich auf eine andere als die angegebene Weise nicht denken zu lassen scheint, wieder aufzugeben und uns auf den Begriff der Veränderung *ohne Ursache*, des *absoluten Werdens* zurückgedrängt sehen, der, obwohl in Beziehung auf ihn im Voraus sich nur wenig hoffen läßt, doch einige nähere Bestimmungen erfordern würde, welche einem von der Reflexion auf sich selbst noch unbefangenen Denken bis jetzt entgehen mußten. Auf diese Weise entwickelt sich ein *Trilemma möglicher Annahmen in Beziehung auf die Veränderung*, nach dessen Durchmusterung sich über das in diesem Begriffe liegende Problem eben so, wie über die zur Lösung desselben innerhalb und außerhalb der Philosophie versuchten, aber aus Gründen innerer Mangelhaftigkeit unzulässigen Begriffe ein bestimmtes Bewußtseyn gebildet haben muß. Die Durchführung dieser Kritik ist um so wichtiger, je mehr Alles, was wir über den Zusammenhang der Naturbegebenheiten im Einzelnen und im Ganzen zu wissen vorgeben oder erfahren zu können hoffen, einen sicheren Stützpunkt nur in der bestimmten Geltung und Bedeutung finden kann, welche wir dem Begriffe der Causalität beilegen zu müssen glauben.

Vorher dürfte es vielleicht nicht überflüssig seyn, noch darauf aufmerksam zu machen, daß das Merkmal der *Folge in der Zeit* dem Begriffe, durch welchen das Verhältniß zwischen Ursache und Wirkung *gedacht* wird, an sich ganz unwesentlich ist. Schon aus dem Begriffe des Werdenden fiel die Beziehung auf die Succession in der Reihe der Veränderungen als überflüssig heraus (S. 77), und es steht schon darum nicht zu erwarten, daß sie in den Inhalt eines Begriffes, der ganz abgesehen von dieser Beziehung eine nothwendige Folge jenes ersten ist, sich wieder eindrängen dürfe. Die Nothwendigkeit, mit welcher die Ursache ihre Wirkung *hervorruft*, ist das Wesentliche; nun ist aber eine Ursache, so lange sie *noch nicht* wirkt, keine Ursache, so wenig als eine Ursache, die *nicht mehr* wirkt; eben so verhält es sich mit der Wirkung; diese Begriffe verschmähen es, eine Zeitstrecke, während welcher beide noch nicht seyn sollen, was sie sind, zwischen sich schie-

ben zu lassen, und „zwischen die Ursache A und die Wirkung B ein Mittelding von Seyn und Nichtseyn (Wirken und Nichtwirken, Bewirktwerden und Nichtbewirktwerden) einrücken zu wollen, hieße den Unsinn zum Vehiculo des Verstandes machen“ *). Am deutlichsten wird dieses vielleicht dadurch, daß das Band, wodurch man Ursache und Wirkung verknüpfen will, gegen das, was es verknüpft, ganz gleichgültig ist; die verschiedensten Einwirkungen der Dinge aufeinander geschehen in derselben Zeit, und diese entscheidet in keinerlei Weise etwas über den Zusammenhang bestimmter Veränderungen, in Beziehung auf welche allein der Begriff der Ursache eine Bedeutung hat. — Ist man darüber einig, so steht der speciellen Betrachtung der Glieder des aufgestellten Trilemma nichts mehr im Wege.

1) Widersprüche im Begriffe der äußeren Ursachen.

Die Annahme äußerer Ursachen scheint der gewöhnlichen Vorstellungsart am nächsten zu liegen, wenn auch nicht gerade deshalb, weil die Beobachtung auf einen äußern Zusammenhang des Geschehens am häufigsten und deutlichsten hinweist. Denn die reine Empirie lehrt, wie schon bemerkt, über diesen Zusammenhang eigentlich gar nichts, und wenn die Mechanik, die Physik und zum Theil die Chemie sich hauptsächlich an den Begriff äußerer Ursachen anlehnen, so bieten die Erscheinungen des organischen und noch mehr des geistigen Lebens dem der inneren Ursachen einen desto geräumigeren Wohnplatz dar. Sondern der Grund dürfte vielmehr darin liegen, daß, wenn der Anstoß an dem Widerspruche im Begriffe der Veränderung wirklich die nöthigende Veranlassung ist, den der Ursache zu erzeugen, der weiteste Schritt der sicherste zu seyn scheint. Man springt also von dem veränderten Dinge selbst

*) Worte Jacobi's aus dem Gespräche David Hume. (Werke Bd. II. S. 199.) Die ganze Stelle (S. 192—199) verdient nachgelesen zu werden von denen, welche durch Schwierigkeiten in den Begriffen sich nicht von dem Entschluß abwendig machen lassen, sie richtig, d. h. zunächst, so wie die Begriffe selbst es verlangen, zu denken. Der Kant'sche Causalitätsbegriff muß von Anfang an zurückgedrängt werden.

ab, und beruft sich auf ein anderes, von jenem ganz verschiedenes; dieses soll helfen, um jenes vor den Abweichungen von sich selbst zu bewahren.

Das Leidende nun, was ist es denn eigentlich? Unter dem Einflusse fremder Gewalten erleidet es eine Reihe von Verwandelungen, deren eine in die andere überzugehen, eine aus der andern hervorzugehen scheint. Aber dennoch bleibt es dasselbe Ding; nicht also eine neue Realität, sondern nur eine Anzahl neuer Qualitäten ist das, was es in der Veränderung bekommt. Aber die eigene, wesentliche Qualität des Veränderten, sollte diese wohl entweder diejenige seyn, aus welcher es in eine andere, oder auch diejenige, zu welcher es übergeht? Keine von beiden; denn warum sollte es die eine mehr seyn, als die andere, da in dem Flusse des Werdens kein Punkt stille hält, sondern jede noch so beharrlich scheinende Beschaffenheit der Dinge dem Wechsel unterliegt? Die Antwort auf diese Frage liegt längst bereit in dem Geständniß, die wahre Beschaffenheit des Veränderlichen sey unbekannt; es müsse sich jedoch mit ihr so verhalten, daß sie fähig sey in eine andere verwandelt zu werden; den wechselnden Erscheinungen liege ein unbekannter Stoff (ὕλη, materia) zu Grunde. Auch hiermit ist ein neuer Begriff gewonnen, der sich zu dem Begriffe der Veränderung fast eben so verhält, wie der der Substanz zu dem Begriffe der Inhärenz, nur daß er sich als qualitätsloser Stoff (ἄποιος ὕλη) nicht denken läßt; (denn eine Setzung ohne etwas, was gesetzt wird, ist ein ganz leerer Gedanke); sondern nur als das Bestimmbare aufgefaßt werden darf, welches darauf wartet, weiter bestimmt zu werden und in Beziehung auf diese möglichen Bestimmungen auch das Unbestimmte (ἄπειρον) genannt werden kann.

Damit nun die möglichen Bestimmungen dieses Stoffes als Wirkungen, d. h. wirklich eintreten, beruft sich unsere Hypothese auf eine Ursache. Der Begriff der Kraft als desjenigen, worauf als das Thätige die Wirkung hinweist, was überhaupt als wirkende Ursache aufgefaßt wird, stellt sich somit ganz von selbst im Gefolge des Stoffes ein. Aber der Stoff für sich ist ohne Regung, Bewegung und Leben; außer ihm

wird das gesucht, was ihn in die Verwandlungen hineintreibt; die Ursache ist eine äußere; die Kraft eine fremde. Aber sie ist doch jedenfalls das, was wirklich wirkt, in dem Stoffe diese bestimmte Eigenschaft hervorbringt. Hält man das fest, so folgt daraus sogleich, daß das Leidende und das Thätige, einmal zusammen, der Natur ihrer Qualität nach, dieselbe Wirkung fortwährend, ununterbrochen, gleichmäßig ergeben müssen, und daß mithin ein Wechsel der Erscheinungen, eine Veränderung der Wirkungen gar nicht eintreten könnte. Das paßt nun nicht zu der Erfahrung, die einen Wechsel des Wechsels, und zwar wie es scheint einen sehr unregelmäßigen zeigt. Daher ist es kein Wunder, wenn man den Begriff der Kraft einer Correctur unterwerfen und sie nicht als das, was wirklich wirkt, sondern als das, was wirken kann, auffassen zu müssen glaubt. In dieser Bedeutung beherrscht dieser Begriff den gewöhnlichen Vorstellungskreis. Man spricht ja so viel von Erregung und Belebung, von Hemmung und Unterdrückung der Kräfte; wie wäre das möglich, wenn man das Wirken der Kraft als ihr eigenes Was ansähe? Wir begnügen uns also zu sagen: Kraft ist, was Ursache einer Wirkung werden kann; und die Dinge haben Kräfte, wenn sie Wirkungen hervorzubringen streben. Folglich auch: wenn diese blos mögliche Wirksamkeit eine wirkliche wird, wenn dieses innere Drängen zur That wird, so geht mit dem Dinge selbst eine Veränderung vor; vorher wirkte es noch nicht, jetzt wirkt es; mithin, damit diese blos mögliche Wirksamkeit eine wirkliche werde, ist nach Voraussetzung eine Ursache nöthig, welche die Kraft in Wirksamkeit setze. Von der vorausgesetzten ersten Ursache sind wir also zu einer zweiten getrieben worden; die Thätigkeit der ersteren ist nunmehr die Wirkung der letzteren. Aber diese selbst finden wir ganz in der nämlichen Lage, wie jene; sie ist eine Kraft, welche wirken kann, und wirken würde, wenn nur eine andere erst auf sie einwirkte. Die Voraussetzung einer dritten und vierten Ursache muß natürlich dasselbe Resultat ergeben; und es eröffnet sich hier offenbar ein Rückschritt ins Unendliche, indem es unter der Annahme äußerer Ursachen nicht erlaubt ist, irgend eine dieser Ursachen als von selbst wir-

kend zu denken. Was geschieht denn nun in jener unendlichen Reihe von Ursachen? In der That gar nichts; jede der Ursachen verharrt in ihrer Ruhe, weil jede eine äußere Ursache ihrer Wirksamkeit voraussetzt; und der Begriff dieser unendlichen Reihe ist widersinnig, weil sie, die doch nur zur Erklärung der Veränderung angenommen wurde, die sinnlich gegebenen Veränderungen nach wie vor unbegreiflich läßt *). Freilich! wäre eine der Ursachen so beschaffen, daß sie von selbst wirkte, so wäre nicht nur die Reihe geschlossen, sondern in ihr auch ein Anfangspunkt, ein Princip der Veränderung gefunden! Ihm wäre es eigenthümlich zu wirken, sein Wirken wäre nicht eine Veränderung in ihm, sondern sein eigenes Was, es selbst ein absolut Thätiges, ganz eigentlich ein κινοῦν ἀκίνητόν!

Aber eben durch diese Berufung auf ein Princip der Veränderung, ein schlechthin Thätiges, würden wir uns doch veranlaßt finden müssen, diesen Begriff selbst einer genaueren Prüfung zu unterwerfen, welches ohnedies nöthig seyn würde, weil je zwei Glieder jener unendlichen Reihe, sobald die Veränderung als wirklich eingetreten gedacht wird, sich als Thätiges und Leidendes zu einander verhalten sollen; jenes greift ein in den Zustand von diesem, denn es verändert ihn. Wird nun 1) jedes als das Thätige betrachtet, so ist es gewiß Etwas, abgesehen von seinem Thun; der Funke Etwas, abgesehen von der Entzündung des Pulvers. Aber es soll auch etwas thun, und zwar eben so einem Fremden, als etwas Fremdes, was nicht sein eigenes Was ist. Der Begriff desselben bekommt

*) Der Widersinn dieser unendlichen Reihe liegt überall im Hinterhalte, wo man die Frage nach dem wirklichen Geschehen durch die Annahme von Vermögen, Fähigkeiten, Anlagen, Tendenzen u. s. w. beschwichtigen zu können meint. Der Gedanke der bloßen Möglichkeit, die immer noch darauf wartet das oder jenes wirklich zu werden, dehnt und streckt sich, wie der Pudel im Faust, in eine metaphysische Nebelgestalt aus, die um so gewisser wächst, jemehr man sich bemüht, sie in feste Grenzen einzuschließen. Und dennoch gibt man Kräfte für das Reale aus, oder glaubt wenigstens, die sogenannten ursprünglichen Kräfte des Realen aus demjenigen mit Sicherheit abnehmen zu können, was sich auf der Oberfläche der Erscheinung in schwankenden Andeutungen verräth!

also mindestens zwei Merkmale, dessen was es ist und dessen was es thut. Aber das, was es thut, liegt gar nicht in seinem eigenen Begriffe, der vollkommen abgeschlossen ist durch das, was es ist. Das Fremde also, was es thut, muß ihm vorausgesetzt werden; denn in dem Inhalte seines eigenen Begriffes findet es keine Stelle. Und dennoch muß es eine solche in ihm bekommen, da das Thätige als wirkend eben nur durch den Begriff dieses Fremden gedacht werden kann. Das heißt: der Begriff des Thätigen verwickelt in den Widerspruch, daß eine fremde, ihm nicht eigene Bedingung als Qualität seiner eigenen Natur gedacht werden muß; daß es sich nicht genügt um das zu seyn, was es ist; daß es durch das gedacht werden soll, wodurch es nicht gedacht werden kann, und durch das nicht gedacht werden darf, wodurch es doch gedacht werden muß. Sollte aber gesagt werden, daß das Thätige gar nichts sey außer seinem Thun (und für den Begriff des absolut Thätigen scheint dies sehr nahe zu liegen), so könnte es überhaupt gar nicht als seyend gedacht werden. Denn als solches müßte es durch eine absolute Position gedacht werden; das Thun und Wirken aber setzt schlechterdings ein anderes voraus, von dessen Setzung die Möglichkeit des Thuns abhängt; und der Widerspruch, daß das Thätige durch eine absolute Setzung gedacht werden soll, durch die es gleichwohl als Thätiges nicht gedacht werden kann, ist gleichmäßig vorhanden, mag man ihm nun außer dem Thun noch ein anderes Was beilegen oder nicht. Ebenso, wird 2) jedes Glied als das Leidende betrachtet, so wiederholt sich nothwendig dieselbe Verwickelung. Das Leidende ist, so gut wie das Thätige, Etwas, abgesehen von dem, was es leidet. Aber es leidet, und zwar etwas, was es nicht selbst, was wider seine Natur ist; das letztere liegt nicht in dem Inhalte seines Begriffes, und doch kann es als Leidendes nur eben durch diese fremdartige Bestimmung gedacht werden. Auch ihm muß eine fremde Bedingung seines Leidens vorausgesetzt werden, und doch soll diese ihm vorausgesetzte Bedingung in den Inhalt seines eigenen Was als eines Leidenden eingehen; es ist und ist nicht, was es ist. Nimmt man endlich 3) noch dazu,

daß in der angenommenen Kette auf einander einwirkender äußerer Ursachen jedes der Glieder sowohl als thätig, als als leidend aufgefaßt werden muß, und daß zu den Widersprüchen, die jedes treffen, wenn es als thätig oder als leidend gedacht wird, noch der kommt, daß jedes als thätig und leidend aufgefaßt werden muß, so wächst die Masse der Ungereimtheiten dergestalt, daß die Hoffnung, unter Voraussetzung äußerer Ursachen einen festen Punkt für das Denken zu finden, mit dem Ueberblicke derselben für immer verschwinden zu müssen scheint.

2) Widersprüche im Begriffe der inneren Ursache.

Je weniger die vorige Annahme der Forderung eines mit sich selbst einigen Denkens, um derenwillen allein sie gemacht wurde, irgendwie genügen konnte, desto bereitwilliger ergreifen wir die zweite, die der immanenten Ursachen. Der Versuch, von dem veränderten Dinge gänzlich abzuspringen, ist vollkommen mißlungen; es scheint, die Ursachen lassen sich nicht im Sprunge ergreifen, und wir finden uns somit auf das veränderte Ding selbst zurückgewiesen, ob es sich vielleicht denken lasse, daß es den Grund seiner Veränderung in sich selbst habe. Die Voraussetzung ist also, daß das Werdende zu der Reihe seiner Veränderungen nicht bestimmt werde, sondern sich selbst bestimme. Wird dieser Begriff entwickelt, so liegt in ihm unmittelbar das Geheiß, das sich selbst Bestimmende sowohl als bestimmend, als als bestimmt zu denken. Das Bestimmende ist die thätige Ursache, das Bestimmtseyn die Wirkung. Aber die Selbstbestimmung wird angenommen zur Erklärung der Veränderung, d. h. das sich selbst Bestimmende war nicht immer in dem Zustande, in welchen es sich selbst versetzt; mithin muß der Uebergang des Bestimmenden aus der Unthätigkeit in die Thätigkeit gedacht werden als eine Veränderung in ihm, welche noch verschieden ist von der Wirkung in dem, was bestimmt wird. Das, was als das Bestimmende gedacht wurde, bekommt somit, weil die Veränderung in ihm eine Ursache und zwar nach Verwerfung der transeunten eine immanente verlangt, wiederum das Prädicat des Sich-selbst-

Bestimmenden; der ersten Selbstbestimmung muß vorausgesetzt werden eine zweite. Aber diese zweite, wird sie geeigneter seyn, als absoluter Anfangspunkt in der Reihe des Geschehens betrachtet zu werden, als jene erste? Offenbar fällt sie nicht weniger, als diese, unter den Begriff der inneren Veränderung; mit ihm stellt sich nach Voraussetzung unausbleiblich das Bedürfniß einer Ursache, d. h. hier einer dritten Selbstbestimmung, ein. Diese aber, so wie jede folgende, ist genau so beschaffen, wie die erste und zweite, sie ist und bleibt Uebergang aus dem Nichtwirken ins Wirken, Veränderung, und fordert einen weiteren Rückschritt, den man nach Belieben so lange fortsetzen mag, bis man eingesehen hat, daß er kein Ende finden kann, unendlich ist. Findet aber dieser Rückschritt kein Ende, so findet auch das Wirken keinen Anfang; die ganze unendliche Reihe ist so beschaffen, daß jede der in ihr gesetzten Selbstbestimmungen erfolgen würde, wenn nur erst die sie bewirkende erfolgt wäre; jede derselben ist ein Heraustreten in einen Zustand, der ohne eine andere Selbstbestimmung nicht würde gewesen seyn; das Sich-selbst-Bestimmende muß, damit es sich verändern könne, sich schon verändert haben, und eben deshalb verändert es sich gar nicht. Der Begriff der immanenten Ursache führt also eben so, wie der der transeunten, zu einer ungereimten unendlichen Reihe, die das nicht erklärlich macht, um dessenwillen sie angenommen wurde. Der Unterschied liegt nur darin, daß die erwartete Wirkung dort von dem, in welchem sie sichtbar werden sollte, immer wieder auf ein Anderes hinwies, hier aber zu der Annahme unendlich vieler einander vorauszusetzenden sich selbst ungleichen Zustände eines und desselben Dinges hintreibt. Jene Reihe ist eine Reihe von Spiegelbildern in verschiedenen Spiegeln, in welchen sie sämmtlich erscheinen würden, wenn ein Gegenstand, der sich abspiegelte, oder auch ein Licht, welches sie sämmtlich erleuchtete, vorhanden wäre; während diese die Spiegel sammt den Spiegelbildern in dasselbe Ding versetzt, ja das Ding für den Spiegel sammt dem Lichte erklärt, welcher sich selbst trotz der Identität mit sich selbst in den mannigfaltigsten Gestalten abspiegeln soll. Die Ungereimtheit springt hier wo möglich noch

deutlicher in die Augen, als dort; desto stärker ist aber auch die Gewalt, welche das geforderte Anfangsglied in der Reihe der Ursachen, die erste Selbstbestimmung, absolut zu setzen antreibt; womit denn eben diese Vorstellungsart aufgegeben und das absolute Werden an ihre Stelle getreten ist.

Ist es jedoch erlaubt, noch einen Augenblick bei derselben zu verweilen, so erhellt, daß die zweite Classe der schon im Begriffe der äußeren Ursache entwickelten Widersprüche (S. 84 ff.), diejenigen nämlich, welche in dem Begriffe des Thätigen und des Leidenden liegen, sich nothwendig auch hier wiederholen. Denn jedes von beiden wird auch hier durch zwei Merkmale gedacht werden müssen, die nicht gleichmäßig in den Inhalt seines Begriffes eingehen; jenes durch das, was es thut, aber nicht ist, während doch sein Thun selbst sein Was seyn soll, dieses durch das, was es leidet, aber nicht ist, während doch sein Leiden eben als seine eigene Qualität zu denken ist. Wozu hier noch kommt, daß das Thätige und das Leidende ursprünglich nicht als zweierlei gedacht werden sollen, wie wir sie doch unzweifelhaft denken, indem wir von ihrem Unterschiede reden, sondern als einerlei; diese entgegengesetzten Prädicate der Activität und Passivität sollen in der Identität desselben Begriffes, des Sich-selbst-Bestimmenden, verschmelzen, was eben widersprechend ist; und selbst wenn die Prädicate sich nicht entgegengesetzt wären, würde schon ihre Vielheit hinreichen, den Begriff des Sich-selbst-Bestimmenden mit dem Probleme der Inhärenz zu belasten, indem wir gerade an der, bei den sinnlich wahrnehmbaren Objecten durch die Verschiedenartigkeit der Empfindung gebotenen, hier durch den Begriff der immanenten Ursache eingeführten Zerspaltung des Einen Dinges in eine Vielheit von Merkmalen, deren jedes auf eine eigene Setzung Anspruch macht, etwas bis jetzt ganz Unbegreifliches finden müssen.

Die Resultate dieser Entwickelung zu einer umfassenden Polemik zu benutzen, scheint einestheils unnöthig in Beziehung auf Leser, denen die Vergleichung besonderer Meinungen mit den sie beherrschenden allgemeinen Begriffen eigenes Bedürfniß ist, anderntheils aber fast bedenklich, weil die Berufung auf

immanente Ursachen mit den praktischen und sittlichen Interessen des Menschen bei den Meisten in einer unauflöslichen Verbindung steht. Zwar, daß das menschliche Wollen und Handeln nicht unmittelbar durch äußere Ursachen bestimmt werden müsse, gibt man sehr gern zu; obgleich, wenn man das wirkliche Thun und Treiben der Menschen unbefangen betrachtet, dafür eben so viel Gründe vorhanden seyn dürften, als zu jeder andern Annahme; aber die Selbstbestimmung ist der Begriff, an welchen man sich halten zu müssen glaubt, um sittliche Entschlüsse und Handlungen, wie sie aus dem innersten Leben des Geistes oft mit unmittelbarer Gewalt hervortreten, als ein inneres Geschehen begreiflich zu finden und zugleich dem sittlichen Werthe des Wollens seine unerläßliche Bedingung zu sichern. Obwohl nun hier die Frage, was dem Willen und den mit ihm verknüpften Handlungen seinen Werth gebe oder nehme, und wie er, der Wille, beschaffen seyn müsse, ob frei oder sonst wie, um ihm das Prädicat des sittlichen beilegen zu können; obwohl diese Frage hier ganz fremd ist, so wird doch vielleicht zugestanden werden, daß es schlimm um die sittlichen Interessen der Menschheit stehen würde, wenn ihre Befriedigung an die Entscheidung über das rein theoretische Problem der Causalität geknüpft wäre. Oder glaubt man für die Sicherstellung derselben wirklich etwas thun zu können, wenn man sie als abhängig von Begriffen darstellt, welche von jeher der Spielball metaphysischer Streitigkeiten und in der That so beschaffen sind, daß, wenn sittliche Ueberzeugungen durch sie bedingt wären, die feste Zuversicht, der frohe Muth des sittlichen Handelns um so sicherer fortwährenden Gefahren ausgesetzt seyn würde, je weniger den verborgenen und ungelösten Widersprüchen verboten werden könnte, die Harmonie des sittlichen Lebens durch den Mißlaut ihrer Zweifel immer von neuem zu stören? Und wirklich begegnen sich hier, bei verhältnißmäßig großer Einhelligkeit in der Anerkennung sittlicher Werthbestimmungen, in Beziehung auf den bestimmten Begriff der Freiheit, welche die Grundbedingung der Sittlichkeit seyn soll, so mannigfaltig verschlungene Ansichten, daß es nicht leicht seyn würde, sie nach ihren

gegenseitigen Beziehungen ins Einzelne zu verfolgen und sie auf die gemeinschaftlichen Grundirrthümer zurückzuführen. Daher möge statt dessen hier nur eine kurze Andeutung Platz finden, welche weiter zu verfolgen jedem überlassen bleibt.

Zwar die Freiheit der Willkür, die schlechthin nicht bestimmbare Freiheit eines Willens, der, was er wirklich will, auch nicht wollen kann, und was er wirklich nicht will, auch wollen kann, und zwar beides eben nur, weil er will, so daß sein wirkliches Wollen zugleich ein mögliches Nichtwollen und sein mögliches Wollen ein wirkliches Nichtwollen ist, und auch wieder nicht ist, weil er das, was er wollen könnte, wirklich nicht will, und was er wirklich will, auch nicht wollen könnte, ist, abgesehen davon, daß ein Wille, der nicht wirklich etwas will, ein psychologisches Ungeheuer ist, ein so ungereimter Begriff, daß es gleichviel gelten mag, ob man diese Freiheit in das Gebiet der Selbstbestimmung oder des absoluten Werdens versetzt. Aber auch die ausdrückliche Auffassung des freien Willens als eines sich selbst bestimmenden unterliegt nothwendig denselben Schwierigkeiten und Widersprüchen, welche dem Begriffe der Selbstbestimmung überhaupt seine Haltbarkeit nehmen. Denn es ist eben so wenig begreiflich, wie der sich selbst bestimmende Wille einen Anfangspunkt seiner auf sich selbst gerichteten Wirksamkeit finden könne, als wie er dazu komme, durch sein Thun sich selbst aus dem herauszuversetzen, was er ist. Hierbei hilft es nur zu neuen Schwierigkeiten, wenn nach Vorgang der Spinozistischen Definition: ea res libera dicetur, quae ex sola suae naturae necessitate existit et ex se sola ad agendum determinatur *), die Freiheit als „Selbstständigkeit des Seyns

*) Spinoza Ethic. I. def. 7. zu vergl. mit dem 62sten Briefe und den Corollarien und Scholien zur Prop. 32 u. 33 desselben Buches. Am ausführlichsten und lehrreichsten ist diese Ansicht von der Freiheit in neuerer Zeit wohl von J. P. Romang (Ueber Willensfreiheit und Determinismus, Bern 1835.) durchgeführt worden; die im Texte angeführten Worte finden sich dort S. 74 — 75. An die eigenthümliche Schwierigkeit im Begriffe der Selbstbestimmung scheint der Verf. gar nicht gedacht zu

und Selbstbestimmung zum Wirken" aufgefaßt wird. Denn nun verwickelt die ausdrückliche Vereinigung der verschiedenen Merkmale des selbstständigen Seyns und des Sich-selbst-Bestimmens noch in die neue Frage, warum der Wille dessen, was seinen Bestand in sich selbst hat, sich selbst zu entfliehen strebt? und wie das für sich selbst Ständige dazu komme, „nach seiner eigenthümlichen Bestimmtheit oder Natur aus der innern Mitte seines Wesens heraus" auf sich selbst „zu wirken und thätig zu seyn"?

Es ist daher im Allgemeinen wohl nicht zu verwundern, daß die Freiheitslehrer den Sprung ins absolute Werden wirklich thun, indem sie die Freiheit des Willens als das Vermögen eine Reihe von Zuständen absolut anzufangen erklären, und den intelligibeln Act der transscendentalen Freiheit in eine außersinnliche, jedem endlichen Bewußtseyn unzugängliche Region verlegen, wohin ihnen zwar keine innere Beobachtung folgen kann, wohin aber, eben weil von einer intelligibeln That die Rede ist, sie mit den Begriffen zu begleiten erlaubt seyn muß. Der Beweis jedoch, daß der Begriff des absoluten Werdens nicht erträglicher ist, als die bisher erörterten, mag für die genauere Entwickelung desselben aufgespart bleiben.

Denn nicht blos da, wo man praktische Bestimmungen mit theoretischen Untersuchungen unzeitig vermischt hat, sondern auch auf rein theoretischem Gebiete begegnen wir dem Begriffe der Selbstbestimmung. Zweifelhaft mag es scheinen, ob Leib-

---

haben, was um so mehr zu bedauern ist, jemehr seine Polemik gegen die libertas arbitrii, die Berufungen auf das unmittelbare Freiheitsbewußtseyn, die transscendentale Freiheit und das Vorurtheil, als sey der indeterministische Freiheitsbegriff wirklich die Grundsäule der Ethik, hinlänglich beweisen, wie viel dem Verf. an unbefangener Auffassung des Gegebenen und an ruhiger Prüfung der Gründe gelegen ist. Seine ethische Grundansicht glauben wir aber einer Kritik von Seiten der Leser des Buches empfehlen zu müssen, die das Haltbare von dem Unhaltbaren zu unterscheiden weiß. Uebrigens sind über diesen Gegenstand, namentlich in seinen Beziehungen auf die Sittenlehre, Herbart's Briefe „Zur Lehre von der Freiheit des menschlichen Willens" (Göttingen 1836) nachzulesen

nitz hierher gehöre. Die unüberwindlichen Schwierigkeiten im Begriffe der transeunten Ursachen ließen ihn jeden Causalnexus zwischen den einzelnen Substanzen aufheben und die Hypothese der prästabilirten Harmonie war ihm bekanntlich erträglicher, als die Annahme, daß irgend ein Reales von einem andern eine ihm selbst fremdartige Bestimmung sich aufdringen lasse; man möchte daher um der Tendenzen willen, mit welchen er seine Monaden begabt, ein Werden aus Selbstbestimmung erwarten, um so mehr, da er die Succession der verschiedenen Zustände häufig genug geradezu spontan nennt *). Aber die unzeitige Furcht, die Welt, wie sie dem Menschen vorliegt, möge sich ohne Gott begreifen lassen, war bei ihm so stark, daß er die inneren Tendenzen der Monaden unmittelbar von dem göttlichen Willen ableitete und auf eine genauere Analyse des Causalbegriffes und eine Bestimmung des Verhältnisses des Geschehens zu dem, was ist, nicht einging. Desto deutlicher findet der Begriff der Selbstbestimmung seinen Repräsentanten in der causa sui des Spinoza. Denn der Ausdruck wendet das absolute Werden ab; es ist von einer Ursache die Rede; aber diese ist immanent; denn sie bringt sich selbst hervor. Wie ist nun diese causa sui zu denken? Als seyend? schwerlich, denn sie bringt ja sich selbst erst hervor; oder als wirkend? Aber wie könnte sie wirken, da sie noch nicht ist. So lange sie noch nicht gewirkt hat, ist sie noch nicht vorhanden, und wenn sie vorhanden ist, fällt die Bestimmung weg, daß sie Ursache ist. Läßt man die Andeutung des zeitlichen Verlaufes in diesen Ausdrücken weg, so heißt das eben: der Begriff hebt sich auf, weil die in ihm gebotene vorwärtsschreitende Gedankenbewegung vom Wirken zum Seyn zugleich eine vom Seyn zum Wirken rückwärtsschreitende seyn soll. Und so gewiß das Wirken der Substanz eine Veränderung in ihr, der noch nicht seyenden, sondern sich erst hervorbringenden ist, so gewiß kann sie die ihr aufgegebene Arbeit, sich selbst aus dem Nichtseyn zum Seyn hervorzuheben, nur

*) Vergl. Leibnitz Opera edit. Dutens T. II. p. 54. 75. und anderwärts.

in einer unendlichen Reihe von Selbstbestimmungen, d. h. niemals vollenden; und in jedem Punkte dieser Reihe muß sie gedacht werden als sich spalten wollend in den Gegensatz des Thätigen und Leidenden. So kann die causa sui nicht nur für sich selbst nicht zum Ziele kommen — daher die Berufung auf eine Ursache nur ein Wort ist, dessen eigentliche Bedeutung bei Spinoza im absoluten Werden zu suchen seyn dürfte — sondern verwirrt auch ein Denken, das sie fragen möchte: was thust du und was bist du? dergestalt, daß es ihr gegenüber ermattend sich fast vergessen könnte, bei der innern Anschauung Trost zu suchen.

Vorausgesetzt aber, daß man denken und vor der Hand nur denken wolle, zerfällt diese causa sui in das Nichts, in dem sie ohnedies ihren Wohnsitz hat. Wie ganz unfähig der Begriff derselben sey, die absolute Position des Seyns zu ertragen, erhellt schon aus der Beziehung auf sich selbst, vermöge deren die Existenz der Substanz ihr eigenes Wirken und ihr Wirken ihre Existenz voraussetzt. Hier handelte es sich blos darum, den Wirbel des Werdens bemerklich zu machen, in welchem sich dieser Begriff herumdreht, und um dessenwillen, eben weil er unendlich ist, Spinoza es sich vielleicht vergab, die Frage nach dem, was ist, ernsthaft gar nicht aufgeworfen zu haben. Dennoch steht zu erwarten, daß ähnliche Denkweisen überall wiederkehren, wo das Problem der Inhärenz von dem der Veränderung, d. h. die Bestimmung des Realen von der Untersuchung über das wirkliche und scheinbare Geschehen nicht scharf getrennt werden. Als Beispiel kann die Art angeführt werden, wie Hegel das Causalitätsverhältniß bestimmt, indem sie beinahe der kürzeste und präciseste Ausdruck für den Widerspruch im Begriffe der Selbstbestimmung ist. „Die Substanz" heißt es in der Encyklop. d. Philos. §. 153 (3te Aufl.), „ist Ursache, insofern sie gegen ihr Uebergehen in die Accidentalität in sich reflectirt und so die ursprüngliche Sache ist, aber eben so sehr die Reflexion „in sich" oder ihre bloße Möglichkeit aufhebt, sich als das Negative ihrer selbst setzt und so eine Wirkung hervorbringt." In der Anmerkung wird dann gesagt, daß, insofern von einem bestimmten Inhalte die

Rede seyn könne, kein Inhalt in der Wirkung sey, der nicht in der Ursache sey; diese Identität sey der absolute Inhalt selbst (das Was des Sich-selbst-Bestimmenden); dennoch aber sey von der Ursache die Wirkung der Form nach verschieden (§. 154), die Ursache sey an und für sich causa sui *). Ursachen und Wirkungen seyen verschiedene selbstständige Existenzen nur, indem bei ihnen vom Causalitätsverhältniß abstrahirt werde. „Weil in der Endlichkeit bei dem Unterschiede der Formbestimmungen in deren Beziehung stehen geblieben wird, so wird abwechselungsweise die Ursache auch als ein Gesetztes oder Wirkung bestimmt; diese hat dann wieder eine andere Ursache; so entsteht auch hier der Progreß von Wirkungen zu Ursachen ins Unendliche. Ebenso der absteigende, indem die Wirkung nach ihrer Identität mit der Ursache selbst als Ursache und zugleich als eine andere bestimmt wird, die wieder andere Wirkungen hat und so fort ins Unendliche".

Das Angeführte mag genügen, um das wirkliche Vorhandenseyn der Widersprüche durch das Beispiel eines andern Denkers zu erhärten; ohne deshalb behaupten zu wollen, daß diese Vorstellungsweise in dem genannten Systeme die allein herrschende sey. Kurz vorher (§. 148) ist von den Momenten der Wirklichkeit, der Bedingung, der Sache und

*) Unpassend scheint es freilich zu seyn, wenn Hegel, um die Identität der Ursache mit ihrer Wirkung recht anschaulich zu machen, darauf aufmerksam macht, daß der Regen, die Ursache, und die Nässe, die Wirkung, ein und dasselbe existirende Wasser sind. Der Zusammenhang der Naturbegebenheiten ist so beschaffen, daß in tausend Fällen gegen einen die Wirkung durch ganz andere sinnliche Merkmale erkannt wird, als die Ursache, und dieser sich nicht ansehen läßt, was sie wirken werde. Auch ist durchweichtes Erdreich mit nichten dasselbe existirende Wasser, was der Regen ist. Der Satz: qualis causa, talis effectus, ist übrigens eben so alt, als falsch. Weil jedoch dieses Beispiel nur unter Voraussetzung des Unterschiedes zwischen der endlichen und unendlichen Ursache angeführt wird, so mag erwähnt werden, daß, abgesehen davon, daß „die wahre Unendlichkeit" bei Hegel im Gegensatze „der schlechten" nur der unaufgelöste, sich immer fester in sich verwickelnde Widerspruch selbst ist, eine solche Unterscheidung da ganz überflüssig ist, wo es sich um den allgemeinen Begriff der Causalität handelt.

der Thätigkeit, die Rede, und es heißt unter andern von der Thätigkeit: „sie ist eben so für sich selbstständig existirend und zugleich hat sie ihre Möglichkeit allein an den Bedingungen und an der Sache; sie ist die Bewegung, die Bedingungen in die Sache, diese in jene als in die Seite der Existenz zu übersetzen, vielmehr aber nur die Sache aus den Bedingungen, in welchen sie an sich vorhanden ist, herauszusetzen und durch Aufhebung der Existenz, welche die Bedingungen haben, der Sache Existenz zu geben". Es wird dann hinzugesetzt, daß in diesen Momenten der Proceß der äußeren Nothwendigkeit enthalten sey, und auch ohne das würde es nicht schwer seyn, die Annahme äußerer Ursachen sammt den zu ihnen gehörigen Widersprüchen zu erkennen. — Lange vorher aber war mit gleich unumwundener Anerkennung des Widerspruches das Werden ohne Ursache, das absolute Werden an die Spitze gestellt worden *), ein Begriff, dessen nähere Erörterung wir ohnedies schon zu lange verschoben haben.

8) Widersprüche im Begriffe des absoluten Werdens.

Die bisherigen Erörterungen scheinen dem Begriffe der Ursache mit solcher Entschiedenheit jeden Anspruch auf Gültigkeit geraubt zu haben, daß es in diesem Augenblicke fast als Beweis eines richtig fortschreitenden Denkens betrachtet werden könnte, daß die Philosophie seit Heraklit immer wieder von neuem stillschweigend oder ausdrücklich den Causalitätsbegriff dem des absoluten Werdens aufgeopfert hat. Dennoch läßt sich auch nicht bergen, daß hiermit eigentlich kein Fortschritt, sondern ein Rückschritt zu derjenigen Ansicht des Werdens bezeichnet ist, welche die unmittelbare Auffassung des Gegebenen charakterisirt und durch welche selbst der gemeine Verstand sehr schnell

*) Encyklop. §. 86—95. — Ueber diese ersten Bewegungen des Hegel'schen Systemes, von welchen die übrigen zum größten Theile abhängen, und über die empirische Logik Hegel's, die das Denken der Erfahrung unterjocht, ist zu vergleichen, was Herbart in seiner Encyklop. S. 258 ff. u. S. 286—296 sagt.

und unvermeidlich zu dem Begriffe der Ursache getrieben wird. (S. 77 ff.). Und eben deshalb müssen sich nothwendig, nachdem der Begriff der Ursache verworfen ist, diejenigen Widersprüche wieder einstellen, welche den Begriff der Veränderung drückten, ehe von Ursachen die Rede war (S. 72 ff.).

Dennoch ist es nicht überflüssig dem absoluten Werden noch eine besondere Betrachtung zu schenken, weil von einem Denken, welches zur Vermeidung einer Schwierigkeit schon mannigfaltige Versuche gemacht hat, in Bezug auf einen neuen Versuch eine größere Bestimmtheit gefordert werden kann, als von dem, welchem die ersten Schwierigkeiten noch nicht fühlbar geworden sind, und weil die Geschichte lehrt, daß die Denker, sowie sie den Causalitätsbegriff häufig unter stillschweigender Voraussetzung des absoluten Werdens als des Anfangsgliedes der unendlichen Reihen gedacht haben, andrerseits mitten im absoluten Werden sich vom Begriffe der Ursache nicht losmachen konnten *). Die Strenge des Begriffes verbietet aber schlechthin jede Einmischung der Causalität und die Voraussetzung ist ganz einfach, daß das Werden, der Wechsel selbst als die Qualität dessen gedacht werde, was sich verändert. Der Wechsel hat nirgends einen

*) Selbst bei Heraklit könnte man eine Spur dieser Vermischung finden, wenn nicht die ihm von Diogenes (IX. §. 8. 9.) beigelegte Meinung: *τῶν ἐναντίων τὸ μὲν ἐπὶ τὴν γένεσιν ἄγον καλεῖσθαι πόλεμον καὶ ἔριν· τόδ' ἐπὶ τὴν ἐκπύρωσιν, ὁμολογίαν καὶ εἰρήνην*, durch das unmittelbar vorhergehende: *γίνεσθαι πάντα κατ' ἐναντιότητα* der Consequenz gemäß mehr eine Beziehung auf die Regel, als die Ursache des Werdens enthielte. Auch Aristoteles, der die *φύσις* geradezu als das schlechthin Werdende auffaßt und hinzusetzt: *ὡς δ' ἔστιν ἡ φύσις πειρᾶσθαι δεικνῦναι γελοῖον*, beginnt dennoch das 2te Buch seiner Physik: *τῶν ὄντων τὰ μὲν ἔστι φύσει, τὰ δὲ δι' ἄλλας αἰτίας* und fährt dann fort: *τὰ φύσει ὄντα πάντα φαίνεται ἔχοντα ἐν ἑαυτοῖς ἀρχὴν κινήσεως καὶ στάσεως*. Offenbar eine Erklärung des Werdens durch Selbstbestimmung. Bei Spinoza tritt in der causa sui die Verhüllung des ersteren durch die letztere noch deutlicher hervor. Am unumwundensten tritt das absolute Werden bei Hegel auf, jedoch, wie schon bemerkt, ohne ausschließend festgehalten zu werden; was denn auch in jedem System, außer dem Hegel'schen selbst, unmöglich ist.

Grund; wohl aber eine Regel, welche eben in der Qualität des Wechselnden liegt. Ausgeschlossen ist mithin von diesem Begriffe jeder Wechsel des Wechsels selbst; jede Ungleichförmigkeit und Verschiedenheit, jede Beschleunigung und Verzögerung desselben. Zeitbegriffe des Anfanges und des Aufhörens, Maaßbestimmungen einer verschiedenen Geschwindigkeit, Verhältnißbegriffe für die Richtung und die Art des Geschehens sind dem zeitlos ohne Ursache Fließenden sämmtlich gleich fremd; das absolut Werdende wird immer auf dieselbe Weise, in allen Punkten seines continuirlichen Flusses mit gleicher Geschwindigkeit und Richtung, so daß niemals eine Rückkehr des Geschehens zu dem, was schon geschehen war, erwartet werden kann. Denn warum sollte denn der Wechsel als Wechsel von sich selbst abweichen, hier mehr, dort weniger, hier ein solcher, dort ein anderer, bisweilen sogar ein sich wiederholender, kreisförmig in sich zurückgehender Wechsel seyn? Die bloße Frage ist unter Voraussetzung des absoluten Werdens ungereimt; denn sie vergißt, daß nach einem Warum gar nicht mehr gefragt werden darf. Denn weder für den Wechsel überhaupt soll eine Ursache angenommen werden, noch auch die einzelnen, stetig in einander fließenden Punkte seines Verlaufes dürften, selbst wenn sie der Betrachtung still hielten, irgendwie in dem Verhältnisse einer Ursache und Wirkung gedacht werden; sie selbst modificiren, stören, fördern einander nicht im geringsten und das absolut Werdende ist durchaus und ohne alle Abweichung sich selbst gleich — im Wechsel; es wird, schlechthin, ohne die geringste nähere Bestimmung. Und eben dadurch verwandelt sich der gemeine Erfahrungsbegriff des Werdens ohne Ursache, welchem durchweg der Zufall anklebt, in den des Schicksals, vermöge dessen, was geschieht, unabänderlich und unabwendbar geschieht, weil es geschieht.

Wird nun der auf diese Weise gewonnene Begriff zuvörderst mit der Erfahrung verglichen, so springt seine auffallende Unangemessenheit an diese in die Augen. Diese zeigt uns, ganz entgegengesetzt den Forderungen unseres Begriffes, nicht nur Beharrliches neben dem Wechselnden, sondern auch eine solche

Ungleichförmigkeit des Wechsels, daß wir durch den Begriff des absoluten Werdens mit dem Gegebenen in fortwährenden Streit gerathen. Bald nehmen sich die Veränderungen wenig, bald sehr viele Zeit, bald ist mit einer Veränderung die Reihe des Geschehens geschlossen, bald zieht eine einzige eine große Anzahl anderer nach sich; der Verlauf des Geschehens bekommt häufig durch Umstände eine Richtung und einen Ausgang, welche er ohne diese Umstände nicht hatte, und die Wiederkehr, der Kreislauf der Erscheinungen hat von jeher das menschliche Nachdenken auf andere Regeln geleitet, als die im Begriffe des absoluten Werdens enthaltene ist. Auch ist es hierbei ganz unzulässig sich auf die subjective Beschaffenheit unserer Auffassung zu berufen, wie nach Aristoteles (Physic. VIII. 3.) schon Heraklit that, indem er seinem Satze: κινεῖσθαι τῶν ὄντων οὐ τὰ μὲν, τὰ δ'οὐ, ἀλλὰ πάντα καὶ ἀεί, die Bemerkung hinzufügte: ἀλλὰ λανθάνειν τοῦτο τὴν ἡμετέραν αἴσθησιν. Denn weder an sich kann unter der gemachten Voraussetzung zugegeben werden, daß dem Abfluß unserer Vorstellungen irgend eine Ungleichförmigkeit mit größerem Rechte beigelegt werden könne, als den Veränderungen außer uns; der Verlauf der Gedanken selbst ist dann ein absolutes Werden; noch auch würde es erlaubt seyn, uns selbst hingerissen und verwirrt zu denken von dem Strome des Werdenden, der nur eine unklare, von der Vorstellung des Beharrlichen verunreinigte Erkenntniß des Fließenden in uns erzeuge; denn jede Berufung auf eine ursachliche Verbindung zwischen dem objectiven Geschehen und der subjectiven Vorstellung davon würde zu schon verworfenen Causalitätsbegriffen zurückkehren.

Abgesehen aber von dieser Unangemessenheit an die Erfahrung kann sich der Begriff selbst auf keine Weise halten. Denn sey der Wechsel selbst die Qualität dessen, was sich verändert, so hat der Begriff des letzteren überall keine Bedeutung, als in Beziehung auf die wechselnden Beschaffenheiten, d. h. er muß durch sie gedacht werden; sie sind sein Inhalt. Und alle wechselnden Bestimmungen des veränderten Dinges müssen gleichmäßig eingehen in den Begriff desselben; denn in ihrer Gesammtheit sind sie seine Qualität. — Dabei

kommt, da es sich um den Begriff handelt, wie schon oben bemerkt (S. 76) gar nichts auf die Succession in der Zeit an; sie müssen sämmtlich und zumal in einen und denselben Gedanken zusammengefaßt werden, welches eben der Begriff des Werdenden selbst ist. Man versuche das, und man wird gewahr werden, daß das nicht geht; man braucht mehrere Gedanken, um die mehreren Bestimmungen zu denken, und doch wurde verlangt, daß man sie durch einen denke. In der prätendirten Einheit des Werdenden aber heben sich die vielen verschiedenen Bestimmungen auf, so gewiß sie nicht etwa entgegengesetzte, sondern überhaupt blos viele und verschiedene sind, und dadurch verräth sich eben der schon früher entwickelte Widerspruch (S. 75). Und wollte man hierbei auch von der Strenge der Begriffe etwas nachlassen, und die Succession, das Nacheinander des Wechsels einmischen, so würde doch der eine Zustand aus dem anderen entstehen, dieser in jenen übergehen müssen, und zwar stetig; denn den Zusammenhang des Werdens zu zerreißen dürfte man sich, ohne den Begriff desselben schlechthin aufzugeben, unter keiner Bedingung erlauben. Verfolgt man nun dieses Nacheinander, welches zugleich ein Auseinander ist, so kommt man unvermeidlich auf einen Zeitmoment, welcher die widersprechenden Bestimmungen des Anfangens und des Aufhörens, d, h. des Seyns und noch nicht Seyns, und des Seyns und nicht mehr Seyns als zugleich enthaltend gedacht werden muß. In ihm concentrirt sich der Widerspruch; denn eben nur in ihm wird, streng genommen, das Ding als werdend gedacht.

Wird endlich der Frage, wie denn das absolut Wechselnde es mache, um aus sich selbst herauszugehen und die Gegensätze seiner Zustände hervorzubringen, nur das mindeste Gewicht beigelegt — und sie hat in der That das größte für den Entschluß, sich die gegebenen Veränderungen der Natur begreiflich zu machen — so kommt, weil sie durch den vorausgesetzten Grundbegriff für schlechthin unbeantwortlich erklärt wird, die gänzliche Untauglichkeit des letzteren zum Behufe der Naturerklärung mehr als zu deutlich zum Vorschein. Hier zwar verwandelt sich häufig genug das Tertullianische: Credo,

quia absurdum est im Munde der Philosophen in das zuversichtlichste: Scio, quia absurdum est. Denn wer hätte nicht oft genug jene hochtönenden Reden vernommen von der Urwurzel des All, welche aus sich hervorsprossen läßt den Baum des lebendigen Lebens mit seinen Aesten und Blättern und Blüthen, und doch nichts anderes ist, als diese selbst? Oder von dem Unendlichen, welches sich selbst verendlicht und in der Endlichkeit seine Unendlichkeit bewahrt, unendlich und endlich zugleich in jedem Einzelnen? Oder von dem Einen Principe, welches, seine Einheit entwickelnd in zahllosen Arten und Geschlechtern, die Unendlichkeit der Dinge hervorbringt, ohne doch darum Vieles zu werden, sondern als Eins untheilbar in Allem dasselbe ist? Oder von dem dunkeln Grunde, der, obwohl selbst nicht erscheinend, doch heraustritt aus sich, in entzweiender Liebe sich selbst zum wechselnden Daseyn gebärend, aus sich aufbauend das bunte Haus der Scheinwelt, sich, den in der Ungleichheit gleichen, abspiegelnd in den nichtigen Bildern seiner selbst? Oder von der Idee, welche wesentlich der Proceß ist, dessen wechselnde Gestalten aus dem Grunde kommen und zu Grunde gehen, die sich selbst verzehrend sich selbst erhält, im Wechseln dieselbe, im Beharren wechselnd, dem Seyn entfliehend, um zum Seyn zu gelangen und doch in ihm keine bleibende Stätte findend, sondern von der Negation, die sie selbst *ist*, getrieben, wie ein unruhiger Geist durchs Weltall wandelt, welches sie ebenfalls selbst ist und erzeugt und vernichtet im geschlossenen Kreislauf ihrer Momente! Und das eben sey die Vernunft, diesen Proceß zu begreifen! das das Wissen, von ihm zu reden, nicht „in der Sprache der übertägigen Menschen, sondern in der der Götter"! das die Wahrheit, das Denken des hornirten Verstandes mit den festen Merkmalen und Unterschieden der Begriffe durch das heiligende Feuer der Idee in Fluß zu bringen! ergriffen zu werden „von dem bacchantischen Taumel, an dem kein Glied nicht trunken sey"! —

Mithin wird dem, an welchem auch nur ein Glied noch nicht ganz trunken ist, auch die Besinnung erlaubt seyn, daß allen diesen Worten Begriffe zum Grunde liegen müssen, über

welche man Rechenschaft verlangen kann. Und diese Begriffe sind, wenn nicht von Seyn und Werden gesprochen wird, ohne an irgend Etwas zu denken, was ist und wird, der von irgend Einem, welches sich verändert, und der des absoluten Werdens. Den letzteren kennen wir hinlänglich; der erstere aber bedeutet in diesem Zusammenhange gar nichts ohne Beziehung auf den letzteren; und nur daran braucht noch erinnert zu werden, daß auch die Behauptung, daß die wechselnden Gestalten des Einen nur Erscheinung seyen, durchaus keine Hülfe bringt. Denn wir wissen längst (vergl. S. 60), daß der Begriff des Scheines eine Bedeutung zunächst nur in Beziehung auf die Qualität dessen hat, was ist; der im Wechsel erscheinende Grund bekommt also ganz abgesehen von einem Subjecte, welchem er erscheint, nothwendig zwei Merkmale, dessen, was er ist und dessen, als was er erscheint, d. h. er fällt unter den Begriff des Dinges mit mehreren Merkmalen und ist somit widersprechend. Und zu diesem ersten Widerspruch kommt dann der zweite, der in der absoluten und nichts destoweniger unendlichen Reihe seiner veränderlichen Erscheinungen nistet, und sich nur deshalb mit dem ersten amalgamirt, weil das Seyn und das Erscheinen, das Beharren und das sich Verändern, alles zusammen in der Identität eines und desselben Realen zusammenwohnt. Daher ist dieser Begriff eines in den wechselnden Erscheinungen sich selbst darstellenden Grundes, der wahre Herd aller bis jetzt entwickelten Ungereimtheiten.

4) Feststellung des Problems der Veränderung.

Obgleich wir uns in den Erörterungen des gemeinen Erfahrungsbegriffes der Veränderung durch die kurze Berücksichtigung philosophischer Lehrmeinungen nicht selten sehr weit über den Kreis des Gegebenen haben hinausführen lassen, so waren doch diese Umwege in der Entwickelung deshalb vielleicht nicht ohne allen Nutzen, weil sie uns die Unhaltbarkeit mancher naheliegenden und darum weitverbreiteten Meinung noch ohne genaue Vergleichung mit dem Gegebenen selbst durch eine bloße logische Analyse haben erkennen lassen. Dennoch ist es nöthig,

jetzt den Blick zurückzulenken und uns nach der eigentlichen Beschaffenheit unseres Problemes umzusehen.

Der Punkt, von welchem wir ausgingen, war der Begriff der Veränderung, welchen Jeder vor allem Philosophiren als gegebene Form der Erfahrung in seinem Denken vorfindet. Dieser Begriff wurde als widersprechend gefunden, und deshalb der Begriff der Ursache erzeugt, ein Schritt, bei welchem uns der gemeine Verstand ohne Widerstreben begleitete, weil er ihn vor aller absichtlichen Zergliederung der Begriffe schon vollzogen hatte. Daraus entstand ein Trilemma möglicher Annahmen in Beziehung auf den Begriff der Veränderung; und die nähere Betrachtung hat gelehrt, daß keines seiner Glieder frei von Widersprüchen sey. Das Trilemma aber schien vollständig zu seyn, denn es ruht auf den contradictorischen Disjunctionen: die Veränderung hat entweder keine Ursache, oder sie hat eine; und in dem letzteren Falle liegt die Ursache entweder in dem veränderten Dinge oder nicht in demselben, d. h. außer ihm. Wir sind also nicht nur zu keinem Resultate gelangt, sondern die Hoffnung irgendwie aus dieser Verwirrung ohne List oder Gewalt herauszukommen, scheint, nachdem jede der möglichen Annahmen für unmöglich erklärt worden ist, für immer verschwunden. Namentlich den Begriff der Ursachen können wir weder beibehalten, noch verwerfen; und eben in diesem Weder — Noch liegt das Geständniß völliger Rathlosigkeit.

„Also gibt es überhaupt gar keine Veränderung"! — Eine Folgerung, welche ebensowohl eine lobenswerthe Consequenz, als ein unzeitiger Unmuth zu machen geneigt seyn dürfte. Aber der Unmuth über unverhoffte Schwierigkeiten taugt nicht, eine angefangene Untersuchung fortzuführen, und die Consequenz scheitert hier an der Macht der Erfahrung. Die Dinge halten nicht still auf das Geheiß des Denkens; sie verändern sich nach wie vor; dieses Factum, selbst wenn wir es in seiner Gültigkeit noch nicht anerkannt hätten, würde sich uns immer wieder aufdringen; und, da wir uns einmal ins Denken eingelassen haben, eine bessere Erklärung fordern, als die bisherigen. Nicht, ob es Veränderung gebe, ist das Problem; sondern wie der widersprechende Erfahrungsbegriff, Ver-

änderung genannt, auf eine solche Weise gedacht werden könne, daß er zugleich mit sich selbst und mit der Erfahrung übereinstimme.

Betrachten wir nun die Glieder des Trilemma noch einmal, so läßt sich vom Begriffe des absoluten Werdens am wenigsten hoffen. Er ist, genau genommen, der noch ganz rohe Erfahrungsbegriff, der sich zwar durch die bewußtvolle Ausschließung jeder Causalität in schärferen Umrissen darstellt, seinem Inhalte nach aber den Widerspruch nicht einmal zu verschleiern strebt. Daß nun ein Begriff, welcher sich als ungereimt ankündigt, nicht so bleiben kann, wie er sich ursprünglich darbietet, daß er sich gefallen lassen muß, anders und richtiger gedacht zu werden, daß diese Berichtigung nicht eintreten kann, so lange wir bei demjenigen Inhalte des Gedachten stehen bleiben, der eben als falsch befunden wurde, daß mithin neue Begriffe nöthig seyn werden, um sie herbeizuführen, das Alles ist selbst im gewöhnlichen Leben der gewöhnliche Gang der Belehrung und des Unterrichts, welchen der Denker in der Bearbeitung der Begriffe nur ohne fremde Beihülfe erstrebt. Der Begriff der Ursache wird also wohl sein Recht behalten; es muß zugestanden werden, daß das gewöhnliche Denken noch ohne Unterstützung der Speculation sich hier auf dem richtigen Wege befindet. Aber der Begriff der Selbstbestimmung leidet an größeren Schwierigkeiten, als der der äußeren Ursachen. Die unendliche Reihe zwar und die Widersprüche in den Begriffen des Thätigen und des Leidenden haben beide mit einander gemein; aber die nothwendige Spaltung dessen, was die immanente Ursache seiner eigenen Veränderungen ist, in die Zweiheit des Activen und Passiven, da doch beide identisch seyn sollen (S. 88) ist eine Schwierigkeit, welche das immanent Wirkende vor dem transeunt Wirkenden voraus hat. Die einzige Aussicht, welche demnach übrig bleibt, ist, daß der Begriff der äußeren Ursachen einer möglichen Modification Raum gebe. Und diese Hoffnung wächst, sobald man überlegt, daß die unendliche Reihe, die durch den Begriff der Kraft, als dessen, was Ursache einer Wirkung werden könne, entstand (S. 83), im Grunde davon abhängt, daß der Ueber-

gang des Wirkenden von dem, was es *ist*, zu dem, was es *thut*, selbst nur als Veränderung aufgefaßt werden kann; daß daher der Begriff des Aus-sich-selbst-Herausgehens im Thun, d. h. *einer ursprünglichen nach außen gerichteten Thätigkeit*, welche dann den des Von-sich-selbst-Abweichens im Leiden nach sich zieht, der eigentliche Sitz des Widerspruchs und der Mittelpunkt der gewöhnlichen Naturansicht ist, die, wie schon früher bemerkt (S. 48 ff.) in der Annahme thätiger Kräfte das Asyl ihrer Unwissenheit findet. Wäre es also möglich, diese Vorstellungsart ganz zu vermeiden und dennoch den Satz festzuhalten, daß mehr als Ein Seyendes dazu gehört, um eine Veränderung hervorzubringen, so wäre der Begriff der Veränderung durch äußere Ursachen eben sowohl gesichert als berichtigt; durch welche Andeutung jedoch den näheren Bestimmungen, welche etwa die Untersuchung selbst herbeiführen könnte, keineswegs vorgegriffen seyn soll. Denn das Geschäft einer kritischen Prüfung der empirischen Hauptbegriffe ist noch nicht vollendet; und wir wenden uns zunächst zu dem der *Materie*, um zu sehen, ob er besser beschaffen ist, als die übrigen, oder durch seine natürliche Beschaffenheit ein neues Problem darbietet.

C) *Entwickelung der Widersprüche im Begriffe der Materie.*

In Beziehung auf den so eben erwähnten Begriff scheint die Angabe seines Inhaltes, und die Bestimmung, inwiefern er *hier* der Gegenstand der Untersuchung sey, deshalb eine kurze Ueberlegung nothwendig machen, weil die Mechanik, die Physik und Chemie an dem materiellen Daseyn das gemeinschaftliche Object ihrer Beobachtungen und Berechnungen haben und nicht unmittelbar klar ist, wie der bloße Begriff der Materie eine Schwierigkeit enthalten könne, die ihn ausdrücklich zu einem Gegenstande des *Denkens* mache.

Wir erinnern uns daher zuvörderst, daß der *Begriff* der Materie, um welchen allein es hier zu thun ist, seinem Inhalte nach nicht abhängig ist von den verschiedenen sinnlich wahrnehmbaren Eigenschaften der verschiedenen materiellen Dinge; und selbst diejenigen Eigenschaften, welche die

Physik mit mehr oder weniger Zuversichtlichkeit aller Materie beilegt, Undurchdringlichkeit, Schwere, Cohäsion, Porosität, Elasticität u. s. w. setzen theils sehr weit verfeinerte Beobachtungen, theils Schlüsse aus dem unmitelbar Gegebenen voraus, welche hier, wo uns nur das letztere selbst beschäftigt, uns noch zu fern liegen. Auch läßt sich leicht einsehen, daß, wollten wir auf die verschiedenen Eigenschaften der Materie unsere Aufmerksamkeit richten, wir nur in die Bahn schon bekannter Probleme hineingetrieben werden würden; die Frage, wie das Materielle zugleich undurchdringlich und schwer und elastisch seyn könne, fällt unmittelbar unter das Problem der Inhärenz; die Frage nach den Ursachen der Phänomene, deren Reichthum die Natur vor uns ausbreitet, den Gesetzen, nach welchen sie erfolgen, so wie nach den Kräften, mit welchen die Naturwissenschaften die Materie nach Bedürfniß freigebig ausstatten, berührt unmittelbar das Problem der Veränderung, und keine Erfahrung könnte, nachdem wir einmal an diesen Begriffen Anstoß genommen haben, uns darüber unmittelbar belehren, sondern höchstens durch die Masse der Erscheinungen trotz aller Kunst der äußeren Anordnung verwirren. — Sondern nur die Form des Gegebenen nimmt, nachdem sie sich für uns in die Form der Setzung des Realen verwandelt hat (S. 61), unsere Aufmerksamkeit in Anspruch; aber auch sie nicht als leerer Begriff, bei welchem über jede Beziehung auf das Gegebene hinaus abstrahirt worden ist, sondern insofern sich der Stoff der Empfindung in einer bestimmten Weise und Gestaltung darstellt; und deshalb redeten wir von der Inhärenz und Veränderung nur insofern, als wir die Dinge mit vielen und wechselnden Merkmalen durch diese Begriffe zu denken uns genöthigt fanden. Fragen wir nun nach derjenigen Form, welche der Materie wesentlich ist, so ist es leicht, die nahe liegende Bemerkung, daß räumliche Prädicate das Merkmal sind, wodurch jeder den Begriff derselben vorzugsweise denkt, mit der Besinnung zu verbinden, daß der Raum, und, was durch ihn bedingt zu seyn scheint, Ausdehnung, Bewegung und Ruhe hier nicht ihrem abstracten Begriffe nach, an sich in Betracht kommen, sondern nur in Beziehung auf das, was ausge-

dehnt ist, sich bewegt oder ruht. Ebenso muß von den wechselnden Merkmalen der Bewegung und Ruhe, mit denen sich ohndies sogleich der Gedanke an Ursachen und bewegende Kräfte verknüpft, abstrahirt werden, und so bleibt für den allgemeinen Begriff der Materie nur die Bestimmung übrig: *Materie ist das Ausgedehnte im Raume, das Solidum, was den Raum erfüllt.* Und dieser gemeine Erfahrungsbegriff der Materie behauptet seine Gültigkeit gegen die skeptischen Argumente (S. 46) um so sicherer, je bestimmter in ihm der Anspruch liegt, daß der materielle Körper durch Punkte, Linien und Flächen nur *begrenzt* wird, selbst aber mehr als bloße Grenze, *Etwas* ist.

Es liegt also in diesem Begriffe unzweifelhaft der Anspruch auf eine Setzung; und das Maaß des Gesetzten richtet sich nach den bestimmten, endlich gegebenen Grenzen, zwischen welchen es gesetzt wird, d. h. die Materie ist immer ein *bestimmtes räumliches* Quantum. Auf die Frage, was und wie viel gesetzt sey, wird geantwortet durch die Menge der Theile des Raumes, welchen es füllt, in welchem es (dem gemeinen Sprachgebrauch gemäß) sich ausdehnt. Die Eine Setzung des Dinges soll sich also dehnen zu einer Vielheit von Setzungen, je nach dem Umfang, welchen das Ding einnimmt. So auffallend dies nun auch seyn muß, so kann man sich doch noch darüber beruhigen wollen, da nun einmal der Begriff der Theilbarkeit, der Zerlegbarkeit in eine Vielheit den der Ausdehnung unmittelbar begleite und durch die Erfahrung tausendfältig bestätigt werde. Aber die Meinung geht doch unter dieser Voraussetzung dahin, daß jeder der Theile, eben weil es ihm nicht wesentlich sey, mit den andern Theilen verbunden *Ein* Ganzes zu bilden, auch unabhängig von den übrigen *für sich* bestehen könne. Mithin muß sich doch wohl auch angeben lassen, aus *wie vielen* Theilen ein gegebenes Quantum Materie bestehe, und bei welchen, *unabhängig für sich bestehenden* Theilen der Fortschritt von der Einheit zu der Vielheit werde still stehen können. Versucht man nun in dieser Beziehung irgend eine Angabe der vielen Theile wirklich, so wird man sich nicht verbergen können, daß die gefundenen Theile der Einheit, de-

ren Theile sie sind und aus deren Theilung sie so eben hervorgingen, gleichartig, folglich selbst materiell seyn müssen; womit zugleich die Einsicht sich eröffnet, daß die versuchte Angabe der Theile nicht das leistete, was sie versprach, sondern zu einer andern Theilung hintreibt. Diese werde vorgenommen; die Theile, auf welche man jetzt kommt, sind sie anders beschaffen, als die vorigen? Keineswegs; sie sind gleichartig dem Getheilten, ausgedehnt, materiell, mithin zugänglich einer neuen Theilung; welche abermals zu keinem andern Resultate führt, als die vorigen. Der Begriff der Materie als eines bestimmten räumlichen Quantums enthält also den Widerspruch, daß sie durch eine bestimmte Menge ihrer Theile gedacht zu werden Anspruch macht und doch durch eine solche nicht gedacht werden kann, weil keine der Theilungen so beschaffen ist, daß sie die letzten selbstständigen Theile der Materie in Gedanken finden ließe. Denn wollte vielleicht Jemand, unwillig über die aufgegebene Arbeit einer ins Unendliche fortzusetzenden Theilung, einwenden, vor jeder mechanischen Theilung sey durch den bloßen Gedanken dieselbe auf jede mögliche Art anders zu vollziehen, sie auch wirklich vollzogen und mithin eben dadurch die letzten Theile wirklich gefunden, so müßten wir ihn freilich erinnern, daß die angeblich gefundenen, jedenfalls mit der Einheit gleichartigen Theile doch wieder ausgedehnt, mithin auch theilbar seyen; daß mithin von dem behaupteten Ruhepunkte aus ein Kreislauf beginne, der entweder nie, oder nicht anders endigen könne, als durch einen Sprung von der Einheit über die Unendlichkeit der Theile vorwärts.

Gesetzt aber nun, dieser Sprung sey wirklich geschehen, und die letzten einfachen selbstständigen Theile gefunden, so erneuert sich offenbar, wenn man versucht, von ihnen auszugehen, die Frage nach der Menge des Einfachen, welche nöthig ist, damit aus derselben ein bestimmtes endliches Quantum entstehen könne *). So wenig es nun vom Ausgedehnten zum Ein-

*) Die Physik, welche bei den materiellen Klumpen, wie sie die gemeine Erfahrung der Beobachtung darbietet, sich eben so wenig beruhigt, als sie mit dem fließenden und in sich selbst zerfließenden All-Einen jemals etwas

fachen einen Uebergang ohne Sprung gibt, so wenig würde sich doch derselbe hier über die Unendlichkeit rückwärts vermeiden lassen. Aber weder hier noch dort war er erlaubt; jede folgende Theilung oder Zusammensetzung ist zugleich hervorgerufen und bedingt durch die ihr zunächst vorhergegangene; aber keine erreicht das Ziel, um dessenwillen zu ihr fortgeschritten wurde, und welches sie doch erreicht haben müßte, damit gesagt werden könnte, welche realen Theile dem materiellen Aggregate zu Grunde liegen. „Die Unendlichkeit schiebt sich in das Endliche

---

anzufangen wissen wird, sondern welche schon längst gelernt hat, in einem vielfachen Realen den Grund der Naturerscheinungen wenigstens zu suchen, hat die Frage nach den letzten Theilchen der Materie immer wieder von neuem aufgeworfen. Aber sie hat die Antwort darauf nicht selten an einer Stelle zu finden geglaubt, wo das Denken sich schlechterdings nicht beruhigen kann, und sich dadurch den Vorwurf eines mechanischen Atomismus zugezogen. Die Unmöglichkeit, die letzten Theile durch mechanische Theilung der sinnlichen Wahrnehmung darzustellen, gesteht man wohl zu; dennoch lesen wir bei Biot (Experimental-Physik übers. von Fechner: Bd. I, S. 15): „Die Unmöglichkeit, die letzten Theilchen der Körper einzeln und gesondert darzustellen, schließt noch keineswegs die Möglichkeit aus, daß ihre Gestalt oder ihre Grundbeschaffenheit unter Umständen einen wahrnehmbaren Einfluß ausüben und auf diese Weise aus ihren Wirkungen erkannt werden kann." Je wichtiger der Schluß aus der vorauszusetzenden Verschiedenartigkeit der Qualität des Realen und den Verhältnissen derselben zu einander für die philosophische Naturforschung ist, desto mehr muß es erlaubt seyn, darauf aufmerksam zu machen, wie weit der Schluß aus den Wirkungen auf die Gestalt der letzten Theile führen könne. (Als Beispiel wird bei Biot das Anschießen der Krystalle an die Grundgestalten der vorausgesetzten Molecules angeführt). Wo Gestalt ist, ist Ausdehnung; wo Ausdehnung, da ist Möglichkeit der Theilung, und wo diese ist, sind die letzten Theile nicht nur nicht gefunden, sondern, wenn man sich dennoch dabei beruhigt, der Begriff derselben auf eine Weise verdorben, welche es wenigstens zu keiner metaphysischen Untersuchung über die Materie kommen läßt. Die Chemie ihrerseits hält sich mehr an die Einfachheit der Qualität ihrer Elemente d. h. an die bis jetzt gefundene Grenze der chemischen Zerlegung und bestimmt ihre Atome nach dem Verhältnisse der Volumtheile, welche von den verschiedenen Stoffen in eine chemische Verbindung eingehen, ohne auf die Gestalt oder Ausdehnung ihrer Moleculen, jede für sich genommen, näher einzugehen.

hinein, ohne doch bei dem Fortschritte von der Einheit zu dem Vielen den endlichen Umfang derselben im mindesten zu vergrößern, bei dem Rückschritte von dem Einfachen zu dem Zusammengesetzten ihm jemals gleichkommen zu können. Zu dem obigen Widerspruche einer endlichen Größe, welche ist eine Menge unendlich vieler Theile, kommt also der zweite, daß der Begriff der Materie Anspruch darauf macht, etwas Reales zu bedeuten, während doch in ihm selbst die Unmöglichkeit begründet ist, sowohl die letzten realen Bestandtheile im Denken zu erreichen, als aus dem vorausgesetzten Einfachen selbst zu dem gegebenen Quantum der Materie zurückzukehren. Das unendlich Kleine dringt sich uns auf als reale Grundlage der Materie, aber es ist eben so unmöglich, seine Befähigung dazu anzuerkennen, als sie geradezu aufzugeben.

Der Begriff der Materie, deren Realität sich trotz aller dieser Schwierigkeiten unsern Sinnen immer wieder aufdringt, ist also wirklich nicht besser beschaffen, als die übrigen, die wir schon kennen gelernt haben, und sieht mithin nicht weniger, als sie, einer Umarbeitung im Denken entgegen. Welche Richtung aber diese Untersuchung wird zu nehmen haben, läßt sich um so weniger schon jetzt bestimmen, je mehr die materiellen Körper in die Probleme der Inhärenz und der Veränderung verwickelt sind und je weniger sich hoffen läßt, ohne eine vorhergegangene Lösung dieser einen festen Haltepunkt für den Begriff der Materie mit Sicherheit nachweisen zu können. Dennoch muß schon hier auf einen Punkt aufmerksam gemacht werden, der eine wenn auch nur schwankende Aussicht öffnet. Die entwickelten Widersprüche, die sich wenigstens als der drückende Cirkel fühlbar machen müssen: die Materie ist das unendlich Vielfache von — Materiellen, gründen sich auf den gemeinen Erfahrungsbegriff der Materie als eines räumlich bestimmten Quantums. Zugleich wird die unendliche Theilbarkeit des Raumes — eine Voraussetzung, welche das gewöhnliche Denken mit der Geometrie gemein hat — auf das, was den Raum erfüllt (denn nur als solches kam die Materie in Betracht), in der Art übertragen, daß die Theile des Erfüllenden bestimmt werden sollen durch die Theile dessen, was erfüllt wird. Wäh-

rend nun das unter der obigen Voraussetzung nicht möglich ist, verlangte der Begriff der Materie nichts destoweniger die Angabe der sie constituirenden selbstständigen Theile; und eben dadurch verrieth er die in ihm liegenden Widersprüche. — Wie aber? wenn die Materie gar nicht nothwendig als bestimmtes räumliches Quantum zu denken wäre? d. h. wenn der Raum, den sie einnimmt, gar nicht betrachtet werden dürfte als das Maaß ihrer selbstständigen Theile, sondern dasselbe Quantum der letzteren unter veränderten Umständen bald einen größeren, bald einen kleineren Raum einzunehmen im Stande wäre? Dann müßte wenigstens die Vermuthung entstehen, daß die Raumbestimmungen des materiellen Körpers sich nach anderen Bedingungen richten, als der bloßen Menge der Bestandtheile, und daß mithin die unbedingte Uebertragung der unendlichen Theilbarkeit des Raumes (d. h. des leeren Gedankendinges, welches nichts anzeigt als die Möglichkeit, daß in bestimmter Entfernung etwas angetroffen werden könne) eine Uebereilung sey, welche ein sorgfältigeres Denken werde zu vermeiden wissen. Und wirklich lehrt die Chemie durch das Experiment, daß die Materie eine veränderliche Dichtigkeit habe, welche auf eine größere oder geringere Innigkeit der chemischen Durchdringung hindeutet *); ihre Stoffe nehmen

*) Freilich vermeidet die Chemie, vielleicht um nicht mit der Physik in Zwiespalt zu gerathen, welche nun einmal die Undurchdringlichkeit neben der Ausdehnung als ganz allgemeine Grundeigenschaft der Materie aufstellt, den strengen Begriff einer gegenseitigen Durchdringung ihrer Moleculen so viel wie möglich. Sie spricht von chemischer Verbindung der Stoffe und definirt sie als solche wechselseitige Einwirkung derselben aufeinander, daß ein einziger Körper hervorgeht, dessen sämmtliche Theile, wie klein man sie immer nehmen mag, eine gewisse Qualität von jedem der ursprünglichen Stoffe enthalten. Dabei hat der Gedanke noch Raum, daß die letzten Bestandtheile einer chemischen Verbindung, obgleich sie in jedem irgend wie kleinem sinnlich wahrnehmbaren Quantum derselben verbunden vorkommen, doch in Wahrheit als bloße „Aggregattheile" neben einander liegen können. Daher wohl auch die Versuche, die Molecular-Anziehung, welche, soweit die Erfahrung reicht, von einem wirklichen oder scheinbaren Contact abhängt, auf die Gesetze der indifferenten d. h. von der Qualität der Stoffe unabhängigen Massen-Anziehung

sich nach Maaßgabe ihrer Verbindung bald mehr, bald weniger Platz und sie findet die Bürgschaft der Identität derselben nicht in der Gleichheit der Ausdehnung, sondern in der Identität des Gewichtes. Ein Fingerzeig, dem freilich hier nicht nachgegangen werden kann, wo es nur darauf ankam, die Schwierigkeiten, welche den Begriff der Materie drücken, zum bestimmten Bewußtseyn zu bringen. Will aber jemand den angeregten Gedanken: daß die Bedingungen des materiellen Daseyns nicht im Raume oder räumlichen Kräften, sondern vielmehr räumliche Bestimmungen in der Materie ihren Grund haben, und daß, während die Widersprüche darauf hintreiben, die Materie als aus Theilen bestehend zu denken, welche selbst nicht wieder materiell sind, räumliche Prädicate an eine Verbindung der letzteren sich vielleicht unvermeidlich heften werden, — will jemand diese Gedanken schon hier weiter verfolgen, so versuche er, wie weit dies ohne Beziehung auf die Probleme der Inhärenz und der Veränderung möglich ist.

D) Entwickelung der Widersprüche im Begriffe des Ich *).

Die logische Analyse derjenigen Begriffe, durch welche wir bei gemeinen Weltansicht gemäß das in der äußeren Erfah-

---

zurückzuführen. Aber, abgesehen von der Annahme bewegender, in die Ferne wirkender Kräfte, zu deren Gunsten man sich wegen des Erfolges der Rechnung mit Kant (Met. Anfangsgr. d. NW. S. 62) bei der Unbegreiflichkeit beruhigt, daß etwas „an dem Orte wirken könne, wo es nicht ist", daß also die Entfernung auf die Kraftäußerung keinen Einfluß habe und doch auch habe, weil die Attraction nach dem Quadrate der Entfernung abnimmt, verwickeln hierbei nicht blos die veränderliche Dichtigkeit der Materie, sondern auch die Erscheinungen der Cohäsion beim Zerreißen, Zerplatzen der Körper u. s. w. in neue Schwierigkeiten. Denn für jene müßte man sich auf das Gegenstück der Undurchdringlichkeit, die allgemeine Porosität der Materie in einem Grade berufen, die sich wenigstens in der Erfahrung nicht allgemein nachweisen läßt; und die plötzliche Trennung der Cohäsion beim Zerreißen und ähnlichen Erscheinungen entspricht nicht im geringsten der durch die Gesetze der Massenanziehung erregten Erwartung, der Widerstand werde bis zur völligen Trennung allmählig abnehmen.

*) Außer dem, was Herbart in d. Lehrb. z. Einl. in d. Philos. §. 28 u. 103 über den Begriff des Ich sagt, ist zu vergleichen dessen Psychologie

rung Gegebene zu erkennen meinten, hat allem Bisherigen zufolge nichts anderes als Aufgaben für das Nachdenken, Probleme kennen gelehrt. Betrachtet man nun den Umfang derselben, vermöge dessen nichts, was wir als gegebenes Object der Wahrnehmung vorfinden, von denselben ausgeschlossen ist, so wird vielleicht zugegeben werden, daß, so viele unbekannte Schwierigkeiten in dem Umkreise der äußeren Erfahrung auch noch für uns verborgen liegen mögen, dennoch die allgemeinen Begriffe, durch welche alles Gegebene als seyend und werdend in Raum und Zeit aufgefaßt wird, hinlänglich entwickelt sind; und daß ein weiteres Herabsteigen zu den speciellen Erscheinungen der Natur, wo Starres und Flüssiges, Unorganisches und Organisches, Belebtes und Unbelebtes, Schwere, Licht, Wärme, Elektricität bis hinauf zu dem Wunder der Zeugung dem Nachdenken einen unerschöpflichen Stoff darbieten, uns mit einer Masse von Einzelnheiten überschütten würde, deren Aufzählung zu nichts helfen würde, weil ihre Erklärung schlechthin unmöglich ist ohne die Lösung derjenigen Probleme, welche wir schon gefunden haben.

Desto dringender fordert jetzt unsere Aufmerksamkeit die innere Erfahrung, das Bewußtseyn unseres eigenen geistigen Lebens, welches, unzugänglich der sinnlichen Empfindung, sich uns dennoch deutlich verkündigt in dem Wechsel der eigenen inneren Zustände und der eigentliche Sitz alles dessen ist, was wir von der Außenwelt empfinden und denken und begehren. Oder wer, der sich der Außenwelt als Denkenden und sie in sein Denken Aufnehmenden gegenüberstellt und auch nur einige Versuche sie in Begriffen aufzufassen gemacht hat, hat nicht Sich selbst wahrgenommen als den Reflectirenden? Wer hat nicht im Laufe seines Lebens Sich selbst als hoffend und fürchtend, als begehrend, verabscheuend, als handelnd und leidend gefunden? Sich selbst empfunden im Glück und Unglück? Sich selbst gerichtet und entschuldigt? wer hat nicht seine Vergangenheit, welche er mit seiner Gegenwart, seine

---

als Wissenschaft. Th. I, S. 85 — 102 und Allgemeine Metaphys. Bd. II, S. 340 — 404.

Gegenwart, welche er mit seiner Zukunft in Verbindung setzt? Allsehend, ein niemals schlummerndes Auge wacht in Jedem sein Selbstbewußtseyn; schnell, oft unerwünscht sich öffnend, wenn es zu schlummern schien; zu vergleichen einer Macht, die Jeden um so sicherer ergreift, je eiliger er ihr entfliehen will und die doch nichts ist außer ihm, sondern Er selbst, das eigene Ich eines Jeden. Und der Inbegriff alles dessen, was in dieses Ich hineinzufallen oder aus ihm hervorzugehen scheint, ist eben das geistige Leben; ein unbestimmter Ausdruck, den jeder versteht, weil er der veränderlichen Größe, Ichheit oder Selbstbewußtseyn genannt, aus seiner eigenen Erfahrung immer eine bestimmte Bedeutung zu substituiren im Stande zu seyn glaubt.

Wie nun an ihr eben diese Bedeutung der Werth oder Unwerth, der Friede und der Kampf jedes individuellen Lebens unablösbar geknüpft ist, kann kein Gegenstand der Frage seyn, wo es sich um die ersten Anfänge einer theoretischen Untersuchung handelt. Sondern der allgemeine Begriff des Selbstbewußtseyns fordert in dieser seiner Allgemeinheit eine Bestimmung, deren Inhalt sich in den besonderen Bestimmungen jedes individuellen Selbstbewußtseyns zwar wiederfinden muß, aber doch nicht ausschließend von den letzteren abhängig seyn kann. Und diese Forderung liegt genau in derjenigen Richtung unseres Denkens, die wir uns schon früher vorgezeichnet haben, als der Zweifel an den Formen der äußeren Erfahrung auf das Ich als den festen Punkt der inneren Welt hintrieb; der sich aber dennoch schon damals als beweglich und unsicher zeigte und den Usurpationeen des Idealismus eine feste Unterlage zu geben nicht im Stande war (S. 51 — 54). Der Zweifel zwar, ob die Form der inneren Erfahrung gegeben sey, scheiterte hier mehr als irgendwo an der Unmöglichkeit, sein eigenes Ich wegzudenken, aber eben deshalb ist es nöthig, die schwankende Natur des Gegenstandes zu überwinden, und auf die Frage: was ist das Ich? durch einen bestimmten Begriff eine genaue Antwort zu suchen.

Knüpfen wir nun, unbefangen von allerlei vorgefaßten Meinungen, an das innerlich mit Sicherheit Gegebene an, so

gibt es auf die Frage nach der Form der inneren Erfahrung keine andere Antwort, als die schon oben (S. 53) erwähnte: sie ist die Verbindung mannigfaltiger und veränderlicher Zustände in Einem und demselben Bewußtseyn. Und das Bewußtseyn ist Selbstbewußtseyn und Persönlichkeit, insofern der Wissende von allen den Zuständen als seinen eigenen, die Person ist Ich, insofern das Ich sich als das in dem Wechsel derselben Identische weiß. So lauten die unmittelbaren Aussagen der Selbstauffassung; welche ursprünglich weder von einer Seele, die neben einer beliebigen Anzahl anderer Vermögen auch ein besonderes Vermögen der Selbstauffassung, innerer Sinn genannt, habe, noch von einer bald regelmäßigen, bald unregelmäßigen Thätigkeit, noch von einem Zusammenwirken und Entgegenwirken dieser Vermögen das Mindeste zu sagen weiß. Wohl aber macht das Ich Anspruch darauf, nicht ein bloßer Gedanke d. h. Nichts zu seyn, sondern von seiner eigenen Realität ist jeder so sehr überzeugt, daß er eher jede andere, als sie, aufgeben würde und könnte.

Dennoch finden wir in diesen Aussagen, deren Richtigkeit jeder durch unmittelbare Besinnung auf sich selbst constatiren mag, zweierlei in einander verwickelt: die mannigfaltigen und wechselnden Zustände und das Ich. Ich verlangt etwas zu seyn, für sich; aber was es für sich seyn könnte, findet es nur in seinem Denken, Empfinden, Wollen u. s. w., je nachdem bald dieses, bald jenes eben für das Selbstbewußtseyn vorhanden ist. Ich selbst fühlt, denkt, handelt; eben dadurch findet es sich fühlend, handelnd, denkend; — ist denn nun das Ich, welches sich findet, zugleich das, als welches es sich findet? sind die vielfachen und veränderlichen Bestimmungen, welche dem Ich ankleben, das selbst, dem sie ankleben? ist die Bahn des Wechsels, welche das Ich durchläuft, dieses Ich selbst? Es scheint so; denn wodurch könnte Jemand auf die Frage, wer er sey, anders antworten, als durch die Angabe der individuellen Bestimmungen, an welchen er sich selbst erkennt, indem er sich etwa beim Namen nennt, seinen Stand, seine Eltern und Verwandten, sein Alter oder seinen Beruf angibt? Aber es scheint auch nicht so; denn jeder, wie sehr sich auch alles

an und in ihm ändern möge, bleibt er selbst, er findet sich wieder im Rausche der Begierde, im Taumel der Leidenschaften; erkennt sich wieder, wenn er sich vergessen hat; das Ich ist der Fels im Strome des zeitlichen Lebens, dessen Bild sich in den anspülenden Wellen tausendfältig abspiegelt und bricht; es selbst aber ist nicht sein bloßes Bild.

Durch diese Betrachtungen, bei welchen das Für und Wider noch unentschieden schwankt, verrathen die obigen Aussagen der Selbstbeobachtung Schwierigkeiten, welche es, noch abgesehen von der Frage, wie der Begriff des Ich werde beschaffen seyn, zweifelhaft machen können, von welchem Gesichtspunkte aus er überhaupt bestimmt werden müsse. Hierbei ist um so mehr Behutsamkeit nöthig, als die Ichheit sich aus der gesammten Masse der inneren Erfahrung, wie sie hier aus der empirischen Psychologie als bekannt vorausgesetzt werden kann, als der Hauptbegriff hervorhebt, von welchem alle übrigen Bestimmungen abhängig seyn werden. Der Erinnerung gemäß, daß von dem Gegebenen die Rede ist, muß sich uns jedoch

1) diejenige Art der Selbstauffassung empfehlen, vermöge deren jeder unter dem Ich seine eigene individuelle Persönlichkeit versteht. Möge daher jeder sich selbst auffassen, wie er sich innerlich in der Zeitreihe bestimmt findet; was wird er als sein Ich finden? Jedenfalls etwas sehr Zusammengesetztes, allmählig Erwachsenes, nicht fest Beharrendes, neuen Zusätzen fortwährend Entgegensehendes; sein Ich, — und das ist für jeden ein anderes — ist der Inbegriff alles dessen, was innerlich jemals in ihm vorgegangen ist und noch vorgehen wird; es ist ein Aggregat, von welchem selbst die sorgfältigste Erinnerung schwerlich wird angeben können, was zu ihm wirklich gehört, und von welchem es unmöglich ist zu sagen, was ihm einst angehören wird. Diese Verbindung eines Mannigfaltigen macht aber zugleich Anspruch darauf, Eins — Ich — zu seyn; der Stoff der inneren Erfahrung, indem er als Bestandtheil der Ichheit aufgefaßt wird, läßt sich nicht so betrachten, als sey jeder Theil etwas für sich, sondern eben nur in seiner Verbindung, in der Einheit constituirt er das Ich. Mithin fällt das individuelle Ich unter den Begriff einer Complexion

von Merkmalen; der Begriff des Ich ist untergeordnet dem des Dinges mit vielen Merkmalen; und, nachdem der letztere nur genannt ist, glauben wir es dem Leser überlassen zu können, aus der nothwendigen Subsumtion des niederen Begriffes unter den höhern die Einsicht zu entnehmen, daß das schon entwickelte Problem der Inhärenz (S. 65 ff.) sich hier nur in einem besonderen Falle wiederholt. Womit sich bei einer Vergleichung der gewöhnlichen psychologischen Theorien ganz von selbst der Gedanke verbinden wird, daß die verschiedenen Seelenvermögen, welche man, unbekümmert um die Denkbarkeit einer solchen Annahme, den verschiedenen Classen des inneren Geschehens als reale Kräfte unterschiebt, weit entfernt, irgend etwas zu erklären, selbst, wenn sie der Selbstbeobachtung gegeben wären, geradezu demselben Probleme unterliegen würden.

Zu diesem ersten Widerspruche kommt aber sogleich ein zweiter, sobald man sich an den Wechsel der Zustände, an die Veränderungen erinnert, welchen unser Inneres fortwährend unterworfen ist, von der leisen Regsamkeit der in einander übergleitenden Gedanken und Gefühle an, die uns in keiner Gemüthslage streng genommen auch nur eine kurze Zeit lang verharren läßt, bis zu den gewaltsamen und alles umkehrenden Umwälzungen unserer Ansichten und Grundsätze. Auch hier ist ohne weitere Ausführung von selbst klar, daß der Widerspruch in dem allgemeinen Begriffe dessen, was sich verändert, auch in den Begriffen sich wiederfinden muß, in welchen die Veränderung als Merkmal mit vorkommt. Wird aber die individuelle Persönlichkeit als der wahre Repräsentant des Ich betrachtet, so ist es der inneren Erfahrung gemäß unvermeidlich, das Mannigfaltige in Einem auch als veränderlich zu denken, und auch hier möge der Leser selbst die geringe Mühe übernehmen, die Betrachtungen über Veränderung und Causalität (S. 72—101) mit besonderer Rücksicht auf die Veränderung des Ich hier noch einmal durchzudenken und sich zugleich die Frage vorzulegen, inwiefern das Erkennen und Handeln, das Wirken und Leiden, die Abhängigkeit und die Freiheit seines individuellen Ich durch irgend einen der, dort

in ihre widersprechenden Elemente zerlegten Begriffe denkbar und erklärlich seyn möge.

Schon diese unvermeidliche Subsumtion des Ich unter logisch höhere Begriffe beweist mithin, theils daß der Begriff des Ich wirklich Schwierigkeiten in sich enthält, theils daß die Lösung derselben von andern Untersuchungen abhängig ist. Dessenohngeachtet fragt es sich

2) ob es bei der bisherigen Auffassung des Ich sein Bewenden haben könne d. h. ob die Bestimmung desselben, als einer Complexion von Merkmalen, wie sie jeder für sich in der Zeitreihe wahrnimmt, denjenigen Inhalt wirklich bezeichne, der dem Ich als solchem zukommt. — Die Frage ist vollkommen gerechtfertigt dadurch, daß das Ich sich selbst seinen wechselnden Zuständen entgegensetzt; wodurch der Begriff desselben eine Bedeutung verräth, welcher der Begriff der individuellen Persönlichkeit nicht entspricht. Der Gedanke des in der ganzen Reihe der inneren Zustände vorausgesetzten identischen Subjectes verbietet, in irgend einer dieser Bestimmungen oder in der Reihe derselben als solcher das zu suchen, was es selbst ist. Denn das Ich ist nicht eine Reihe, sondern Eins; nicht ein Unbekanntes, zu welchem immer noch etwas Neues hinzukommen könne, sondern ein Bekanntes, für sich Bestehendes; nicht die Bestimmung eines Andern, sondern selbst Etwas, real. So erscheint das Ich dem gemeinen Verstande, sobald er dazu gekommen ist, auf sich selbst zu reflectiren; und die philosophische Reflexion ist verbunden, das Schwankende und Unbestimmte der gewöhnlichen Selbstauffassung durch eine strenge Besinnung auf sich selbst zu fixiren. Es erhellt daher die Nothwendigkeit, es bei der obigen Begriffsbestimmung sein Bewenden nicht haben zu lassen, sondern von allen und jeden individuellen Merkmalen, an denen der Einzelne in der individuellen Wahrnehmung sein Ich erkennt, vollkommen zu abstrahiren, und den strengen Begriff des Ich zu bestimmen.

Wird nun die geforderte Abstraction ausgeführt, so weist die Unmöglichkeit, von einem Ich ohne Selbstbewußtseyn zu sprechen, zunächst darauf hin, daß das Ich wissendes Subject sey. Das Gewußte dieses Wissenden sey nun irgend

wie mannigfaltig, der Reichthum seiner inneren Welt irgend wie groß; von dem, was es weiß, ist zu abstrahiren; was es weiß, ist es nicht; vielmehr, wenn es wäre, was es in sich als vielfaches Gewußte findet, würde es sich finden als Nicht-Ich. Nicht also die besondere Beschaffenheit des Gewußten, jetzt oder früher, bei dieser oder jener Gelegenheit innerlich Wahrgenommenen, sondern das bloße Verhältniß des Gewußten zu dem in allem seinen Wissen identischen Subjecte ist es, was als Charakter der Ichheit hervortritt. Sey das Ich das Auge, an welchem der Bildersaal der inneren Welt vorüberzieht; nicht das, was es sieht, bestimmt sein eigenes Was; ihm ist eigenthümlich zu sehen, gleichviel was.

Aber auch diese Einschränkung reicht noch nicht aus; abstrahire man von der eigenthümlichen Beschaffenheit des Gewußten; die Mannigfaltigkeit desselben ist noch ein Fremdes, ein von dem Ich Verschiedenes. Das Ich als real will nicht gedacht seyn durch den Begriff der Verhältnisse, in welchen es steht; denn es würde in diesem Falle gedacht werden müssen durch den Begriff seines Gewußten, welches Nicht-Ich wäre. Also selbst diese Beziehung auf eine irgend wie große Mannigfaltigkeit des letzteren muß ausgestoßen werden, wo es sich um die reine Ichheit handelt; und sie verschwindet von selbst als unwesentlich, sobald man sich besinnt, daß das Ich von sich weiß und nur kraft dieses Wissens von Sich Ich ist. Möchte es immerhin ein Wissendes seyn, wenn es wüßte von dem, was es nicht ist; ein Ich ist es durch dieses Wissen noch nicht. Was bleibt also übrig als das gewußte Object des wissenden Subjectes? Nichts anderes, als es selbst; das Subject ist das Object seines eigenen Wissens und umgekehrt: der strenge Begriff der Ichheit ist Einerleiheit des Wissenden und des Gewußten, Identität des Subjectes und des Objectes; das Ich selbst ist das mit seinem Object identische Subject.

„Also ist das Ich das Auge, welches sich und nur sich selbst sieht?" — So scheint es und die Ironie, die in dieser Frage liegt, ändert vorläufig nichts an der Nothwendigkeit, mit welcher sich gerade dieser und kein anderer Begriff des Ich auf-

dringt, sobald man sich einmal darauf eingelassen hat, die Frage: was ist das Ich? mit der nöthigen Schärfe zu beantworten. Man kann mancherlei Versuche machen, sich ihm zu entziehen; immer aber wird man finden, daß sie von der Frage selbst abspringen. „Das Ich als wissend", könnte man einwerfen, „weiß doch in der That nicht blos von sich, sondern theils von seinen eigenen Zuständen, theils von der Welt". Aber man wird sogleich bemerken, daß das Wissen von irgend einem nicht das Wissen ist, welches das Ich als solches charakterisirt, und sich eben dadurch genöthigt finden, von der Mannigfaltigkeit eines irgend welchen Gegenstand habenden Wissens zu abstrahiren und lediglich die für die Ichheit wesentliche Reflexion des Wissenden auf sich selbst im Auge zu behalten. „Also hat das Ich ein Wissen von sich, d. h. die Seele ist ausgestattet mit der Fähigkeit sich selbst aufzufassen, und diese Fähigkeit heißt innerer Sinn, Selbstbewußtseyn!" So sprechen die Meisten; aber was bedeutet der Einwurf? Es ist in ihm die Rede erstlich von einer Seele; zweitens von einem Vermögen derselben, sich selbst vorzustellen, und drittens von der Vorstellung, dem Bilde der Seele von sich. Wir fragen nun nicht, was diese Seele sey; sondern wir fragen, was unter diesen Dreien das Ich sey? Die Seele? Aber das Ich weiß ursprünglich nicht das Mindeste davon, daß es eine Seele ist, und zu sagen, das Ich habe eine Seele, würde heißen den Einwurf mißdeuten, welchem zufolge vielmehr die Seele das Ich haben soll. Oder das Vermögen, innerer Sinn genannt? Aber dieser könnte höchstens das Instrument seyn, welches das Ich auffaßt, nicht dieses selbst; auch hält sich Niemand für ein bloßes Vermögen, sondern für Etwas, für real. Oder endlich die Vorstellung, das Bild? eben so wenig, aus demselben Grunde; wozu noch kommt, daß das Bild der Seele, welche selbst kein Ich ist, eben nur das Bild der ersteren, aber nicht des letztern seyn könnte. Also ist wohl die Seele sammt ihrem Bilde das Ich? Aber man denke irgend ein A sammt irgend einem Andern, welches hier das Wissen von A ist, so gibt das eine Summe, keine Einheit; und am wenigsten die Einheit des Ich, welches nicht duldet,

daß man ihm, dem Wissenden, erst noch anheftete ein Wissen und zwar zufälliger Weise ein Wissen von sich; sondern welches ursprünglich eben nur das sich selbst als Object wissende Subject ist *).

Dergleichen Versuche jedoch von dem eigentlichen Fragepunkte abzuspringen, und die Begriffe, ehe sie so, wie sie sich geben, scharf bestimmt sind, einer Umwandlung im Denken zu unterwerfen, waren schon mehr als einmal die Anzeige, daß in ihnen selbst ein Motiv dazu vorhanden seyn möge. So begegnete uns früher der Begriff der Substanz und der Ursache, so hier der Begriff der Seele, obgleich wir freilich hier weniger als dort Rechenschaft geben können, wie man zu ihm gekommen seyn möge. Eben darum wäre ein genaueres Eingehen auf denselben hier nicht an der Stelle, sondern dasjenige, was unmittelbar zu thun vorliegt, ist

3) die Prüfung, wie der aufgestellte Begriff des Ich beschaffen ist. Zu diesem Zwecke ist vor allem festzuhalten, daß das Ich sich als ein im Bewußtseyn Gegebenes ankündigt, und daß vermittelst des Begriffes, welcher eben nur der Ausdruck dieses Gegebenen ist, sich auch muß angeben lassen, was im Ich gegeben ist. Hierbei ist nun schon sehr übel, daß sich das Ich weder als Subject noch als Object, sondern als die Identität beider gibt. Jedoch abgesehen davon, wie dies wohl zu verstehen seyn möge, ist wenigstens offenbar, daß, wenn das Ich als Subject gegeben ist, das Object zugleich mitgegeben seyn müsse. Man setze also das Ich als Subject und gebe ihm das ihm zugehörige Object, so ist dieses laut der Definition Ich, d. h. Identität des Subjectes und Objectes. Das Ich als Subject stellt vor sich; das Vorgestellte ist mithin selbst sowohl ein Vorstellendes, als ein Vorgestelltes. Folglich ist das angegebene Object, außer welchem doch vermöge des Begriffes ein anderes nicht

*) Die Unstatthaftigkeit der Meinung, als könne ein durch seine eigene Qualität schon bestimmter Gegenstand durch die beliebige Anheftung einer Vorstellung von sich zum Ich erhoben werden, erläutert Herbart durch ein treffendes Beispiel (Psychol. als Wissensch. Bd. II, S. 96).

angegeben werden darf, kein reines Object; in der Antwort liegt die Frage nach dem Objecte wieder eingeschlossen; der Satz: das Ich stellt vor sich, verwandelt sich in den: das Ich stellt vor das sich Vorstellende. Man fahre also fort, zu dem gegebenen Subjecte das Object zu suchen; so wird man, weil die Antwort auf jede der folgenden Fragen genau so beschaffen seyn muß, wie die auf die erste, finden, daß mit jedem Schritte vorwärts die Nothwendigkeit eines neuen Fortschrittes gegeben sey; und so fort ins Unendliche, so daß das Object des Ich als Subjectes sich schlechterdings niemals angeben läßt. In jedes Sich, welches das Ich als sein Object vorstellt, schiebt sich das sich Vorstellende, und treibt das Ich, welches sich sucht, in eine unendliche Reihe hinaus, welche so beschaffen ist, daß es, sich mit sich selbst im Kreise drehend, doch niemals sich selbst ergreifend ein Ende der Drehung finden kann. Kann aber das zu dem Subject gehörige und gesuchte Object nicht angegeben werden, so bedeutet es auch nichts für das Denken; das Ich ist ein Vorstellendes ohne Vorgestelltes, und das ist ein Widerspruch, der gleichwohl in dem Begriffe des Ich liegt.

Dieses Resultat erregt zugleich den gerechten Verdacht, daß, wenn man sich der vergeblichen Mühe überhebt, zu dem vorausgesetzten Subjecte das Object zu suchen, und vielmehr das Ich als Object, also als Vorgestelltes, ursprünglich als gegeben betrachtet, die Angabe des ihm zugehörigen Subjectes eben so unmöglich seyn werde. Die Frage lautet nun so: Was ist das Vorstellende des Vorgestellten? und die Antwort nothwendig: Ich. Ich aber ist sowohl vorstellend als vorgestellt; kein reines Subject; die Frage nach dem Subject schiebt sich also auch hier unmittelbar weiter; der Satz: das Ich wird vorgestellt von sich, verwandelt sich in den: das Ich wird vorgestellt von dem sich Vorstellenden; dieses Sich verlangt vermöge des Begriffes eine neue Substitution des sich selbst Vorstellenden; der zweite Satz verwandelt sich in den dritten: das Ich wird vorgestellt von dem, was sich vorstellt als das sich Vorstellende, und so fort ins Unendliche, indem jeder Versuch das Subject des Objectes anzugeben immer die gleiche

Nothwendigkeit eines weiteren Rückschrittes mit sich führt. Die vorige unendliche ungereimte Reihe dehnt sich also hier vom Objecte nach der Seite des Subjectes hin aus, indem das als Voraussetzung des Vorgestellten nöthige Vorstellende als sich vorstellend sein eigenes Vorgestellte wird, und auf die Frage, wer das vorgestellte Ich vorstelle? eben so wenig eine Antwort erfolgt, als dort auf die Frage: was das vorstellende Ich vorstelle? Kam also vorhin ein Vorstellendes ohne Vorgestelltes zum Vorschein, so finden wir hier ein Vorgestelltes ohne Vorstellendes; einen Begriff, der jenem an Ungereimtheit nicht das Mindeste nachgibt. Mithin ist das Ich, dessen Subject nur durch die Angabe des Objectes, dessen Object nur durch die des Subjectes eine Bedeutung erhalten kann, vollkommen leer und inhaltslos; denn jenes, wie dieses, fehlt ihm gleichmäßig, und es ist verurtheilt, sich, das angeblich reale Ich, fortwährend zu suchen, ohne sich irgend einmal finden und fassen zu können.

Ja, sogar abgesehen von dem Verhältnisse des Vorstellenden und des Vorgestellten, welche in einer solchen Beziehung zu einander stehen, daß, wenn das Bezogene nicht gefunden werden kann, der Begriff der Beziehung selbst ein leeres Wort wird, läßt sich die Ungereimtheit der beiden unendlichen Reihen durch eine noch allgemeinere Darstellung zugleich der sinnlichen Anschauung näher bringen. Es sey gegeben ein Begriff A (das Ich), im Inhalte dieses Begriffes zwei Merkmale a und b, so jedoch, daß a nichts bedeutet ohne b, b nichts ohne a; wie dies der Fall bei den Begriffen des Subjectes und Objectes ist. Nun sey aber zugleich $a = b$. A nun als Inbegriff seiner Merkmale ist jedenfalls $= a + b$; b aber gibt dem a, und somit dem ganzen Begriff A seine Bedeutung. Fragt man nun, was ist b, so lautet die Antwort: b ist a. Also ist $A = a + a$; a aber bezieht sich auf b, also entsteht die Formel $A = a + (a + b)$. Da nun b nur durch a erklärt werden kann, so gewinnt die Entwickelung des Begriffes durch die nothwendige Substitution des a für b folgende Gestalt: $A = a + [a + a + a + a + \ldots\ldots\ldots b]$, welches b niemals gesetzt werden kann, weil es sich jedesmal in a verwandeln würde.

Und eben so rückwärts, wenn gefragt wird, was a sey, entsteht die unendliche Reihe: A = b + [b + b + b + b + ...a]. Und beide zusammen stellen sich sogleich als eine nach zwei Seiten hin doppelt unendliche Reihe dar, wenn man sie von A aus vorwärts und rückwärts aneinanderlegt, wo dann das angeblich absolut gesetzte A, weil es nicht anders gesetzt werden kann, als durch a und b, als ein überhaupt niemals zu Setzendes erscheint, weil a und b selbst gar keinen festen Punkt der Setzung darbieten. Man setze absolut Etwas (das Ich), welches man seinem Begriffe nach nicht setzen darf, ohne dasselbe als ein anderes (hier als Subject oder Object, welche identisch seyn sollen) vorauszusetzen, welches letztere man wieder nicht setzen kann, ohne es in der ersten Qualität (als Object oder Subject) vorauszusetzen, so wird man finden, daß man hier so wenig, wie bei der causa sui, irgend Etwas gesetzt hat. Man dreht sich in einem ewigen Kreislauf, der keinen Punkt darbietet, auf welchem man stehen könnte.

Eben deshalb nun, weil dem Begriffe des Ich gemäß das Subject identisch seyn soll mit dem Object, während doch weder von diesem noch von jenem der Gedanke einer Verschiedenheit von dem andern getrennt werden kann, sondern vielmehr das Subject nicht das Object, das Vorstellende nicht das Vorgestellte, das Auge nicht das Gesehene, der Spiegel nicht das Spiegelbild u. s. w. ist, und doch vermöge des Begriffes vom Ich jedes der Genannten identisch seyn soll mit seinem Entgegengesetzten, wiederholt sich in jedem Gliede der nach zwei Seiten hin ausgedehnten unendlichen Reihen derselbe Widersinn der Identität und Nichtidentität des Subjectes und Objectes; der eben so unmittelbar in dem Begriffe des Ich selbst liegt, weil jeder Fortschritt in den Reihen überall in ihr Anfangsglied, das Ich, zurückkehrt, und das Ich in dieser Beziehung auch einer sich ins Unendliche in sich selbst zusammenziehenden Spirallinie verglichen werden kann *).

*) Hierher gehört die von Herbart (Psychol. II, S. 74) aus Fichte's Sittenlehre (S. 42) angeführte Stelle, welche den Widerspruch nicht nur mit der Fichten eigenen Präcision ausspricht, sondern auch offen

Ist diese Entwickelung dieser beiden, dem Begriff des Ich eigenthümlichen Widersprüche verstanden worden, so muß ungleich bestimmter als früher (S. 51 ff.) sich die Einsicht in die Richtigkeit des kurzen Urtheils verbinden: „das Ich scharf denken, heißt den Idealismus widerlegen" *). Denn wie könnte das in seiner inneren Unbestimmbarkeit ins Unendliche sich zurückziehende Ich als der Träger und der Inbegriff aller Realität betrachtet werden, da es nicht einmal im Stande ist, seine eigene Realität irgendwie zu beschützen? Deutlich genug muß es geworden seyn, wie das Ich in sich selbst einen Abgrund findet, in welchen es bodenlos versinkt; immerhin mag man zusehen, wie und auf welche Weise, ob von der des Subjectes oder des Objectes, es in ihn hineinstürzt; aber niemals wird man begreifen können, wie dieses versinkende Ich rein aus sich selbst eine Welt produciren könne. Und in dieser Beziehung sey es erlaubt, hier eine längere Stelle aus Fichte's

---

eingesteht: „Nicht das Subjective, noch das Objective, sondern — eine Identität ist das Wesen des Ich, und das erstere wird nur gesagt, um die leere Stelle dieser Identität zu bezeichnen. Kann nun irgend Jemand diese Identität als sich selbst denken? Schlechterdings nicht, denn um sich selbst zu denken, muß man ja eben eine Unterscheidung zwischen Subjectivem und Objectivem vornehmen, die in diesem Begriffe nicht vorgenommen werden soll. — So denken wir nie beides zusammen, sondern neben einander und nach einander; und machen durch dieses Nacheinanderdenken wechselseitig eins von dem andern abhängig. So kann man sich allerdings nicht wohl enthalten zu fragen: bin ich denn darum, weil ich mich denke, oder denke ich mich darum, weil ich bin? Aber ein solches weil und ein solches darum findet hier gar nicht statt; du bist keines von beiden, weil du das andere bist; du bist überhaupt nicht zweierlei, sondern absolut einerlei; und dieses undenkbare Eine bist du, schlechthin weil du es bist". Fichte setzt unmittelbar hinzu: „Dieser Begriff, der nur als die Aufgabe des Denkens zu beschreiben, nimmermehr aber zu denken ist, deutet eine leere Stelle in unserer Untersuchung an, die wir mit x bezeichnen wollen"; aber eben so unmittelbar wird diesem an sich ganz unbegriffenen und bis dahin unbegreiflichen Ich bekanntlich eine Tendenz zu absoluter Selbstthätigkeit beigelegt, welche um so unbegreiflicher ist, als sie lediglich durch das, was durch sie begreiflich werden soll, begriffen werden könnte.

*) Herbart Metaph. Bd. II, S. 396.

„Bestimmung des Menschen" (S. 170 ff.) einzuschalten, welche mit den stärksten und beredtesten Zügen diese Bodenlosigkeit fühlbar macht, dem Leser selbst aber die Beantwortung der Frage zu überlassen, wie Fichte nichts destoweniger Idealist bleiben konnte.

„Du bist dir sonach", fragt dort der Geist, „in Absicht deiner selbst nur bewußt, daß du diesen oder jenen bestimmten Zustand empfindest, so bestimmt anschauest, so bestimmt denkst"? — „Daß Ich empfinde, Ich anschaue, Ich denke"? — antwortet darauf das Ich; „als Realgrund das Empfinden, Anschauen, Denken hervorbringe? Keineswegs. Alles, was ich weiß, ist mein Bewußtseyn selbst. Jedes Bewußtseyn ist entweder ein unmittelbares, oder ein vermitteltes. Das erstere ist Selbstbewußtseyn, das zweite, Bewußtseyn dessen, was nicht Ich selbst ist. Was ich Ich nenne, ist sonach schlechthin nichts anderes, als eine gewisse Modification des Bewußtseyns, welche Modification Ich heißt, eben weil sie ein unmittelbares, ein in sich zurückgehendes und nicht nach außen gehendes Bewußtseyn ist. — Da alles Bewußtseyn nur unter Bedingung des unmittelbaren Bewußtseyns möglich ist, so versteht sich, daß das Bewußtseyn Ich alle meine Vorstellungen begleitet, in ihnen, wenn auch nicht immer von mir deutlich bemerkt, nothwendig liegt und ich in jedem Momente meines Bewußtseyns sage: Ich, Ich und immer Ich: nämlich Ich und nicht das bestimmte in diesem Momente gedachte Ding außer mir. — Auf diese Weise würde mir das Ich in jedem Momente verschwinden und wieder neu werden; zu jeder neuen Vorstellung würde ein neues Ich entstehen; und Ich würde nie etwas anderes bedeuten, als Nicht-Ding. — Dieses zerstreute Selbstbewußtseyn wird nun durch das Denken, durch das bloße Denken in der Einheit des erdichteten Vermögens — vorzustellen, zusammengefaßt. Alle Vorstellungen, die von dem unmittelbaren Bewußtseyn meines Vorstellens begleitet werden, sollen, zufolge dieser Erdichtung, aus Einem und demselben Vermögen, das in Einem und demselben Wesen ruht, hervorgehen; und so erst entsteht mir der Gedanke von Identität und Persönlichkeit meines Ich und von einer wirkenden und reellen

Kraft dieser Person; nothwendig eine bloße Erdichtung, da jenes Vermögen und jenes Wesen selbst nur erdichtet ist. — Ich kann sonach wohl sagen: es wird gedacht — doch: kaum kann ich auch dies sagen — also, vorsichtiger: es erscheint der Gedanke, daß ich empfinde, anschaue, denke; keineswegs aber: ich empfinde, schaue an, denke. Nur das erstere ist Factum, das zweite ist hinzu erdichtet. Es gibt überall kein Dauerndes, weder außer mir, noch in mir, sondern nur einen unaufhörlichen Wechsel. Ich weiß überall von keinem Seyn, und auch nicht von meinem eigenen. Es ist kein Seyn. Ich selbst weiß überhaupt nicht und bin nicht. Bilder sind: sie sind das Einzige, was da ist, und sie wissen von sich, nach Art der Bilder: — Bilder, die vorüberschweben, ohne daß Etwas sey, dem sie vorüberschweben; die durch Bilder von den Bildern zusammenhängen, Bilder, ohne etwas in ihnen Abgebildetes, ohne Bedeutung und Zweck. Ich selbst bin eins dieser Bilder; ja, ich bin selbst dies nicht, sondern nur ein verworrenes Bild von den Bildern. Alle Realität verwandelt sich in einen wunderbaren Traum, ohne ein Leben, von welchem geträumt wird, und ohne einen Geist, dem da träumt; in einen Traum, der in einem Traume von sich selbst zusammenhängt. Das Anschauen ist der Traum; das Denken — die Quelle alles Seyns und aller Realität, die ich mir einbilde, meines Seyns, meiner Kraft, meiner Zwecke, — ist der Traum von jenem Traum"! —

Wunderbar im höchsten Grade sind freilich diese Bilder, die nichts abbilden, diese Träume, die Niemand träumt; aber wenigstens geeignet, um die Leere im Ich sichtbar zu machen. Daher mag nur noch Eins in Beziehung auf die abgeschriebene Stelle hinzugefügt werden, die Frage nämlich: ob denn die Einheit der Person, die Ichheit, wirklich, wie Fichte sagt, eine Erdichtung sey; entstehend aus der Zusammenfassung des zerstreuten Selbstbewußtseyns in die Einheit eines erdichteten Vermögens? Das Vermögen der Zusammenfassung mag erdichtet seyn; aber es muß bemerkt werden, daß es für die Selbstauffassung gar keiner solchen Zusammenfassung bedarf; wo irgend Selbstbewußtseyn ist, ist auch Ich; und dieses

Ich ist nicht erdichtet, sondern unmittelbar gegeben. Wohl aber wird man in der Erwähnung eines unmittelbaren und mittelbaren Bewußtseyns eine Andeutung der doppelten Ansicht nicht verkennen, vermöge deren das Ich bald als individuelle Persönlichkeit, bald als das reine Ich gedacht wird. Und deshalb mag man sich hier noch einmal die Gründe wiederholen, aus welchen es, sobald man nach dem Begriffe des Ich als solchen fragt, nothwendig ist, die schon im gemeinen Denken beginnende, mit den Fortschritten der gebildeten Selbstbesinnung wachsende, und zum Zwecke einer strengen Begriffsbestimmung zu vollendende Abstraction von allen individuellen Merkmalen vollständig auszuführen, um sich über den Inhalt des fraglichen Begriffes eine logische Rechenschaft zu geben, die freilich seiner Beschaffenheit gemäß zugleich eine Nachweisung der in ihm enthaltenen Widersprüche ist. Das Ich ist so, wie sein Begriff entwickelt worden ist, gegeben, und die erste Pflicht einer redlichen Untersuchung ist, das Gegebene so zu nehmen, wie es sich gibt.

„Und doch ist das Ich nicht ausschließend als reines Ich gegeben"! wird man mit desto größerem Nachdrucke erwiedern. „Nicht das abstracte, mit seinem Object identische Subject ist der Brennpunkt unseres inneren Lebens; sondern irgend welche Bestimmtheit unserer individuellen Persönlichkeit gibt dem Selbstbewußtseyn jedesmal einen besonderen Inhalt". Die Widerlegung des Einwurfes ist unnöthig, sobald man sich erinnert, daß man, eben indem man sowohl von Sich, als von seinen inneren Zuständen spricht, die ganz genau und ausschließend auf das Ich gerichtete Frage schon erhoben und hiermit die abgelehnte Abstraction wirklich gefordert hat, und daß es dann nur Trägheit im Denken ist, dieser Forderung nicht zu genügen; vielmehr kann und soll er noch zu dem Geständniß benutzt werden, daß zwischen dem Ich und der individuellen Persönlichkeit sehr mannigfaltige, für das jedesmalige wirkliche Bewußtseyn unauflösliche Beziehungen stattfinden müssen, und daß, da jene ohnedies an den Widersprüchen der Inhärenz und der Veränderung leidet, und das reine Ich zudem noch eigenthümliche Schwierigkeiten enthält, die Untersuchung über diesen

Grundbegriff der inneren Erfahrung nicht eher wird für geschlossen gelten können, als bis die unzertrennliche Verbindung der Ichheit mit der Individualität ihren Gründen nach eingesehen und so die Erfahrung mit den Forderungen des Denkens ausgeglichen ist; welches letztere nun einmal da, wo es sich um die Feststellung des bloßen Begriffes handelte, jeden Zustand und Gegenstand des Ich für ein Nicht-Ich zu erklären und von seinem Begriffe auszuschließen sich genöthigt sah.

Und hiermit nehmen wir auf lange Zeit von diesem Begriffe Abschied; denn es ist nöthig, jetzt die Blicke rückwärts und vorwärts zu lenken, um die propädeutischen Betrachtungen ihrem Abschluß entgegenzuführen und den Eintritt in die eigentliche Wissenschaft unmittelbar möglich zu machen.

Dritter Abschnitt.

Von der Aufgabe der Metaphysik, den Hülfsmitteln der Methode und den Theilen der Untersuchung.

Ehe wir in die Ueberlegung, was nun weiter zu thun seyn wird, genauer eingehen, wird es zweckdienlich seyn, uns auf dem Standpunkte, auf welchen wir durch alles Bisherige geführt worden sind, noch einmal zu orientiren. Erkenntniß suchend, nicht blos über uns und unser Denken, sondern über die uns umgebende Welt, so weit wir durch Erfahrung über sie Kunde erlangen, faßten wir vor allem andern den Entschluß, nicht willkürlichen Spielen eines phantasirenden Verstandes, sondern lediglich denjenigen Begriffen uns anzuvertrauen, welchen uns im Denken über die Erfahrung zu entziehen factisch unmöglich ist, und welche nicht hier oder dort, nach der Verschiedenheit der gewonnenen Bildung bald so bald anders, sondern überall, bei allen Menschen, zu allen Zeiten die Auffassung der Erfahrung beherrschen; mit einem Worte: den gegebenen und somit gültigen Begriffen. Die ge-

meine Weltansicht war die Voraussetzung der Philosophie; aber sie verrieth bei den ersten Schritten einem prüfenden Nachdenken ihre schwankende Unsicherheit in mehr als einer Beziehung. Sie hält die Dinge, wie sie sich uns darstellen, nicht nur selbst für real, sondern auch ihre sinnlichen Eigenschaften für die wahre Beschaffenheit dessen, was ist. Aber die durchgängige Anhängigkeit des letzteren von Verhältnissen und Umständen zerstörte schnell dieses Vertrauen; die sinnliche Empfindung, der Stoff der Erfahrung verrieth nichts von der wahren Beschaffenheit dessen, was ist; und die Formen derselben, welche ohne den Stoff nicht gegeben sind, können noch viel weniger für das Reale gehalten werden; denn in ihrer durchgängigen Relativität sind sie unangemessen dem Begriffe des Seyns, ohne dessen stillschweigende Anerkennung auch nicht einmal der Gegensatz zwischen dem Schein und dem Realen hätte entstehen können. So verhüllt uns unvermeidlich die Erscheinung, der Schein das Seyende; nirgends in der ganzen Erfahrung finden wir dieses, sondern überall nur jenen gegeben. Aber ist auch denn nur der Schein wirklich gegeben? oder ist er nicht vielmehr ein unverstandenes Product unserer eigenen Einbildungskraft? — Hier galt es sich zu besinnen, daß der Schein, daß namentlich die Formen der Erfahrung, durch welche das scheint, was ist, wirklich gegeben sind, daß es durchaus nicht der Gewalt und der Willkür des Denkens anheim gestellt ist, andere Formen und für jede einzelne Erscheinung eine andere Bestimmtheit derselben seiner eigenen Auffassung vorzuschreiben, als in welcher jede Erscheinung sich aufdringt. Was also das Reale sey, blieb noch gänzlich unbekannt; daß aber irgend Etwas sey, daß die absolute Position, zu welcher uns ursprünglich die sinnliche Empfindung nöthigt, irgendwo eine sichere Stelle finden müsse, das blieb eben so gewiß; der Satz: wenn nichts wäre, könnte auch nichts scheinen, und wie viel Schein, so viel Hindeutung aufs Seyn, trat in sein gehöriges Licht; damit verwandelten sich die Formen der Erfahrung in Formen der Setzung des Realen; jede derselben enthielt Hindeutungen auf das Seyende und die Verbindungen desselben; sie wurden für

uns Anfangspunkte der Untersuchung, Erkenntnißgründe für die Setzung des Realen, und es galt, die Begriffe, durch welche wir diese Hindeutungen denken, genau kennen zu lernen, ob vielleicht in ihnen unmittelbar eine Weisung auf das, was für real gehalten werden kann, gegeben sey. Diese Hoffnung nun täuschte gänzlich; die logische Analyse der allgemeinsten Erfahrungsbegriffe, deren Gedachtes Anspruch auf Realität macht, hat gezeigt, daß sie widersprechend sind; widersprechend eben wegen dieses Anspruches auf Realität, den sie fortfahren zu machen, obgleich, ja sogar indem es sich zeigt, daß das, was durch sie gedacht wird, nirgends einen festen Punkt für die absolute Setzung darbietet, sondern daß die Art, wie sie ihn machen, das Denken in unendliche Reihen von Voraussetzungen hinaustreibt, und die prätendirte absolute Setzung ungereimter Weise in eine Masse von Relationen verwickelt *).

Und nun wir bis hierher gelangt sind, können wir etwa niedersitzen und ausruhen? haben wir das Reale, das den Erscheinungen zu Grunde Liegende etwa gefunden? wissen wir, was es ist und wie vielerlei, und wie es sich verknüpfe und wirke, damit die Welt der Erscheinungen entstehe? — Nichts von alle dem; unser ganzer Gewinn ist die Einsicht in die schlechte Beschaffenheit der Begriffe, auf welche wir unser ganzes Vertrauen setzten. Also nicht mehr setzen? So fragt vielleicht mancher mit der Hoffnung, dem unangenehmen Gefühle, welches die bisherige Art der Betrachtung erregt haben mag, zugleich mit der Veranlassung derselben zu entgehen, und von

*) In dieser Beziehung vergleiche man das S. 28—35 über den Begriff des Seyns Gesagte mit der Analyse der vier metaphys. Hauptbegriffe, um die Widersprüche nicht blos darin zu finden, daß Eins Vieles seyn soll (was allerdings richtig ist, sobald man auf das Seyn den Ton legt, aber unrichtig, so oft es erlaubt ist, die Vielheit in die Einheit einer Summe zusammenzufassen); sondern um sich nunmehr den mit Fleiß noch nicht ausdrücklich ausgesprochenen Satz deutlich zu machen, daß der eben so wenig aufzugebende, als wegzuleugnende Anspruch auf Realität, den die Dinge mit vielen und successiven Merkmalen, die Materie und das Ich machen, diese Begriffe in innern Widerspruch mit sich selbst setzt.

anderen Gesichtspunkten aus auf die bisherigen Entwickelungen als auf einen Tummelplatz unnützer Spitzfindigkeiten zurücksehen zu können. Die Gewalt, mit welcher sich die Ungereimtheit der gegebenen Erfahrungsbegriffe fühlbar macht, pflegt ohnedies dem Ungeduldigen so lästig zu seyn, als dem Leichtsinnigen; und vom Gegebenen gänzlich abzuspringen, aus Materialien, welche leichter zu handhaben seyen, als die gemeinen Begriffe, durch welche wir diese gemeine Erdenwelt auffassen, sich ein ungemeines Wissen zusammenzubauen, möchte wohl den Meisten das Gerathenste scheinen. Ja selbst eine Berechtigung dazu möchten sie entnehmen wollen aus den nachgewiesenen Ungereimtheiten; denn widersprechende Begriffe seyen auszustoßen aus unserem Denken.

Lassen wir also die Ermüdeten eben so, wie die Muthigen, die sich zutrauen, aus rein ersonnenen Begriffen, für die sie angeblich in dem, was sie Vernunft nennen, ein eigenes Vorrathshaus in sich tragen, eine ganz andere Welt erbauen zu können. Uns erinnert die Frage, was nun weiter zu thun sey? — an einige naheliegende Sätze, von welchen dann ein längerer Faden der Betrachtung ausgeht.

1) Es kann nämlich allerdings gerechte Verwunderung entstehen, wie den allergewöhnlichsten Begriffen, die wir alle in jedem Augenblicke denken, und ohne welche niemand weder von sich, noch von den gemeinsten Dingen auch nur sprechen könnte, eine solche natürliche Verderbniß ankleben könne, daß sie sämmtlich widersprechend sind. Widersprechendes, pflegt man zu sagen, kann man nicht denken; und wer von der Organisation des Geistes, seinen Vermögen und deren Inhalt, nach welchem sich dann der Inhalt unseres Wissens ohne weiteres richte, zu sprechen gewohnt ist, wird eher Alles aufbieten, das Vorhandenseyn der Widersprüche zu leugnen, als sich durch dasselbe auf den Schluß führen lassen, daß eine solche Organisation des Geistes gar nicht vorhanden sey. — Was nun den ersten Einwurf: Widersprechendes könne man nicht denken, betrifft, so reicht zu seiner Entkräftung die Erinnerung hin, wie oft Streitende in ihren gegenseitigen Behauptungen einander Widersprüche nachzuwei-

sen, einander ad absurdum zu deduciren suchen; was doch ohne Zweifel die bisweilen sich vollkommen rechtfertigende Voraussetzung enthält, der andere habe die Ungereimtheit denken können. Die wichtigere Frage aber, wie wir zu diesen Begriffen kommen, kann ihre Antwort hier gar nicht erhalten; denn diese Begriffe sind ohne Zweifel etwas in unserem Bewußtseyn Gewordenes, überall, wo sie sich finden, nach denselben Gesetzen Entstandenes; und hierüber eher etwas erfahren wollen, als das Problem des Ich nach allen seinen Beziehungen gelöst ist, würde heißen, die Untersuchung auf den Kopf stellen. Die Beantwortung der obigen Frage muß also auch hier, wie schon früher (S. 56), suspendirt bleiben; und sie darf es, weil die Unentschiedenheit darüber, wie diese Begriffe entstehen, nicht das Geringste an dem Factum ändert, daß sie sich in unserem Denken unvermeidlich vorfinden.

2) Jeder Versuch, vom Gegebenen abzuspringen und nach anderen Principien umherzugreifen, würde mittelbar das Geständniß enthalten, daß man es auf gut Glück ankommen lassen wolle, ob ein in den vorgeblichen Principien enthaltenes und aus ihnen abgeleitetes Wissen auf die uns umgebende Erfahrungswelt passen oder nicht passen werde; es würde heißen sich die Quellen des wahren Wissens verstopfen, um sich der Behauptung eines eingebildeten Wissens in die Arme zu werfen. Jeden Versuch dieser Art muß man sich also schlechthin versagen. Obgleich uns die Erfahrung nicht mit einem unmittelbaren Stoffe des Wissens versieht, so umgibt sie uns doch auch nicht mit einem unabsehbaren Heere von Zweifeln. Die widersprechenden Erfahrungsbegriffe behalten ihre Gültigkeit auch dann noch, nachdem sie sich als widersprechend gezeigt haben; sie können und dürfen nicht aufgegeben, wohl aber müssen sie für ein weiter fortschreitendes Denken benutzt werden.

3) Jedenfalls aber gerathen wir dadurch in ein Gedränge zwischen feindselige Forderungen. Die Logik fordert, diese Begriffe nicht zu denken; widersprechende Begriffe sind vor ihrem Richterstuhle null und nichtig. Und worauf gründet sich das Verdammungsurtheil der Logik? ihre Forderung, die Identi-

tät jedes Gedachten mit sich selbst von der Vermischung mit Fremdartigem rein zu erhalten, sich in der Verbindung der Gedanken streng zu richten nach der Qualität des Gedachten? Widersprechendes nicht in einen Begriff zu vereinigen? Wir bemerkten vorhin, es sey allerdings möglich, Widersprüche zu denken; wir behaupten sogar, daß Jeder die fraglichen Erfahrungsbegriffe wirklich denkt; der Ausdruck einer natürlichen Unmöglichkeit kann also jene logische Forderung nicht seyn. Aber sie ist der Ausdruck eines bewußtvollen Denkens, welches nicht nur Etwas denken, sondern auch wissen will, was es denkt. Daß der Gedanke eines A, welches non-A wäre, sich selbst aufhebt, daß ein solcher Gedanke die in ihm ausgesprochene Setzung selbst vernichtet, daß er mit seiner eigenen Zerstörung behaftet, ein Ungedanke ist, das besagt der Satz des Widerspruches und des ausgeschlossenen Dritten mit einer Evidenz, welcher man sich kaum durch die leersten Ausflüchte entziehen kann. Daher sich von jedem bewußtvollen und gebildeten Denken allerdings sagen läßt, es könne keine Widersprüche ertragen, in demselben Sinne, wie von dem durch sittliche Grundsätze veredelten Charakter die Unmöglichkeit gilt, von den rohen Ausbrüchen der Leidenschaft tyrannisirt zu werden. Und ebenso, wie das sittliche Urtheil für den ihm nicht angemessenen Willen ein Gebot wird, wird die bloße Formel A = A ein Gesetz, eine unerbittliche Forderung für ein Denken, welches sich nicht nach der Qualität des Gedachten richtet. Wenden wir nun diese allgemeinen, auch jetzt noch in allen Wissenschaften mit entschiedenem Uebergewichte anerkannten logischen Grundsätze auf die Begriffe an, von welchen hier die Rede ist, so erhellt, daß sie sämmtlich etwas Reales bedeuten wollen; als Begriffe vom Seyenden enthalten sie die absolute Position dessen, was durch sie gedacht wird; dennoch dringen sie selbst uns relative Bestimmungen auf, ohne welche die Dinge und ihre Veränderungen, das Ich und die Materie nicht gedacht werden können, und empören eben dadurch ein Denken, welches sich klar genug ist, um zu wissen, daß ein Begriff, welcher durch einen anderen (hier den Begriff des Seyns) gedacht werden soll, nur dann denkbar sey, wenn

er mit der Qualität des letztern übereinstimmt. — Dieser unbeugsamen Strenge der Logik steht gegenüber die Gewalt der Erfahrung, welche uns hindert, ihre Begriffe so zu behandeln, wie jeder den Begriff eines kreisrunden Quadrats oder eines dreieckigen Würfels zu behandeln kein Bedenken trägt. Man versuche es, die Begriffe von den Dingen und vom Ich nicht zu denken, und dann nur noch die allerdürftigsten Bestimmungen über die innere und äußere Erfahrung vorzubringen, so wird man inne werden, wie ganz unvermeidlich sie unser Denken immer wieder ergreifen und sich selbst in die Träume der wachenden und schlafenden Einbildungskraft mischen. Trotz der Forderung der Logik können wir uns nicht losmachen von ihnen; und trotz der Forderung der Erfahrung stößt das Denken immer wieder an die Widersprüche; was geschehen soll und was geschehen kann, streitet mit einander; die Begriffe sind und bleiben sowohl gültig als undenkbar; und beides können wir nicht umhin, gleichmäßig anzuerkennen.

4) Je bestimmter man nun den letzten Gedanken festhält, desto deutlicher muß es werden, daß von dem Punkte aus, auf welchem wir stehen, kein Weg rückwärts führt. Folglich müssen wir suchen, vorwärts zu kommen! Die peinliche Lage selbst, in die wir gerathen sind, d. h. die Beschaffenheit der Begriffe, welche die Auffassung der sinnlichen Erscheinung uns aufgebürdet hat, ist zuverlässig ein Motiv des Fortschreitens. Und die Punkte, von welchen aus der Fortschritt beginnt, sind die Principien desselben. Und er selbst wird, weil von Begriffen die Rede ist, die weder aufgegeben werden, noch so, wie wir sie vor einer regelmäßigen Bearbeitung als rohe Producte unseres bisherigen Gedankenlaufes gefunden haben, beibehalten werden können, wesentlich in einer Umbildung, einer Veränderung derselben bestehen müssen; und der Inhalt der umgebildeten Begriffe wird sich genau zu richten haben nach der Beschaffenheit der umzubildenden; denn ihrer Mangelhaftigkeit soll abgeholfen werden, und die Arznei muß sich richten nach der Krankheit, welche zu heilen sie bestimmt ist.

5) Indem wir aber hierbei auf eine Umbildung, auf eine

veränderte Auffassung derselben unser Vertrauen setzen, fallen wir nicht eben dadurch unbesonnen genug in die Schlingen eines Problemes, dessen mögliche Lösung für uns selbst noch ein Räthsel ist? Die Begriffe sollen sich verändern; wie ist das möglich, ohne daß sie, selbst wenn sie sich noch nicht widersprechen, eben in der Veränderung, in ihrem Uebergehen in das andere ihrer selbst, anfingen sich zu widersprechen? Wie ist es begreiflich, daß ein Begriff A von sich selbst abweiche, sich aus sich selbst einen Gegensatz erzeuge, sich in diesem, diesen in sich aufhebe, und nach dieser Veränderung sich als ein anderer darstelle, als A? Sind etwa Begriffe Saamenkörner, welche sich selbst in die aufgehende Pflanze ausbreiten und ihr eigenes Daseyn zerstören, um ein fremdes, welches aber immer noch ihr eigenes ist, darzustellen? — Es ist bekannt, daß man sich den Proceß des Denkens oder vielmehr des Gedachten bisweilen wirklich so vorstellt, wie das Werden der Dinge, und daß man beides gleich begreiflich findet *); allein es würde überhaupt keine Probleme des Denkens, sondern lediglich Massen der Erfahrung geben, wenn so etwas begreiflich wäre. Nicht also in diesem Sinne kann von einem immanenten Fortschreiten innerhalb der Begriffe die Rede seyn, sondern wir bedürfen der näheren Bestimmung, daß die veränderte Auffassung derselben wesentlich eine Berichtigung, eine Verbesserung wird seyn müssen; deren sie eben sowohl fähig sind, weil man außerdem die Möglichkeit, irgend einen Irrthum zu berichtigen, leugnen müßte; als bedürftig, sobald nicht allen Begriffen ohne Unterschied ihrer Beschaffenheit ein gleicher Werth beigelegt wird. Da nun aber die geforderte Berichtigung nicht in den Begriffen selbst liegen kann, welche berichtigt werden sollen, so muß sie in anderen Begriffen liegen; sie wird also abhängen von der Nachweisung neuer

*) Vergl. hierüber, so wie über das unter Nr. 3. Gesagte: Herbart de principio exclusi tertii inter duo contradictoria non negligendo (Gotting. 1833). Auch erlaubt sich der Verf. hierbei auf seine Abhandlung: De methodo philosophiae logicae legibus adstringenda, finibus non terminanda (Leipzig 1834) zu verweisen.

Begriffe, welche fähig sind, dergestalt in den Inhalt der alten einzugehen, daß diese selbst, ohne ihre Gültigkeit, d. h. den Anspruch auf die Realität dessen, was durch sie gedacht wird, zu verlieren, eben durch den Zusatz des Gedachten denkbar werden.

Aber diese neuen Begriffe werden sich schwerlich errathen lassen, und wenn sie durch einen glücklichen Zufall errathen wären, so würde darin keine Bürgschaft liegen, daß nicht andere Begriffe dieselben Dienste leisten könnten; es würde keine ausschließende Sicherheit des Wissens entstehen. Daher müssen eben so die neuen Begriffe sich richten nach den alten, gegebenen; die letzteren müssen die Gründe enthalten, aus welchen gerade diese und keine anderen neuen Begriffe in unser Denken aufgenommen werden sollen; diese selbst müssen sich als nothwendige Folgen aus jenen ergeben; dergestalt, daß ohne die neuen die Widersprüche der alten nicht verschwänden, ohne die besondere Beschaffenheit der alten keine Berechtigung vorhanden seyn würde, von der Gültigkeit der neuen zu sprechen. Mit einem Worte: es verräth sich durch die eigenthümliche Beschaffenheit der metaphysischen Probleme die Nothwendigkeit, diejenigen Ergänzungsbegriffe aufzusuchen, auf welche sich das Gegebene bezieht; die Voraussetzungen zu finden, ohne welche die gegebenen Widersprüche sich nicht lösen lassen, diese selbst als die Gründe zu betrachten, aus welchen das metaphysische Wissen als nothwendige Folge hervorgehen muß. In diesem Sinne nun kann mit Recht von einem immanenten Fortschritte des Denkens die Rede seyn; denn es handelt sich um einen Fortschritt von Begriffen zu Begriffen; für den Proceß des Denkens, der uns bevorsteht, gibt es keine andere Hülfe, als nur das Denken. Denn auf die Fragen, über welche wir Aufschlüsse verlangen, gibt die Erfahrung keine andere Antwort, als die wir schon vernommen haben, und die Auflösung der Probleme, die wir durch die denkende Betrachtung des Gegebenen gefunden haben, kann nur erreicht werden auf speculativem Wege, d. h. durch Nachweisung eines nothwendigen Zusammenhanges zwischen gegebenen Begriffen mit anderen Begriffen, die uns die Erfahrung nicht

unmittelbar darbietet, zu welchen wir aber dennoch fortschreiten müssen, wenn jene, deren Gültigkeit zu leugnen thöricht seyn würde, irgendwie denkbar werden sollen. Gelingt der Versuch, „die Entdeckung, daß die Formen unserer Erfahrung mit inneren Widersprüchen behaftet sind, zu einer regelmäßigen Untersuchung zu benutzen" *), so wird die Erfahrung mit sich selbst versöhnt seyn; dadurch versöhnt, daß in ihr Dunkel die Lichtstrahlen einer intelligibeln Welt fallen, über welche Aufschluß zu erhalten die Bemühung der Denker aller Zeiten war und noch jetzt die Aufgabe der Metaphysik ist. Und die dadurch gewonnene Befriedigung des Denkens wird eine dauerhafte Ueberzeugung gewähren müssen, weil der natürliche Feind jeder festen Ueberzeugung, der Gedanke, es könne sich vielleicht anders verhalten, keinen Platz mehr finden würde einem Systeme von Begriffen gegenüber, welches jeden Versuch von ihm abzuweichen, mit der Nachweisung von Ungereimtheiten zurückzudrängen im Stande wäre.

6) So ungezwungen sich auch diese Ueberlegungen darbieten, so ist doch in ihnen zugleich die Nöthigung enthalten, noch nähere und genauere Bestimmuugen aufzusuchen. — Die neuen ergänzenden Begriffe sollen sich richten nach der Beschaffenheit der alten; sie sollen in dem Verhältnisse der Folgen zu ihren Gründen stehen; sie sollen eben durch die Nothwendigkeit, mit welcher sie aus denselben hervorgehen, für unser Denken gerechtfertigt, kraft derselben für eine Erweiterung der Erkenntniß gehalten werden können. In dieser gegenseitigen Beziehung liegt für das wissenschaftliche Verfahren die Forderung einer Regelmäßigkeit der Ableitung, eines methodischen Denkens, welches hervorgerufen durch die Beschaffenheit der Probleme bei jedem Fortschritte über die Rechtmäßigkeit des letzteren sich überall vollkommene Rechenschaft zu geben fähig ist. Es erhebt sich daher hier die ganz allgemeine Frage: wie hängen Gründe und Folgen zusammen? eine Frage, die um so größere Wichtigkeit erlangt, wo es sich um neue Folgen handelt, d. h. um solche, die ihrem eigenen Inhalte

*) Herbart Metaphys. Bd. I. S. 2.

nach nicht schon enthalten waren in den Gründen, sondern eine synthetische Erweiterung der Erkenntniß darbieten sollen. Deshalb muß ihr, wenn auch nicht eine systematische Ausführung, doch eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt und ihre Erörterung den allgemeinen Andeutungen über den Gang der Untersuchungen noch vorausgeschickt werden.

A) Von dem Zusammenhange der Gründe und Folgen. — Methode der Beziehungen.

Um möglichen Mißverständnissen vorzubeugen, mögen drei Bemerkungen, welche mit der aufgeworfenen Frage in der engsten Verbindung stehen, vorausgeschickt werden.

Erstlich: es ist in der folgenden Untersuchung lediglich die Rede von Erkenntnißgründen, Principien des Wissens, und Erkenntnißfolgen; von einem Processe des Denkens und Schließens, der von gegebenen festen Punkten aus durch eine Kette von Folgerungen zu anderen Punkten fortschreitet. Nicht also von Ursachen und Wirkungen, nicht von dem Zusammenhange der Erscheinungen in der Natur, welche der Gegenstand und das Ziel der gesuchten Erkenntniß sind. Die Frage ist nicht: was ist das Reale? wie wirkt es? nach welchen Gesetzen entstehen die Erscheinungen? sondern: unter welchen Bedingungen sind die zufälligen Verbindungen der Gedanken zulässig? wie greifen nothwendig verbundene Gedanken ineinander ein? wie entwickelt sich nothwendig ein Gedanke als solcher aus dem andern als solchem? was treibt von dem einen zu dem andern? — Die Beantwortung jener Frage gehört der Wissenschaft selbst an; die dieser der methodologischen Vorbereitung auf dieselbe; und beide sind vollkommen getrennt, weil uns nun einmal das Reale, welches wir suchen, nicht unmittelbar gegeben ist. Wäre das der Fall, so möchten vielleicht Principien des Seyns und Principien des Wissens zusammenfallen, die Kette unserer Folgerungen entsprechen dem Gange der Begebenheiten, der Satz des Spinoza: ordo et connexio rerum idem est, ac ordo et connexio idearum, seine Richtigkeit haben; da dem aber nicht so ist, so ist es unstatthaft und muß zur Verwirrung führen, das Werden des Wis-

sens und das Werden der Natur von demselben Anfangspunkte aus überschauen zu wollen *).

Zweitens: die Methode ist abhängig von den Principien, d. h. die Entscheidung, wie ein Gedanke folgen könne aus dem andern, hängt ab von der Beschaffenheit dessen, aus welchem er folgen soll. Das methodische Denken besteht in der genauen Folgsamkeit gegen diejenigen Weisungen, welche die Principien selbst geben; es entwickelt sich eben in Folge der letzteren. Mithin: wie verschiedenartige Principien es gibt, so verschiedenartig werden die Methoden nicht etwa nur seyn können, sondern seyn müssen; die Bedingungen des Fortschrittes sind zugleich Bedingungen seiner besonderen Art; es ist nirgends ein Grund vorhanden, alle Probleme nach einer Methode zu lösen; auf Probleme aber, welche genau dieselbe Beschaffenheit haben, wird es möglich und nothwendig seyn, dieselbe Methode anzuwenden.

Drittens: aus dem Vorigen folgt, daß die Erfindung der Methode möglicherweise verschieden seyn kann von der Aufstellung derselben. Je genauer sie an die Beschaffenheit der Probleme geknüpft ist, desto weniger bedeutet sie etwas abgesehen von denselben; nur durch die Einsicht in die letzteren und den durch sie geforderten nothwendigen Gang des Denkens wird sie gefunden werden können **). Wird sie daher als allgemeine Form des fortschreitenden Denkens aufgestellt, so kann sie nur als Vorbereitung auf die Untersuchung selbst betrachtet werden; sie ist ein Blick auf die Karte des Landes, welches man zu bereisen gedenkt, nicht die Reise selbst; lediglich dazu bestimmt, von Anfang an den richtigen Weg zu zeigen, ohne deshalb für den Inbegriff dessen gelten zu wollen, was man in dem Lande selbst erfahren werde. Als allgemeine Form beschränkt sie sich auf das Allgemeine; alle besondern

*) Für die Ausführung des Satzes: daß die festen Punkte der Ontologie nicht die festen Punkte der Methodologie seyn können, verweisen wir auf Herbart Metaph. Bd. I, S. 459 — 475.

**) Herbart selbst bezeugt (Psychol. Bd. II, S. 129), daß die Methode der Beziehungen von ihm größtentheils durch Abstraction aus Reflexionen über die metaphysischen Probleme gewonnen worden ist.

Bestimmungen hängen von der besonderen Beschaffenheit der Lage ab, in welche sich der Denker im Laufe der Untersuchung selbst versetzt finden wird.

Wird nun die Frage nach dem Zusammenhange der Gründe und Folgen zunächst in ihrer Allgemeinheit aufgefaßt, so liegt in diesen Begriffen, wie sie gewöhnlich bestimmt werden, eine Schwierigkeit, deren nähere Betrachtung unmittelbar zu einer Berichtigung derselben führt. Grund und Folge sollen nicht dasselbe seyn; und dennoch soll die Folge *aus* dem Grunde hervorgehen. Damit dies möglich sey, muß sie in dem Grunde enthalten gewesen, mit ihm identisch seyn. Beide also sind identisch und nicht identisch. Bleibt nun die Folge in dem Grunde, so ist weder Grund noch Folge da; denn beide erhalten ihre Bedeutung nur als verschiedene; trennt man Grund und Folge, so hat man zweierlei, nicht einerlei; zweierlei, was als getrennt in keinem nothwendigen Zusammenhange, mithin wiederum nicht in dem Verhältniß von Grund und Folge steht. A heiße der Grund, B die Folge; A ist nicht B, B nicht A; wie kann eines aus dem andern folgen? Ist aber A = B, so mag man B für A substituiren; aber die Substitution gibt einen identischen Gedanken, nicht eine Folge von A, die etwas Neues, von A Verschiedenes wäre.

Ein möglichst einfaches Beispiel diene zur Erläuterung. Zwei Dreiecke auf gleicher Grundlinie und zwischen denselben Parallelen sind gleich, *weil* zwei Parallelogramme auf gleicher Grundlinie und zwischen denselben Parallelen gleich sind. Wie folgt das? Der Begriff der Gleichheit der Parallelogramme soll der Grund seyn für die Gleichheit der Dreiecke; ist denn nun ein Parallelogramm ein Dreieck? liegt in dem Begriffe des ersteren eine Bestimmung über den Begriff des letzteren? oder wenn sie darin liegt, wie ist es möglich, jenem als dem Grunde, diese als die Folge zu *entnehmen*? — So lange man nun die beiden Gedanken in dieser Einfachheit stehen läßt, gehen sie einander nichts an, vermögen also auch nicht einer den andern zu *begründen*. Das Räthsel löst sich jedoch sogleich, sobald man hinzusetzt: jedes Parallelogramm wird durch eine Diagonale in zwei gleiche Dreiecke getheilt und die Hälften

gleicher Größen sind selbst gleich. Denn nun wird deutlich, daß die fraglichen Dreiecke als die Hälften ihrer entsprechenden Parallelogramme betrachtet werden können und daß daher von ihnen als den Hälften gleicher Größen dasselbe gelten muß, was von diesen selbst gilt.

Was ist also der Grund für den obigen Satz? Der Begriff des Parallelogrammes? Der des Dreiecks, als der Hälfte eines Parallelogrammes? Die Gleichheit der Grundlinien? oder die der Höhe? Jeder nämlich für sich, ohne Beziehung auf die andern? In der That reicht keiner derselben für sich zur Begründung der Folge hin, sondern eben nur in der Verbindung, Zusammensetzung und Beziehung dieser Begriffe entsteht die letztere. Der obige Widerspruch im Begriffe des Grundes und der Folge entstand also dadurch, daß beide falsch gedacht waren; wir dachten beide als einfach und deshalb müssen wir, auch abgesehen von dem erörterten Beispiele, ganz allgemein schließen: weil Grund und Folge, jedes für sich als einfach gedacht, sich widersprechen, so können sie nicht einfach, sondern müssen zusammengesetzt seyn; es ist unrichtig, das für den ganzen Grund zu halten, was nur ein Theil desselben ist; beide, Grund und Folge in der gewöhnlichen Bedeutung, sind Theile eines größeren Begriffssystemes; das Vielfache des Grundes in seiner Verbindung ist das Begründende und die Folge ist insofern identisch mit dem Grunde, als sie einige Theile jenes Systemes als des ganzen Grundes in einem abgesonderten Denken darstellt, nicht identisch insofern, als wenigstens die Verbindung dieser Theile eine andere ist, als welche in jenem schon gegeben war. Daher: je zusammengesetzter der Grund ist, desto mehrere Folgen können aus ihm hervorgehen, je nachdem die gegebenen Elemente in neue Beziehungen gebracht werden.

Demohngeachtet finden wir uns auch nach dieser nothwendigen Berichtigung, vermöge deren wir nunmehr Grund ein zusammengesetztes Ganze von Begriffen nennen, aus deren Verbindung die Folge hervorgeht, vollkommen in die gewohnten logischen Vorstellungsarten eingeschlossen. Der Syllogismus, als die Grundform der logischen Demonstration, mit seinen

zwei Prämissen und drei Begriffen, von welchen zwei in dem Schlußsatz eine Verbindung eingehen, die in den Prämissen zwar nicht ausdrücklich ausgesprochen, aber vorausgesetzt war, ist eine unmittelbare Bestätigung der aufgestellten Erklärung. Denn es ist von selbst klar, daß weder der Obersatz, noch der Untersatz allein in ihm der Grund ist, sondern daß beide gleichmäßig dazu gehören, um die Folge zu rechtfertigen. Und das, was die Folge in ihm stiftet, ist die Verbindung sowohl des Ober- als des Unterbegriffes mit einem dritten, indem sie, falls der letztere, der Mittelbegriff, herausfällt, den ungehinderten Fortschritt vom Subjecte zum Prädicate des Schlußsatzes möglich macht. Warum aber wenigstens zwei Prämissen mit drei Begriffen nöthig sind, liegt schon in dem Gesagten. Die Folge soll wenigstens der Form nach neu seyn; Form aber ist nicht möglich ohne Vielheit der Elemente. Die Folge muß also wenigstens aus zwei Begriffen bestehen. Diese müssen im Grunde schon enthalten seyn; denn nur eine andere Form wurde verlangt; eben deshalb dürfen sie im Grunde noch nicht unmittelbar verbunden gewesen seyn. Aber ihr Nichtverbundenseyn in dem Grunde kann selbst nicht der Grund seyn für ihr Verbundenseyn in der Folge; in einem gewissen Sinne müssen sie auch verbunden seyn, d. h. es ist wenigstens noch ein dritter Begriff nöthig, welcher sie verbindet, indem er selbst mit jedem von ihnen verbunden ist; aber auch auseinanderhält, indem er mit jedem derselben besonders verbunden, also zweimal gedacht wird. Diese zweimalige Verbindung gibt eben zwei Prämissen (M P und S M) und beide zusammen enthalten wegen des gemeinschaftlichen Mittelbegriffes den Grund, warum der terminus major und minor nöthigenfalls auch unmittelbar verbunden werden können (S P).

Diese an sich höchst dürftige, aber wenigstens sichere Art eines von gegebenen Gedanken zu neuen fortschreitenden Denkens läßt nun allerdings einige bedeutende Erweiterungen zu. Denn es ist aus der Logik allgemein bekannt, theils daß, auf wie vielerlei Weise der Mittelbegriff die Verbindung zwischen Subject und Prädicat der Conclusion wird hervorbringen können, so vielerlei Arten von Syllogismen es geben werde, theils daß

der terminus medius keineswegs ein einfacher Gedanke, ein Begriff zu seyn braucht, sondern irgendwie zusammengesetzt, ein Complex von Begriffen seyn kann, an welchen das Denken durch eine lange Reihe von Verbindungen fortläuft, bis es an dem gesuchten Punkte der Vereinigung angelangt ist. Auch von mehreren Punkten aus kann sich ein System ineinandergreifender Begriffsreihen bilden, welches, je vollständiger man es nach den verschiedensten Richtungen hin durcharbeitet, eine um so größere Menge neuer Verbindungen möglich macht; für welche Beweglichkeit und Fruchtbarkeit fortschreitender Combinationen die Logik in der Lehre von den Kettenschlüssen und Schlußreihen die allgemeinsten Formeln, die Mathematik, indem sie jeden sich neu darbietenden Begriff in die vielfältigsten Beziehungen zu den schon gewonnenen zu setzen und, so weit dies irgend möglich ist, auch über das ursprüngliche Gebiet seiner Bedeutung hinaus anzuwenden versteht, das reichste und umfassendste Beispiel gibt.

Von eigentlichen Problemen jedoch, von Aufgaben für das Denken kann hierbei nur dann die Rede seyn, wenn der Apparat von Begriffen, aus welchen geschlossen werden soll, nicht schon bereit liegt, sondern erst gesucht werden muß. Dann sind nur die Begriffe gegeben, welche verbunden und so durcheinander bestimmt werden sollen; es fehlen aber die Mittel der Bestimmung. So kann das vorhin erwähnte Beispiel auch als die Frage aufgestellt werden: wie verhalten sich Dreiecke von gleicher Höhe und Grundlinie in Beziehung auf ihren Flächeninhalt? Wem die ersten Grundsätze der Geometrie unbekannt sind, für den ist die Frage ein Räthsel, und wer sie kennt oder eben fände, für den ist sie ein Problem, zu dessen Lösung er andere Gedanken herbeirufen wird, durch welche für die unverbunden hervorragenden Begriffe der bestimmten Dreiecke und des Verhältnisses ihres Flächeninhaltes die geforderte Bestimmung möglich werde. Er wird sich besinnen auf den Satz von der Gleichheit der Parallelogramme von gleicher Höhe und auf gleicher Grundlinie, besinnen darauf, daß jedes Parallelogramm durch die Diagonale in zwei gleiche Dreiecke getheilt wird; er wird eben dadurch die Möglichkeit

finden, die fraglichen Dreiecke als die Hälften der entsprechenden Parallelogramme anzusehen und eben in dieser Ansicht von denselben den vermittelnden Begriff gefunden haben, der mit den übrigen Begriffen in einer solchen Verbindung steht, daß nunmehr die Antwort sammt dem Beweise ihrer Richtigkeit sich von selbst ergibt. Diese Ansicht nun von dem Dreiecke, als der Hälfte eines Parallelogrammes, ist sie dem Begriffe des Dreiecks wesentlich? d. h. muß das Dreieck an sich so gedacht werden? Offenbar nicht; sein Begriff ist der einer von drei Linien umschlossenen Fläche; weiter nichts. Die Ansicht war mithin zufällig; zufällig dem Begriffe, von welchem sie gefaßt wurde, obwohl nothwendig für den Zusammenhang des Denkens. Ja, nur deshalb, weil sie vollkommen zufällig war, d. h. die wesentlichen Merkmale des Dreieckes gar keiner Beschränkung und näheren Bestimmung unterwarf, von jedem Dreiecke ohne Unterschied gefaßt werden konnte, that sie die nöthigen Dienste, als Mittelglied zu dienen für die geforderte gegenseitige Bestimmung der aufgestellten Begriffe.

Durch eine sehr leichte Reflexion über ein sehr einfaches Problem *) haben wir somit den Begriff der zufälligen Ansichten gefunden, welche als Hülfsmittel, als Durchgangspunkte für das Denken für diese Art von Problemen von dem ausgedehntesten, obwohl nicht von ausschließlichem Gebrauche seyn werden. Denn aus der Beschaffenheit der Probleme, welche sich immer auf die Frage zurückführen lassen werden: ob und wie ein (einfaches oder zusammengesetztes) A verbunden sey mit einem (einfachen oder zusammengesetzten) B? — erhellt ganz im Allgemeinen, daß zur Lösung derselben überhaupt die nöthigen Prämissen gefunden werden müssen. Die Lösung des Problems würde die Folge seyn, wenn man des zu ihr erforderlichen Complexes von Begriffen, des

*) Einige andere Beispiele, die aber mehr mathematische Vorkenntnisse voraussetzen, gibt Herbart Metaphys. Bd. I, S. 28 — 38. Auf noch andere wird später aufmerksam gemacht werden.

ganzen Grundes mächtig wäre. Hiebei wird nun auch das Aufsuchen der logisch übergeordneten Begriffe in allen den Fällen von Wichtigkeit seyn, wo es darauf ankommt zu entscheiden, ob ein Begriff mit einem andern verbunden werden müsse; aber weil in Folge der logischen Abstraction der Inhalt dessen, was man denkt, mithin auch die Menge der Verbindungsglieder zwischen den Begriffen sich vermindert, wird dieses Verfahren der Zerlegung, der Umbildung der Begriffe, wodurch sie der Vergleichung mit einander fähig werden, weichen müssen, wo es sich um das Wie der Verknüpfung handelt. Und als solche Umbildungen der Begriffe in eine ihnen selbst nicht wesentliche, für die Lösung der Aufgabe aber wenigstens zweckdienliche Form, als zufällige, aber eben deshalb erlaubte Auffassungen derselben, durch welche sie „in eine schon bekannte und fertige Vorstellungsreihe eingeführt werden, die alsdann von selbst abläuft," werden die zufälligen Ansichten auch in philosophischen Untersuchungen das Recht behaupten, welches ihnen die Mathematik schon längst zu ihrem größten Vortheile zugestanden hat.

Obgleich nun schon in dem Gesagten stillschweigend liegt, daß eine solche zufällige Ansicht nur dann gefaßt werden darf, wenn sie für die Lösung eines vorliegenden Problemes nothwendig ist, daß ihre besondere Beschaffenheit und ihr Gebrauch streng auf den Inhalt und Umfang desselben beschränkt bleibt und sie selbst überhaupt unzulässig ist, wenn sie den Begriff, von welchem sie gefaßt wird, in seinem Was berührt und verändert, so könnte es doch ihrer Benennung wegen scheinen, als enthielte die methodologische Hinweisung auf sie mehr eine Aufforderung zum Rathen, als eine Anweisung zum Denken. Aber diesem Vorwurfe, daß der hier beschriebene Gedankenfortschritt in sich keine Nothwendigkeit aufzeigen kann, sondern von dem Glücke des Bemerkens, der Fertigkeit des Combinirens, dem Treffen der Ansicht abhängt, durch welche die mangelnden Verbindungsglieder sichtbar werden sollen, unterliegen nicht sowohl die zufälligen Ansichten selbst, welche bisweilen allerdings durch die in der Aufgabe schon liegenden Begriffe genügend angedeutet

werden *), als vielmehr viel allgemeiner die ganze Art der Beweisführung, welche sich innerhalb der Grenzen der logischen Demonstration im hergebrachten Sinne bewegt. Denn es kommt bei ihr allerdings alles darauf an, daß sich mehrere Gedanken glücklicherweise begegnen, welche ein System von Begriffen zu bilden fähig sind, aus welchem sich dann die Folgen entnehmen lassen. Fehlen die Prämissen, so deutet das Problem in den meisten Fällen nicht an, wo sie zu suchen sind; hat man sie, so ist zwar das Fortschreiten zur Folge gestattet und man muß das folgern, was die Gründe verlangen; aber diese selbst sind ruhende Gedanken, welche, sich selbst genügend, gedacht werden können auch ohne die Folge, nicht hintreiben auf diese. Und endlich: diese selbst lehrt dem Stoffe der Erkenntniß nach nichts Neues; eine andere Verbindung der in dem Grunde schon vorhandenen Begriffe ist das Einzige, was sie darbietet, und der längst in seiner Richtigkeit anerkannte Satz, daß alles analytische Denken eben als solches zuletzt nur auf Tautologien führe, bezeichnet die glänzende Armuth der logischen Demonstration mit einem Worte.

Soll mithin in den Gründen selbst theils die Nothwendigkeit des Fortschrittes, theils die Möglichkeit einer von dem Grunde materiell verschiedenen Folge daseyn, so müssen die Gründe selbst eine andere Beschaffenheit haben, als die bisher betrachteten. Sie dürfen sich nicht genügen, nicht ruhende Gedanken seyn, sondern ihrer eigenen Beschaffenheit gemäß müssen sie andere neue Gedanken fordern. Das Herbeirufen der neuen Gedanken soll aber keine Sache der Willkür seyn, welche versuchsweise die Begriffe ergreift, um zu sehen, ob sie an einander passen; sondern die Folge soll nothwendig, mit unvermeidlicher Bestimmtheit aus dem Grunde hervorgehen. Das heißt nun nichts anderes als: der Grund ohne die Folge muß undenkbar seyn. Das Undenkbare, das logisch Unmögliche ist das Widersprechende; Nothwendigkeit Unmöglichkeit des Gegentheils; mithin: der Wider-

*) Vergl. das Beispiel bei Herbart a. a. O. S. 31.

spruch selbst ist der Grund, welcher nöthigt, dasjenige Neue zu denken, ohne welches er nicht denkbar seyn würde. Aber nicht ein Widerspruch, der aus falscher und nachlässiger Auffassung entstanden ist; dann hätte etwas mehr Sorgfalt ihn vermeiden können, und eine bessere Erklärung oder eine Distinction würde seine Nichtigkeit bald darthun; auch nicht ein willkürlich gebildeter, lediglich ersonnener Widerspruch, der an sich nichtig und leer ist und in welchen ein auf die Erkenntniß gerichtetes Denken sich ohnedies wenigstens nicht absichtlich verlieren wird. Sondern soll einem Widerspruche die Kraft beiwohnen, materiell neue Folgen mit Nothwendigkeit aus sich zu erzeugen, so muß er ein wahrer Widerspruch, d. h. die Nothwendigkeit, die widerstreitenden Elemente in die Einheit eines Begriffes zusammenzufassen, muß gegeben, der Begriff, welcher der Grund ist, sowohl gültig, als widersprechend seyn. Und auf diese Weise hat uns die Frage: unter welchen Bedingungen ist für unser Denken Synthesis a priori d. h. eine nothwendige und allgemeingültige Verbindung eines Prädicates mit einem Subjecte, in welchem jenes gleichwohl nicht enthalten ist, möglich? — zu der Forderung solcher Gründe geführt, als welche die metaphysischen Probleme unabhängig von dieser Frage sich uns schon aufgedrungen hatten *).

War nämlich schon früher (S. 131 — 137) unmittelbar nach der Exposition der widersprechenden Grundbegriffe das Bedürfniß neuer Begriffe entstanden, welche, um jede Willkür des Denkens abzuschneiden, abhängig seyn sollten von den gegebenen, und konnte dieses Verhältniß der Abhängigkeit nur

*) Vgl. Herbart Metaphys. Bd. I, S. 438 — 441. Röer üb. die Methode d. Beziehungen. S. 158 und die vorhergehenden Untersuchungen (S. 97 ff.) über die Art, wie man seit Kant auf die Frage nach der Möglichkeit synthetischer Verbindungen a priori geantwortet hat. Zur Erläuterung entnehmen wir aus S. 156 folgende Worte: „Nach dieser (der Kant'schen) Annahme sind alle Synthesen a priori ursprünglich gegeben und es ist nicht nöthig, sie wissenschaftlich zu erzeugen; es kommt allein darauf an, wie man sich ihrer bemächtige. In der That ist eine solche Synthesis a priori ein widersprechender Gedanke; denn in einer Synthesis a priori ist das Prädicat nicht im Subjecte enthalten, d. h. Subject und

als eine nothwendige Beziehung und Ergänzung der Begriffe aufgefaßt werden, so kommt es jetzt nur noch darauf an, die allgemeine Formel für diese Methode der Beziehungen oder Ergänzungen aufzustellen, um Rechenschaft zu geben über das Wie des Fortschrittes. Hierbei ist uns nicht verstattet, irgend etwas anderes vorauszusetzen, als den gegebenen widersprechenden Begriff selbst; denn aus ihm sollen die neuen Gedanken hervorgehen, nicht in ihn von außen her hineingetragen werden. Verändern soll der Begriff — sich selbst — nothwendig; und die Art seiner Umwandlung lediglich bedingt seyn durch seine eigene Natur.

Das wäre nun nach einer früher gemachten Bemerkung (S. 135) unmöglich, wenn er ein reines und strenges Eins, ein schlechthin einfacher Gedanke wäre. Aber als widersprechend enthält er eine Vielheit von Elementen, und zwar wenigstens zwei widersprechende Glieder d. h. es ist gegeben ein Begriff A = M + N; M aber und N heben sich gegenseitig auf. Der Begriff ist ferner gegeben; mithin vollkommen gültig. Während also sein Inhalt unversehrt bleiben muß, darf seine Form nicht so bleiben, wie sie unmittelbar gegeben ist. Die Form aber ist die Verbindung der contradictorisch entgegengesetzten Glieder; die prätendirte Identität dieser, der alleinige Sitz des Widerspruchs, muß folglich geleugnet werden. Mithin

1) weil es widersinnig ist, daß M und N identisch sind, ist es, nach dem zunächst liegenden und nothwendigen Schlusse auf das contradictorische Gegentheil des Widersprechenden, richtig, daß M nicht identisch ist mit N. Die beiden (oder was

---

Prädicat sind nicht nothwendig mit einander verbunden. Nach dem Begriffe einer Synthesis a priori soll aber (gleichwohl) das Prädicat mit dem Subjecte in nothwendiger Verbindung stehen. Dürfen wir daraus schließen, deshalb sey eine Synthesis a priori überhaupt unmöglich? Wenn wir von unmittelbaren Synthesen sprechen, gewiß; aber gerade darin ist jenes Raisonnement einseitig, daß es das Subject als einen denkbaren Begriff für sich aufstellt. Der Begriff des Subjectes muß sich vielmehr widersprechen; er muß nicht denkbar seyn ohne das Prädicat, d. h. ohne daß im Subjecte das Prädicat enthalten ist, muß sich doch jenes auf dieses nothwendig beziehen."

für die allgemeine Betrachtung gleichviel gilt, die irgend wie vielen) Glieder müssen getrennt, jedes für sich, ohne Verbindung mit dem andern gedacht werden. Das ist der erste Schritt, welchen die Logik fordert.

2) Wir haben also zwei Begriffe, M und N, gewonnen, welche beide für sich denkbar sind. Aber keiner von beiden ist in seiner Getrenntheit von dem andern gültig; ein M außer der Verbindung mit N, ein N außer der Verbindung mit M war in dem Hauptbegriffe A nicht gegeben. Beide als getrennt von einander sind leere Begriffe; darum muß jeder derselben mit dem andern wieder vereinigt werden. Das ist der zweite Schritt, welchen die Erfahrung fordert.

3) Hierdurch sind wir keineswegs in den Anfang des Problemes zurückgeworfen, sondern es dringt sich uns, nachdem der Widerspruch im Hauptbegriffe verschwunden ist, ein secundärer Widerspruch in dem Begriffe jedes einzelnen Gliedes auf. M als verbunden mit N ist gültig, aber widersprechend, als getrennt von N denkbar, aber ungültig. Wird es vollständig d. h. so wie es gegeben ist (es ist aber nur in Verbindung mit N gegeben) gedacht, so ist es sowohl identisch, als nicht identisch mit N. Dieser secundäre Widerspruch kann nun zunächst auf keine andere Weise gehoben werden, als der Widerspruch im Hauptbegriffe: d. h. M, welches sowohl identisch als nicht identisch ist mit N, kann nicht ein und dasselbe M seyn, sondern es müssen mehrere M seyn; eins identisch mit N, ein anderes nicht identisch mit N. Das ist der dritte Schritt, welchen wieder die Logik fordert. (Von N gilt ganz dasselbe, obwohl es sich im Allgemeinen nicht entscheiden läßt, welches Glied der Vervielfältigung zu unterwerfen ist; für die Angabe der Methode genügt es, nur das eine Glied ins Auge zu fassen.)

4) Aber auf das Geheiß des Gegebenen wiederholt sich hier dieselbe Betrachtung, wie vorhin. Wir waren zur Annahme von wenigstens zwei M genöthigt, von welchen das eine identisch, das andere nicht identisch mit N sey. Aber ein mit N nicht identisches M ist ein leerer Begriff, welcher keine Bedeutung für das Gegebene hat, und ein mit N identisches M

ist undenkbar. Die Bedeutung jedes der beiden M ist immer noch gebunden an die, welche M in dem widersprechenden Hauptbegriffe hatte, und kann nicht aufgegeben werden, ohne das Gegebene selbst mit aufzugeben. Eben deshalb enthält jedes der beiden denselben Widerspruch ganz; denn es kann auch jetzt noch nur unter der Bedingung vollständig gedacht werden, daß es sowohl identisch, als nicht identisch sey mit N.

5) Dennoch muß jedes, damit sowohl der Logik, als der Erfahrung Genüge geschehe, denkbar und gültig zugleich seyn; wir müssen also fortfahren, jedes der vielen M in eine neue Vielheit zu zerschlagen; statt jedes der beiden M müssen wir mehrere M setzen. Aber es erhellt auch eben so unmittelbar, daß sich derselbe Widerspruch in jedem der vielen wiederholt; aus dem nur eben angeführten Grunde. So vervielfältigen sich die Widersprüche nothwendig nach den Potenzen der Vielheit der Glieder, welche ursprünglich in dem Hauptbegriffe die Identität prätendirten. Wohin soll nun das führen? da doch ein Ende dieses Verfahrens gar nicht abzusehen ist, indem jede vorgenommene Vervielfältigung die Widersprüche zwar einen Schritt weiter rückt, aber ebendeshalb auch ihre Vielheit immer mit sich selbst multiplicirt? —

6) Die Frage ist vollkommen gerecht, aber sie vergißt, wenn sie ein Einwurf seyn soll, die Hauptsache, daß nämlich durch das Bisherige wenigstens soviel gewonnen ist, daß der widersprechende Hauptbegriff nicht mehr dieselbe Form hat wie anfangs, sondern daß eben die Vervielfältigung des einen Gliedes die Umwandlung ist, zu welcher er selbst hintrieb, und daß die Setzungen der vielen M neue Setzungen sind, welche nicht unmittelbar gegeben, obwohl wegen der Beschaffenheit des ursprünglich Gegebenen nothwendig anzunehmen waren. Dennoch bleibt der Satz: daß keines der vielen M für sich genommen hinreiche, um den Widerspruch verschwinden zu machen, ganz unangefochten. Aber ebendeshalb, weil die obwohl nothwendige Vervielfältigung der M doch als bloße Vervielfältigung nichts hilft, bleibt gar nichts anderes übrig, als die jetzt unzweifelhaft dargebotene Gelegenheit, den Begriff anders zu fassen, zu benutzen, d. h.

da es vergeblich ist, jedes der vielen M für sich zu fassen, so müssen sie zusammengefaßt werden; die mehreren M als Mehrheit können das leisten, was ein einzelnes M nicht leistete, zusammen gleich zu seyn dem N. Und das ist der letzte Schritt, welchen die Methode vorschreibt. Durch die Zusammenfassung der mehreren wird der Widerspruch verschwinden, wenn — was freilich nur durch die besondere Beschaffenheit des jedesmaligen Problems entschieden werden kann — sich begreifen läßt, wie aus der Verbindung der mehreren vorausgesetzten M das gegebene N hervorgehe. Jene selbst werden als der Grund, dieses als die Folge zu denken seyn, und die Anwendung der Methode ist gesichert, sobald dem gegebenen Begriffe selbst sich ansehen läßt, welches seiner Glieder allein als Grund, welches allein als Folge gedacht werden könne. Jedenfalls aber bezeichnet die Methode diejenigen Bestimmungen, welchen der fragliche Begriff unterworfen werden muß, ehe an eine weitere Gedankenentwickelung gedacht werden kann.

Sollten nun in dieser Darlegung der Methode noch nicht alle Bestimmungen gleich durchsichtig seyn, so läßt sich freilich, wenn nicht etwa der Leser selbst den Versuch machen will, das Ich, die Veränderung oder einen ähnlichen Begriff zu seiner Uebung auf die angegebene Weise umzubilden, zur näheren Erläuterung, ohne auf concrete Beispiele einzugehen, kaum etwas hinzufügen. Die engen Grenzen der Methode bestätigen die frühere Warnung, in ihr nicht eine Pythia zu erwarten, welche ohne Anstrengung des Denkens Orakel mitzutheilen im Stande sey; ihre Gebundenheit an die Probleme rechtfertigt das Geständniß, daß man ihrer Aufstellung ganz und gar entbehren könnte, „wenn man nur in den einzelnen sehr wenigen Fällen, auf welche sie paßt (d. h. bei den wenigen, aber dennoch höchst wichtigen Begriffen, durch welche dieser Gang der Speculation hervorgerufen wird), genau genug dem Antriebe folgte, welcher in den Problemen enthalten ist" *). Daher genüge es, dem Gesagten nur noch einige allgemeine Bemerkungen hinzuzufügen.

*) Herbart Metaph. Bd. II, S. 60.

Es kann die Frage entstehen, mit welchem Rechte die Methode der Beziehungen darauf Anspruch mache, aus dem gewöhnlichen Gleise der logischen Demonstration herauszutreten. Hierbei nun wird Niemand leicht auf den Gedanken fallen, daß sie auf einer neuen Logik ruhe; vielmehr ist der Schluß auf das contradictorische Gegentheil dessen, was als widersprechend befunden worden ist, das eigentlich Treibende in ihr. Dennoch hat sie mit allen logischen Verfahrungsarten, aus gegebenen richtigen Principien zu folgern, darum keine Aehnlichkeit, weil die Gründe hier keine Grundwahrheiten, sondern Grundirrthümer sind. Daher ihre Beweisführung auch mit der sogenannten apagogischen Beweisart kaum verglichen werden kann. Bekanntlich verfährt diese entweder so, daß sie aus einer dem zu beweisenden Satze contradictorisch entgegenstehenden Annahme eine Ungereimtheit herleitet, deren unter Voraussetzung jener Annahme nothwendige Abfolge den zu beweisenden Satz wenigstens so lange zuzugestehen nöthigt, als sich nicht in ihm selbst eine Ungereimtheit findet; oder so, daß sie durch eine vollständige Disjunction nach Widerlegung der übrigen Theilungsglieder die Gültigkeit des einen zu erhärten sucht. Von dem letzteren Gange des Beweises ist hier gar keine Spur zu finden; und der erstere setzt die eigene Denkbarkeit des zu Beweisenden voraus und macht nur deshalb die Willkürlichkeit vergessen, welche darin liegt, daß unter vielen anderen Ungereimtheiten, welche aus der entgegengesetzten Annahme folgen können, nur eine nachgewiesen wird. In allen übrigen Fällen aber gilt die bloße Nachweisung innerer Widersprüche für eine genügende Weisung, den widersprechenden Begriff selbst aufzuheben. Das nun eben geht nicht, wo die Begriffe trotz ihrer Widersprüche dennoch ihre Gültigkeit behaupten; daraus, daß die Erfahrung und die Logik sich gegenseitig ihr gutes Recht einräumen, geht die Methode der Beziehungen hervor, und muß daher vom logischen Gesichtspunkte aus als eine Erweiterung der Untersuchung über den möglichen Zusammenhang der Gründe und Folgen betrachtet werden, welche zu finden die Logik für sich nur deshalb keine Veranlassung hat, weil diese Art des Gedankenfortschrittes abhängig

ist von der besonderen Beschaffenheit der Begriffe, von welcher die Logik eben abstrahirt. Die Aufstellung, wie die Anerkennung unserer Methode ist ganz und gar dadurch bedingt, daß man, unter Anerkennung der logischen Forderung, die widersprechende Natur der gegebenen Erfahrungsbegriffe mit der vollkommensten Deutlichkeit durchdacht hat.

Das Wesentliche hierbei ist nun jedenfalls das durch die Ungereimtheit des Gedachten abgenöthigte Geständniß, daß man den fraglichen Begriff ursprünglich fehlerhaft gedacht habe, indem man ihn blos durch M und N dachte. Aber dieser Fehler der ursprünglichen Auffassung kann nicht darin liegen, daß man etwas ganz Falsches gedacht hat; sonst wäre der Begriff ein Hirngespinnst. (Man erinnere sich hierbei, daß die Erfahrungsbegriffe eben nur deshalb als widersprechend befunden wurden, weil sie ganz unzweifelhaft darauf Anspruch machten, etwas Reales zu bedeuten.) Sondern, da die Gültigkeit der Begriffe feststeht, kann der Fehler nur darin bestehen, daß man nicht alles das dachte, was man hätte denken sollen. Man hat jedenfalls, und das verrathen eben die Widersprüche, das Gegebene nicht vollständig genug, mangelhaft, herausgerissen aus seinen nothwendigen Beziehungen aufgefaßt. Diese Beziehungen sind wieder zu suchen, und sie können nur gefunden werden durch die Voraussetzung einer Vielheit, welche eben die nöthigen Ergänzungsstücke darzubieten im Stande sey. Modificiren muß sich das Viele gegenseitig, um in dieser Modification in die nunmehr denkbare Einheit des ursprünglichen Begriffs zu verschmelzen *). Da

*) Man kann versuchen, diesen Gedanken, der hier als das Ende der Methode erscheint, gleich ursprünglich als Hypothese aufzustellen, so wird man finden, daß die nöthige Beschränkung derselben auf die Sphäre dessen, was sich aus dem Hauptbegriff selbst erkennen läßt, dasselbe Resultat ergibt. M und N widersprechen sich; man nehme also an, M modificirt durch irgend ein anderes, X, sey gleich N. Durch den Hauptbegriff ist aber nur M und N bekannt; um sich also von dem Gegebenen so wenig als möglich zu entfernen und nicht willkürlich irgend einen fremden Begriff einzuführen, wird X gleich M gesetzt werden müssen d. h. M modificirt durch (ein anderes) M ist gleich N. Auch hier folgt also die Vervielfältigung des M aus der nothwendigen Correctur des Fehlers,

nun die Begriffe, mit welchen wir es hier zu thun haben werden, uns lediglich wegen ihrer Beziehung auf das Reale beschäftigen, so wird die Vielheit des Realen (nicht Vielheit im Realen) im Allgemeinen der durch die Widersprüche zunächst geforderte Gedanke seyn; und die Einheit wird überall nur Form der Zusammenfassung, ein Gedanke seyn, der die Menge des Verbundenen repräsentirt. Wo aber die Begriffe selbst gar keinen Anspruch darauf machen, etwas Reales zu bedeuten, da wird die Anwendung der Methode ganz von selbst wegfallen; und es bleibt sogar die Möglichkeit übrig, daß wir Widersprüche, die sich auf die bloße Form der Zusammenfassung beziehen, nicht blos zu dulden, sondern selbst zu erzeugen genöthigt seyn könnten.

Denn was bedeutet das Zusammen? wie ist die geforderte gegenseitige Modification der vielen M beschaffen, aus welcher N hervorgehen soll? Diese Fragen liegen gänzlich außerhalb unseres jetzigen Gesichtskreises; denn die Methode nimmt keine Rücksicht auf die besondere Beschaffenheit von M und N; sie weiß von ihnen nur, daß sie sich widersprechen. Jedoch läßt sich auch hier schon so viel voraussehen, daß man zum Behufe der geforderten Modification jedes der vielen auf eine bestimmte Weise zu denken haben wird, nämlich auf eine solche, wie sie gefordert wird durch sein Zusammen mit den übrigen. Also werden die einzelnen M nicht lediglich durch ihren allgemeinen Begriff gedacht werden können, sondern so, wie es ihrer gegenseitigen Beziehung angemessen ist. Das heißt: nachdem die Methode der Beziehungen ihr

---

welchen man in einem anfangs willkürlichen Denken zu begehen im Begriffe war. X = N zu setzen würde unstatthaft seyn, weil N selbst erst aus der Modification des M durch X hervorgehen soll, mithin, wenn es zugleich als das Modificirende gesetzt würde, eine zweifache Bedeutung ohne alle Berechtigung bekommen würde. Daß übrigens auch hier von dem andern Gliede N dasselbe gelten würde, wenn N als Grund von M aufgefaßt werden müßte, versteht sich von selbst. Dann wäre N modificirt durch Y = M; Y aber müßte = N gesetzt werden; und das Resultat wäre N modificirt durch N = M. Vergl. Herbart Psychol. Bd. II, S. 131 — 134. Metaph. Bd. II, S. 58 ff.

Geschäft vollendet hat, gibt sie dem Denken die Weisung, sich nach zufälligen Ansichten von dem gefundenen Vielen umzusehen; bei welchen (denn ihre Zufälligkeit geht nicht auf das Denken, welches sie faßt, sondern auf den Begriff, von welchem sie gefaßt werden) von Willkür da überall keine Rede seyn kann, wo das Verhältniß dessen, wovon sie gefaßt werden, hinlänglich bekannt ist. Sie sind darum zu fassen, weil sie nur der Ausdruck dieses Verhältnisses selbst sind, und sie sind so zu fassen, wie es diesem Verhältnisse angemessen ist *).

Während nun auf diese Weise schon bereit liegende Hülfsmittel im Verlaufe der Untersuchung ihre natürliche Stelle von selbst finden werden, so zeigt doch die zuletzt gemachte Bemerkung von Neuem, daß die Angabe der Methode nicht zugleich die

*) Die Willkür und Bequemlichkeit, welche sich die Mathematik bisweilen erlaubt, liegt nicht darin, daß sie sich der zufälligen Ansichten bedient, — denn diese sind nun einmal unvermeidlich, wo es sich um die Vergleichung der Begriffe handelt, und es ist nur Pflicht der wissenschaftlichen Redlichkeit, diejenige Auffassung, welche einem Begriffe nur mit Rücksicht auf einen andern zukommt, mit ihrem wahren Namen zu benennen — sondern darin, daß sie darüber, warum an einem bestimmten Orte von einem bestimmten Begriffe gerade diese und keine andere zufällige Ansicht gefaßt wird, bei weitem nicht immer strenge Rechenschaft ablegen kann. Die Einwürfe gegen die Forderung aber, die, ohnedies nothwendigen, zufälligen Ansichten auch im Gebiete der philosophischen Speculation bewußtvoll zu benutzen, sind oft in dem Sinne vorgebracht worden, als wolle die Speculation es sich dadurch leicht machen. Wer daher den Ernst noch nicht kennt, mit welchem Herbart „auf den willkürlosen Gang des zur Umwandlung fortschreitenden Denkens" von jeher gedrungen hat; wer es seinen Forschungen nicht abgelernt hat, daß auch die Mathematik mit mehr Wissenschaftlichkeit — unter welcher Firma freilich häufig genug die willkürlichsten Träumereien vorgebracht werden — behandelt werden soll, als es gewöhnlich geschieht; wer es überhaupt der hohen Würde der Philosophie für unangemessen hält, daß sie in Beziehung auf den strengen Zusammenhang der Gedanken und die genaue Bestimmtheit ihrer Behauptungen bei der Mathematik trotz der Mängel dieser in die Schule geschickt wird, den verweisen wir unter andern auf Herbart's ABC der Anschauung (2te Aufl. Götting. 1804, besonders S. 28—36 und 48—51). Dergleichen Aeußerlichkeiten freilich, in welche Spinoza und Wolf das Wesen der mathematischen Methode zu setzen beliebten, halten weder eine mathematische, noch eine philosophische Untersuchung zusammen.

Gesammtheit alles dessen zu erschöpfen geeignet ist, was sich im weiteren Verlaufe der Sache selbst als nothwendig herausstellen wird. Die bisherigen formalen Betrachtungen bezeichnen blos die Art, wie sich aus den Problemen die ersten Schritte zu ihrer Lösung mit innerer Nothwendigkeit ergeben; dazu sind die gewöhnlichen Hülfsmittel der Logik unzulänglich. Sie aber deshalb überhaupt bei Seite setzen zu wollen, würde Thorheit seyn; was die Wissenschaften an Zusammenhang, Haltung und Ordnung gewonnen haben, verdanken sie zum größten Theil derselben Logik, welche sich seit Aristoteles aus der schon vorhandenen Masse wissenschaftlicher Denkversuche als ein abgeschlossenes Ganze formaler Bestimmungen herausgesondert hat *). Hier war es nur nöthig auf die Eigenthümlichkeit metaphysischer Begriffsverbindungen aufmerksam zu machen, und dem von den gegebenen Principien mit innerer Nothwendigkeit getriebenen Denken den Anspruch auf eine Erweiterung des Wissens durch die Nachweisung dieser Nothwendigkeit zu sichern.

B) Von den Theilen der Metaphysik **).

Indem zum Schlusse der propädeutischen Betrachtungen noch der Versuch gemacht werden soll, von der Wissenschaft im Ganzen und dem Verhältnisse ihrer Theile einen vorläufigen Umriß zu entwerfen, kann von demselben kaum etwas mehr erwartet werden, als eine kurze Ueberlegung über die Art und die Reihenfolge, in welcher allein die verschiedenen Gegenstände der Untersuchung allmählig zur Sprache kommen können. Eine Eintheilung im strengen Sinne des Wortes, d. h. die Angabe, wie eine gegebene Anzahl particulärer Begriffe einem gleichartigen höheren stufenweise untergeordnet sind, würde schon deshalb unmöglich seyn, weil die Metaphysik gar nicht von einem allgemeinen Principe beherrscht wird und weil alle die genannten Probleme auf die nöthige Umbildung gleichmäßigen

*) Vgl. oben S. 15.

**) Vgl. Herbart Metaphys. Bd. I, 3. Abth. 3. Cap. (S. 190 ff.), 5. Abth. 2.—5. Cap. (S. 433); Bd. II, S. 61 ff.

Anspruch machen. Jede Classification hängt überdem ab von dem Wissen über das, was, und von der Bestimmtheit der Gesichtspunkte, nach welchen es classificirt werden soll; wir aber *suchen* das Wissen und das Festhalten eines willkürlich festgestellten Theilungsgrundes nöthigt, die Begriffe aus ihren natürlichen Beziehungen herauszureißen und in die schon vorausbestimmten Fächer logischer Rubriken einzuzwängen. Der Versuch endlich, von der besonderen Eigenthümlichkeit der einzelnen Probleme zu abstrahiren, könnte uns leicht zu *leeren* Abstractionen führen und uns den *Inhalt* der Begriffe vergessen machen, um dessenwillen allein sie für uns Principien der Erkenntniß seyn können.

Dennoch wird die Reflexion auf das logisch Allgemeinste als Leitfaden für die Anordnung der Untersuchung benutzt werden müssen, aus dem Grunde, weil jede besondere Frage auf das Allgemeinere zurückweist, und, ursprünglich in den Vordergrund gestellt, zu mancherlei unnöthigen Umwegen zwingen würde. Erinnern wir uns nun an die *Verwickelungen* der Probleme in einander, so unterliegt keinem Zweifel, daß das der Inhärenz mit Recht den Vortritt fordert; denn es wiederholt sich ebensowohl in dem Begriffe des veränderten Dinges und des Ich, als in dem der Materie, obwohl wir die letztere nur als Materie, d. h. nur wegen des in dem Begriffe einer stetigen Größe liegenden Widerspruches in Betrachtung zogen. Ihm zunächst steht an logischem Umfange das der Veränderung, in welche wir das materielle Daseyn nicht weniger, als das Ich verwickelt finden. Jedenfalls wird also, wie schon mehr als einmal angedeutet worden ist, erst entschieden werden müssen, was die Dinge sind und wie die Veränderung gedacht werden könne, ehe die Materie und das Ich mit ihren eigenthümlichen Schwierigkeiten in Frage kommen dürfen. Zwischen diesen beiden Begriffen scheint aber keine Beziehung stattzufinden; die Ausdehnung und das Selbstbewußtseyn sind vollkommen heterogen, und so mögen denn von ihnen aus getrennte Reihen der Untersuchung ausgehen.

Nehmen wir jedoch einen höheren Standpunkt über den sämmtlichen vier Hauptbegriffen, und fragen wir nach dem,

was sie alle gemeinschaftlich in die Widersprüche verwickelt, so enthält die längst bekannte Antwort: daß es der Anspruch auf Realität dessen ist, was sie bedeuten, die nämliche Hinweisung auf den Gang der Untersuchung, welche zugleich die Möglichkeit, den Begriff unserer Wissenschaft nunmehr mit der gehörigen Bestimmtheit festzustellen, darbietet. Die gegebenen Formen der Erfahrung galten für Formen der Setzung des Realen; dennoch konnte das Reale nicht so gesetzt werden, wie es diesen Formen gemäß gesetzt werden müßte. Und zugleich gibt es für uns durchaus keine andere Hindeutung auf das Reale, das wir suchen, als eben nur diese Formen. Sey also das Reale seinem eigenen Begriffe gemäß bestimmt — und das eben ist das erste Geschäft der Metaphysik —, so wird es doch nicht blos im Gegensatze, sondern auch in Beziehung auf die Erscheinungen Gegenstand der Frage seyn müssen. Diese Beziehung nachzuweisen, wäre das zweite Geschäft. — Und die Erscheinungen erscheinen irgend wem; und schon deshalb würde für die beiden vorigen Untersuchungen eine dritte als nothwendiges Ergänzungsstück hinzukommen müssen, wenn auch nicht die die Erscheinung Auffassenden Wir selbst wären, und das Ich, als eigenthümliches Problem, der Frage nach dem auffassenden Subjecte noch eine nähere Bestimmung gäbe.

So treten nach einander die Fragen auf: was ist das Reale? — wie kann das Reale sich mit dem Scheine bekleiden? — wie kann es irgendwem erscheinen und dadurch Veranlassung für den wechselnden Vorstellungskreis des Ich werden? Sie gehören unmittelbar zusammen; denn erst zusammen erschöpfen sie das Gebiet der inneren und äußeren Erfahrung, aus welcher sie entspringen. Ihre Beantwortung bildet somit auch eine geschlossene Wissenschaft, die allgemeine Metaphysik, deren Begriff nunmehr leicht dahin bestimmt werden kann, daß sie die Wissenschaft vom Realen und den Verbindungen desselben ist, welche den gegebenen Erscheinungen gemäß auf das Geheiß der Begriffe, durch welche die Erfahrung gedacht wird, angenommen werden müssen. Sieht man hierbei auf die Art, wie die Wissen-

schaft zu Stande kommt, d. h. auf die Beschaffenheit der Principien, auf die in ihnen liegende Triebfeder der Speculation, so kann man sie noch kürzer die *Wissenschaft von der Begreiflichkeit der Erfahrung* nennen. Denkbar machen will sie das Gegebene und dadurch eine tiefer liegende Erklärung desselben wenigstens vorbereiten, als die reine Empirie zu geben vermag, die selbst durch das künstlichste Experiment nur eine andere *Oberfläche* der Erscheinung sich aufschließt und sich vollkommen genug gethan hat, wenn sie statt der *Ursachen* die *Gesetze* der Erscheinung mit mathematischer Genauigkeit zu bestimmen im Stande ist.

Näher betrachtet wird sich aber auch aus dem besonderen Inhalte jener Fragen über die drei Haupttheile der Metaphysik wenigstens so viel bestimmen lassen, um dadurch die Benennungen derselben zu rechtfertigen. Zuerst nämlich wird man der Fundamentaluntersuchung: wie das Reale gedacht zu werden verlange und was sich aus den Erscheinungen über dasselbe bestimmen lasse? den alten Namen der *Ontologie* beizulegen durchaus kein Bedenken tragen. Nur dafür muß gesorgt werden, daß der Begriff derselben nicht in zu enge Grenzen eingeschlossen werde. Dicht neben den Dingen mit vielen Merkmalen fanden wir die Veränderung, jene in diese, diese in ihren eigenen Begriff dergestalt verwickelt, daß die Fragen: wie sich das Werden zum Seyn verhält? wie das Seyende sich als werdend denken lasse? was es *thut*, indem es die Veränderung hervorbringt? wenigstens eben so wichtig sind, als die: was das Seyende *ist*? Sey die Veränderung und Alles, was in ihr Bereich fällt, von der mechanischen Bewegung bis zum organischen Leben und den wechselnden Phänomenen des Bewußtseyns, nur Schein; der Schein deutet auf Seyn; wenn nichts in *Wahrheit* geschähe, könnte auch nichts zu geschehen scheinen! Und geschieht denn nur da *Etwas*, wo Zeit verfließt, die räumlichen Bestimmungen sich ändern? da *Nichts*, wo wir keinen Wechsel wahrnehmen? sind wir nicht selbst genöthigt gewesen, schon in den vorläufigen Betrachtungen den Begriff der Zeitfolge als unwesentlich von dem Begriffe der Veränderung und der Ursache abzusondern? Was hält denn die

Dinge zusammen, so lange sie bleiben, wie sie sind? was gibt der ruhenden Materie ihre Dichtigkeit, ihre Cohäsion? u. s. w. — Diese Fragen mögen immerhin vielerlei untereinander mischen, was nicht zusammengehört; etwas deuten sie hinlänglich an: daß nämlich die Untersuchung über das Reale als solches nicht geschlossen seyn kann, wenn nicht zugleich über den Begriff der Causalität eine dem Begriffe des Realen angemessene Bestimmung gefunden ist. Und somit wird die Untersuchung des wirklichen Geschehens, folglich auch die Lösung des Problemes der Veränderung, so weit es mit der Frage nach dem Realen in Verbindung steht, wesentlich zur Ontologie, als dem ersten Theil der allgemeinen Metaphysik, gehören.

Wie nun auch diese ihre Grundbegriffe über das Reale an sich, und insofern es als Ursache betrachtet werden muß, festgestellt haben möge, so ist doch gewiß, daß die ungenügende Beschaffenheit der Erfahrungsbegriffe selbst uns in eine Tiefe, in das Gebiet einer rein intelligiblen Welt getrieben haben wird, welche den Erscheinungen vollkommen fremd ist. Das wirkliche Geschehen wird uns vielleicht eben so nur durch seinen allgemeinen Begriff erreichbar seyn, als das Reale, jeder sinnlichen Wahrnehmung sich eben so hartnäckig entziehen, wie dieses. Aber dieser intelligiblen Welt gegenüber bleibt die Welt der sinnlichen Erscheinungen stehen, und zwischen beiden muß für unser Denken eine Verbindung stattfinden, weil das Reale selbst den Erscheinungen zu Grunde liegen soll. Die Materie, ihre räumlich wirkenden Kräfte, die Bewegung und Entfernung der Gegenstände, der Gegensatz des zeitlich Beharrenden und Wechselnden, der Zusammenhang der Begebenheiten, mit einem Worte: das scheinbare Geschehen fordert uns auf, den Weg aus der Tiefe wieder aufwärts anzutreten, um uns der Oberfläche der Erscheinungen allmählig wieder zu nähern. Die Verbindungsglieder zwischen dem Seyenden und den Erscheinungen werden der nothwendige Gegenstand, die Erklärung des materiellen Daseyns mit seinen scheinbaren Veränderungen das Ziel dieser Gedankenbewegung seyn. So wenig sich nun auch hier über das Einzelne etwas Näheres vermuthen läßt, so werden doch die Begriffe des Raumes

und der Zeit, die recht eigentlich das wesenlose Band unserer sinnlichen Erscheinungswelt bilden, hier ihre Stelle finden. Ohne über sie ins Reine gekommen zu seyn, wird sich über die Materie und den Lauf der Naturbegebenheiten schwerlich etwas Bestimmtes sagen lassen; und obgleich die Erklärung der Materie und des zeitlichen Geschehens das Ziel der Untersuchung ist, so könnten doch leicht die nothwendigen Vorbereitungen auf dasselbe einen großen Raum für sich in Anspruch nehmen. Raum und Zeit aber und was durch sie bestimmt wird, erscheinen als *stetige* Größen; und von der Beziehung auf diesen Begriff wird der Complex der hierher gehörigen Untersuchungen als *zweiter Theil* der allgemeinen Metaphysik den Namen der *Synechologie* entnehmen dürfen.

Konnte vorhin bei Erwähnung der ontologischen Fragen die Andeutung nicht übergangen werden, daß in dem Begriffe des Realen Gründe enthalten seyn würden, das wirkliche Geschehen von dem scheinbaren theils abzusondern, theils auch mit ihm in die nöthige Verbindung zu setzen, so entsteht hier in Beziehung auf das scheinbare Geschehen die Möglichkeit einer ähnlichen Unterscheidung. In dem Begriffe des Scheines liegt eine doppelte Relation (S. 60); auf *das, was ist*, aber nicht so erscheint, wie es ist, und auf ein *Subject*, dem es scheint. Ein Schein nun, der lediglich von der besondern Eigenthümlichkeit des auffassenden Subjectes abhängig ist, würde mit Recht ein *subjectiver* genannt werden, während der Name des *objectiven* dann eine Bedeutung haben würde, wenn sich nachweisen ließe, daß irgend welche scheinbaren Prädicate des Realen ganz unabhängig von der *besonderen* Natur des auffassenden Subjectes durch die bloßen *Verhältnisse* des letzteren herbeigeführt werden. Ob diese Trennung, welche als eine bloße Unterscheidung in Begriffen jedenfalls zulässig ist, in Beziehung auf die Auffassung des Realen auch wirklich stattfinden werde, ist zwar hier noch ganz unbekannt; jedoch bedarf es auch hier der Entscheidung darüber gar nicht, um einzusehen, daß in jedem der möglichen Fälle es nöthig seyn wird, der Ontologie und Synechologie

noch einen dritten Theil, die Eidologie hinzuzufügen. Denn gesetzt, die Welt der Erscheinungen falle in Folge der synechologischen Untersuchungen unter den Begriff des objectiven Scheines, so darf doch deshalb die im Begriffe des Scheines ebenso wesentlich liegende Beziehung auf das Subject, welchem er scheint, nicht vernachlässigt werden; fällt sie aber unter den Begriff des subjectiven Scheines, so daß der des objectiven keine Bedeutung hat, so fordert doch das Ich, welches, abgesehen von allem Uebrigen, was ihm erscheint, sich selbst erscheint, eine besondere Untersuchung. Ich ist in jedem Falle der Träger des Scheines; ihm scheinen nicht nur die wechselnden Bilder (εἴδωλα) dessen, was da scheint, sondern sein eigenes Bild fällt hinein in den Schein. So kommt die innere Erfahrung der äußeren entgegen und macht aufmerksam auf die Lücke, welche die Untersuchung jener auszufüllen nicht fähig ist. Von dem Ich und dessen wechselndem Vorstellungskreise hat die Eidologie Rechenschaft zu geben; ihr Gegenstand ist das Wunder des Selbstbewußtseyns, das Räthsel des geistigen Lebens. Hierbei wird sie nun zwar den Idealismus nicht zu fürchten haben; denn sie weiß, wie sehr der Begriff des Ich, auf welchen jener sich stützt, der Berichtigung und Aufklärung bedarf; wohl aber wird sie der Frage nach der Möglichkeit eines scheinbaren oder wahren Wissens, welches als Wissen nur in der Vorstellung des Ich vorhanden ist, eine besondere Aufmerksamkeit schuldig seyn. Und sollte es dann möglich werden, für den auf verschiedenen Bildungsstufen verschiedenen, auf keiner aber schrankenlosen Umfang des menschlichen Wissens aus den bis dahin gefundenen Realprincipien den zureichenden Grund abzuleiten, so würde dadurch die Metaphysik ohne Kritik des Erkenntnißvermögens dennoch eine Kritik ihres eigenen Inhaltes auszuüben im Stande seyn, welche der Schärfe einer mathematischen Rechnungsprobe mit Recht zu vergleichen wäre; wenn auch das Wie derselben so lange ein Räthsel bleibt, als man die sich gegenseitig controlirenden Rechnungen selbst zu beherrschen noch nicht gelernt hat.

Und soviel genüge, um wenigstens die Länge des Weges ermessen zu lassen und von den Hauptabschnitten desselben ein, wenn auch ganz unbestimmtes Bild zu entwerfen. Vielleicht findet man sich veranlaßt, schon aus dem bisher Gesagten abzunehmen, wie weit die allgemeine Metaphysik eben vermöge der Allgemeinheit ihrer Untersuchungen von dem Ziele einer durchgeführten Naturwissenschaft entfernt bleibt. Nichtsdestoweniger ist und bleibt sie eine ganz unentbehrliche Vorarbeit für jede besondere Richtung der philosophischen Naturforschung. Es würde ganz vergeblich seyn, hier am Ende der Propädeutik auch nur das Geringste darüber zu sagen, wie die auf die einzelnen Naturkräfte und Naturerscheinungen gerichteten Untersuchungen (die Naturphilosophie im engeren Sinne) an der Synechologie, die Psychologie als die Naturwissenschaft von der menschlichen Seele und den Erscheinungen des Bewußtseyns an der Eidolologie, diese beiden selbst aber an der Ontologie ihre nothwendige Voraussetzung haben. Auch über das, was der religiöse Glaube außerhalb der Natur sucht, weil die Natur selbst ihn darauf hinweist, Gott und sein Verhältniß zur Welt, muß hier noch jede Andeutung unterdrückt werden; unberührt von der metaphysischen Skepsis, die sich lediglich an dem beschränkten Schauspiele der irdischen Erscheinungen übt, hat Alles, was hierher gehört, nicht zu fürchten, daß die Resultate der Metaphysik ihm feindselig entgegentreten werden. Aber die Vermessenheit muß abgewiesen werden, welche sich träumen läßt, über Gott und sein Wirken mit größerer Leichtigkeit und Sicherheit exacte Lehrsätze feststellen zu können, als über das gemeinste sinnliche Ding, und welche mit seltsamen Uebermuthe nichts gethan zu haben meint, wenn sie sich nicht einbildet, mit leeren Begriffen das Weltall ergründet zu haben. Das Geschäft der metaphysischen Propädeutik war, über die ursprünglichen inneren Aufgaben dieser Wissenschaft eine genaue Rechenschaft zu geben; es handelt sich hier ausdrücklich um eine in die engen Grenzen der irdischen Erfahrung eingeschlossene wissenschaftliche Untersuchung; und deshalb ist es nothwendig, in dem abgesteckten Gebiete sich so lange

ſtreng zu halten, bis man die dargebotenen Principien der Erkenntniß hinlänglich benutzt hat, um ſich ein Urtheil erlauben zu dürfen, inwiefern der Kreis der Erfahrung ſich ſelbſt genügt, oder inwiefern die Metaphyſik, als Ganzes betrachtet, eine Ergänzung fordert, welche nicht in ihrem eigenen Inhalte ſchon mitgegeben iſt.

II.

Systematischer Theil.

Erster Theil.

Ontologie.

Erstes Capitel.

Von dem Begriffe des Realen.

§. I.

Indem die Masse des Scheines den Gedanken, daß Etwas sey, nicht aufhebt sondern befestiget, findet sich der Begriff des Realen (des Seyenden) da, wo er überhaupt Gegenstand der metaphysischen Untersuchung wird, sogleich verwickelt in den Gegensatz des Scheines. Daher ist das erste Geschäft der Ontologie, den Begriff dessen, was ist, wie es ist, festzustellen im Gegensatze zu dem, was nicht das ist, was es zu seyn scheint. Um dieses Gegensatzes willen findet die Besinnung auf den Inhalt jenes Begriffes, daß im Denken gesondert werden muß die Realität von der Qualität. Das Seyende ist; in dem Begriffe desselben liegt die Erklärung, daß an das Bild sich hefte der Gedanke des Seyns, d. h. der absoluten, auf keinerlei Weise zu beschränkenden oder zurückzunehmenden Position. Aber das Seyn selbst ist

nicht; es würde sonst gesetzt in der Erwartung, daß es erst noch gesetzt, von sich selbst prädicirt würde. Es ist ein leerer Begriff, bedeutungslos ohne ein Was der Setzung, nur bezeichnend die Art, wie irgend etwas gesetzt wird oder werden soll. Das Was zum Seyn ist die Qualität; das Reale ist Etwas; erklären, daß A ist, heißt erklären, daß es bei der Setzung dessen, was es ist, sein Bewenden haben soll. Möge nun irgend etwas gedacht werden sollen als real, so muß sein Was, das Gesetzte, entsprechen der in der absoluten Setzung enthaltenen Forderung, d. h. das Reale als solches kann nicht gedacht werden durch eine Qualität, welche selbst absolut gesetzt zu werden unfähig ist. Woraus sich als ganz allgemeine Bestimmung dessen, was als real gedacht werden darf, die drei Hauptsätze ergeben, daß die Qualität des Realen nur gedacht werden kann

a) als schlechthin positiv und affirmativ;

b) als schlechthin einfach;

c) als schlechthin unbestimmbar durch Größenbegriffe, während

d) wie vieles sey, durch den Begriff des Seyns ganz unentschieden bleibt.

Der im §. festgestellte Anfang der Untersuchung bedarf nach allem Bisherigen keiner Rechtfertigung, indem der im Verlaufe der Propädeutik immer bestimmter hervortretende Grundgedanke: die Formen der Erfahrung gelten als Formen der Setzung des Realen, und dennoch kann das Reale nicht so gesetzt werden, wie diese Formen es verlangen, vor allem anderen die genaue Beantwortung der Frage fordert, wie denn das Reale selbst zu den-

ken sey? Der Streit der Erfahrung mit diesem stillschweigend vorausgesetzten Begriffe — denn jeder schreibt der Erfahrung Realität zu — verwickelte uns in die Widersprüche; die logische Analyse desselben wird also die erste Bedingung seyn, um ihnen zu entgehen. Um nur das Geringste darüber zu erfahren, auf was für ein Reales das Gegebene hinweist, ist die logische Bestimmung seines Begriffes zwar nicht ausreichend, aber eine unumgängliche Vorarbeit, weil sie allein den festen Punkt kennen lehren kann, auf welchen sich alles Uebrige in der Metaphysik beziehen muß.

Ganz unbekannt freilich ist uns dieser Begriff nicht; schon längst (S. 29 ff.) wurde der Begriff des Seyns insoweit aufgeklärt, als nöthig schien um den folgenden Betrachtungen einen leichteren Eingang zu sichern. Sey es nun auch, daß die Mannigfaltigkeit der nachfolgenden Entwickelungen, deren Zweck mehr darin lag, das Nachdenken von allen Seiten anzuregen, als ihm voreilig durch ein einziges Problem eine ausschließende Richtung zu geben, ihn hie und da in den Hintergrund habe treten lassen; das Bedürfniß desselben machte sich immer von Neuem fühlbar und eben deshalb müssen wir jetzt von dem empirisch Gegebenen so lange abstrahiren, bis wir mit dem Begriffe des Realen ein für allemal ins Reine sind.

Hierbei muß dem Verdachte vorgebeugt werden, als wollten wir trotz unseres eigenen Verbotes vom Gegebenen abspringen. Wir erinnern uns daher noch einmal, daß die Ueberzeugung, daß etwas ist, d. h. daß der Begriff des Seyns auf irgend Etwas bezogen werden müsse, ganz allein auf der Autorität beruht, welche dem Gegebenen trotz der Argumente des Skepticismus auch dann noch bleibt, wenn es sich findet, daß es mit seinem Anspruche auf Realität in Widersprüche verwickelt. In dieser Beziehung sind wir nicht im geringsten aus dem Kreise herausgetreten, in welchem sich auch das gewöhnliche Denken bewegt. Selbst der gemeine Empiriker wird sehr bald den Wahn fahren lassen, daß die sinnliche Empfindung die Dinge so darstellt, wie sie sind; aber eben die Leichtigkeit, mit welcher dieses Resultat der niedern Skepsis zugegeben wird, zeigt deutlich, daß der wahre Begriff des Realen die stillschwei-

gende, obwohl nicht klar gedachte Voraussetzung auch der niederen Entwickelungsstufen des die Welt auffassenden Denkens ist. Denn obwohl ursprünglich die Annahme eines Seyenden offenbar nur durch die sinnliche Empfindung motivirt wird, mithin auch die Gegenstände der Empfindung selbst, also das Rothe, das Süße, das Heiße, für seyend gehalten werden sollten, so fällt es doch niemanden ein, dabei stehen zu bleiben. Vielmehr hat längst die Sprache aller Völker ganz unwillkürlich einem nothwendigen Fortschritte des Denkens in der Unterscheidung von Substantiven und Adjectiven sein entsprechendes Zeichen gegeben; indem sie den Begriff der Realität von den Empfindungsobjecten als einzelnen auf die vorausgesetzte Einheit der stets zusammen gefundenen Complexion, auf das Ding, überträgt. Die Dinge verwandeln sich dann in die Substanzen, als die unbekannten Besitzer der Merkmale; diese je nach den verschiedenen Versuchen eines fortschreitenden Denkens in Elemente, Atome, Monaden, das All-Eine; es entsteht Streit über das Reale; aber nicht darüber, ob es ist, sondern darüber, was es sey. Mit einem Worte: die ursprüngliche theoretische Auffassung der Welt unterliegt mancherlei Revolutionen; und der Grund davon findet sich zunächst darin, daß man voreilig den Versuch machte, das absolut zu setzen, was die absolute Setzung nicht verträgt. Die Setzung muß alsdann zurückgenommen, etwas anderes absolut gesetzt werden; der Begriff des Seyns, als der absoluten Setzung „wandert" *), sucht eine bleibende Stätte. Wird diese selbst mit Bewußtseyn geprüft, ob sie fähig sey, die absolute Position zu tragen, so ist diese Prüfung philosophisch, eben, weil es dann lediglich darauf ankommt, durch den Begriff des Seyns über die Beschaffenheit dessen zu entscheiden, worauf er bezogen werden könne; sie zu finden, eine der Aufgaben der Metaphysik; aber die Nöthigung, diese Setzung irgendwo anzubringen, hat der Philosoph mit dem gemeinsten Menschenverstande gemein. Nur genau entwickeln soll sich jener, wie das Reale gedacht zu werden verlangt, um sich lange Irrwege zu ersparen; festhalten

*) Vergl. Herbart Psycholog. Bd. II, S. 310.

das Resultat der Entwickelung; nach ihm sich richten in seinem ferneren Denken; und der Verlegenheit des Empirismus und den Streitigkeiten der Systeme gegenüber zunächst an den Begriff selbst sich wenden, welcher die Entscheidung über seinen Inhalt jedenfalls nicht von einem anderen Begriffe, sondern eben nur von sich selbst zu erwarten hat.

Das entscheidende Gewicht also, welches der Begriff des Realen für die metaphysische Forschung hat, wird erst fühlbar, wenn die Reflexion über das Gegebene als das für real Gehaltene schon mancherlei Revolutionen durchlaufen hat. Diese Revolutionen bezeichnet, abgesehen von den Systemen, welche ursprünglich das Gegebene überschreiten, der Gang der Skepsis; die Unmöglichkeit, das Reale aufzugeben, „weil sonst Alles als Nichts vorgestellt würde", verwandelt die Aufstellung desselben in eine Forderung, die Forderung nämlich, das mit Bewußtseyn und den in den Begriffen liegenden Motiven gemäß auszuführen, was das gewöhnliche Denken bewußtlos anfängt, aber unmethodisch fortsetzt und unvollendet liegen läßt. Da nun dieser Forderung nur dann wird genügt werden können, wenn bestimmt ist, wie das absolut zu Setzende beschaffen seyn müsse, um absolut gesetzt werden zu können, so kann der Begriff des Realen gar nicht anders festgestellt werden, als durch die Zerlegung in Realität und Qualität. Für die gemeine Ansicht, die durchaus noch keine metaphysische Skepsis berührt hat, ist diese Zerlegung unnöthig; sie dringt sich aber unabweislich auf, sobald man findet, das Reale sey nicht ein Solches, wie das Was der gegebenen Dinge.

1) Das Fundament der ganzen Betrachtung ist nun der Begriff des Seyns, der Realität. Die Frage nach dem Realen würde gar kein Gegenstand des Denkens seyn, die empirische Beobachtung würde längst alle Metaphysik unnöthig gemacht, ja nicht einmal das Bedürfniß darnach haben aufkommen lassen, wenn nicht in dem Begriffe des Seyns ein Hinderniß läge, die Setzung irgend welcher beliebigen, sinnlich gegebenen Qualitäten für die Setzung eines Realen zu halten. Richten wird sich das, was als real gesetzt werden soll, nach den Bedingungen, die in der Art der Setzung selbst lie-

gen; das Seyn, als die Art der Setzung, wird bestimmen ihr Was.

Welche Setzung also bezeichnet der Begriff des Seyns? — Mit Berufung auf die frühere Erörterung (S. 29 ff.) braucht die kurze Antwort: der Begriff des Seyns ist der Begriff der absoluten Position, nicht erst lange vorbereitet zu werden. Nur erinnern wollen wir den Leser daran, daß dieser Begriff in der That von dem gemeinen Verstande so gedacht wird, wie wir es hier fordern, daß aber diese absolute Position unzähligemal verletzt wird, ohne daß man sich aus psychologischen Ursachen des dadurch begangenen Fehlers bewußt wird.

Was verbürgt aber die Richtigkeit dieser Bestimmung? gibt es einen Beweis für diese Definition? — Diese Frage, falls sie jemand aufzuwerfen gesonnen wäre, verlangt, daß die Nothwendigkeit nachgewiesen werde, diesen Begriff gerade so und nicht anders zu denken; und diese Nothwendigkeit soll ohne Zweifel liegen in anderen Gedanken, als den Gründen. Diese selbst könnten entweder mit dem Inhalte oder mit dem Umfange des Begriffes Seyn in einer nothwendigen Verbindung stehen. Nun ist aber der Inhalt desselben der möglichst kleinste; er kann geradezu als verschwindend gedacht werden, indem er gar nicht bedeutet, was, sondern nur die Art, wie irgend etwas gesetzt werden soll; sein Umfang ist mithin nach bekannten logischen Verhältnissen gleich unendlich, indem die bloße Art der Setzung eben gar nicht entscheidet über die Menge dessen, was auf eine solche Art gesetzt werden konnte. Weder seinem Inhalte nach kann also der Begriff des Seyns so in dem Inhalte eines anderen Begriffes enthalten seyn, daß die Bestimmung des ersteren von der Bestimmung des letzteren abhänge (Null ist niemals ein Theil einer anderen Größe); noch seinem Umfange nach einem anderen Begriffe subordinirt werden. Ja, selbst den Fall gesetzt, daß der Begriff des Seyns durch Subsumtion oder Substitution als terminus minor in eine Schlußreihe eingehen könne, so müßte ihm, damit dies geschehe, schon irgend ein Prädicat beigelegt werden, um daraus schließen zu können; und dieses

wenigstens würde durch keinen Beweis ermittelt seyn. Beides zusammengenommen genügt vollkommen zu der Begründung der Einsicht, daß ein Beweis für die Richtigkeit dieser Definition unmöglich ist, und es mag daher dieselbe als Thatsache angesehen werden, welche man anzuerkennen hat. Und diese Anerkennung, auf welche allerdings alles ankommt, kann nicht erzwungen, aber bei einiger Besinnung auf das, was man meint, wenn man vom Seyn spricht, mit Zuversicht erwartet werden.

Meint man also wohl, wenn man einem Dinge das Seyn beilegt, es habe das Seyn deshalb, weil man es ihm beilegt? Ganz gewiß nicht; denn dann müßte man die thörichte Erwartung hegen, durch das Denken dem Gedachten das Seyn zu verleihen, das bloße Bild, den Begriff in den Gegenstand zu verwandeln, hervorzubringen das, was man nur denkt. Bilde man sich innerlich aus, durch Vereinigung irgend welcher Merkmale, Bilder des Vortrefflichsten, wie des Gewöhnlichsten; häufe man denkend und dichtend an den Reichthum der Ideale, welchen gegenüber sich die Hoffnung, der Wunsch, die Sehnsucht regt; versenke man sich in die innere Anschauung des Ersehnten, bis das Bewußtseyn alles Uebrigen untergeht in der Betrachtung dieser Bilder — sind sie darum mehr als bloße Bilder? kann irgend welche Lebendigkeit der Vorstellung, des Gedankens ihnen die Realität verleihen, die sie nicht haben als Bilder? Die Täuschung, der Wahn, als wäre das Gedachte, mag den Schwärmer, den Träumer beschleichen; erwachen mag er wieder aus dem Wahne; die Bilder fahren lassen; andere hervorrufen; das alles bringt sie, die Bilder, dem Seyn weder näher noch ferner. Vielmehr wird das wachende Denken eben in der Frage: ob denn das durch ein Bild, einen Gedanken Gedachte sey oder nicht sey? das Seyn als den Punkt der Frage, seinem Begriffe nach entschieden erkennen. Erkennen wird es: das Seyende ist durch eine unausfüllbare Kluft getrennt von dem blos Gedachten; nicht abhängig, unbedingt von allem was in das Gebiet der Vorstellung gehört, steht es für sich,

ruht auf sich, unbedürftig jeder Beziehung auf einen Denkenden und Vorstellenden.

Eben so von der anderen Seite: wenn sich findet, daß das Bild *ist*, daß ihm etwas entspricht im Reiche des Seyns, ist nunmehr das Seyn selbst ein *Merkmal* dessen, *was* ist? Fehlte ihm, dem Seyenden, vorher ein Merkmal, welches nunmehr hinzutritt? Die Frage selbst ist widersinnig; ihm, dem *Seyenden*, wenn es gewesen wäre, hätte nicht fehlen können das *Seyn*! Sondern wenn sich zeigt, daß das Bild Bild eines *Seyenden* war, besteht der Unterschied darin, daß an das Bild als *Bild* ein neuer Gedanke sich heftet, der Gedanke, daß es nunmehr *anders* gedacht werden soll, als wie es gedacht wurde als *bloßes* Bild. Nicht mit dem Gegenstande geht eine Veränderung vor; er ist, was er ist; sondern das Denken muß herausgehen aus dem bloßen Begriffe, d. h. ihm, dem *Begriffe*, das Seyn hinzusetzen, das, *was* gedacht wurde, für *Etwas* erklären. Das Seyn ist also schlechterdings keine Eigenschaft der Dinge, welche ihnen im logischen Urtheile ab- oder zugesprochen werden könnte, ohne daß sie aufhörten zu *seyn*. Ist das Ding, so ändert es nichts am Seyn, wie viele und welcherlei Eigenschaften ihm zugesprochen werden; *daß* es ist, hängt nicht ab von dem, *was* es ist. Jene Setzung ist absolut, diese mag von noch so verschiedenen Bedingungen abhängen *).

---

*) Der Erläuterung wegen mögen noch ein Paar Stellen aus *Kant's* Kritik des ontolog. Beweises für das Daseyn Gottes hergesetzt werden: „Seyn ist offenbar kein reales Prädicat, d. i. ein Begriff von irgend etwas, was zu dem Begriffe eines Dinges hinzukommen könne. Es ist blos die Position des Dinges oder gewisser Bestimmungen an sich selbst.... das Wirkliche enthält (dem Begriffe, d. h. dem Was nach) nichts mehr als das blos Mögliche. Hundert wirkliche Thaler enthalten nicht das Mindeste mehr, als hundert mögliche. Denn da diese den Begriff, jene aber den Gegenstand und dessen Position an sich selbst bedeuten, so würde, im Fall dieser mehr enthielte, als jener, mein Begriff nicht den ganzen Gegenstand ausdrücken und also nicht der angemessene Begriff von ihm seyn. Aber in meinem Vermögenszustande ist mehr bei hundert wirklichen Thalern, als bei dem bloßen Begriffe derselben.... Wenn ich also

Endlich, wenn das Seyende sich findet in einer Reihe, in einem ursachlichen Zusammenhange mit anderen, bedingt, abhängig von diesen, meint man denn da ernsthaft reden zu können von diesem relativen Seyn, d. h. das Abhängige als seinem Seyn nach abhängig denken zu können von einem andern Seyenden? — Sey gegeben B in der Reihe A, B, C, D...; dann ist B da oder dort und dieses Da und Dort verschwindet mit der Reihe. Ist B, dann mag es da oder dort in der Reihe seyn; ist es nicht, so kann ihm auch nicht einmal eine Stelle in der Reihe zugeschrieben werden. So unterscheidet selbst der gewöhnliche Sprachgebrauch mit Recht das Daseyn von dem Seyn; das relative Da- und Dortseyn setzt das Seyn voraus; abhängig ist das Daseyn von der Menge des Seyenden und der Ordnung seines Wahrgenommenwerdens; unabhängig vom Daseyn ist das Seyn. — Ist aber B, weil A oder C ist, so liegt darin, daß B nicht seyn würde, wenn A oder C nicht wäre, seyn würde, so lange A oder C ist u. s. w.; was doch offenbar nichts anderes heißt, als dem B selbst kann das Seyn nicht beigelegt werden, es steht nicht für sich selbst, es lehnt sich an eine ihm fremde Bedingung; es fällt mit ihr; von seiner Setzung kann nicht die Rede seyn, wenn nicht vorausgesetzt ist ein anderes, welchem selbst das Seyn beigelegt werden könne. In der Richtung dieses Vorauszusetzenden mögen die Gedanken das Seyn suchen; die bloße Frage nach den Ursachen verräth den Mangel der absoluten Setzung, die da nicht stattfindet, wo eins nur in Beziehung auf das andere gesetzt werden könnte. Das gerade ist es ja eben, was die gemeine Weltansicht zuerst in die Metaphysik hineintreibt, daß die Veränderungen der Dinge das Seyn vermissen und darum suchen lassen.

Unabhängig also von jeder fremden Bedingung will das

---

ein Ding, durch welche und wie viel Prädicate ich will, denke, so kommt dadurch, daß ich hinzusetze: dieses Ding ist, nicht das Mindeste zu dem Dinge hinzu. Denn sonst würde nicht eben dasselbe, sondern mehr existiren, als ich im Begriffe gedacht hatte, und ich könnte nicht sagen, daß gerade der Gegenstand meines Begriffes existire" u. s. w. (Kritik der reinen Vernunft S. 626 – 629).

gesetzt werden, was seyn soll. Dieser Gedanke des Seyns ist so einfach, daß selbst die Bezeichnungen: absolute Position, reines und wahres Seyn, An-sich-Seyn und Für-sich-Seyn ganz überflüssig seyn würden, wenn nicht für die einfache Erklärung, daß es bei einer Setzung sein Bewenden haben soll, einem mit sich selbst uneinigen Denken gegenüber durch dergleichen Accente eine Art von Einschärfung nöthig wäre. Daher mögen noch einige Begriffe erwähnt werden, welche ihre Unangemessenheit an den Inhalt dieser Erklärung ganz von selbst verrathen.

Zuerst die schon angedeutete Unterscheidung zwischen dem relativen und absoluten Seyn, als ob etwas in Wahrheit für real gehalten werden könnte, welchem das Seyn nicht beigelegt werden könnte, wenn ein anderes nicht wäre, und welchem es doch auch beigelegt werden soll, weil es wenigstens beziehungsweise sey. Die bloße Expositon des Begriffs macht den Widersinn bemerklich, daß der Begriff einer Setzung, die ganz eigentlich darin besteht, daß sie unabhängig von jeder Beziehung geschehe, selbst darauf Anspruch macht, beziehungsweise ausgeführt zu werden.

Sodann der Begriff eines allerrealsten Wesens; in welchem der doppelte Fehler liegt, erstlich, daß die möglichen Eigenschaften desselben, deren Vereinigung im Denken sehr wohl einen Begriff ohne alle Realität geben kann, als Realitäten aufgefaßt werden, sodann daß, dem ersten Fehler ganz analog, die Realität selbst als eine Eigenschaft betrachtet wird, welche ihm, dem Wesen, dem schon realen, noch zugesprochen werden müsse, damit es alle Realität besitze. Hiermit hängt auf das genaueste zusammen alles, was sich auf die vermeintliche Möglichkeit, das Seyn als einer Steigerung und Verringerung, vielleicht sogar eines Ueberganges in das Nichtseyn fähig zu achten, auch nur im entferntesten bezieht. Denn obwohl der Begriff des allerrealsten Wesens sich zunächst auf die Menge der Realitäten bezieht, so könnte er doch leicht von einer gradweisen Steigerung des Seyns verstanden werden. Und sobald einmal diese Möglichkeit zugestanden wäre, warum sollte man sich umgekehrt das Seyn nicht auch dem Grade nach

abnehmend, vielleicht bis zum Nichtseyn schwindend denken? so daß, wenn einerseits die Intensität des Seyns abhinge von der Menge der Merkmale (nach dem Satze des Spinoza: quo plura attributa, eo plus realitatis), andrerseits durch den Mangel aller Merkmale das Seyn sich ins Nichtseyn verlieren könnte. Sobald man sich aber auf die absolute Position besinnt, um die es sich beim Seyn handelt, kommt die Unzulässigkeit solcher Begriffsverunstaltungen ganz von selbst zu Tage. Ist A, so kann es nicht mehr oder weniger seyn; es ist oder es ist nicht; der Gedanke eines Mittleren ist ein Ungedanke *); und umgekehrt: kann eine Setzung nur so ausgeführt werden, daß sie ein Mehr oder Weniger bedeutet, so ist sie nicht absolut; und vom Seyn ist so lange keine Rede, als ihr noch etwas hinzugesetzt werden kann. Die gemachte Setzung aber zum Theil oder ganz zurücknehmen, d. h. sie verneinen und dennoch sich überreden, daß man in dieser Verneinung etwas bejahend denke, ist ein so handgreiflicher Widersinn, daß man damit wenigstens nicht den höchst einfachen Begriff des Seyns belasten sollte.

Hierher gehören endlich noch die Begriffe des real möglichen und des absolut nothwendigen Seyns. Verwandt damit ist der aus Aristoteles, der Scholastik und der Wolf'schen Metaphysik hinlänglich bekannte Unterschied zwischen dem esse potentia und actu; von welchen jenes demjenigen zukommen sollte, was noch nicht ist, aber zum Seyn gelangen kann, dieses demjenigen, was wirklich ist. Und zu diesen beiden Gliedern fügte man als drittes das ens necessarium, welchem das Seyn nicht zufällig, sondern dessen Nichtseyn unmöglich seyn sollte. Jenes esse in potentia nun, das reale Mögliche oder mögliche Reale, bedeutet offenbar den Gedanken einer Setzung, von welcher es noch unentschieden ist, ob sie stattfinden soll

*) Wenn Platon (Rep. V, p. 477) ein zwischen dem ὄν und μὴ ὄν Mittleres zunächst auf dem Grunde der zwischen Wissen und Nichtwissen schwebenden δόξα statuirt, so ist dies nichts anders als eine Anerkennnng des Erfahrungsbegriffes der Veränderung. Dieser wird beibehalten trotz des Widerspruches.

oder nicht. Diese Unentschiedenheit ist aber das gerade Gegentheil der vollkommenen Entschiedenheit, welche da vorhanden seyn muß, wo der Begriff des Seyns eine Stelle finden soll, und wird ein offenbarer Widerspruch, wo der in der Schwebe zwischen unbekannten Bedingungen hängende Gedanke Anspruch darauf macht die absolute Position auszudrücken. Man setze ein solches „unreifes Seyende", welches erst noch auf ein anderes wartet, damit es wirklich sey, so ist die Setzung dieses letzteren die Bedingung der Setzung des ersteren; dieses an sich ist in Wahrheit nicht, und doch soll ihm, dem noch auf das Seyn Wartenden, das Seyn beigelegt werden. — Ganz auf gleiche Weise setzt andrerseits der Begriff des Nothwendigen ein Anderes voraus, das Entgegengesetzte nämlich, dessen Setzung durch den in ihr liegenden Widerspruch die Nothwendigkeit jenes ersten anzuerkennen zwinge. Denn Nothwendigkeit ist eben nur Unmöglichkeit des Gegentheils; dieses ist der Beziehungspunkt für das, was nothwendig seyn soll. Nun liegt aber im Seyn an sich als der absoluten Setzung gar keine Beziehung; und deshalb ist das Prädicat der Nothwendigkeit für das Seyn ein überflüssiger Zusatz, der noch dazu einen falschen Nebenbegriff herbeiführt. Denn, um kurz zu seyn: Möglichkeit (Zufälligkeit) und Nothwendigkeit sind Bestimmungen unserer Begriffe, unseres vergleichenden Denkens; ihm, dem Seyenden, sind beide gleich fremd; ja nicht einmal das Prädicat des Wirklichen würden wir ihm geben, wenn nicht die Verbindungen unserer Begriffe, und das Bedürfniß, bloße Gedanken von den wirklichen Dingen zu unterscheiden, diesen Unterschieden für das Denken ihren Gebrauch sicherten. Die bloße Widerspruchslosigkeit, d. h. die logische Möglichkeit oder selbst die Nothwendigkeit der Begriffe, verbürgt noch nichts vom Seyn*); welches sich zuverlässig nur da aufdringen wird,

*) Der Begriff der Quadratwurzel einer positiven Zahl ist vollkommen denkbar; und der Begriff der Quadratwurzel einer bestimmten Zahl ist unter Voraussetzung der betreffenden arithmetischen Verhältnisse sogar nothwendig, ohne daß deshalb weder die Quadratwurzel im Allgemeinen noch die einer bestimmten Zahl im mindesten Anspruch machen könnten, ein

wo eine von dem bloßen Gedanken unabhängige, diesen selbst bestimmende Zunöthigung stattfindet, auf irgend ein Was die absolute Setzung zu beziehen.

Ist nun auf diese Weise der Begriff des Seyns hinlänglich aufgeklärt, so muß jetzt der Satz geltend gemacht werden, daß der bloße Begriff einer bestimmten Setzung sich nothwendig auf ein Gesetztes, auf ein Was bezieht. Eine Setzung ohne Gesetztes, die bestimmte Art, wie etwas gedacht wird, ohne daß überhaupt etwas gedacht würde, ist gewiß ein leerer Gedanke. Wollte wirklich jemand versuchen, die leere Setzung selbst zu setzen in dem Satze: Das Seyn ist, so würde er dadurch die bloße Art der Setzung zum Objecte derselben machen, was gewiß eine seltsame Verwechselung wäre. Außerdem würde Seyn als Subject aufgestellt werden nur in Erwartung eines Prädicates; Seyn als Prädicat nur unter Voraussetzung des Subjectes; dabei würde, wie im Begriffe der causa sui, jedes sich auf das andere beziehen, keines absolut gesetzt werden, wie es doch gesetzt werden müßte, wenn der Satz: das Seyn ist, gelten sollte. Wenn also der Satz: das Seyn selbst ist nicht, als Durchgangspunkt der Einsicht dient, daß zum Seyn nothwendig ein Was gehört, so ergibt sich zugleich, daß das Seyn nicht in der That von dem Was getrennt ist, sondern daß es nur hier zum Behufe des deutlichen Denkens abgesondert betrachtet wurde. Das Reale ist das Was, das quale, absolut gesetzt; und umgekehrt: etwas als real setzen heißt erklären, daß es bei der Setzung des quale sein Bewenden haben soll. Das Seyende ist nicht zweierlei, wie etwa das Platonische ἓν und ὄν; auch nicht zusammengesetzt aus der Realität und Qualität, nicht gespalten in eine Mehrheit; sondern das, was gesetzt wird, soll, weil es als real gesetzt werden soll, nur auf eine bestimmte Art gesetzt werden. Im Begriffe des Seyenden muß man freilich zweierlei Gedanken unterscheiden; aber dieses Hülfsmittel des Denkens ist

wirkliches Ding zu seyn. Vgl. Herbart Metaph. Bd. I, S. 16. Psychol. Bd. II, S. 398.

keine Abweichung des Realen von sich selbst, kein Zerfließen, keine innere Spaltung; es selbst ist und bleibt, was es ist; aber der Auffassende, dem die sinnliche Welt tausenderlei Qualitäten in den buntesten Mischungen an den Dingen, welche Anspruch auf Realität machen, vorspiegelt, hat wohl nöthig, den Begriff der absoluten Setzung als Grenzpfahl hinzustellen, um das, was für real gehalten wird, zu unterscheiden von dem, was wahrhaft ist.

Denn allerdings ist alles das, was über das Seyn gesagt worden ist, nur die nothwendige Vorbereitung zur Beantwortung der wichtigen Frage, wie

2) die Qualität des Realen gedacht werden müsse, damit sie angemessen sey dem Begriffe der absoluten Setzung. Diese Frage wirft sich das gemeine d. h. das durch den Zweifel und die Einsicht in die Mangelhaftigkeit der gegebenen Erfahrungsbegriffe noch nicht aufgeregte Nachdenken gar nicht auf, und sie kann wirklich einen Augenblick für unbeantwortlich gehalten werden, indem man ja nur irgend ein Was, gleichviel welches, absolut zu setzen brauche, um es als real zu setzen. Aber die Gegenfrage: ob denn jede beliebige Qualität fähig seyn werde, absolut gesetzt zu werden? erinnert sehr schnell daran, daß in dem Begriffe des Seyns eine Bedingung liegt, welche durchaus nicht verletzt werden darf, wenn von der Qualität des Realen die Rede ist. Und hieraus entspringen zunächst die im §. aufgestellten drei ersten metaphysischen Hauptsätze, welche nunmehr im Einzelnen ihre Beweise erwarten.

a) Die Qualität des Realen ist schlechthin positiv und affirmativ und darf auf keine Weise als negativ aufgefaßt werden. Dieser Satz liegt unmittelbar in dem aufgestellten Begriffe selbst. Denn die absolute Setzung schließt als absolute aus jede Relation; jede Negation aber fällt theils unter den Begriff der Relation, theils ist sie selbst das Gegentheil der Position. Beides zugleich erhellt daraus, daß eine Negation nur als Aufhebung einer schon geschehenen Setzung, also in Beziehung auf sie, einen Sinn hat; ein rein Negatives, wäre es auch ein bloßer Gedanke,

ursprünglich setzen wollen, ist widersinnig; non-A setzt voraus als Beziehungspunkt A. Auf welcherlei Veranlassungen nun auch Negationen und Limitationen in unser vergleichendes Denken kommen mögen, der Gedanke der Verneinung setzt voraus den Gedanken dessen, was verneint wird; er ist schlechthin und in jeder Hinsicht das Gegentheil der absoluten Setzung. Die Qualität des Seyenden als eine rein negative, als pures Nichts aufzufassen, ließ sich daher selbst diejenige Metaphysik nicht einfallen, welche das Seyn einer ins Unendliche gehenden Steigerung fähig achtete, indem sie als Grenze der möglichen Verringerung des Seyns den Satz hinstellte: omni enti inest *quaedam* realitas. Aber eben dadurch beging sie den Fehler, der Qualität des Realen neben ihren positiven Bestandtheilen noch negative zuzuschreiben. Jene, die Vielheit der positiven, mag noch der absoluten Setzung fähig geachtet werden; bei diesen, den negativen, ist das offenbar unmöglich, aus den nur eben angegebenen Gründen. Folglich kann das Seyende weder ganz noch zum Theil durch eine negative Qualität gedacht werden und alle und jede Negation ist auszuschließen von der Qualität des Realen als solchen.

b) Die Qualität des Realen ist schlechthin einfach und kann auf keine Weise durch eine innere Vielheit oder einen inneren Gegensatz gedacht werden. Ist hierbei die Unmöglichkeit einer inneren Vielheit nachgewiesen, so fällt die Möglichkeit eines inneren ursprünglichen Gegensatzes von selbst weg und es bleibt nur übrig die Annahme des Gegentheils, der einfachen Qualität. Es werde daher gesetzt ein Reales, A, als enthaltend die beiden von einander unabhängigen Qualitäten a und b. Da der Annahme gemäß keine auf die andere zurückgeführt werden kann, so kann auch die Antwort auf die Frage: was ist A? nicht schlechthin gegeben werden weder durch a, noch durch b. Mithin ist a nicht ohne b, b nicht ohne a die wahre Qualität von A; vielmehr, wäre das eine oder andere der Fall, so wäre die Rede nicht von einem, sondern von zwei Seyenden. Jedes von beiden soll also als Qualität von A ausdrücklich nur mit dem Vorbehalte gesetzt werden, daß das andere mitgesetzt werde;

die versuchte Setzung des einen Gliedes soll zurückgenommen werden, wenn das andere Glied nicht mitgesetzt wird. Folglich sind beide von einander abhängig, die ganze Setzung des A durch a und b ist relativ; denn keines der beiden Glieder erträgt die absolute Setzung; welche doch jedes derselben vertragen müßte, wenn es als Qualität des Realen A sollte gedacht werden können *).

Gegen diesen Beweis wird man den Einwurf erwarten können: er vergesse die Hauptsache, daß a und b nicht jedes für sich, sondern nur in Verbindung gesetzt werden sollen. Möge mithin immer keines von beiden absolut gesetzt werden können, die Vereinigung der beiden, die höhere Einheit derselben fordere eben darum nothwendig als das Reale gesetzt zu werden. — Nun ist aber der Satz, auf welchen sich dieser Einwurf beruft: daß a und b nicht jedes für sich, sondern nur in Verbindung als die wahre Qualität von A gesetzt werden sollten, nicht vergessen, sondern gerade daraus die Unmöglichkeit erkannt worden, jedes der beiden absolut zu setzen. Was aber von keinem von beiden gilt, gilt hier, wo vom Seyn die Rede ist, auch nicht von beiden zusammen. Denn was kann das heißen, die Einheit beider absolut setzen wollen? Einheit ist eine bloße Form, die überhaupt nichts bedeutet ohne Voraussetzung desjenigen, dessen Einheit sie sey. Eben deshalb aber, weil sie ihrem Begriffe nach dieses voraussetzt, bietet sie selbst keinen Punkt für die absolute Position dar. Wozu noch kommt, daß jenes Vorauszusetzende selbst hier von der Art ist, daß es als Vieles (nach dem Obigen) der Einheit nicht einmal vorausgesetzt werden kann, ohne sich selbst immer wieder gegenseitig vorauszusetzen.

---

*) Zur Verdeutlichung mag man sich an das Problem der Inhärenz erinnern. Die bestimmte Farbe ist nicht ohne den bestimmten Geruch, die bestimmte Gestalt u. s. w. die wahre Qualität dieses bestimmten Dinges z. B. einer Nelke. Dennoch macht die Blume auf Realität Anspruch, daher der Widerspruch, die Incongruenz seines Was an den Begriff des Realen. Umgekehrt: wo diese Incongruenz vermieden werden soll, ist das Was des Realen als schlechthin einfach zu setzen.

Steht nun erst die Einsicht fest, daß es dem Begriffe des Seyns widerstreiten würde, die Qualität des Realen als die Verbindung mehrerer Qualitäten, das Reale selbst als die Einheit der sowohl verbundenen, als entgegengesetzten zu denken, so bedarf es kaum einer Bemerkung, in welche leere, ins Unendliche gehende Begriffsspielerei man sich verliert, wenn man, auf dem eingeschlagenen Abwege fortgehend, auf ihm das Ziel der absoluten Setzung zu erreichen hofft. Besinnt man sich nämlich, daß die Entgegengesetzten a und b trotz der Einheit dennoch entgegengesetzt sind, so bleiben Einheit und Gegensatz als Glieder eines neuen Gegensatzes stehen. Sie setze man wieder als Eins, so wiederholt sich, wie vorhin, der Gegensatz in der Einheit, also die Nöthigung einer neuen Vereinigung; mit demselben Resultate u. s. f. ins Unendliche *). Es ist handgreiflich, daß man sich auf diese Weise mit jedem Schritte von dem Realen weiter entfernt, indem jede höhere Einheit die niederen voraussetzt und die daraus sich entwickelnde unendliche Reihe von Voraussetzungen das gerade Widerspiel ist von der absoluten Setzung, welcher zu genügen keine andere Qualität im Stande ist, als die schlechthin einfache.

---

*) Vgl. Herbart Psychol. Bd. II, S. 390. „Da wir einmal darauf gekommen sind, wollen wir das Manoeuvre nur gleich ins Unendliche fortsetzen. Also

für zwei Entgegengesetzte a, b, heiße
ihr Gegensatz α, ihre Einheit β;
für die Entgegengesetzten α, β, heiße
ihr Gegensatz A, ihre Einheit B;
für die Entgegengesetzten A, B, heiße
ihr Gegensatz x, ihre Einheit y.

Man sieht, daß dies ins Unendliche geht. Die Lehre, worauf sich die gemachte Construction bezieht, vergißt klüglich A, x, y und alles folgende; sie thut daran sehr wohl, denn der Fortgang ins Unendliche würde sogleich verrathen, daß nichts vereinigt, sondern eben nur mit Worten gespielt wurde, indem man sich erlaubte, Einheiten und höhere Einheiten nach Belieben zu setzen, anstatt sie zu beweisen oder begreiflich zu machen; während schon der allererste Anfangspunkt, der vorgebliche Gegensatz, eben deshalb ein Unding ist, weil er in Einem und ebendemselben gesetzt seyn müßte, welches der klare Widerspruch selbst seyn würde."

c) Die Qualität des Realen ist schlechthin unbestimmbar durch Größenbegriffe. Der Beweis dieses Satzes liegt schon in dem des vorigen. Wo Größe ist, da lassen sich Theile unterscheiden. Nun würde die Annahme, die Qualität sey eine Größe, folglich bestehend aus Theilen, es keineswegs so meinen, daß diese Theile jeder für sich absolut gesetzt werden sollen; — in diesem Falle würde nicht von Einem Realen mit einer quantitativ bestimmten Qualität, sondern von so vielen Realen die Rede seyn, als Theile unterschieden wurden; — sondern die Theile sollen jedenfalls in dem Einen Realen unauflöslich beisammen bleiben, das Ganze gesetzt werden als Inbegriff seiner Theile. Folglich soll auch kein Theil ohne den andern, kein a ohne b u. s. w. gesetzt werden; wodurch man von selbst an den obigen Beweis der Einfachheit der Qualität des Realen erinnert wird, in welchem a und b ebensowohl gleichartige Theile derselben Größe, als verschiedenartige Qualitäten bezeichnen können. Hier, wie dort mißlingt die absolute Position gleichmäßig und deshalb ist schon mit dem zweiten Satze der dritte ausgesprochen.

Sind nun auf diese Weise alle Größenbegriffe von dem Realen ausgeschlossen, so folgt von selbst, daß das Seyende als solches weder durch räumliche, noch durch zeitliche Bestimmungen d. h. weder als ausgedehnt, noch als dauernd in dem Sinne gedacht werden dürfe, daß die Ausdehnung eine Menge des Außereinander, die Dauer eine Menge des Nacheinander als innere Bestimmung des Realen bedeuten solle. Denn der Gegensatz des Hierseyns und nicht Dortseyns, des Dortseyns und nicht Hierseyns, durch welchen allein die außereinander befindlichen Theile gedacht werden könnten, eben so, wie der des Anfangens und Aufhörens, des Nochnichtseyns und des Nichtmehrseyns, welcher in dem Begriffe der Dauer liegt, würden in das Was des Realen, welches durch diese Begriffe gedacht würde, Beschränkungen und Negationen bringen, welche sich mit der reinen Affirmation des Seyns nicht vertragen. — Die Abstraction von allen zeitlichen und räumlichen Prädicaten ist nicht leicht; aber sie muß ausgeführt werden, damit dem Begriffe Genüge geschehe. Dem Begriffe

des Realen an sich nämlich; abgesehen von den Verhältnissen, welche zwischen mehreren Realen statthaben können; wobei aber das Neben- und Außereinander nicht auf das einzelne Reale an sich geht, sondern als ein Zusatz in dem die Verhältnisse der Vielen zusammenfassenden Denken erscheint. Obgleich sich nun hierüber an diesem Orte noch keine erschöpfenden Aufklärungen geben lassen, so kann doch bemerkt werden, daß jedes der Realen als Anfangspunkt einer beliebigen räumlichen Construction, folglich auch als Mittelpunkt des unendlichen Raumes betrachtet werden kann. Um daher den Anfangspunkt nicht selbst als eine Raumgröße zu denken, muß das Reale selbst unter dem Bilde eines mathematischen Punktes vorgestellt werden. Ebenso steht zu erwarten, daß das Reale in zeitliche Bestimmungen verwickelt werden werde, insofern es nämlich nöthig seyn wird, das Geschehen in der Zeitreihe irgendwie in Verbindung zu setzen mit dem, was ist. Dann wird das Reale selbst nothwendig in dieselbe Zeit fallen, in welcher das Geschehen abläuft, aber auch hier nicht an sich, sondern nur in der Zusammenfassung mannigfaltig anfangender und abbrechender Reihen des Geschehens. Ihm, dem Realen, würde dieses Anfangen und Abbrechen der Reihen, in welchen es gefunden wird, gleichgültig und zufällig seyn; daher ihm in dieser Beziehung als Maaß der Dauer nicht ein Zeitpunkt, sondern zeitlose Ewigkeit, ein anfangs- und endloses Verharren ohne Unterscheidung der Momente würde beigelegt werden müssen. Den Raum und die Zeit selbst aber, d. h. die allgemeinen Begriffe der Möglichkeit, daß in bestimmten Entfernungen ein Seyn und Geschehen angetroffen werden könne, für real zu halten, würde ein Fehlgriff seyn, der kaum etwas anderes als den Namen einer speculativen Unbesonnenheit verdienen würde.

Außerdem sind hier noch zwei Größenbegriffe zu erwähnen, der des Stetigen und der des Unendlichen, welche theils mit einander in der genauesten Verbindung stehen, theils mit dem Realen in eine solche Beziehung gesetzt worden sind, daß man geglaubt hat, wenigstens in dem letzteren den allein richtigen Ausdruck für das Reale zu finden. Daß zuvörderst der

Begriff des Unendlichen ein Größenbegriff ist, ist so bestimmt in dem Worte selbst ausgesprochen, daß, falls man nicht einen ganz willkürlichen und unverständlichen Sprachgebrauch einführen will, von einer Unendlichkeit, in welcher keine Hindeutung auf die Größe dessen, welchem sie als Prädicat beigelegt wird, läge, überhaupt nicht gesprochen werden kann. Welchen Größen aber dieses Prädicat zukommt, bedarf eben so wenig einer langen Untersuchung. Denjenigen, mit einem Worte, deren Ende nicht gefunden werden kann. Unendlichkeit ist also im Allgemeinen ein Prädicat für das, was als Größe betrachtet in einer fertigen und abgeschlossenen Construction nicht zusammengefaßt werden kann; und dieser Begriff wird sich überall antreffen lassen, wo sich die Möglichkeit eines Fortschrittes ohne Ende entweder von selbst aufdringt oder nachweisen läßt. Daher er nach Umständen sogar speciellen Bestimmungen unterliegen kann, je nach Verschiedenheit der Veranlassung und der Regel, nach welcher er sich an einer bestimmten Stelle erzeugt. So kennt die Mathematik eine doppelte Unendlichkeit, des unendlich Großen und des unendlich Kleinen; unendliche Reihen zwischen endlichen Grenzen; ein Unendliches, welches das bestimmte Vielfache eines andern Unendlichen ist u. s. w. Wie nun auch der allgemeine Begriff der Unendlichkeit, d. h. der Möglichkeit nach jedem Fortschritte noch weiter fortzuschreiten, in einzelnen Fällen näher bestimmt und dem Verhältnisse des Wachsens und Abnehmens nach sogar einer Regel unterworfen werden mag, so ist doch offenbar, daß die Setzung dessen, was als unendlich gesetzt werden soll (d. h. als eine Reihe, deren Glieder sich vollständig überhaupt nicht angeben lassen), mit der, ein für allemal auszuführenden Setzung des Realen selbst dann in geradem Widerspruche stehen würde, wenn es auch erlaubt wäre, das Reale als Reihe einer endlichen Anzahl von Gliedern, als den Inbegriff einer bestimmten Menge von Theilen zu betrachten. Ist schon dieses widersinnig, so ist es der Begriff eines unendlichen Realen noch viel mehr; indem er ausdrücklich verbietet, jemals bei irgend einer Setzung still zu stehen und die Reihe derselben irgendwo abzubrechen.

Auf die Ursachen, welche es möglich machen, die einander aufhebenden Begriffe des Unendlichen und des Realen, des niemals zu Absolvirenden und des Absoluten, des durch sämmtliche schon durchlaufene Glieder einer Reihe Bedingten und des Unbedingten, schlechthin Selbstständigen zu verwechseln, braucht die Metaphysik nicht einzugehen*); ihr genügt es, die Ungereimtheit, welche entstehen würde, wenn man das Reale als unendlich und das Unendliche als real denken wollte, mit hinlänglicher Bestimmtheit ausgesprochen zu haben.

Der Begriff des Continuums endlich ist zwar mit dem des Unendlichen keineswegs gleichbedeutend, aber doch mit ihm verwandt. Auch hier läßt das Merkmal, durch welches man das Stetige charakterisirt, der ununterbrochene Zusammenhang der Theile, keinen Zweifel übrig, daß die Stetigkeit wirklich und ausschließend ein Größenbegriff ist. Auch kann sogleich die nähere Bestimmung hinzugefügt werden, daß man das Stetige an der Unmöglichkeit die vorausgesetzten Theile in einem reinen Außereinander zu denken, an dem Uebergehen des einen (irgend wie klein gedachten) in den anderen, dem Flusse der Theile erkennt, d. h. sollen die Theile wirklich Theile eines Stetigen seyn, so darf keiner derselben discret, von den übrigen gesondert hingestellt werden, sondern jeder muß sogleich verschmelzen mit dem nächsten. Darin liegt zweierlei: erstlich, daß der Begriff des Stetigen nichts über die einzelnen Theile, als solche, sondern nur das Ineinander-Uebergehen und Ueberfließen derselben behauptet; und zwar als ein immer bevorstehendes, weil im Gegenfalle, wenn die Sonderung als völlig verschwunden gedacht würde, der Begriff des Uebergehens selbst schon weggefallen seyn würde; sodann, daß eben deshalb, weil das Stetige nicht als Summe einer bestimmten Anzahl von Theilen betrachtet seyn will, sich bei der Vorstellung desselben eine Unendlichkeit von Theilen in die Grenzen eines endlichen Quantums hineindrängt. Daher die Geneigtheit, das Continuum als Einheit vor aller

*) Vgl. hierüber Herbart's Psychol. Bd. II, S. 378—389.

Theilung zu fassen und es als solches absolut, d. h. als real zu setzen. Wird vollends das Continuum selbst als unendlich gedacht, so wächst mit der Verlegenheit bei Vielen der Muth, dieses Unendliche selbst sammt der Unendlichkeit seiner ineinander überfließenden Theile als geschlossene Einheit und in ihr den Gegenstand der absoluten Position zu ergreifen. Bei einem solchen Verfahren scheint die Hoffnung gesichert zu seyn, daß man nichts von dem, was ist und erscheint, werde übergangen haben; denn es ist ja Alles zumal gesetzt, das Einzelne als verschwimmender Theil des unendlichen Ganzen, aus welchem es dann, wie Schaum aus dem Meere hervortaucht, ohne darauf Anspruch zu machen, seinem Was nach etwas anderes zu seyn, als ein, eben nur im Verschwinden begriffener Theil des Unendlichen. Wollte man hierbei fragen, ob man denn, alles zumal gesetzt, auch angeben könne, was und wie viel man gesetzt habe, so wird diese Frage abgewiesen als Beweis der Unfähigkeit, das Eine, ungetheilte, aber der Theilung ins Unendliche hin fähige Reale anzuschauen; es soll vollkommen hinreichen und alle übrige Einsicht übersteigen, das Eine, welches dann wohl auch das Seyn, das All, die Substanz, das Leben, die Kraft oder sonst wie genannt wird, als den Inbegriff der unendlichen Vielheit gesetzt zu haben und zu wissen, daß es ihm wesentlich sey, sich zu dirimiren in das Viele und in dessen Menge sowohl, als verschiedener Qualität seine Identität mit sich selbst zugleich zu verlieren und zu behaupten.

Abgesehen nun von den Schwierigkeiten, welche in dem Begriffe des Continuums liegen, und von welchen schon das Problem der Materie zwar nicht die bestimmte Auseinandersetzung, aber doch die nöthige Andeutung enthielt, wird sich in jedem Versuche, das Reale als Continuum zu setzen, ein doppelter Fehler nachweisen lassen, welcher, wenn er einmal begangen wäre, sich schwerlich durch irgend etwas wieder ausgleichen lassen würde. Zuerst der, daß man sich überredet, das Stetige als Einheit setzen zu können; denn der Begriff desselben als ein Größenbegriff beruht unabweislich auf der Vielheit der in demselben unterschiedenen Theile. Sodann, daß

man dieses Eine, von welchem man so eben vergessen hat, daß es als reines Eins gar nicht gedacht werden kann, als ein Unendliches setzen zu können und als solches zusammengefaßt zu haben meint. Denn das Unendliche läßt sich nicht zusammenfassen, und eine Größe, die sich zusammenfassen ließe, wäre keine unendliche. In keinem von beiden Fällen ist mithin die absolute Setzung möglich; Continuität und Unendlichkeit müssen, wie alle übrigen Größenbegriffe, von dem des Realen ausgeschlossen bleiben.

d) Was endlich den vierten im §. aufgestellten Satz anlangt: daß der Begriff des Seyns ganz unentschieden lasse, Wievieles sey, so bedarf derselbe keines langen Beweises. Alles Bisherige bezog sich auf die Unmöglichkeit einer Vielheit in dem Realen und gründete sich einzig und allein auf den Begriff der absoluten Position; aber eine irgend wie große Vielheit des Realen anzunehmen, verbietet dieser Begriff auf keinerlei Weise, eben deshalb, weil ihm als allgemeinem Begriffe, der lediglich die Art der Setzung bezeichnet, ganz gleichgültig ist, Wievieles durch ihn zu denken sey. Es bleibt mithin, falls andere Gründe dazu vorhanden sind, ganz unbenommen, irgend wie viele Reale anzunehmen; diese Gründe können aber hier, wo wir uns blos mit der logischen Erörterung unserer Begriffe vom Realen beschäftigen, nicht erwartet werden, sondern werden davon abhängen, auf welche Setzungen des Realen uns die Erscheinungen hinweisen. Daß es nicht genügen wird, ein einziges Reales anzunehmen, läßt sich schon nach dem Inhalte der Propädeutik mit Sicherheit erwarten; die Dinge stellen sich uns dar als Vieles, und wir können keine Einheit erzwingen, wo keine ist; ob aber weniger Reale oder mehr Reale, als die Erfahrung einzelne Dinge zeigt, anzunehmen seyen, darüber kann hier noch kein sicheres Urtheil gefällt werden.

3) Dagegen mag es erlaubt seyn, zum Schlusse dieser rein logischen Entwickelung noch zweier naheliegenden Fehler zu gedenken, welche einem unbewachten Denken fast unvermeidlich ankleben, und von welchen die Erfahrung in mehr als einem Falle gezeigt hat, daß sie wissenschaftlichen Begriffsbestimmun-

gen gegenüber auf eine Geltung Anspruch machen, die ihnen gleichwohl nicht zugestanden werden kann.

Der erste dieser Fehler würde dann entstehen, wenn man das, was nur für das vergleichende Denken eine Bedeutung hat, auf die verglichenen selbstständigen Glieder übertrüge und Relationen für Qualitäten hielte. Eine solche Verwechselung ist wenigstens zu natürlich, als daß sie nicht den gewöhnlichen Gedankenlauf einem großen Theile nach beherrschen sollte. Denn ein Prädicat, welches einem Begriffe in Beziehung auf einen anderen zu- oder abgesprochen werden muß, heftet sich an den bezogenen Begriff dergestalt, daß ohne genaue Aufmerksamkeit darauf, daß es ihm eben nur um der Beziehung willen beigelegt wird, leicht der Schein entstehen kann, als gehöre es ihm, auch abgesehen von dem Beziehungspunkte, eigenthümlich an, bestimme sein eigenes Was. Am deutlichsten wird die daraus entstehende Verwirrung, wenn man durch die Erinnerung an die Möglichkeit der Vergleichung des einen mit dem andern zu der Erklärung veranlaßt wird, das Eine sey nicht das Andere, jedes aber das Andere des Anderen, und daraus etwa den Schluß zieht, jedes derselben sey nicht einfach, sondern ebensowohl das, was es sey, als das, was es nicht sey, sich selbst schlechthin ein Anderes. Wendet man das auf den Begriff des Realen an, so könnte man sich leicht etwa in folgende Gedankenreihe verwickeln: „Gesetzt, es seyen gegeben die Realen a, b, c, jedes als ein schlechthin positives und einfaches quale, so liegt darin, daß a nicht b und nicht c, und eben so b nicht a und nicht c u. s. f. sey. Folglich ist a nicht schlechthin positiv, denn es ist als a zugleich non-b, non-c; und es ist auch nicht schlechthin einfach, sondern es liegt in ihm eine Vielheit von Negationen" *).

*) Etwas weitläuftiger kann man dergleichen Schlüsse bei J. H. Fichte: (Ueber Gegensatz, Wendepunkt und Ziel heutiger Philosophie Bd. I, S. 259) lesen. Dort wird angeblich der Beweis geführt, daß dem ersten und zweiten der erörterten Hauptsätze antinomisch das directe Gegentheil sich gegenüberstellen lasse in folgender Weise: 1) „Die einfache Qualität ist eine bestimmte (sich affirmirende), d. h. sie ist diese nur sich selbst gleiche, mit sich allein identische, schlechthin verschiedene (darum ne-

Der Fehler, welcher dabei begangen wird, kommt aber sogleich zu Tage, sobald man sich besinnt, daß man erst a und b jedes seiner eigenen Qualität nach gedacht haben muß, ehe man auch nur möglicherweise zu dem Urtheile

---

girend) von allem andern. Indem ich dies bestimmte a setze, also es aussondere von allem noch übrigen Qualitativen (b c ....), ist eben sein Diesseyn nur die Negation des Andersseyns. Der einfache Begriff des Dies geht also schlechthin über in den Begriff des Verhältnisses des Dies zum Andern. Aber darin liegt zugleich schon der zweite Satz. 2) Dort sind die einfachen Qualitäten a b c gedacht, als nur in gegenseitiger Negation: diese a, diese b, diese c. Aber diese Negation selbst ist somit absolute Wechselbeziehung. Indem a nur an der Negation des b c .... dies a ist u. s. w., ist der Gegensatz gegen einander, mithin nur ein Füreinanderseyn. Sie sind nur, als bestimmte, in Bezug auf einander da, also sie sind nicht einfach und beziehungslos". Diesen Worten genügt es fast, zwei Stellen aus Herbart's Metaphysik entgegenzustellen, welche wenigstens beweisen, daß Herbart dergleichen Einwürfe vorausgesehen, aber schwerlich erwartet hat. Die erste steht Metaphys. Bd. II, S. 183. „Ein sehr schlechter Einwurf" heißt es dort, „würde folgender seyn: Wenn A, B, C, u. s. w. jedes für sich real ist, so ist jedes alles übrige nicht, folglich wäre jedes mit Negationen behaftet, wider den rein affirmativen Begriff des Seyns. Die Antwort ist: man verwechsele nicht das Seyende mit der Zusammenfassung desselben im Denken. Wer Häuser, Briefe und Lehrsätze im Denken zusammenfaßt, der spricht freilich, ein Haus ist kein Brief und kein Lehrsatz und umgekehrt, aber er sucht darum weder wirkliche Lehrsätze in wirklichen Häusern oder rückwärts, noch behauptet er das Gegentheil, die Unverträglichkeit dieser Dinge, deren keines mit dem andern in irgend welcher positiven oder negativen Gemeinschaft steht. Es gehört zu den ersten Uebungen, worin sich der Anfänger befestigen muß, Prädicate der Gegenstände zu unterscheiden von solchen Bestimmungen, welche nur aus zufälliger Zusammenstellung derselben im Denken und Vergleichen entspringen". Eben so heißt es Metaph. Bd. I, S. 210 in Beziehung auf das Spinozistische Vorurtheil, als sey die Setzung eines vielfachen Seyenden eine gegenseitige Beschränkung, welche sich mit der absoluten Setzung nicht vertrage: „Daß außer einer Substanz noch etwas Anderes und dieses Andere nicht sie selbst ist, dies ist eine lediglich eingebildete Begrenzung; die Substanzen verlieren nichts an dem, was andere sind oder haben; solcher Verlust ist nur der Traum eines schlechten Metaphysikers, der die Gegensätze in seinem zusammenfassenden Denken nicht geübt ist zu unterscheiden von den Prädicaten, die er in den

fortschreiten kann: a ist non-b. Das Prädicat non-b mag dann für den Ausdruck des Verhältnisses zwischen a und b gelten, aber, wo nicht schon feste, für sich bestehende Glieder gegeben sind, da gibt es kein Verhältniß. Sodann entsteht das ganze Verhältniß selbst nur durch und für das vergleichende

---

Begriff jedes Dinges einzeln genommen hineinlegen soll". Außerdem wird der Leser von selbst finden, wie schief die Ausdrücke sind, daß das Reale sich selbst affirmire oder ein anderes negire. Davon ist gar nicht die Rede, sondern lediglich von der Auffassung des Realen durch Begriffe. Dann folgt aus dem Begriffe der absoluten Position, daß das, was absolut, nur affirmativ gesetzt werden könne, und das heißt eigentlich ganz einfach, daß der ganze Gegensatz der Affirmation und Negation das Reale als solches nichts angeht, sondern daß es schlechthin ist, was es ist. So lange irgend ein Reales durch sein eigenes Was aufgefaßt wird, wie es aufgefaßt werden muß, wenn es selbst Gegenstand der Auffassung ist, so lange haben die Worte: Diesseyn und Andersseyn gar keine Bedeutung. Aber sie bekommen eine, nämlich für unser Denken, nicht für die Realen, wenn die Qualitäten mehrerer Realen unter einander verglichen werden. — Eben so klar ist endlich, daß die Behauptung: „daß der einfache Begriff des Dies schlechthin übergeht in den Begriff des Verhältnisses des Dies zu dem Andern" zwei Fehler auf einmal enthält. Erstlich, um von einem Verhältnisse, welches zwischen a und b ist, sprechen zu können, muß sowohl a als b schon vorhanden seyn; das Verhältniß als solches ist bedingt durch die Setzung sowohl von a als von b; was aber bedingt ist, ist nicht absolut, d. h. unbedingt; zweitens ist es falsch, daß a oder b selbst übergehe in sein Verhältniß zu dem andern. Denn der Begriff von a oder b ist eben nicht der Begriff seines Verhältnisses zu dem anderen; das Verhältniß der Peripherie zum Durchmesser mag immerhin abhängig seyn von den Begriffen des Durchmessers und der Peripherie; aber sein Begriff ist weder der des Durchmessers noch der der Peripherie. Der Vorsicht wegen kann aber schon hier erwähnt werden, daß da, wo eben nur die Verhältnisse zwischen den Realen ins Auge zu fassen sind, es nicht nur zulässig, sondern sogar nothwendig seyn wird, die Qualität derselben nicht nur durch eine Vielheit, sondern sogar durch Gegensätze (zwar nicht durch ursprüngliche, aber durch übertragene) zu denken, so daß es also falsch wäre, so ganz allgemein zu sagen, von einer Einheit des Vielen könne überall nicht die Rede seyn (Fichte, S. 258). Allerdings wird davon die Rede seyn, aber nur nicht da, wo von der absoluten Position des Realen als solchen die Rede ist.

Denken. Wäre die Negation Position oder das Negative ein Positives, so müßte durch ein dergleichen negatives Urtheil, wie: a ist nicht b, etwas Negatives entweder in den Begriff von a oder von b oder in beiden gesetzt seyn. Wer nun das obige Urtheil ausspricht, setzt der etwa das Prädicat b als ein negatives in dem Begriffe von a? Gewiß nicht; denn er erklärt nur, daß was nicht a ist, auch nicht in den Inhalt von a gesetzt werden soll. Oder etwa in dem Begriffe von b? Ebenfalls nicht; denn was auch durch b gesetzt seyn mag, darum kümmert sich das Urtheil nicht, sondern erklärt eben nur, daß es dem a nicht beigelegt werde. In keines von beiden wird also etwas Negatives hineingesetzt; folglich auch nicht in beide. Dennoch ist eine Negation vorhanden; wo liegt diese also, was ist ihr Gegenstand? Denn daß es weder a noch b ist, ist deutlich. Das Verhältniß, die Denkbeziehung zwischen a und b ist es; welche Denkbeziehung aber a und b selbst weder setzt noch aufhebt, sondern sie voraussetzt, um sie nur überhaupt beziehen zu können. Dazu kommt, daß das eigenthümliche Was des Gesetzten durch alle dergleichen negative Urtheile gar nicht angegeben werden kann, was an zu bekannte logische Verhältnisse erinnert, als daß es einer weitläuftigen Auseinandersetzung bedürfte. Wer die Urtheile: ein Kreis ist kein Viereck, eine Thurmspitze keine Gesellschaft, ausspricht, der bestimmt dadurch nicht das Geringste über die Begriffe Kreis und Thurmspitze; er behauptet auch nicht, daß das Nicht-viereckig-seyn ein Prädicat des Begriffes vom Kreis an sich betrachtet sey; wenigstens müßte er im Gegenfalle so consequent seyn, zu gestehen, daß der Inhalt des Begriffes: Kreis, ein schlechthin unendlicher und unbestimmbarer sey, weil sich dergleichen Vergleichungen mit irgend welchen beliebigen anderen Begriffen schlechthin in infinitum fortsetzen lassen.

Der zweite der erwähnten Fehler würde dann entstehen, wenn man Unterscheidungen im Denken für Unterschiede und Trennungen im Realen halten wollte. Er ist offenbar sehr verwandt mit dem ersten, welcher den Ausdruck der im Denken vorgenommenen Beziehungen für Prädicate des Bezogenen hielt, und beruht eben so wie jener auf

der Verwechselung des Gedachten mit dem, was ist. In Beziehung auf unsere Begriffe vom Realen würde er, wie schon oben (S. 179) bemerkt wurde, leicht zu dem Irrthume führen können, als sey, weil das Seyende durch die beiden Begriffe des Was und des Seyns gedacht wird, jedes der Realen in zwei Reale oder überhaupt in eine Vielheit gespalten *).

*) Beispielsweise kann hier eine Stelle aus den Berl. Jahrb. für wissensch. Kritik (1835 August Nr. 23) angeführt werden: „Daß freilich schon durch die Spaltung des Seyenden in eine Mehrheit, daß, auffallender noch, durch die Forderung einer Qualität, eines Was für das einfache Seyende, ein Nichtseyn in das Seyn gesetzt wird, indem ja nunmehr jedes Seyende nicht ist, was, und nicht ist, wiefern das andere ist, daß ferner, wenn das Seyende ein Was hat, dieses Was nicht mehr unmittelbar Eins mit seinem Seyn, sondern davon unterschieden und weit(er)hin ein zweites Seyende über und neben dem ersten, und dennoch, was offenbar widersprechend, identisch mit dem ersten ist: diese und ähnliche Widersprüche können wir zwar nicht umhin, in Herbart's absoluter und angeblich von Widersprüchen völlig gereinigter Position zu erblicken; finden es jedoch in der Ordnung, daß der abstracte Verstand als solche diese Widersprüche nicht gewahr wird, vielmehr sich ausdrücklich gegen sie verblendet und aus allen Kräften sich, sie als Widersprüche anzuerkennen, sträubt". Eben dahin gehört, was Fichte (a. a. O. S. 258) als einen Lehrsatz der Herbart'schen Metaphysik referirt: „Dem Seyn kann jedesmal, daß ich genöthigt bin, ein Seyn zu setzen, nur eine einfache Qualität beigelegt werden". Aber das Seyn wird weder gesetzt, noch wird ihm eine Qualität beigelegt, sondern unsere Behauptung geht den deutlichsten und bestimmtesten Ausdrücken nach dahin: daß das, welchem das Seyn beigelegt, d. h. was als seyend gesetzt werden soll, nur als einfaches quale gedacht werden dürfe. Ebenso wird nicht für das Seyende, sondern für das Seyn, als den leeren Begriff einer Setzung ohne ein Gesetztes, ein Was gefordert, und der Einwurf, daß „durch die Forderung eines Was für das Seyende ein Nichtseyn in das Seyn gesetzt wird", trifft also gar nicht die Begriffe, von welchen die Rede ist. Ebenso braucht zu den Worten: „wenn das Seyende ein Was hat, so ist dieses Was nicht unmittelbar eins mit seinem Seyn, sondern davon unterschieden und ein zweites Seyende über und neben dem ersten und dennoch identisch mit dem ersten", außer dem oben im Texte über das Haben des Was Erwähnten nur bemerkt zu werden, daß das Was nicht das Seyn ist, und eben so wenig das Seyn das Seyende. Was aber den prätendirten Unterschied zwischen Verstand und Vernunft und die bornirte Starrheit des ersteren im Gegensatze zu der

Die Gründe, aus welchen diese Unterscheidung in Begriffen für die Bestimmung des Begriffes vom Realen unentbehrlich ist, sind oben auseinandergesetzt; sie liegen in dem Gegensatze des Scheines; aber eben deshalb ist festzuhalten, daß diese Unterscheidung das Reale selbst so wenig etwas angeht, als jene durch die Beziehungen der Begriffe entstehenden Prädicate. Alles kommt hier darauf an, daß man das Seyn nicht für identisch halte mit dem Seyenden; das Seyn ist ein bloßer Begriff, der eine gewisse Art der Setzung bezeichnet; das Seyende selbst ist kein Begriff, sondern Etwas; aber der Begriff dieses Etwas ist zu denken durch das Was und das Seyn. Freilich darf man sich das Reale nicht nach Art der Dinge mit mehreren Merkmalen denken, als ob das Was dem Seyn oder dem Seyenden, oder auch das Seyn dem Was oder dem Seyenden inhärirte; eben diese Inhärenz, das Haben und Besitzen der Merkmale, war an den sinnlich gegebenen Dingen das Unbegreifliche. Das Seyende hat nicht das Was, als ob es noch Etwas wäre ohne das Was, sondern es ist selbst nur dieses Was, das *quale*; und dieses quale darf für ein *reale* gelten, wenn man befugt ist zu erklären, daß es bei der Setzung desselben schlechthin sein Be-

---

großartigen Geräumigkeit und toleranten Erhabenheit der letzteren betrifft, so ist am besten, hierüber an diesem Orte kein Wort zu verlieren; er hat das Factum für sich, daß man ihn behauptet; übrigens gehört er in das Gebiet der Psychologie, und wir haben längst darauf Verzicht gethan, uns erst eine Psychologie und somit auch eine Lehre vom erkennenden Geiste und dessen verschiedenen Anlagen, Vermögen und Fähigkeiten zuzubereiten und sie dann irgend welchen metaphysischen Lehrsätzen nach Bedürfniß vorzuschieben. Uebrigens ist der erwähnte Fehler uralt; er ist der Sache nach deutlich ausgeprägt in der Spaltung des ἓν in ἓν und ὄν im Parmenides des Platon; nur daß dort die Nothwendigkeit, diese einmal vorgenommene Spaltung der Consequenz gemäß ins Unendliche fort und jedem ἓν und ὄν immer von Neuem das ἓν und ὄν vorauszusetzen, sogleich mit nachgewiesen wird (Vergl Platon. Parmen. ed. Steph. p. 142 B—143 A.). Die daraus resultirende Ungereimtheit würde gegen den Versuch einer solchen Spaltung warnen müssen, selbst wenn sie an sich auf etwas anderem, als dem oben bemerkten Fehler beruhte.

wenden haben soll. Nicht zweierlei wird gesetzt, das Was und das Seyn, sondern einerlei, d. h. das Was wird auf eine gewisse Art gesetzt und die Unterscheidung zwischen dem Was und dem Seyn trifft nur den Begriff des Realen, ohne jedoch selbst hier im geringsten Anspruch darauf zu machen, als zweierlei Seyendes gedacht zu werden. Außerdem könnte man ja auch auf den Einfall kommen, es werde eigentlich dreierlei gesetzt: das Positive, das Einfache und das Quantitätslose; wo dann Vielheit und Negativität dem Realen ohne weitere Umwege aufgebürdet wären. Wenn daher auch solche Ausdrücke, wie Qualität des Realen und ähnliche unvermeidlich sind, so wird sich dadurch Niemand, der die Begriffe durchdacht hat, verführen lassen, sie von zwei verschiedenen Setzungen zu verstehen, wie man etwa bei dem Ausdrucke: der Vater des Sohnes u. s. w. an zwei verschiedene Personen denkt. Die Wissenschaft hat kein anderes Mittel der Mittheilung, als die Sprache; die Formen der Sprache aber sind der Entstehung derselben gemäß aus psychologischen Gründen vieldeutig. Wenn daher einerseits die Philosophie die schon ausgeprägten Formen der Rede nicht von sich weisen kann, so darf sie, ohne sich bei jedem Schritte durch Discurse aus dem Gebiete der allgemeinen Grammatik aufzuhalten, andrerseits voraussetzen, daß man die gewählte Redeweise in derjenigen Bedeutung auffassen werde, welche der Natur der entwickelten Begriffe gemäß die allein zulässige ist. —

§. II.

Der Beweis, daß das Was des Realen auf die angegebene Weise zu denken ist, gilt dem Was, insofern ihm beigelegt wird das Seyn. So, d. h. als seyend gedacht, heiße es Wesen. Aber das Was ohne das Seyn gedacht, das bloße Bild desselben, unterliegt nicht den Beschränkungen, die lediglich durch die Beziehung aufs Seyn herbeigeführt werden. Möge also gedacht werden das bloße Bild eines Wesens, so wird

es zulässig seyn, das Bild als Bild aufzufassen durch eine Vielheit von Begriffen, und zu übersetzen in irgend einen zusammengesetzten Ausdruck, welcher dem, was er ausdrücken soll, vollkommen gleichbedeutend sey. Aber nicht nur gleichbedeutend, sondern, weil das Bild Bild eines Wesens ist, auch fähig in den einfachen Gedanken des ursprünglichen Was zu verschmelzen, müßte der Ausdruck seyn, in welchen das Bild des Einfachen zu zerlegen erlaubt seyn sollte. Ihm, dem Wesen selbst, wäre die Vielheit der Begriffe, durch welche das Bild gedacht würde, zufällig; die Vielheit selbst, als in welche zerlegt das einfache Was angesehen würde, müßte seyn und genannt werden eine zufällige Ansicht vom Wesen. Für das Denken aber würde es nicht nur zulässig, sondern nothwendig seyn, der zufälligen Ansichten sich zu bedienen, sobald und insofern es darauf ankäme, das Verhältniß zu bezeichnen, welches zwischen dem Was des Einen und dem Was des Anderen stattfinde.

Indem wir dem Vorsatze, von allem Gegebenen so lange zu abstrahiren, bis wir mit unserem Begriffe vom Realen ein für allemal ins Reine seyen, treu blieben, haben die Resultate der Untersuchung zwischen dem Gegebenen und dem Realen, wie wir es nunmehr kennen gelernt haben, eine solche Kluft sichtbar gemacht, daß es fast eben so unmöglich scheinen kann, sie auszufüllen, als es thöricht seyn würde, sie übersehen oder überspringen zu wollen. Losgerissen von jeder Vielheit und jedem Wechsel der Eigenschaften, jeder Bestimmung durch Raum und Zeit, welche sämmtlich in den Begriff des Realen einzugehen unfähig sind, steht es theilnahmlos, in starrer Getrenntheit, jedes sich selbst unverbrüchlich treu, jedes dem anderen unvereinbar fremd vor unserem geistigen Blicke, während die Natur, auch wo sie starr und leblos ist, eine unabsehliche Ver-

kettung des Entstehens und Vergehens, eine unerschöpfliche Fülle von Gestalten, und einen Reichthum der Beziehungen offenbart, welcher den Fleiß der Beobachtung immer von Neuem beschämt und das Denken in den Armen der Verwunderung ermüden läßt. Und wirklich möchte es schlechthin unmöglich seyn, von dieser äußersten Höhe der Speculation irgend eine gesetzmäßige Communication mit den Niederungen der uns umgebenden Erfahrungswelt herzustellen und die Kluft zwischen beiden auch nur dem kleinsten Theile nach auszufüllen, wenn nicht die Hoffnung vorhanden wäre, daß die entwickelten Begriffe auch noch eine andere Auffassung gestatten. Zwar nicht unter denselben Voraussetzungen; denn dann bleibt alles beim Alten; aber die Voraussetzung kann eine andere seyn, und dann wird auch das davon Abhängige anders ausfallen. Die einzige Möglichkeit nun, welche hier vorhanden ist, den Begriffen neben ihrer Richtigkeit ihre Geschmeidigkeit zu sichern, gibt der §. an, welchen wir nun mit Rücksicht auf das, was schon in der Propädeutik gesagt worden ist, einer näheren Erläuterung unterwerfen können.

Die Beziehung des Seyns auf das Was — das war der Inhalt des §. I. — bindet den Begriff des letzteren unvermeidlich an die Merkmale der reinen Positivität, Einfachheit und Quantitätslosigkeit. Soll es *erlaubt* seyn, von der Strenge dieses Begriffes etwas nachzulassen, so wäre dies nur möglich, wenn das Seyn *nicht* auf das Was bezogen wird. Dann kann für sich betrachtet werden entweder das Seyn oder das Was. Aber das Seyn entzieht sich einer solchen isolirenden Betrachtung, als bloße Art der Setzung verlangt es einen Inhalt für dieselbe; auch ist es nicht dieser Begriff, dessen Rigidität uns in Zwiespalt mit der Erfahrung setzt, sondern die *Qualität*, die Beschaffenheit dessen, was allein als real gesetzt werden kann. Also bleibt nichts übrig, als das *Was* für sich ins Auge zu fassen, das *Bild* des Wesens ohne das Seyn. Da wir uns hier im Reiche bloßer Begriffe finden, so steht die Richtung der Reflexion in unserer Gewalt und von der Möglichkeit, die geforderte Abstraction auszuführen, kann sich jeder *durch* die That überzeugen.

Ist denn nun das Bild, losgelöst vom Seyn, auch noch gebunden an die Schranken, mit welchen das Seyn es gleichsam umzäunte? Ist auch jetzt noch von dem Was, dem bloßen Bilde, ausgeschlossen jede Vielheit und Negation? Der Grund der Ausschließung ist weggefallen; wird die Folge noch stehen bleiben ohne den Grund? Gewiß nicht; sondern es wird nunmehr wenigstens erlaubt seyn, das einfache Was durch einen solchen Begriff zu denken, der aus irgend einer Vielheit von Gliedern zusammengesetzt sey; wenn nur angenommen werden darf, daß er dem Begriffe, welchem er substituirt wird, vollkommen gleichbedeutend ist. Aber wir müssen uns erinnern, daß die Annahme hier die war, daß das Bild Bild eines einfachen Wesens, der ursprüngliche Gedanke des Was der eines einfachen Was sey. Daher die zweite Forderung des §., daß die Vielheit der Glieder nicht als ein, außer dem Gedanken Gesondertes auftreten dürfe, sondern daß sie, bestimmt die Einheit der Qualität im strengen Sinne des Wortes zu repräsentiren, immer fähig seyn müsse, in diese Einheit zurückzugehen und ganz zu verschwinden, wo die Veranlassung, die sie hervorgerufen haben könnte, wieder wegfiele oder durch den hinzutretenden Begriff des Seyns wieder unwirksam gemacht würde.

Dergleichen erlaubte, in anderen Wissenschaften längst anerkannte und durch den Erfolg factisch erprobte Umbildungen der Begriffe kennen wir nun schon sammt dem Grunde ihrer Benennung unter dem Namen der zufälligen Ansichten (S. 144). Dort, auf Veranlassung einer allgemeinen methodologischen Untersuchung, wurde ihre Zulässigkeit für irgend welche Begriffe nachgewiesen, ohne dabei in die Frage einzugehen, welche Bedeutung sie in einzelnen Fällen nach Beschaffenheit und Verhältniß der umzubildenden Begriffe haben würden. Daher ist es zwar nicht nöthig, den Charakter ihrer Zufälligkeit noch einmal zu entwickeln, vielmehr springt dieser hier, wo die Ansicht von der Qualität des Realen gefaßt werden soll, nur um so deutlicher in die Augen; wohl aber könnte gefragt werden, welche Bedeutung wir den zufälligen Ansichten hier zu geben gesonnen seyen?

Keine andere, als welche ihnen vermöge der Begriffe, von welchen sie gefaßt werden, zukommt. Und diese besteht darin, daß man die einfache Qualität des Realen einer Zerlegung in eine irgend wie große Mannigfaltigkeit fähig achten soll, ohne deshalb die durch die Zerlegung entstehende Vielheit selbst als real zu setzen.

Und worauf gründet sich dieses Soll? fragt man weiter. Was kann uns nöthigen, diese erlaubte Umbildung wirklich vorzunehmen? — Die Antwort ist, daß wir uns hier nur den Gebrauch eines Mittels haben sichern wollen für den Fall, daß sich im Verlaufe der Untersuchung das Bedürfniß desselben aufdringen sollte. Wir haben vollkommen genug erreicht, wenn die bloße Zulässigkeit für den künftigen Gebrauch wirklich gesichert ist. Dennoch läßt sich ohne Schwierigkeit abnehmen, daß die Verbindung und Verkettung des Realen, auf welche die Erfahrung hinweist, der allgemein nöthigende Grund seiner Anwendung seyn wird. Schon, wenn auch nur bei zwei Realen die Frage entstände, durch welchen Begriff das Was des einen in Beziehung auf das Was des anderen zu denken sey, würde von jedem der beiden eine zufällige Ansicht nöthig werden; eben so wie z. B. eine Linie, die an sich nichts ist, als eine Linie, sobald sie in ein bestimmtes System anderer Linien gesetzt wird, als Ordinate, als Seite eines Dreieckes, als Tangente, als Radius u. s. w. aufgefaßt zu werden verlangt; welche Begriffe sämmtlich dem der Linie zufällig, unter gewissen Verhältnissen aber demohngeachtet nothwendig sind. Und wo erst die metaphysischen Probleme zur Sprache kommen, die mannigfaltig veränderlichen, räumlich und zeitlich bestimmten Formen der Erfahrung, deren realer Grund das Reale seyn soll, aus diesem selbst abgeleitet, oder wenigstens mit ihm in eine gesetzmäßige Verbindung gebracht werden sollen, da wird die Nothwendigkeit, sich dieses Hülfsmittels im Denken zu bedienen, von allen Seiten dringend genug werden. Denn nur dadurch wird die Einsicht möglich werden, wie die einfache Qualität des Realen angesehen werden könne als entsprechend einer Verschiedenheit von

Constructionen, welche, eine irgend wie große Mannigfaltigkeit von Bestimmungen in sich schließend, den Versuch, die Erscheinungen auf das Reale zurückzuführen, nicht ganz vergeblich seyn lassen sollen.

Sollte nun jemand an der erwarteten und geforderten Zerlegbarkeit der einfachen Qualitäten Anstoß nehmen, und, vielleicht befangen von dem Gedanken, die Vielheit im Begriffe und die Einheit im Seyenden sey ein Widerspruch, in der ausreichenden Distinction: — daß die Vielheit eben nur dem Begriffe, dem Bilde zugetheilt wird, ohne daß deshalb dem Realen selbst eine Vielheit von Bestimmungen aufgebürdet würde, weil keines der vielen Glieder auf eine abgesonderte Setzung Anspruch macht — nicht von selbst die ganz einfache Lösung anzuerkennen geneigt seyn, so mag noch ein Beispiel hinzugefügt werden, welches unserem jetzigen Standpunkte näher liegt, als die bis jetzt erwähnten mathematischen Transformationen. Zwar, wenn man etwa meinte, die Gedankendinge der Mathematik vertrügen, eben weil sie nur Gedankendinge seyen, eine solche Behandlung, welche die Qualität des Realen, welches kein Gedankending ist, ablehne, so würde zwar bemerkt werden müssen, daß wir uns hier ganz in dem gleichen Falle befinden; indem die Zerlegung ausdrücklich an die Bedingung gebunden ist, daß sie von der Qualität als einem bloßen Gedankendinge, d. h. nur für das vergleichende Denken irgend einer Intelligenz gelte. Dennoch wird der Zweifel vielleicht erst dann schwinden, wenn man bemerkt, daß auch ein sogenannt Wirkliches, z. B. eine einfache Empfindung, einer solchen Zerlegung fähig geachtet werden muß, sobald es sich um die Vergleichung mit einer anderen Empfindung derselben Art handelt. Man denke sich also einen bestimmten einfachen Ton, etwa C, so ist das Was desselben für die Empfindung vollkommen so einfach, wie man sich das Was des Realen zu denken hat, er selbst ein reines Eins. Man denke sich oder schlage auf einem Instrumente an zugleich zwei andere Töne, etwa E und G, so gilt von ihnen dasselbe wie von C. Aber die Verhältnisse dieser Töne, und der Töne überhaupt sind offenbar verschieden; und um einen be-

stimmten Ton (C) in seinem Verhältnisse zu einem bestimmten anderen (E) zu denken, reicht es eben so wenig aus, bei dem einfachen Gedanken C stehen zu bleiben, als ihn blos durch den negativen Begriff Non-E zu denken. Sondern die Theorie der Tonreihe hat längst entschieden, daß man sich den völlig einfachen Ton in Gedanken zerlegen müsse in gleichartige und ungleichartige Theile, und in jedem derselben unterscheiden müsse das mit dem anderen Gleiche von dem Verschiedenen. So könnte also vielleicht C aufgefaßt werden als $= \alpha + \beta + \gamma$, $E = \alpha + \beta - \gamma$, $G = \alpha - \beta - \gamma$; und diese Formeln, die hier ganz willkürlich gewählt sind, würden die zufälligen Ansichten dieser Töne seyn, wodurch ihre Begriffe einer Vergleichung zugänglich würden, ohne daß deshalb in der Empfindung selbst sich das Geringste von Vielheit spüren ließe. Niemand hört deshalb das Gleiche und das Entgegengesetzte harmonisch oder disharmonisch zusammenklingender Töne als abgesonderten Theil eines jeden; eben so wenig wird jemand behaupten, daß die Töne aus den unterschiedenen Theilen zusammengesetzt seyen; denn die Ansichten sind nach dem Verhältnisse ins Unendliche verschieden: dennoch kann der Ausdruck dieser Verhältnisse nur durch zufällige Ansichten gefunden werden. Die Zeichen + und — sind natürlich hierbei nicht die mathematischen Operationszeichen, sondern bedeuten nur, daß sich in dem Verglichenen etwas verhalte, wie Gleiches und Entgegengesetztes, und weder die Zahl der zufälligen Ansichten noch die der Glieder ist irgendwie beschränkt, weil jede durch die Veranlassung, auf welche sie gefaßt wird, anders bestimmt wird.

Dieses Beispiel wird hoffentlich genügen, um die Sache vollends in ihr gehöriges Licht zu setzen*). Gerade so, wie die einfachen Töne, soll die einfache Qualität des Realen betrachtet werden; jede ist an sich, was sie ist; aber jede wird bereit seyn, gedacht zu werden durch eine Vielheit von Merkmalen, die sich auf den Begriff einer anderen beziehen, sobald

*) Auch kann man die Zerlegung der Kräfte in der Mechanik zu Hülfe nehmen. Vergl. Herbart Metaph. Bd. II, S. 113.

von den Beziehungen der Realen selbst gesprochen werden soll. Es ist daher nicht einmal nöthig den Hauptbegriff und die Theile der zufälligen Ansicht oder wenigstens den ersten seinem Was nach zu kennen, sondern es genügt zu wissen: „es gibt einen oder mehrere dergleichen Hauptbegriffe und es muß von jedem derselben eine zufällige Ansicht möglich seyn, wiewohl sie uns unbekannt bleibt. Dieser Fall tritt allemal dann hervor, wenn wir sehen, daß aus der Zusammenfassung zweier Begriffe eine Folge entspringen soll, die aus der einfachen ursprünglichen Vorstellung der Gegenstände nicht entspringen kann. Die Forderung der zufälligen Ansicht ist alsdann vorhanden, obgleich wir uns ihrer wirklichen Darstellung nicht einmal so weit annähern können, wie bei der (eben erwähnten) Zerlegung der Töne in Gleiches und Entgegengesetztes" *). In diesem Falle würden wir uns, falls uns die Qualität des Realen so unbekannt bleiben sollte, wie sie uns jetzt noch ist, wirklich befinden, ohne uns deshalb die Vortheile entgehen lassen zu müssen, welche wir der Benutzung eines jedenfalls erlaubten Mittels würden abgewinnen können.

Und nunmehr sind wir in den Stand gesetzt, uns zu den längst bereit liegenden Problemen unseres Erfahrungskreises selbst zu wenden. Die Forderung an unser Denken, welche in dem Begriffe des Realen liegt, einerseits und die Autorität, welche dem Gegebenen zugesprochen werden mußte, andererseits sind gleichsam die beiden Seitenkräfte, welche die Richtung unseres fortschreitenden Denkens zu bestimmen haben. Wir haben früher das Terrain seiner ungleichen Oberfläche nach kennen gelernt, wir wissen auch, daß wir in die Tiefe graben müssen, aber wir haben nicht zu fürchten, daß diese Arbeit ins Unendliche gehen wird; denn der tiefste Punkt, das Reale, ist schon bestimmt, und wir haben zu erforschen, wie weit der Weg vom Gegebenen zum Realen und rückwärts von diesem zu jenem seyn wird.

*) Herbart a. a. O. S. 112.

Zweites Capitel.

Von dem Probleme der Inhärenz.

§. III.

Das Problem der Inhärenz, dem auffassenden Denken aufgedrungen durch den Erfahrungsbegriff des Dinges mit vielen Merkmalen, stellte sich dar in der Frage: wie läßt sich denken, daß die Eine (absolute) Setzung des Dinges gleich sey den vielen (relativen) Setzungen der Merkmale? Denn nicht nur die vielen, als viele, sondern jedes der vielen streitet mit der absoluten Position des Dinges als des Einen, welches Anspruch auf Realität macht; weil das absolut Gesetzte außer in einer zufälligen Ansicht, als welche die vielen Merkmale aufgefaßt zu werden nicht gestatten, eben so wenig verträgt selbst als Inbegriff einer Vielheit gedacht zu werden, als sich irgend eines der vielen durch den Begriff der Inhärenz anheften zu lassen. Der gegebene widersprechende Hauptbegriff ist demnach die prätendirte aber unmögliche Identität des Dinges (A) mit jedem der Merkmale (a, b, c . . .). Denn, falls diese präten-

dirte Identität möglich seyn sollte, müßte jedes der vielen, als identisch mit A, identisch seyn können mit jedem der übrigen; das aber kann keines, indem jedes der Merkmale nur sein eigenes Was, nicht das eines andern ist. — Dem Schlusse auf die Richtigkeit des contradictorischen Gegentheils eines widersprechenden Begriffes gemäß werde also geleugnet die Identität des Dinges (A) mit irgend einem, gleichviel welchem Merkmale (a). Aber das Ding als getrennt von dem Merkmale, dieses als getrennt von jenem ist nicht gegeben; die Begriffe sind in dieser Trennung nicht gültig. Man setze also beide auf das Geheiß des Gegebenen wieder gleich, so überträgt sich der Widerspruch, weil der Begriff des Inhärirenden nicht als Grund, sondern nur als Folge des absolut Gesetzten gedacht werden kann, insbesondere auf A, von welchem nunmehr sowohl die Identität, als Nichtidentität mit a ausgesprochen werden muß. Dieser neue Widerspruch nöthigt zu dem Gedanken: es kann nicht dasselbe A seyn; sondern mehrere A müssen um des Merkmals a willen angenommen werden. Aber die mehreren, jedes für sich betrachtet, sind eben so wenig fähig = a gesetzt zu werden; auf jedes derselben würde sich derselbe Widerspruch der Identität und Nichtidentität mit dem letzteren übertragen, wenn nicht schon bei irgend einer Mehrheit der A der allein noch übrig bleibende Gedanke eintreten dürfte, daß die mehreren zusammengenommen gleich a seyen. Was nun von irgend einem der Merkmale gilt, gilt von jedem; und so ist das Problem der Inhärenz der Erkenntnißgrund für die Setzung einer Vielheit von Realen und der erste Lehrsatz: der Schein der Inhärenz ist allemal An-

zeige eines mehrfachen Realen, gilt von jedem einzelnen Merkmale jedes einzelnen gegebenen Dinges.

Indem wir uns von der logischen Analyse des Begriffes des Realen zu den Problemen wenden, um ihnen, so weit es möglich seyn wird, ein gesichertes metaphysisches Wissen abzugewinnen und dadurch die Erfahrung uns begreiflich zu machen, erinnern wir uns, daß in der logischen Allgemeinheit des vorgelegten Begriffes der zureichende Grund liegt, warum dieses Problem vor allen übrigen den Vortritt hat. Eben so sind uns nicht nur das letztere selbst, sondern auch die Methode, als der allgemeine Ausdruck für die Art des fortschreitenden Denkens bekannt, welche sich aus der Beschaffenheit der metaphysischen Probleme als Regel ableiten läßt, indem gerade die Widersprüche in den gegebenen Grundbegriffen, welche eben so wenig weggeworfen, als so, wie sie gegeben sind, beibehalten werden können, die Gewähr materiell neuer Folgerungen enthalten. Dennoch wird es nicht überflüssig seyn, uns noch einmal auf unserm Standpunkte zu orientiren, um die ersten Schritte in das Gebiet einer die Erfahrung überschreitenden Erkenntniß mit der nöthigen Vorsicht, aber auch mit der Ueberzeugung von ihrer Gesetzmäßigkeit und Nothwendigkeit zu thun.

1) Die ersten Schwierigkeiten, welche wir in dem Begriffe des Dinges mit mehreren Merkmalen fanden, lagen den früheren Erörterungen gemäß (S. 62 ff.) darin, daß auf die Frage: was ist das Ding? keine genau entsprechende Antwort erfolgte. Denn indem sie das Ding für Eins erklärt, verlangt sie auch eine einfache Antwort; statt dessen erfolgte eine Aufzählung der vielen Merkmale. Das Ding stellt sich als eine Complexion der letzteren dar; in dieser Form ist es unzweifelhaft gegeben; aber eben diese Form der Setzung streitet mit dem Inhalte derselben, und dennoch sollen diese streitenden Bestimmungen in der Identität eines und desselben Begriffes zusammengehen.

Die Ungereimtheit dieses Begriffes, fanden wir ferner, bringt auch in dem gewöhnlichen Gedankenlaufe eine nothwendige Veränderung hervor, indem die absolute Position nicht

da gelassen wird, wo sie ursprünglich ihre Stelle hatte; in der Empfindung. Man gesteht, eigentlich nicht zu wissen, was das Ding sey; man behauptet aber zu erfahren, was es habe, die verschiedenen Merkmale nämlich: die Philosophie stellt sich hier auf den Standpunkt des gewöhnlichen Denkens, indem sie die Begriffe der Substanz und des Attributes ausprägt und das Verhältniß beider als das der Inhärenz bezeichnet. Das Ding ist aus einem Bekannten ein Unbekanntes geworden, welchem die Merkmale inhäriren.

Es wurde ferner bemerkt, daß hierin schon eine Abweichung von dem Gegebenen enthalten ist; denn das unbekannte Ding ohne Merkmal ist nicht gegeben; die Inhärenz selbst wird nicht wahrgenommen. Daher muß verhütet werden, daß die Auffassung des Gegebenen nicht durch ein willkürliches Denken verderbt werde. Sey gegeben eine Complexion von n Merkmalen, so wird um ihrer Verbindung zu Einem Dinge willen dieses Eine selbst, die Substanz als Unbekanntes gesetzt werden. Aber es würde falsch seyn, die ganze Setzung des Dinges mit seinen Merkmalen zu denken durch n + 1 Positionen, so daß die Eine die des unbekannten Dinges, die n Positionen die der Merkmale bedeuteten. Denn gegeben sind nichts, als die n Merkmale; die Zahl dieser Positionen soll sich nicht um eine vermehren; das Ding darf nicht außer und neben ihnen gesetzt werden, so daß etwa die n Positionen hineinfielen in die Position des Dinges, sondern sie selbst müssen dem Gegebenen gemäß gedacht werden als zusammenfallend in die eine, welche die Position des Dinges oder der Substanz bildet. Daher der Begriff des letzteren nur so aufgefaßt werden konnte, daß seine Setzung gleich sey den Setzungen der Merkmale, d. h. daß es gesetzt werde als dasjenige Unbekannte, dessen Setzung die Setzungen der Merkmale vertrete (1 = n; A = a + b + c . . .).

Wie ist es nun denkbar, mußten wir fragen, daß die verschiedenen Setzungen des a, b, c ohne Widerspruch zusammenfallen in eine einzige, sie sämmtlich repräsentirende? Schon damals wurde bemerkt (S. 70), daß dies sehr wohl denkbar seyn würde, wenn die Merkmale so beschaffen wären, daß sie

sich als Theile einer zufälligen Ansicht auffassen ließen. Was dieser Begriff bedeutet, ist uns nunmehr vollkommen deutlich geworden; sollte das Ding mit vielen Merkmalen sich ohne Widerspruch denken lassen, so müßte die Farbe, der Geschmack, der Geruch desselben so ganz von selbst in eine Einheit zusammengehen, wie die Factoren in den Begriff ihres Productes, oder wie das Gleichartige und Ungleichartige der Töne in die einfache Empfindung jedes einzelnen, oder wie die beiden Seitenkräfte in die Einheit der aus ihnen resultirenden Mittelkraft. Sie gehen aber nicht zusammen; sie sind und bleiben disparat; und das in den verschiedenen sinnlichen Empfindungen gegebene Mannigfaltige, selbst abgesehen davon, daß zu den wahrgenommenen Merkmalen immer noch neue hinzukommen können, verschmilzt durchaus nicht zu der erwarteten ungetheilten Einheit. Die Vielheit der Merkmale ist also keine zufällige Ansicht von dem Dinge; wäre sie es, „dann hätten sie nicht auf uns gewartet, daß wir sie vereinigen und aus ihnen eine Kenntniß der Dinge an sich machen sollten. Sondern sie wären längst, ja von jeher in allen Köpfen der Menschen zusammengeflossen und jedermann kennte die Dinge an sich, ohne die Möglichkeit eines metaphysischen Zweifels" *). — In dieser Gestalt hatten wir den fraglichen Begriff liegen gelassen; es hatte sich zur Genüge gezeigt, daß unser Denken mit sich selbst uneins sey und einer Berichtigung bedürfe.

Jetzt nun ist es Zeit, mit der nöthigen Bestimmtheit den Begriff hinzutreten zu lassen, welcher geeignet ist, den Widerspruch vollends in das hellste Licht zu setzen, den des Realen. Denn wir konnten dem Gegebenen den Anspruch auf Realität nicht verbieten. Und dazu helfen zwei Bemerkungen, welche zugleich dazu dienen, den sichern Anknüpfungspunkt der näher zu entwickelnden Schlußreihe an das Gegebene bemerklich zu machen.

Erstlich: nicht die einzelnen Merkmale, sondern das Ding gilt für real. Das Was des Seyenden aber ist einfach; gegen die Erfahrung, welche uns ein vielfaches Was des

*) Herbart a. a. O. S. 125.

angeblich Realen aufzudringen fortfährt. Zweitens: dem unbekannten Dinge inhäriren nicht nur die vielen als viele, sondern jedes einzelne; denn jedes lehnt sich gleichmäßig mit seiner Setzung an die absolute Setzung des Dinges an und fordert gleichmäßig beachtet zu werden, wenn das Was dieses bestimmten Dinges angegeben werden soll. Dennoch soll die Setzung des A nicht vermehrt werden durch a, sondern das letztere schon in sich enthalten; und eben so bei b, c u. s. f. Nun wird aber dem Dinge das Seyn beigelegt; die Setzung von A ist absolut; und dieser Begriff verbietet irgend ein Fremdes (a, b, c) als in dieser Setzung enthalten zu denken; dennoch sollen die einzelnen Merkmale alle zusammen und jedes für sich wirklich schon in der Setzung des Dinges enthalten seyn; im Gegensatze zu dem Esse des letzteren wird jedem derselben das Inesse zugeschrieben. Darin liegt sogleich zweierlei, und zwar Entgegengesetztes; zuerst: A als absolut Gesetztes ist verschieden von a, dem Inhärirenden; sodann aber auch, daß A jedem seiner Merkmale gleichgesetzt werden muß. Denn indem das Gesetzte der absoluten Position schlechthin einfach ist, mithin A kein von ihm Unterscheidbares a oder b enthält, wird man A selbst als a, b, c zu denken genöthigt seyn, wie man das in den Urtheilen A ist b, A ist c, u. s. w. wirklich thut. Nun möchte es in der That erlaubt seyn, sich bei dieser Gleichsetzung zu beruhigen, die das gewöhnliche Denken in jedem Augenblicke ausführt, wenn das fragliche A nur ein einziges Merkmal hätte oder vielmehr wäre; obwohl dann der ganze Gegensatz zwischen Substanz und Attribut alle Bedeutung verlöre und, indem a = A selbst als A, d. h. absolut gesetzt würde, von einem Verhältnisse der Inhärenz weiter nicht die Rede seyn könnte. Wo folglich A und a durch das Verhältniß der Inhärenz gedacht werden, da ist auch mit der prätendirten und zugleich unmöglichen Identität des Absoluten und Inhärirenden derjenige widersprechende Hauptbegriff gefunden, auf dessen Bearbeitung es hier ankommt.

Was nun von einem inhärirenden Merkmale gilt, wiederholt sich um so sicherer, wo die Inhärenz sich vervielfäl-

tiget. Denn dann ist ganz unmöglich, die vielen Merkmale anders, als durch dieses Verhältniß zu denken, indem ja das absolute A, welchem sie inhäriren, nur deshalb gesetzt wurde, weil keines der Merkmale die absolute Position, auf deren Gegenstand es in seiner Verbindung mit den übrigen hinweist, zu übernehmen Lust und Fähigkeit hatte *). Denn gesetzt, die prätendirte Identität des A mit a, b, c . . ., jedes für sich genommen, werde zugestanden, so läge darin theils die Unmöglichkeit, daß A = a gesetzt, zugleich darbiete das Seyn für die anderen Merkmale, wie es doch soll; denn dann ist a, aber nicht b, c u. s. f.; theils würde daraus folgen, daß a = A, weil A auch = b und = c, selbst = b oder c sey; was falsch ist. Die Position des Dinges A soll folglich identisch seyn mit der irgend eines der Merkmale; aber sie kann nicht mit ihr identisch seyn, gemäß den nur eben angegebenen Gründen; die prätendirte Identität ist unmöglich, für jedes Merkmal auf die gleiche Weise; und deshalb sind „von einerlei Art Widersprüchen so viele Exemplare vorhanden, als wie viele Merkmale eines Dinges gegeben vorliegen". Und „jeder von diesen Widersprüchen besteht darin, daß die Hindeutung aufs Seyn, welche in jedem einzelnen Merkmale liegt, gleich seyn soll mit der einen Hindeutung aufs Seyn, die insofern vorhanden ist, als die sämmtlichen Merkmale sich wie Ein Ding darstellen. Die geforderte Gleichheit ist unmöglich, weil dann jede Position zusammenfiele mit allen übrigen; welches die disparaten, zu keiner zufälligen Ansicht tauglichen Merkmale nicht gestatten" **).

2) Nachdem wir nun unsere Reflexionen über das Gegebene so weit geschärft haben, daß der Widerspruch im Begriffe eines Realen, dessen Was an die Setzung eines ihm inhärirenden Attributes gebunden seyn soll, in der bestimmtesten Form vorliegt, würde es entweder unnütz oder überflüssig seyn, noch

---

*) „Es versteht sich von selbst, daß der Repräsentant nichts gilt ohne seine Committenten; aber die Committenten sind hier von der Art, daß sie schlechterdings repräsentirt werden müssen." Herbart a. a. O. Bd. II, S. 124.

**) Herbart a. a. O. Bd. II, S. 128.

einmal daran zu erinnern, daß wir in dieser Ungereimtheit nicht eine Grenzmauer, sondern einen Stützpunkt der Speculation gefunden haben. Von uns weisen können wir die Aufgabe nicht; auch dürfen wir nicht willkürlich an ihr künsteln; sondern unsere Pflicht ist, den in dem widersprechenden Begriffe gegebenen Weisungen nachzugeben und die daraus entspringenden Folgen, d. h. die neuen Gedanken, zu welchen uns der Widerspruch als der Grund treibt, als die nothwendigen Ergänzungsbegriffe aufzusuchen. Hierbei kann man vorläufig den im §. angegebenen Gedankengang mit der obigen Darstellung der Methode der Beziehungen (S. 148 ff.) vergleichen, obwohl die Zustimmung zu der Auflösung des Problems nicht dadurch bedingt seyn soll, weil sie mit der Methode übereinstimmt. Von der letzteren aus betrachtet ist die Auflösung der speciellen Probleme, auf welche sie angewendet werden kann, ein Beispiel; vom Gesichtspunkte der Wissenschaft aus die Methode nur eine allgemeine Formel, deren man sich nur mit Berücksichtigung der besondern Beschaffenheit der Probleme bedienen kann. Gründet sich beides, die Auflösung der Probleme und die Methode auf innere Nothwendigkeit, so muß sich ohnedies die Methode mit der richtigen Behandlung der Probleme selbst erzeugen.

Da sich nun ergeben hat, daß durch die Menge der Merkmale einerlei Widerspruch vielfach gegeben ist, so genügt es für die Lösung des Problems, irgend eines von ihnen ins Auge zu fassen; die Uebertragung der Resultate von einem Merkmale auf die übrigen versteht sich dann von selbst. Denke man sich also irgend ein Merkmal (a), wie es prätendirt, als identisch mit dem absolut gesetzten A. Die Ungereimtheit, die darin liegt, kennen wir. Das erste, was mithin obliegt, ist das offene Geständniß: a ist nicht identisch mit A. Wir trennen somit beide; was gewinnen wir dadurch? Hier das Ding ohne das Merkmal, dort das Merkmal ohne sein Substrat. Mögen immerhin nunmehr beide denkbar seyn; gültig sind sie in dieser Trennung nicht. Gegeben waren beide in Verbindung; aber weder das Ding anders, als durch sein bestimmtes Merkmal, noch dieses anders, als mit dem Anspruch, Merkmal eines andern zu seyn.

Also müssen wir sie (auf das Geheiß der Erfahrung)

wieder vereinigen, d. h. einander wieder gleichsetzen. Wir bekommen also außer dem ersten Gedanken, zu welchem wir uns genöthigt sahen: A ist verschieden von a, einen zweiten: A ist nicht verschieden von a. Eben deshalb, weil wir beide mit Bewußtseyn erzeugt haben und beide gleichen Anspruch auf unsere Zustimmung machen, sind wir nicht in den Anfang des Problemes zurückgeworfen, sondern wir sehen, daß der Widerspruch sich insbesondere auf A überträgt, welches, als identisch und nicht identisch mit a, mit sich selbst in Widerspruch steht. Folglich schließen wir weiter, kann es nicht ein und dasselbe A seyn, welches mit a identisch und nicht identisch seyn soll. Wir setzen also mehrere A, wenigstens zwei, eins identisch mit a, das andere verschieden von ihm.

Aber jenes, mit a identische, leidet offenbar an dem alten Widerspruche, ist gültig, aber undenkbar, dieses, von a verschiedene, an der vorigen Mangelhaftigkeit, ist denkbar, aber nicht gültig; jenes muß also von a getrennt, dieses mit ihm verknüpft werden. Das geschehe, so gilt von beiden beides, Identität und Nichtidentität mit a, d. h. der Widerspruch pflanzt sich immer wieder auf jedes der mehreren A fort. In Folge früherer Betrachtungen (S. 150) können wir uns die Mühe ersparen, die Vervielfältigung des A ins Unbestimmte hin fortzusetzen. Sondern weil nunmehr mit der Voraussetzung mehrerer A die Möglichkeit, und, da nichts anderes zu thun übrig bleibt, die Nothwendigkeit gegeben ist, die mehreren A zusammenzufassen, so thun wir dies und stellen als die einzige mögliche Lösung des Problems den Satz auf: Mehrere A vermögen das zu leisten, was Ein A nicht zu leisten im Stande war, zusammen gleich zu seyn a; oder mit andern Worten: von den vielen A muß, insofern sie in gegenseitiger Verbindung stehen, das als geltend angenommen werden, was von jedem einzeln genommen ungereimt seyn würde.

Was bedeutet nun diese abstracte Schlußfolge? A war der Gegenstand der absoluten Position, welche das Gegebene fordert, das unbekannte Etwas, welchem das Merkmal a inhäriren sollte. Das war unmöglich. Also muß der Gedanke

der Inhärenz aufgegeben werden. Aber die Lücke, welche dadurch entsteht, muß ausgefüllt werden; die Merkmale trennen sich nicht von den Dingen, weil wir ihre Inhärenz ungereimt gefunden haben; an die Stelle der Inhärenz muß also ein anderer Begriff treten, welcher den Erscheinungen zu entsprechen geeignet sey. Welcher Begriff, lehren die obigen Schlüsse, die sich, freilich ohne wissenschaftliche Bestimmtheit, auf den populären Ausdruck zurückführen lassen: wenn zweierlei, was nicht einerlei seyn kann, dennoch für einerlei gehalten wird, so ist gewiß, daß wenigstens das Eine von den Zweien nicht das ist, wofür es gehalten wurde. Nun werden die Dinge jedes für Ein Reales gehalten, welches mit jedem seiner Merkmale identisch seyn soll. Da das nun nicht möglich ist, so setze man mehrere Reale und zwar in Verbindung. Dann läßt sich denken, daß das Zusammen der Vielen der Grund des erscheinenden Merkmals ist, was bei der Annahme blos Eines Realen, dem gar keine Nothwendigkeit des Scheines inwohnt, nun einmal nicht geht. Und so bedarf der Schlußsatz des §.: der Schein der Inhärenz ist allemal Anzeige eines mehrfachen Realen, kaum noch einer besondern Erläuterung. Wer hier schon Bestätigungen aus dem Gebiete der Erfahrung wünscht, der kann freilich nur ganz im Allgemeinen darauf verwiesen werden, daß die erscheinenden Merkmale der Dinge an eine Menge von Bedingungen und Umständen gebunden sind, mit welchen sie sich ändern oder ganz verschwinden.

Berücksichtigen wir jedoch den methodischen Fortschritt des Denkens in der obigen Schlußreihe, so erhellt aus einer Vergleichung mit der allgemeinen Formel, daß wir A = M gesetzt; denn M bedeutete das zu vervielfältigende Glied; das heißt nun mit andern Worten: A wurde zu a im Verhältnisse des Grundes zur Folge gedacht. Man kann daher, weil die Methode nichts darüber entscheidet, welches Glied als Grund und welches als Folge zu betrachten sey, die Frage aufwerfen, mit welchem Rechte das geschehen und ob nicht die Vervielfältigung von a, die natürlich ein ganz anderes Resultat ergeben haben würde, nicht eben so zulässig gewesen sey? Wir antworten durch die Gegenfrage: was denn das hätte heißen und wozu es hätte

führen sollen, das inhärirende Merkmal als Grund des absolut Gesetzten zu betrachten? Niemand wird leicht die Verkehrtheit eines solchen Verfahrens verkennen, durch welches ganz gegen den ursprünglichen Sinn des Problemes das inhärirende Merkmal als das dem Dinge, welchem es inhärirt, Vorauszusetzende betrachtet worden seyn würde; und es unterliegt keinem Zweifel, daß wir das Problem so behandelt haben, wie es selbst verlangt. Mithin dürfen wir auch die gewonnenen Resultate, die Vielheit der Realen und das Zusammen derselben, als den ersten Anfang eines eigentlich metaphysischen, die Erfahrung überschreitenden Wissens betrachten.

§. IV.

Wenn nun auch um eines jeden gegebenen Merkmals willen eine Mehrheit realer Wesen in einem (übrigens noch ganz unbestimmten) Zusammen angenommen werden muß, so würden doch die dadurch entstehenden getrennten Reihen der Realen, deren eigene Qualität wegen der Verschiedenartigkeit des sinnlichen Scheines als irgend wie verschieden angenommen werden muß, nicht genügen der Einheit der Complexion, in welcher die Gesammtheit der Merkmale als Ein Ding sich darstellt. Daher nöthigt die Form des Gegebenen zu der Berichtigung, daß Eines der vielen Realen als in allen Reihen gemeinschaftlich vorhanden zu denken sey. Dieses heiße die Substanz, so erhellt einestheils, daß es keinem Realen als solchem wesentlich sey, Substanz zu seyn, sondern daß die Substantialität ein Prädicat ist, welches jedem Realen in seinem Zusammen mit einer Vielheit anderer Realen zukommen kann und für eine gegebene Complexion von Merkmalen Einem derselben zugespro-

chen werden muß; anderntheils, daß die Substanz, weil sie niemals allein genügt, um den Schein der Inhärenz zu erklären, in nothwendiger Beziehung steht zu anderen Realen als den Ursachen. Daher die Sätze: keine Substantialität ohne Causalität und: wie viele sinnliche Merkmale, so viele Ursachen; worin aber weder eine Beziehung der Causalität auf die Succession der Zeit, noch die Andeutung eines realen Unterschiedes zwischen dem Thätigen und dem Leidenden liegt.

Wir haben in §. III. die Behandlung unseres Problems so weit geführt, als uns die Methode der Beziehungen dabei zu leiten im Stande war. Selbst hierbei mußten wir die Antwort auf die Frage, welches Glied des Widerspruches wir als ein Vieles setzen sollten, der besonderen Beschaffenheit des Problems selbst entnehmen, was zwar hier sehr leicht, aber doch nöthig war, um der Anwendung der Methode die Richtung zu geben. Es ist daher zu erwarten, daß auch noch andere Bestimmungen nöthig seyn werden, deren Angabe nicht in der Methode liegt und welche nichtsdestoweniger den Resultaten des vorigen §. hinzugefügt werden müssen.

1) Damit nämlich die durch den Schein der Inhärenz gebotene Vervielfältigung des Realen so, wie die gegebene Vielheit der Merkmale es verlangt, ausgeführt werde, ist dem Obigen gemäß das, was für irgend ein Merkmal nöthig war, für jedes besonders zu thun. Jedem derselben ist eine Vielheit der realen Wesen vorauszusetzen; folglich dem Merkmal a die Realen $A + A + A + \ldots$, dem Merkmal b die Realen $A_1 + A_1 + A_1 + \ldots$, dem Merkmale c die Realen $A_2 + A_2 + A_2 + \ldots$ u. s. f. So entstehen die erwähnten Reihen, für welche das Pluszeichen wiederum nicht eine Addition bedeutet, sondern nur das Symbol für den ganz allgemeinen und bis jetzt gänzlich unbestimmten Begriff des Zusammen ist.

Entsprechen denn nun diese getrennten Reihen derjenigen Form der Erfahrung, in welcher die Dinge sich uns darstellen? Offenbar nicht; die Merkmale sind nicht getrennt, sondern beisammen, sie bilden eine zusammengehörige Gruppe. Wollte man sich das Zusammen der mehreren Realen auf die beschriebene Weise vorstellen, so würde die Einheit des Dinges verloren gehen.

Aber sie darf nicht verloren gehen; denn sie ist eine wesentliche Bestimmung des Gegebenen; — und sie wird nicht verloren gehen, wenn wir etwas achtsamer verfahren, als wir wirklich verfahren sind. Wir wendeten die Methode bei irgend einem der Merkmale an, wir wiederholten sie sodann bei jedem derselben; aber wir vergaßen dabei, daß das, was wir vervielfältigten, der Gegenstand der absoluten Position, für alle die verschiedenen Merkmale als einer und derselbe gegeben war. Jetzt halte man dieses fest, und wende in Gedanken die Methode auf alle Merkmale zugleich an, so wird man inne werden, daß mit der, gleichsam nach verschiedenen Seiten hin sich entwickelnden Vervielfältigung des Realen die dadurch entstehenden Reihen nicht auseinanderfallen, sondern daß das erste Glied in allen diesen Reihen ein und dasselbe ist. Ein und dasselbe Reale A steht mit anderen und wieder anderen Realen in einer so vielfältigen Verbindung, als anzunehmen nöthig ist, um dem Widerspruche der Inhärenz für jedes einzelne Merkmal besonders zu entgehen.

Dieses in allen Reihen identische Reale A nun, um welches man sich, wenn man dergleichen sinnliche, der Sache hier ganz fremdartige Bilder nöthig hat, die Reihen selbst wie Radien eines Kreises gruppirt denken mag, zeichnet sich jedenfalls vor den übrigen dadurch aus, daß es nicht wie diese nur in einer Reihe, sondern in allen vorkommt. Es steht also zu den übrigen in einem anderen Verhältnisse, als diese unter sich; und deshalb bekommt es selbst, so wie das Verhältniß, in welchem es steht, einen eigenen Namen, den der Substanz und der Substantialität.

Die Bedeutung dieses Begriffes ist aber natürlich nunmehr gebunden an die Veranlassung, durch welche er so eben

hervorgerufen wurde. Die Substanz ist für uns dasjenige Reale, welches als das für ein mehrfaches Zusammen der Realen gleichmäßig vorhandene zu denken ist, es ist, mit einem Worte, das reale Princip der Einheit. Dieser Begriff ist mithin gar nicht so beschaffen, daß er irgend einem Realen an sich gelten könnte, sondern er gilt nur für das bezeichnete Verhältniß mehrerer Realen; in ihm liegt nicht, daß es einigen Realen ihrem Was nach zukomme, Substanzen und nur Substanzen zu seyn; sondern jedes der Realen ist gleich fähig unter den geeigneten Verhältnissen als Substanz aufgefaßt zu werden. Auch macht er keinen Anspruch darauf, vermöge einer besonderen Organisation unseres Geistes a priori in Bereitschaft zu seyn, um als Kategorie die Dinge an sich in Erscheinungen zu verwandeln, sondern er erzeugt sich nothwendig eben auf die in der Form der Erfahrung gegebenen Veranlassungen. Nicht zwar ursprünglich so, wie wir ihn nunmehr festgestellt haben, sondern seine anfängliche Bedeutung ist die, welche sich in der gewöhnlichen Unterscheidung der Dinge von ihren Merkmalen kund gibt, wenn jene als das unbekannte Substrat für die Menge der Eigenschaften aufgefaßt werden. Eben deshalb nennt man jenes dann nicht mehr Ding, sondern Substanz, und meint darunter das gemeinschaftliche Seyn für alle verknüpften Merkmale. Nun bezieht er sich zwar in dieser Gestalt auf das Gegebene, indem er durch die Nöthigung entstanden ist, zu der beobachteten, ganz zufälligen Aggregation der einzelnen Merkmale, von welchen keines auf das andere mit Nothwendigkeit hinweist, keines das Band verräth, wodurch es mit dem anderen unvermeidlich verknüpft wäre, jenes Princip der Einheit hinzuzudenken, welches die Vielen zusammenhält und zu Einem Dinge macht. Aber der Versuch, das Vielfache der Merkmale als in Einem Realen verknüpft, ihm inhärirend zu denken, ist, wegen des Widerspruches, der in der Inhärenz liegt, selbst nur ein Durchgangspunkt für ein weiter fortschreitendes Denken; an die Stelle des Einen Realen tritt eine Mehrheit desselben und mit ihr als eigenthümliche, um der Einheit des Dinges willen geforderte Bestimmung des Zusammen der vielen Realen, endlich derjenige Begriff der Sub-

stanz, welchen wir so eben festgestellt haben *), um zugleich dem Gegebenen und dem Begriffe des Realen zu genügen, welches die Inhärenz in dem obigen Sinne nun einmal nicht auf sich nimmt.

Daher denn auch die Substanz weder, wie die alte Metaphysik fast übereinstimmend definirte, als das, was nur als Subject, aber nicht als Prädicat existiren kann, noch, wie Kant sagte, als das Beharrliche im Wechsel aufgefaßt werden kann. Denn jene erstere Bestimmung beruft sich auf ein blos logisches, hier ganz fremdartiges Verhältniß, und verräth höchstens das Bedürfniß, der absoluten Setzung, welche die Dinge fordern, in ihnen selbst einen Haltepunkt zu sichern, welcher eben so als Voraussetzung ihrer Merkmale zu betrachten sey, wie das Subject die Voraussetzung ist für ein ihm zu verknüpfendes logisches Prädicat; die Kant'sche Definition aber gibt einen ganz leeren Begriff, der überdem denjenigen Zusammenhang, in welchem der Begriff der Substanz nothwendig entsteht, gar nicht berührt. Denn das bloße Beharren, das Seyn im Gegensatze des Wechsels ohne ein Was ist eine leere Vorstellung, welche für sich keinen haltbaren Gegenstand darbietet; und während die überflüssigen und fremdartigen Begriffe des Wechsels und der zeitlichen Dauer eingemischt werden, wird die Aufmerksamkeit von dem Punkte, auf welchen es hier ankommt, abgelenkt, der Frage nämlich, warum die Complexion der vielen Merkmale sich eben als Complexion darstellt. Zu einer regelmäßigen Aufstellung und Entscheidung des Problems steht streng genommen keine dieser beiden Definitionen in einer wesentlichen Beziehung, beide gestatten, dem Subjecte die Prädicate, dem Beharrlichen das Wechselnde als inhärirend zu denken, während es vielmehr durch den Begriff, wie er hier aus dem Probleme hervorgegangen ist, ganz ausdrücklich verboten ist, irgendwelche Attribute als Correlate der Substanz anzunehmen. Denn die Substanz ist ein Reales und somit ihre Qualität einfach und

*) Zur Erläuterung des psychologisch bestimmten Gedankenlaufes kann man Herbart's Psychologie Bd. II, S. 299 – 315 vergleichen.

durchaus unfähig, irgend ein fremdes, unselbstständiges Was, welches in ihm gleichviel ob einen vorübergehenden oder bleibenden Aufenthalt sucht, zu beherbergen.

2) Dagegen nennt statt der Inhärenz der §. durch den Satz: keine Substantialität ohne Causalität, einen anderen Begriff, welcher als nothwendiges Correlat der Substanz auftritt. Sowie nämlich die Einheit der gegebenen Complexion sich nothwendig bezieht auf die Vielheit dessen, was in der letzteren vereinigt ist, so bezieht sich auch die Setzung desjenigen Realen, von welchem um der Einheit willen ein gemeinschaftliches Zusammen mit den nächsten Gliedern der verschiedenen Reihen behauptet werden mußte, auf die Setzung der übrigen Realen selbst. Nicht an sich; denn jedes der Realen ist selbstständig; sondern insofern und deshalb, inwiefern und weil wir wegen des Widerspruches, welcher vorhanden ist, so lange wir der Substanz selbst die Attribute aufbürden, genöthigt sind, ein anderes Reale vorauszusetzen, welches die Schuld der erscheinenden Merkmale übernehme, aber wiederum nicht für sich, sondern in seinem Zusammen mit der Substanz. Diese eigenthümliche Function des letzteren verlangt ebenfalls einen eigenen Namen; und ganz von selbst und ohne unser Geheiß wird sich jeder das andere im Zusammen mit dem ersten als Ursache des Merkmals gedacht haben. Wir finden also, daß gerade deshalb, weil kein Reales an sich Substanz ist, so daß etwa die Attribute ohne Ursache in ihm liegen könnten, sich die Causalität als nothwendiges Correlat der Substantialität einstellt, und daß wir diesen Begriff hier würden haben erzeugen müssen, selbst wenn wir ihn in unserem gewöhnlichen Vorstellungskreise nicht vorgefunden hätten. Die Nothwendigkeit desselben ist hiermit noch ohne Rücksicht auf die Veränderung nachgewiesen. Auch erhellt, daß er synthetisch ist, und zwar nicht a posteriori; denn die Ursachen selbst nimmt Niemand weder innerlich noch äußerlich wahr; sondern a priori; aber nicht in dem Sinne Kant's, sondern in dem, in welchem allein wir schon früher von der Möglichkeit einer Synthesis a priori gesprochen haben, indem der Widerspruch, welcher in dem Begriffe der Substanz entstehen

würde, wenn wir ihn nicht durch den der Causalität ergänzten, uns nöthigt, ihn wirklich in unser Denken aufzunehmen. Und umgekehrt: welche Bedeutung auch dieser Begriff in unserem gewöhnlichen Gedankenlaufe gehabt haben möge, sie wird sich der kritischen Norm unterwerfen müssen, welche in der Art, wie er hier gefunden worden ist, mitgegeben ist, bis etwa spätere Untersuchungen noch nähere Bestimmungen hinzuzufügen erlauben.

3) Ehe wir nun in dieser Beziehung die erforderlichen Ueberlegungen anstellen, wird es wohl nothwendig seyn, das ganze Verhältniß nach Anleitung unseres §. noch einen Augenblick ins Auge zu fassen, um die Frage zu beantworten: welche von den realen Wesen sind denn nun eigentlich die Ursachen und wie viele sind deren nöthig? Nun geht der Sinn der bisherigen Entwickelung ganz deutlich dahin: Die Substanzen sind nicht die Ursachen; aber wo das eine Wesen als Substanz bezeichnet worden ist, da müssen die übrigen als Ursachen gedacht werden. Als Ursachen der Merkmale; folglich ist für jedes Merkmal außer der Substanz wenigstens eine Ursache erforderlich; und das bedeutet eben der Satz: wie viele sinnlichen Merkmale, so viele Ursachen. Da wir nun wegen des ersten Merkmals a die Realen $A + A + A + \ldots$, von diesen aber das erste als Substanz setzten, so sind das zweite und die übrigen zusammengenommen die Ursachen. Eben so, da wegen des zweiten Merkmales b die Realen $A_1 + A_1 + A_1 + \ldots$, von diesen aber das erste als identisch mit dem Anfangsgliede der vorigen Reihe gesetzt werden mußten, so ist das zweite Glied dieser Reihe sammt den übrigen die Ursache des Merkmales b. Und eben so bei jedem der folgenden Merkmale c, d, e, für welche sämmtlich ein und dasselbe Reale die Substanz, die übrigen aber die Ursachen sind.

Werden denn nun aber für jedes der Merkmale eine oder zwei oder drei Ursachen genügen, oder wie groß ist deren Anzahl, welche jedes einzelne Merkmal verlangt? Diese Frage läßt sich offenbar im Allgemeinen gar nicht beantworten; wir haben in Uebereinstimmung mit dem Satze, daß der Schein

der Inhärenz wenigstens auf zwei Reale hinweist, auch nur behauptet, daß wenigstens Eines von ihnen als Ursache gedacht werden müsse. Es ist sehr wohl möglich, daß in den meisten Fällen viele oder richtiger: zusammengesetzte Ursachen anzunehmen seyn werden; die Menge von Bedingungen, an welche die Erscheinungen gebunden sind, macht dieses sogar höchst wahrscheinlich; und deshalb wurde die Bezeichnung der Reihen so gewählt, daß sie eine unbestimmte Verlängerung zulassen. Die Hauptsache ist das Verhältniß zwischen Substantialität und Causalität und die demselben vorausgesetzte Vielheit des Realen im Zusammen.

Schon dadurch nun, daß diese Vielheit keine geschlossene Zahl ist, erledigt sich ein Einwurf, der hier erhoben werden könnte. Verboten wurde nämlich früher, wo es sich um die Auffassung des Gegebenen handelte, das Ding zusammenzusetzen aus $n + 1$ Positionen. Denn gegeben waren nur n Merkmale; diese sollten zusammenfallen in Eins; das konnten sie nicht; und darin lag das Problem. Denkt man sich nun in Folge der bisherigen Untersuchung für die Zahl der Merkmale n Ursachen, und gleichsam in der Mitte derselben die Substanz, so hat man $n + 1$ Positionen und der alte Fehler scheint unverändert wieder zum Vorschein zu kommen. Dennoch sind sehr wichtige Veränderungen eingetreten; zunächst die erwähnte: daß nunmehr die $n + 1$ Positionen nicht eine geschlossene Anzahl, welche durch die der Merkmale für den einzelnen Fall bestimmt ist, bedeuten, sondern daß n die Anzahl der Reihen bezeichnet, deren jede eine Vielheit realer Wesen im Zusammen bedeutet. Und sodann, was noch wichtiger ist, der Werth und die Bedeutung der Positionen ist jetzt ein ganz anderer. Vorher war von der Setzung der Substanz mit n Attributen die Rede; jetzt wissen wir, daß statt des Einen Realen viele Reale gesetzt werden müssen. Keines dieser Realen ist an sich Substanz oder Ursache; sondern wir nennen sie nur so wegen ihres Zusammen, dessen Bedeutung, welche sie auch seyn möge, gewiß keine Aehnlichkeit mit den in die Setzung der Substanz hineinfallenden Setzungen der Accidenzen, d. h. der Inhärenz haben kann.

Aber, fährt man vielleicht fort, wenn Substantialität und Causalität nur für das Zusammen der Realen eine Bedeutung haben, so ist es ja auch gleichgültig, welches derselben man als Substanz, und welches man als Ursache denke. Allerdings würde das unentschieden bleiben, wenn nicht mehr als Ein Merkmal gegeben wäre und man außerdem wüßte, daß es eine einfache Ursache habe. Sobald aber mehrere Merkmale auf mehrere Ursachen zurückzuführen sind, erhellt aus dem Obigen unmittelbar, daß zwar die Substanz in Gemeinschaft steht mit allen Ursachen, diese selbst aber einander gegenseitig fremd sind. Die Ursache von a ist nicht die von b, diese nicht die von c u. s. f., d. h. deshalb, weil jedes Merkmal seine besonderen Ursachen verlangt, die Substanz aber nur Eine ist, kann diese nicht für die Ursache genommen werden, weil sie dann immer wieder das Unmögliche leisten müßte, die Merkmale als Wirkungen aus sich selbst hervorzubringen.

4) Zu der letzten Betrachtung kann sogleich ein mit der ferneren Reflexion über das Gegebene sich von selbst verknüpfender Satz hinzugefügt werden. Bisher nämlich haben wir die sämmtlichen Realen durch den Buchstaben A bezeichnet, weil sie blos als Reale in Frage kamen und aus der Vervielfältigung des ursprünglich absolut gesetzten A hervorgingen. Für die Merkmale wählten wir wegen der Verschiedenheit der sinnlichen Eigenschaften verschiedene Zeichen, a, b, c, d..., und diese ihre Verschiedenheit nöthigte uns zu der Wiederholung der vervielfältigenden Setzung. Werden denn nun wohl die vielen Realen einerlei Qualität haben können? Offenbar müßten dann bei gleichen Ursachen auch die erscheinenden Merkmale, als die Wirkungen, gleich seyn; dem ist aber nicht so; folglich müssen die Realen verschiedenartige *qualia* seyn*). Für die Größe dieser Verschieden-

*) Die obige Bezeichnung der Reihen durch

$A + A + A \ldots\ldots$

$A_1 + A_1 + A_1 \ldots\ldots$

$A_2 + A_2 + A_2 \ldots\ldots$

wird sich der Leser selbst nunmehr so abändern: Um des Merkmals a

heit zeigt sich gar keine Schranke; es ist denkbar, daß zwischen den Wesen ihrer Qualität nach betrachtet alle nur möglichen Grade des Gegensatzes obwalten; obwohl diese Möglichkeit für jetzt noch keine besondere Wichtigkeit hat.

Nun wurde oben (S. 94) einmal beiläufig gesagt, der Satz: qualis causa, talis effectus, sey eben so alt, als falsch. Benutzen wir ihn nicht etwa hier selbst als Beweis für die Verschiedenheit der ursprünglichen Qualitäten? Nein; wir sagen blos, daß gleiche Ursachen gleiche Wirkungen zur Folge haben. Denn die Qualität der Wirkungen ist offenbar verschieden von der Qualität der Ursachen; die Merkmale: roth, bitter, schwer u. s. w. wird Niemand mehr für die wahre Qualität der Ursache oder der Substanz halten. Sie, die Wirkungen, sind lediglich in uns, unsere Empfindung, und so räthselhaft es seyn mag, wie die Empfindung in uns hineinkommt, so müssen wir doch schon hier aussprechen: obgleich es gewiß ist, daß die Qualität der Realen verschiedenartig ist, so ist sie uns doch gänzlich unbekannt. Sollte sich vielleicht später der Grund entdecken lassen, warum sie es ist und bleibt, so würden wir uns dabei zu beruhigen haben, ohne uns durch den Tadel derer stören zu lassen, welche in logischen Allgemeinbegriffen, etwa des Raumes, der Zeit, des Wesens, der Kraft und ähnlichen das eigenthümliche Was des Realen gefunden zu haben glauben und es dann mit dem vieldeutigen Namen der Kategorien bezeichnen.

5) Für die vorhin zurückgestellte Frage endlich, inwiefern sich der im gewöhnlichen Denken schon vorhandene Causalitätsbegriff von dem hier gefundenen unterscheide, bietet sich zunächst die Bemerkung dar, daß das gewöhnliche Denken die Ursachen erst bei der Veränderung zu Hülfe ruft; theils weil das Schauspiel derselben häufiger ist als das ruhige Beharren der

---

willen setze man die Realen A + B + C + ..., und des Merkmals b willen die Realen A + M + N + ..., um des Merkmals c willen die Realen A + X + Y + ...; oder wie man sonst die Zeichen wählen will. Das Reale A ist in allen Reihen identisch, die Substanz; B + C + ... sind die Ursachen für a, M + N + ... für b u. s. f.

Dinge, theils weil der Widerspruch in ihr offener vor Augen liegt. In diesem Punkte eilt das metaphysische Denken der gewöhnlichen Auffassung voraus, während es in anderen Mühe hat, den Sprüngen der letzteren nachzukommen. Dennoch braucht sich die etwanige Befremdung, die Causalität schon hier zu finden, nicht mit der Befürchtung zu verbinden, es solle wohl die Veränderung den Ursachen entzogen werden. Im Gegentheil, was bei mehreren simultanen Merkmalen nothwendig war, wird bei mehreren successiven eben so nöthig seyn, und wir werden jedenfalls die Causalität und dann vielleicht mit näheren Bestimmungen, weil unter anderen Verhältnissen, wiederfinden. Wie jedoch der Begriff jetzt vorliegt, ist zweierlei, was der gewöhnliche Gedankenlauf fast immer mit ihm verbindet, ihm noch ganz fremd: die Beziehung auf die Zeitfolge und der Begriff des Thuns und Leidens.

Daß dem so ist, muß das Vertrauen in die Richtigkeit unserer Gedankenfolge eher stärken, als schwächen. Denn daß die Zeitfolge dem Verhältnisse der Ursache und Wirkung als solcher ganz unwesentlich ist, wurde schon da bemerkt, wo zuerst von ihm die Rede war (S. 80). Eine Ursache, welche eben jetzt keine Wirkung hervorbringt, ist keine Ursache; so fordert es der Begriff; und so haben wir ihn auch gefunden, indem wir Substanz und Ursache für das erscheinende Merkmal zugleich setzen mußten. Wenn man dennoch die Ursachen den Wirkungen und die Substanz den Ursachen vorauszusetzen fortfährt, so bezieht sich dies nur auf die Folge unserer Gedanken, und diese Succession ist eben so wenig ein Merkmal des Verhältnisses zwischen Substanz und Ursache, als etwa das den erscheinenden Merkmalen zu Grunde liegende Reale erst eines und dann vieles ist, weil wir es erst für jenes hielten und dann eine Vielheit desselben setzen mußten.

Viel fester, als die Zeitfolge, verknüpfen sich jedoch gewöhnlich mit dem Begriffe der Ursache die des Thätigen und des Leidenden; die Ursachen selbst werden geradezu und ganz im Allgemeinen als thätige Kräfte gedacht, so daß von einer Ursache zu sprechen, welche nicht Kraft sey, den Meisten ganz unmöglich dünkt. Dennoch fand sich bei näherer Un-

terſuchung, daß der Begriff des Thätigen und Leidenden, gleichviel ob die Urſachen unter dieſer Vorausſetzung auf Mechanismus oder Selbſtbeſtimmung zurückgeführt werden ſollen, mit den drückendſten Schwierigkeiten belaſtet ſey (S. 84 ff.). Vollends an ein Reales zu denken, welches urſprünglich und an ſich betrachtet Kraft ſey, d. h. welches für ſein eigenes Was (die Kraft) eines in oder außer ihm liegenden Beziehungspunktes bedürfe, wäre nach den Beſtimmungen des §. I. ein ſtarker Rückſchritt. Vielmehr zeigte ſich ſchon am Ende der propädeutiſchen Betrachtungen über den Begriff der Veränderung, daß der Begriff der Urſache nur in dem einzigen Falle haltbar ſeyn werde, wenn er ſich, jedoch ohne den Zuſatz eines aus ſich herausgehenden Thätigen und eines etwas Fremdes in ſich aufnehmenden Leidenden, als äußere Urſache denken laſſe. Und gerade ſo hat er ſich hier gefunden. Von einem Thun und Leiden iſt keine Spur zu finden, ſo ungern man auch die unmittelbare Berufung auf Kräfte aufgeben mag; dagegen war es nothwendig, für jede Wirkung, ſo weit wir bis jetzt davon haben ſprechen können, wenigſtens zwei Reale anzunehmen. Trotz dem wiſſen wir aber noch nicht das Geringſte darüber, wie denn die Wirkung zu Stande komme, oder, was eben ſo viel heißt, was das Zuſammen, der Sitz und die Bedingung der Cauſalität, nur irgend bedeute? Die Frage iſt dringend und dunkel genug; aber ihr Umfang greift ſchon über das Problem der Inhärenz hinaus. Die Wirkungen in der Sinnenwelt beſchränken ſich nicht auf das Beharren der Dinge; der größere Theil derſelben fällt unter den Begriff der Veränderung; und ſo führt uns dieſe Frage, die ſich aus dem bisher behandelten Problem erzeugt, ganz von ſelbſt zu einem neuen Probleme, von welchem zu erwarten ſteht, daß die aus ihm ſich ergebenden Folgerungen mit dem Bisherigen in Verbindung treten und uns weiter zu leiten im Stande ſeyn werden.

Werfen wir einen kurzen Blick rückwärts, ſo haben uns die erſten Schritte allerdings Mühe gemacht; aber wir durften ſie auch nur mit der äußerſten Vorſicht thun; denn es galt, den Schein zu durchdringen und in ein intelligibles Reich ein-

zutreten, um das zu finden, was den Erscheinungen zu Grunde liegen möge. Die Erfahrung selbst zwang uns ihre Grenzen zu überschreiten; auch was wir weiter zu suchen haben, wird immer wieder von der Erfahrung abhängen. Denn die gefundenen allgemeinen Bestimmungen, die Vielheit des Realen, das Zusammen, Substantialität und Causalität sind kein Tummelplatz für die beliebigen Spiele einer geschäftigen Einbildungskraft, sondern einsam, aber fest stehende Felsenspitzen, mit der Aussicht in eine dunkle Tiefe, welche auszufüllen nur die uns zugängliche Welt der Erscheinungen den Stoff herzugeben vermag und welche uns auch niemals möglich seyn wird weiter auszufüllen, als inwiefern die engen Grenzen der irdischen Erfahrung dies erlauben.

Drittes Capitel.

Von dem Probleme der Veränderung. Unterscheidung des scheinbaren und des wirklichen Geschehens.

§. V.

Das Problem der Veränderung, vermöge deren sich uns ein und dasselbe Ding durch eine Mehrheit wechselnder Bestimmungen darstellt, lag in der Frage: wie das veränderte Ding gleich seyn könne den verschiedenen Bestimmungen, durch welche es als identisch und als nicht identisch mit sich selbst gegeben wird? Heiße nun, um den einfachsten Fall anzunehmen, das Ding in seiner ersten Gestalt X, in seiner zweiten aus dieser hervorgehenden Y, so kann Y, als folgend aus X, nicht als das dem letzteren Vorauszusetzende angesehen werden. Nun repräsentiren X und Y dasselbe Ding; also ist X=Y. Aber X ist verschieden von Y, vermöge der Annahme der Veränderung. Was aus diesem Widerspruche folgt, ist bekannt durch die Methode. X kann nicht ein Einfaches, sondern muß ein Vielfaches seyn, welches zusammen =Y sey. Da nun dem X und Y als Dingen mit bestimmten, obwohl veränderten Merkmalen schon vermöge der Inhärenz ein vielfaches Reale

vorausgesetzt werden mußte, so schließt sich die Lösung dieses Problems durch die Erweiterung der Untersuchung über inhärirende und simultane Merkmale auf successive der des vorigen dergestalt an, daß die schon gefundenen Begriffe der Substantialität und Causalität auch hier sich nothwendig erweisen. Denn vermöge der Einheit des veränderten Dinges ist der Anfangspunkt der Vervielfältigung auch hier nur einer; Ein Reales ist die Substanz des Dinges, dieselbe für alle Merkmale, welche das Ding im Laufe der Veränderung annimmt. Die anderen Realen sind die Ursachen, nur mit dem, durch die Form der Erfahrung, den Wechsel der Merkmale nöthig werdenden Zusatze, daß X für jeden Fortschritt der Veränderung von Neuem oder wenigstens unter neuen Bestimmungen vervielfältigt, die Substanz jedesmal in einem Zusammen mit anderen Realen, mithin nunmehr als beharrend im Wechsel gedacht werden müsse. Das Kommen und Gehen der Ursachen ist also der eigenthümliche Zusatz, für welchen das Problem der Veränderung der Erkenntnißgrund ist.

Die Veränderung hat uns in den propädeutischen Untersuchungen hinreichend lange (S. 72—104) beschäftigt, daß hier im Zusammenhange der Wissenschaft selbst wenige Bemerkungen genügen müssen, um an das Gewonnene zu erinnern. Zweierlei, was wir als ausgemacht betrachten dürfen, bildet die Basis der vorliegenden Untersuchung: daß das veränderte Ding in dem Wechsel seiner verschiedenen Bestimmungen für dasselbe Ding gehalten wird, und daß der Begriff desselben widersprechend ist. Beides hängt auf das Genaueste miteinander zusammen. Wäre es nicht dasselbe Ding, welches sich uns jetzt durch diese, jetzt durch andere Merkmale kund gibt, verschwände dasjenige, was wir um der Complexion a b c d

willen zu setzen genöthigt sind, ganz, und träte an die Stelle desselben ein ganz Anderes, Neues, wäre es erlaubt, das Daseyn des Dinges zu zerbrechen und aus jedem Zusammenhange mit sich selbst herauszureißen, so möchte man sich wundern über die „Taschenspielerei" der Natur, welche uns in dem Wechsel des Daseyenden den Glauben an ein Beharrendes im Wechsel aufzudringen im Stande ist; ein Widerspruch wäre dann nicht vorhanden. Sobald aber, nicht etwa durch Reflexion über das Gegebene, sondern durch Beobachtung und Anschauung festgestellt ist, daß, während eines oder mehrere der Merkmale eines Dinges bleiben, andere wegfallen und vielleicht neuen Platz machen, daß die Dinge nicht verschwinden, sondern sich wirklich verändern, daß mithin der Wechsel nicht ihr Seyn, sondern ihre Qualitäten trifft, so ist auch in dem Begriffe des veränderten Dinges der Widerspruch mitgegeben, daß sein Was jetzt durch die Merkmale a b c d, jetzt durch die a b d e aufgefaßt werden, und es trotz dieser Nichtidentität doch dasselbe seyn soll. Denn zu sagen, die prätendirte Identität liege nur im Seyn, die gegebene Nichtidentität gehe auf das Was, hieße vergessen, daß ein Seyn ohne ein Was nur die Art der Setzung bezeichnet, und daß, wenn von einem Seyenden die Rede ist, dieses irgend Etwas seyn muß. Von einem und demselben Seyenden kann also nur unter Voraussetzung eines und desselben Was gesprochen werden. Dennoch vermeint die Erfahrung eben durch die Veränderung diese geforderte Identität, indem sie zugleich die Identität des Dinges, dessen Begriff ohne ein Was schlechterdings nichts bedeuten könnte, zu behaupten fortfährt. Aus demselben Grunde macht die Berufung auf die Succession der Veränderung den Widerspruch eben so wenig verschwinden, als die etwanige Distinction, die Gleichheit liege in den bleibenden (a b d), die Ungleichheit in den veränderten Merkmalen (c und e). Denn jene verschwindet von selbst, sobald es sich um den Begriff des veränderten Dinges, d. h. um die Frage handelt, was es sey; wo dann die früheren und späteren Bestimmungen offenbar gleichen Anspruch darauf machen, dieses Was anzunehmen; der Versuch der Trennung aber ist schon verboten,

sobald man erkannt hat, daß die Rede nicht von zwei Dingen ist, sondern von einem und demselben, welches sich als solches jeder Zertheilung widersetzt.

Mithin ist in dem Begriffe des veränderten Dinges wirklich ein Widerspruch gegeben und die Aufgabe ist, jenen so umzugestalten, daß er denkbar werde. Hierbei wollen wir für die allerersten Schritte die aus dem Probleme der Inhärenz gewonnenen Resultate bei Seite setzen, damit es nicht scheine, als wollten wir das, was bei einer andern Gelegenheit als nothwendig befunden wurde, hier durch Erschleichung benutzen. In der Anwendung der Methode aber werden wir uns, weil das Problem hier wie dort ein gegebener Widerspruch ist und somit derselben Behandlung unterliegt, bedeutende Abkürzungen erlauben dürfen, in der Voraussetzung, daß die frühere genaue Angabe jedes einzelnen Fortschrittes dem Leser noch in frischer Erinnerung sey.

Der Kürze wegen setzen wir also für die erste Complexion abcd kurzweg X, welches dasjenige Reale andeuten soll, welches um ihretwillen gesetzt wird. Zu dieser ersten kommt durch die Veränderung eine zweite abde, die wir ebenfalls als ungetheilt durch Y bezeichnen. Nun soll wegen der Identität des Dinges die Setzung von Y zusammenfallen mit der von X, so daß X=Y sey; wir sehen aber auch, daß dies unmöglich sey; daß mithin eines der Glieder vervielfältigt und dann die vielen zusammengefaßt werden müssen. Welches der beiden ist nun zu vervielfältigen? Dasjenige, welches zu dem anderen nur im Verhältnisse des Grundes, nicht der Folge stehen kann, d. h. dasjenige, welches sich als das dem andern Vorausgesetzte ankündigt. Dies ist in unserem Falle offenbar X, als dasjenige, aus welchem Y werden, zu welchem es hinzukommen solle; muß Eins von beiden, so kann nur jenes absolut gesetzt werden, indem das Gewordene unvermeidlich das Vorhandenseyn des zu verändernden Dinges voraussetzt. Also eine Mehrheit Realer, X+X+X+..., ist nothwendig, um zusammen gleich gesetzt werden zu können dem Y. Hiemit nun sind wir, ohne Rücksicht auf die Inhä-

renz, auf denselben Punkt gekommen, auf welchen uns jene geführt hatte; daher setzen wir unmittelbar hinzu: *Eines dieser Realen ist die Substanz, die übrigen die Ursachen*; und da jedes der Merkmale seine eigenen Ursachen verlangt, so wird mit specieller Rücksicht auf die Veränderung die Vervielfältigung für *jedes* der neu hinzutretenden Merkmale zu wiederholen seyn, während die Substanz für *alle* diese verschiedenen Gruppen dieselbe bleibt. Wo aber Merkmale verschwinden, da können auch nicht mehr dieselben Ursachen vorhanden seyn; mithin ist die Gemeinschaft, das Zusammen der Realen bald *vorhanden*, bald *nicht vorhanden*, wo wechselnde Merkmale als Wirkungen erscheinen.

Aus diesen allgemeinen Sätzen nun, die, sobald man dem Gange der Untersuchung mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, keiner weitläuftigen Beweisführung zu bedürfen scheinen, geht Folgendes hervor: das Problem der Veränderung treibt unser Denken abgesehen von dem der Inhärenz zu derselben Annahme der Vielheit der Realen und eines Zusammen derselben. Sind einmal diese beiden Begriffe gewonnen, so darf unmittelbar die Besinnung eintreten, daß die verschiedenen Complexionen, als deren Einheit das Ding sich darstellt, sich zu dem Einen Realen, worauf die Erfahrung durch jene hindeutet, gerade so verhalten, wie die Vielheit der Merkmale. War schon die Inhärenz einer Menge disparater Qualitäten in Einem Realen unbegreiflich, so ist es noch viel unbegreiflicher, wie das Eine Reale dazu komme, von sich selbst abzuweichen, aus sich herauszugehen und durch den successiven Wechsel seiner Merkmale, die ohnedies schon gespaltene Einheit seines Was in eine Reihe entgegengesetzter Bestimmungen und noch dazu *ohne alle Ursache* zu zersplittern. Was also bei der Inhärenz stattfand, wiederholt sich bei der Veränderung, die Nothwendigkeit, das veränderte Ding nicht mehr durch den Begriff Eines Realen, sondern den einer Vielheit realer Wesen aufzufassen.

Dadurch nun hat sich die Untersuchung über die Vielheit *simultaner* Merkmale ganz von selbst über die *successiver*

mit ausgedehnt. Betrachten wir mit dieser Beziehung auf die Inhärenz unser obiges X und Y noch einmal, so erinnern wir uns sogleich, daß X=abcd schon an sich auf eine Vielheit von Realen im Zusammen hinweist, und zwar so, daß sich daran die Begriffe der Substantialität und Causalität unvermeidlich knüpfen. Dasselbe gilt von Y; es verlangt als Complexion von Merkmalen, die auf das Seyende hindeutet, Vielheit des letztern, ein Zusammen, Substantialität und Causalität. Wären nun X und Y zwei verschiedene Dinge, so wäre damit die Untersuchung am Ende; aber X und Y sind zwei verschiedene Bestimmungen desselben Dinges, bei welchen noch überdies die Setzung der einen abhängig ist von der Setzung der andern. Folglich werden einige der vorausgesetzten Realen in beiden Gestalten dieselben seyn; diejenigen nämlich, welche als Ursachen der beharrlichen Merkmale anzunehmen sind; wenigstens aber Eins, welches wir die Substanz nannten. Die in beiden Complexionen verschiedenen Merkmale aber fordern das Hinzutreten anderer und immer wieder anderer Realen, als ihrer Ursachen, während das bloße Verschwinden eines Merkmales auf das Ausscheiden eines oder einiger Realen aus demjenigen Zusammen hinweist, in welchem es eben als Ursache sich befand. Indem daher beide Probleme unter einerlei Gesichtspunkt gefaßt werden, ist es gleichgeltend zu sagen: Man richte sich mit der von demselben Anfangspunkte ausgehenden Vervielfältigung von X und deren näheren Bestimmungen nach der Verschiedenheit der Merkmale, welche der Verlauf der Veränderung darbietet (wobei nicht behauptet wird, daß man sie vollständig wahrnehmen könne); oder: Man nehme, da man für die ursprüngliche Complexion, aus welcher die übrigen entstehen, schon eine Vielheit des Realen u. s. w. hat setzen müssen, zu derselben Substanz für jedes neuauftretende Merkmal neue Ursachen; das Gegentheil thue man, wenn Merkmale wegfallen.

Während mithin aus beiden Betrachtungen der dem Begriffe des Realen, wie es sich gebührt, vollkommen angemessene Hauptgedanke hervortritt: Ein Reales ist niemals und unter keiner Bedingung fähig, den Schein, gleichviel ob den behar-

renden oder den wechselnden zu tragen, ist zugleich das Causalitätsgesetz, d. h. die durch die widersprechende Form des Gegebenen selbst aufgedrungene Nothwendigkeit, Ursachen anzunehmen, ganz allgemein nachgewiesen. Ohne sie würde sowohl bei der Inhärenz, als bei der Veränderung die Verletzung der Identität in der Qualität des Realen unvermeidlich seyn. Nur tritt diese Verletzung bei der Veränderung auffallender hervor; daher jedermann den Satz: keine Veränderung ohne Ursache, ganz natürlich findet und das absolute Werden getrost den Philosophen überläßt; während der Satz: keine Substantialität ohne Causalität, schärfere Reflexionen verlangt, als bis zu welchen das gewöhnliche Denken in der Regel durchdringt. Da die Metaphysik ohnedies überall den Entschluß voraussetzt, nicht da stehen zu bleiben, wo das gewöhnliche Denken sich beruhigt, und in vielen Fällen geradezu eine entgegengesetzte Gedankenbewegung verlangt, als welche uns durch den psychologischen Mechanismus aufgedrungen wird, so möchte man fast einiges Gewicht darauf legen, daß hier die metaphysische Forschung auf einen Satz geführt hat, welcher mit der gewöhnlichen Ansicht, namentlich im Gegensatze zu den die Veränderung bald so, bald anders auf das absolute Werden zurückführenden Systemen, vollkommen übereinstimmt. Der Grund dieser Uebereinstimmung liegt freilich nur in den Umstande, daß auch das gewöhnliche Denken, welches sich vielleicht eines von aller Speculation unberührten Empirismus rühmt, hier unabsichtlich und unwillkürlich einen nothwendigen Fortschritt in den Begriffen vollzieht. Deshalb ist auch nicht zu hoffen, daß die Trägheit im Denken sich dadurch plötzlich wird bekehren lassen; wenigstens pflegt unmittelbar neben der Annahme äußerer Ursachen der Selbstbestimmung und neben beiden der Annahme thätiger Kräfte eine Geltung eingeräumt zu werden, welche zuzugestehen schon auf die nöthige Wachsamkeit im Denken völlig Verzicht thun heißt. Dabei wollen wir keineswegs leugnen, daß gerade hierin noch Schwierigkeiten und zwar nicht die kleinsten verborgen liegen; indessen gerade sie ist man selten geneigt als

solche anzuerkennen, und um sie wenigstens uns selbst fühlbar zu machen, möge noch Folgendes als Vorbereitung dienen.

Die nähere Bestimmung, welcher wir hier das Verhältniß zwischen Substanz und Ursache unterworfen gefunden haben, liegt in dem Kommen und Gehen der Ursachen. In dieser Beziehung kann nunmehr mit Recht gesagt werden, daß die Substanz im Wechsel beharre. Jedenfalls liegt aber darin, daß die realen Wesen bald zusammen bald nicht zusammen sind. Enthält denn nun etwa dieser Satz eine Schwierigkeit? Ist es dem Realen als solchem wesentlich, entweder zusammen oder nicht zusammen zu seyn, oder gehört die Verbindung zu dem eigenen Was wenigstens einiger Realen, während vielleicht andere eine solche Verbindung schlechthin ausschlagen? Keines von beiden erlaubt der Begriff des Realen auch nur mit dem mindesten Scheine der Berechtigung zu behaupten. Vielmehr liegt es in ihm, daß das Reale, in sich reif und fertig, durchaus keines andern bedarf; es steht für sich und ist als absolut Gesetztes durchaus nicht nothwendig gebunden an irgend welche Beziehungen zu einander, sondern das Zusammen und das Nichtzusammen sind dem Realen selbst gleich zufällig *).

*) Obgleich bei der Allgemeinheit, mit welcher dieser Satz hier ausgesprochen werden muß, Mißverständnisse wenigstens möglich sind, so bedarf doch der Gedanke kaum einer Widerlegung, als werde dadurch die Gesammtheit alles dessen, was ist und geschieht, für eine Reihe von Zufällen erklärt, da ja, so weit der Causalitätsbegriff reicht, der Zufall schlechthin ausgeschlossen ist; sondern es kann dadurch nichts anderes gesagt werden sollen, als daß in dem Begriffe eines jeden der Realen für sich kein Grund liegt, es im Zusammen mit irgend einem andern Realen zu denken. Nicht das Reale, sondern die Erfahrung fordert das Zusammen; trotz der Zufälligkeit des letzteren kann also unter gegebenen Bedingungen jedes bestimmte Zusammen und somit jedes bestimmte Geschehen nothwendig, obwohl deshalb noch nicht Folge einer blinden Vorherbestimmtheit, eines Fatums seyn, und eben so wenig verbietet etwas den Gedanken, daß diejenige Verbindung des Realen, aus welcher die uns umgebende Welt gerade so, wie sie vorliegt, nothwendig hervorgeht, absichtlich geordnet und nicht das Werk des Schicksals, sondern der Vorsehung sey.

Das Kommen und Gehen der Ursachen macht also keine Schwierigkeit. Aber dicht daneben liegt sie. Zuerst nämlich behaupten wir mit dem Kommen und Gehen der Ursachen, daß vor und nach der Veränderung das Zusammen ein verschiedenes sey. Darin liegt eine Zeitbestimmung. Nun ist zwar auch jetzt noch kein Grund vorhanden, diese als ein Merkmal des Causalverhältnisses selbst zu betrachten; im Gegentheil fällt sie als überflüssig voraus, sobald man eben nur den Begriff dieses Verhältnisses festhält und sich besinnt, daß nicht die Succession der Erscheinungen, sondern lediglich die Verletzung der Identität des Realen der Grund war, welcher die Begriffe der Substantialität und Causalität zu erzeugen gebot. Demohnerachtet kann die Zeitbestimmung, obwohl hier überflüssig, nicht überhaupt ignorirt werden; sie gehört zwar nur der gegebenen Erscheinung an, aber für diese ist sie auch eine wesentliche Bestimmung. Die Zeit ist zwar ein leeres Nichts, eine bloße Form der Zusammenfassung, welche ohne Etwas, was da zusammengefaßt wird, nur den Werth einer Abstraction hat; dennoch scheint das Gegebene oder wenigstens wir selbst in der Auffassung desselben unvermeidlich an sie gebunden. Und deshalb wird die Frage, inwiefern und warum wir einer solchen Form der Zusammfassung bedürfen, die an sich nichts ist, und dennoch an das Seyende als ein Prädicat, nicht seiner selbst, sondern seiner Gemeinschaft, sich unvermeidlich anheftet? — wohl der Gegenstand einer eigenen Untersuchung seyn müssen.

Zweitens, da die Zeit von dem Causalverhältnisse ausgeschlossen ist und folglich das scheinbare Geschehen in ihr nicht unmittelbar auf das bloße Zusammen zurückgeführt werden kann, so tritt die ungelöste Frage, auf welche uns die Inhärenz und die Veränderung gleichmäßig geführt hat, um so dringender hervor: was denn nun das Zusammen und die an dasselbe, als die formale Bedingung geknüpfte Causalität bedeute? was im Gegensatze des scheinbaren Geschehens wirklich geschehe?

Durch diese beiden Fragen nun, die zwei ganz verschiedenartige Untersuchungen bezeichnen, ist mitten in der Meta-

physik eine Grenzscheide entstanden und der nächste §. mag dazu bestimmt seyn, uns über das, was diesseits und jenseits derselben liegt, noch bestimmter zu orientiren.

§. VI.

Die durch das Kommen und Gehen der Ursachen geforderte Unterscheidung des scheinbaren und des wirklichen Geschehens ist deshalb der Ausgangspunkt zweier verschiedener Untersuchungen, weil einestheils alle Causalbegriffe, welche von dem Geschehen in Raum und Zeit hergenommen sind, auch nur zu diesem passen und das wirkliche Geschehen nicht zu erreichen im Stande sind, anderntheils aber irgend etwas nicht blos scheinbar, sondern wirklich geschehen muß, weil außerdem auch nichts *scheinen* könnte zu geschehen. Während nun jene Untersuchung einestheils die Form der Zusammenfassung, in welche irgend ein Zuschauer das Reale vereinigen würde, zum Gegenstande, und somit die synechologischen Fragen, deren Ziel die Erklärung der Materie, als eines räumlich Bestimmten, so wie des ganzen scheinbaren Laufes der Begebenheiten ist, zu beantworten hat, anderntheils aber wegen der in dem Scheine liegenden Hindeutung auf ein Subject, *welchem* der Schein erscheine, eine Ergänzung durch die Eidolologie erfordert, gehört die Frage: was, da wirklich etwas geschehen muß, dem Realen geschehen könne und wirklich geschehe? eben deshalb der Ontologie an.

Obgleich wir von Anfang an gar keine andere Absicht hatten, als die, den von der Erfahrung uns gegebenen Stoff des Nachdenkens allmälig zu verarbeiten und auf diese Weise ein System von Gedanken zu gewinnen, durch welche uns die

Erfahrung begreiflicher würde, als wir sie vor der metaphysischen Umbildung der Begriffe gefunden hatten, so haben wir doch durch die Schlußbemerkung des vorigen §. gesehen, daß durch die Resultate unserer Untersuchungen selbst uns neue Fragen und Aufgaben zuwachsen, über welche wir, so lange wir blos unseren gewohnten Gedankenkreis einer kritischen Prüfung unterwarfen, im Allgemeinen nichts vermuthen konnten. Zwar der Verlegenheit, in welche uns der Begriff der Veränderung bei der Unhaltbarkeit aller Versuche, sie so oder anders zu denken, setzte, mußte es hinlänglich fühlbar machen, daß die Bestimmung dessen, was geschieht, d. h. die Bedeutung des Causalverhältnisses, Schwierigkeiten darbiete, welchen man gewöhnlich durch ein Schwanken zwischen verschiedenen Causalitätsbegriffen zu entgehen sucht. Dennoch kann die Frage nach derselben erst jetzt, nachdem wir den Begriff des Realen mit der nöthigen Strenge festgestellt haben, mit hinlänglicher Bestimmtheit hervortreten.

Diese Bestimmtheit liegt nämlich zunächst darin, daß wir jetzt Rechenschaft zu geben vermögen über die Art, wie wir sie nicht beantworten dürfen, sowie über die Bedingungen, unter welchen allein sie ihre Antwort wird finden können. Was nun die Begrenzung der Frage auf ihr eigenes Gebiet anlangt, so bedarf der Satz: alle gewohnten Causalitätsbegriffe sind auszuschließen, denn keiner derselben verträgt sich mit dem Begriffe des Realen, hier noch einer kurzen Nachweisung.

Zuerst also ist von Allem zu abstrahiren, was in das Gebiet des räumlichen und des zeitlichen Geschehens gehört. Bisher haben wir immer nur von der Zeit gesprochen, weil, wie bemerkt, die Succession der Veränderung die unmittelbare Veranlassung gibt, das Geschehen selbst in eine Zeitreihe auszudehnen und die Ursachen den Wirkungen der Zeit nach vorauszusetzen. Jetzt muß es erlaubt seyn, auch den Begriff des Raumes, der ohnedies der Zwillingsbruder der Zeit ist, zu erwähnen. — Und warum muß das erlaubt seyn? Weil wir ohnedies in Beziehung auf das materielle Daseyn noch vom Raume zu sprechen haben werden, und weil außerdem wirklich der Raum mit dem Geschehen in Verbindung

gesetzt wird. Jenes nun mag hier dahingestellt bleiben; wohl aber erinnern wir uns, daß man von Wirkungen in die Ferne (actio in distans) als einer besondern Art von Wirkungen spricht und daß die Annahme bewegender Kräfte nicht blos der Physik, sondern auch der Philosophie hat zur Brücke dienen müssen, um über das Problem der Materie hinwegzukommen und für die Gesetze der Bewegung den nöthigen Beziehungspunkt zu gewinnen. Aber schon die Bemerkung, daß die Wirkungen in die Ferne sammt den bewegenden Kräften höchstens eine besondere Art des Geschehens sind, und daß neben der Veränderung der Stellung und der Lage auch die Veränderung der Qualitäten unter den Begriff des Geschehens fällt, muß uns warnen, das Geschehen auf den Raum und die Bewegung zu beschränken. Im Gegentheil muß jede Frage nach dem Raume hier ganz fern gehalten werden; denn wir reden von dem unräumlichen Realen und dem eben so unräumlichen Zusammen desselben; was hier, also abgesehen vom Raume, geschieht, wollen wir wissen; so räthselhaft es auch seyn mag, wie das Reale einen Raum besetzen oder in ihm ohne das Zusammen wirken könne. Nicht also abgelehnt, sondern zurückgelegt soll die Frage werden; sie läßt sich nicht hier beantworten, weil sie nicht den Fragepunkt trifft, der uns hier vorliegt. Daher es auch nicht thunlich ist, nach Anleitung des §. der Synechologie und Eidolologie durch ausführliche Erläuterung vorzugreifen; indem wenigstens soviel von selbst klar ist, daß eben deshalb, weil Raum und Zeit für das Reale als solches schlechthin nichts bedeuten, ihre Bedeutung nur dem Zuschauer etwas gelten könne.

Wir fragen also Zweitens: was kann denn das Geschehen, abgesehen von räumlichen und zeitlichen Bestimmungen, für das Seyende bedeuten? Messen wir zu diesem Zwecke die uns früher bekannt gewordenen Begriffe an dem des Realen, so zeigt er sich allen gleich unzugänglich. Die Qualität des Realen ist schlechthin einfach; denkt man nun das absolute Werden ursprünglich in das Seyende hinein, so kommt dadurch in den Begriff desselben offenbar eine Vielheit von Bestimmungen, welche gleichen Anspruch machen als Antwort auf

die Frage zu dienen, was es sey; und das würde eben heißen, die ursprünglich als einfach gesetzte Qualität sey nur mit dem Vorbehalte gesetzt gewesen, im Falle einer Veränderung als die wahre Qualität wieder zurückgenommen zu werden. Denkt man das Reale als sich selbst bewirkend, so kommt der Begriff der causa sui zum Vorschein, welcher nicht gestattet, das Was des Realen weder durch das, was es als bloße Ursache seiner selbst, noch durch das, was es als bloße Wirkung seiner selbst sey, allein zu denken, und folglich in keinem von beiden, weil beides sich gegenseitig voraussetzt, den Punkt der absoluten Setzung darbietet. Das Reale als nicht wirkend gedacht, wäre die bloße Möglichkeit des Geschehens und Werdens; als gewirkt ein Product seiner selbst, als des Producirenden, als welches es eben noch nicht ist; als noch wirkend schwebt es zwischen der Möglichkeit und der Wirklichkeit; in keinem dieser Fälle kann ihm die Realität so beigelegt werden, daß es bei der absoluten Setzung sein Bewenden habe. Auch von dieser Seite stößt es das Geschehen aus und alle die bildlichen Ausdrücke, durch welche man die in den Systemen vorherrschende Mischung aus absolutem Werden und Werden durch immanente Ursachen dem sinnlichen Vorstellen nahe zu legen sucht, indem man von einer Manifestation, Entfaltung, Diremtion des Seyns, einer Abspiegelung, einem Scheinen des Realen in sich selbst, einem Progreß und Egreß desselben, einem Uebergange des Idealen ins Reale, des Unendlichen ins Endliche sammt dem entsprechenden Regreß bald so bald anders spricht, sind für ein auf den strengen Begriff des Realen gestütztes Denken vollkommen bedeutungslos. Das Reale geht weder aus sich heraus, noch in sich hinein, weder über noch außer sich, es ist in ihm keine Tendenz, kein Streben, kein Drängen und Treiben etwas anderes zu werden, als es ist; es steht und ruht, und alle und jede Verhältnißbegriffe sind, so lange von jedem der Realen für sich die Rede ist, gleich unfähig, sein Was zu bezeichnen. Daher die offene und strenge Erklärung: „Wir wollen nicht Theil nehmen an der gemächlichen, aber nicht scharfsinnigen Art zu philosophiren, die sichs leicht macht die Natur zu erklären, indem

sie bestochen von der Erfahrung, überall wachsende Keime erblickt, die ein Mannigfaltiges verhüllen, und aus sich hervortreiben. Das ist nicht Metaphysik, sondern verlarvter Empirismus"*).

Der Begriff der äußeren Ursachen ist noch übrig, welchem wir uns allerdings in so weit genähert haben, als wir einsahen: wenn in dem einen Realen etwas geschieht, so gehört dazu die Verbindung mit wenigstens Einem andern Realen als der Ursache. Aber wir müssen noch einmal fragen, was thut denn nun das Eine Reale dem andern? was leidet dieses von jenem? Diese in unserem gewohnten Gedankenkreise tief wurzelnden Begriffe haben sich jetzt nur ungern einige Schritte zurückgezogen; jetzt scheinen sie in der That weiter zurückweichen weder zu wollen noch zu können. Denn es sey zusammen das Quale a mit dem Quale b und es thue keines von beiden etwas, so geschieht nichts, und es leide keines von beiden etwas, so geschieht auch nichts und es bleibt alles beim Alten. Gesetzt, wir müßten das zugeben, so würden wir doch fragen dürfen, was das Eine thun, das Andere leiden könne? das Quale a, einfach und abgeschlosse, wie es ist, ist eben so unfähig, das Quale b in sich zu beherbergen, als dieses einer solchen Herberge bedürftig ist. Oder wo sind, wie schon Leibnitz fragte, die Fenster und Thüren, durch welche ein fremdes Was in die Realen hineinkommen oder das eigene aus ihnen herausgehen könnte? wo ist die Möglichkeit eines influxus physicus, der ein Reales dazu bringen könnte, von sich selbst abzuweichen und seine eigene Qualität mit der eines andern zu vertauschen? Oder wenn wir zu der prästabilirten Harmonie Leibnitz's unsere Zuflucht nehmen wollten, vermöge deren jedes der Realen, innerlich ausgestattet mit ursprünglichen Kräften und Tendenzen, ein Spiegel der Welt ist**) und

*) Herbart Metaphys. Bd. I, S. 215. Damit vergleiche man die ebendas. Bd. II, S. 162 aufgeworfene Frage: „Hilft es denn etwas, wenn man die gegebene Sinnenwelt durch eine erdichtete Sinnenwelt vermehrt?"

**) Streng genommen ist dieses von Leibnitz selbst gebrauchte Bild falsch; die Monaden sind nur ihre eigenen Spiegel; für das, was nicht

gemäß seiner Beschaffenheit und seinem Standorte von den Veränderungen der übrigen Monaden, also von der Gesammtheit des Geschehens eine Kunde nicht sowohl erhält, als ursprünglich hat, so treibt uns das zurück entweder in die immanenten Ursachen oder ins absolute Werden und man würde uns mit vollem Rechte erinnern, daß unsere Realen ursprünglich weder Kräfte noch Tendenzen haben und auf diese Weise nicht einmal in eine ideale Verbindung gesetzt werden können.

Durch alles dieses sind wir nachdrücklich genug an die Verlegenheit erinnert, in welcher wir uns wirklich befinden. Weder die inneren, noch die äußeren Ursachen wollen passen zum Begriffe des Realen; wir sehen mit einem Worte, daß das Geschehen dem Seyn incommensurabel, daß die einfache Qualität, durch welche wir das Seyende zu denken haben, unfähig ist, als einfach eine Veränderung auf sich zu nehmen. Aus ihr, der einfachen kann nichts folgen, und die Schwierigkeit, in welche wir uns verwickelt finden, kann nicht passender bezeichnet werden, als mit den Namen einer „qualitativen Atomistik" *). Denn so wie die materiellen Atome, „zwar ihre Lage und Mischung wechseln, aber nicht in einander eingreifen können, sich nicht zu Systemen verknüpfen lassen, in welchen wirklich etwas geschähe, sondern nur zu Summen, Haufen, Aggregaten, deren ganze Zusammensetzung nicht in ihnen selbst, sondern blos im zusammenfassenden Denken liegt, so scheint gerade dasselbe bevorstehen zu müssen, sobald man die Qualität eines jeden Realen für völlig einfach erklärt; alles ist dann todt und öde, man sieht keine Natur," kein Leben, kein Bewußtseyn, keinen Geist!

Wollten wir nun demohngeachtet behaupten, daß überhaupt in Wahrheit nichts geschehe, daß alles Geschehen nur Schein sey, so wäre diese Behauptung wenigstens nicht unerhört neu; die Eleaten so gut, wie Kant sprachen sie geradezu aus;

---

sie selbst sind, ist ihre Oberfläche blind; von außen tritt kein Bild in sie herein.

*) S. Herbart Metaphys. Bd. I, S. 192—197, 442—445. Bd. II, S. 114.

jene, indem sie den Muth hatten, ihr schlechthin einfaches und unterschiedsloses Eins, welches man sehr mit Unrecht mit dem pantheistischen Gott der Neuern identificirt, allein für den Gegenstand des Wissens und alles Reden von der Veränderung für trügerischen Wortschmuck zu erklären; dieser, indem er die Causalität selbst als bloße Regel der Zeitfolge dachte, welche als bloße Form unseres Vorstellens durchaus keinen Schluß auf die Objectivität des Geschehens gestatte. Beide aber vergaßen, daß, wenn nicht wirklich etwas geschähe, auch nichts zu geschehen scheinen könnte; und daß, weil das letztere der Fall ist, auch die Bedeutung nachgewiesen werden müsse, welche dem wirklichen Geschehen zukommt. Denn zugegeben, die Annahme der Veränderung sey bloße und noch dazu eine falsche Vorstellung, welcher in dem Realen an sich nichts entspreche, so ist doch diese Vorstellung nicht immer gleichmäßig vorhanden, sondern der allgemeine Begriff derselben bekommt durch die bestimmte Verschiedenheit der angenommenen Veränderungen in jedem besondern Falle einen besonderen Inhalt. Zum mindesten würde also dieser innere Wechsel in dem die Veränderung sich einbildenden Subjecte ein wirkliches Geschehen voraussetzen. Und was in diesem Falle gilt, das gilt, weil wir es hier noch gar nicht mit den idealistischen Fragen zu thun haben, überall, wo ein scheinbares Geschehen gegeben ist, und mit demselben Nachdrucke, mit welchem der Satz: wie viel Schein, so viel Hindeutung aufs Seyn, uns in die Metaphysik hineintrieb, treibt uns die in dem Scheine der Veränderung enthaltene Hindeutung auf ein wirkliches Geschehen in ihr vorwärts. Hierin liegt allerdings das ganz unumwundene Geständniß, daß, wenn nicht die Erfahrung das Motiv des Fortschrittes enthielte, wir durchaus keine Befugniß haben würden über die bis jetzt entwickelten Begriffe hinauszugehen; aber eben weil sie es enthält, würde es gegen unsere eigenen Grundsätze seyn, ihm nicht nachzugeben.

Wir dürfen also als die beiden festen Punkte, von welchen die folgende Untersuchung auszugehen hat, die Sätze betrachten: es muß irgend etwas wirklich geschehen, und: die

einfache Qualität des Realen als einfach ist für das Geschehen unmittelbar unzugänglich. Die Frage aber, die uns vorliegt, ist, da das wirkliche Geschehen doch auf irgend eine Weise das Reale selbst treffen soll, die: wie man sich die Qualität der Realen werde zu denken haben, wenn aus dem Zusammen derselben eine Folge hervorgehen soll, welche ursprünglich nicht in ihnen liegt? Die Frage ist so beschaffen, daß sie ganz von selbst an das Ende der Erörterungen über §. II. erinnert; und die Antwort: man kann die Qualität nicht als einfach, sondern man muß sie als zerlegt in eine Vielheit, d. h. durch die zufälligen Ansichten auffassen, tritt fast schneller hervor, als es für die Vorsicht, mit welcher dieses Hülfsmittel des Denkens angewendet werden darf, wünschenswerth ist. Hat indessen dieser Ausweg sich dem Leser von selbst geöffnet, so ist dadurch das Verständniß des folgenden Capitels gesichert, dem es vorbehalten ist, zu entwickeln, welche neuen Begriffe aus der Beantwortung der vorgelegten Frage hervorgehen werden.

Viertes Capitel.

Deduction des Begriffs der Selbsterhaltung der realen Wesen als des wirklichen Geschehens.

§. VII.

Die Anerkenntniß, daß irgend etwas wirklich geschehen müsse einerseits, und die Unmöglichkeit durch die einfache Qualität des Realen dieses Geschehen unmittelbar zu begreifen andrerseits, in Verbindung mit der Voraussetzung des Zusammen der realen Wesen als der formalen Bedingung der Causalität, nöthigt den einfachen Qualitäten der Realen die ihrem Verhältnisse zu anderen Realen entsprechenden zufälligen Ansichten zu substituiren. Gesetzt nun, es seyen zwei Reale von entgegengesetzter Qualität zusammen, so wird sich auch in den von ihnen zu fassenden zufälligen Ansichten etwas verhalten, wie Ja und Nein. Daraus würde für die bloßen Begriffe folgen, daß die entgegengesetzten Theile der zufälligen Ansichten sich gegenseitig aufheben, und daß das wirkliche Geschehen in einer wenigstens partiellen Störung der ursprünglichen Qualität bestehe. Aber die Theile der zufälligen Ansichten sind keine Theile

der realen Wesen; jedes der Wesen ist, was es ist. Der Begriff des Seyns, welcher zu den Begriffen, die auf Störung führen würden, hinzutritt, weist diese zurück; was von denselben übrig bliebe, hätte für sich gar keinen Theil mehr an der Beziehung aufs Seyn. Das Entgegengesetzte hebt sich mithin nicht auf, sondern „durch das, was von der Negation nicht getroffen wird, in jedem der Wesen, bleibt das Wesen selbst; also auch das, was die zufällige Ansicht als von ihr getroffen darstellen würde." Folglich erhält sich jedes der Realen als das, was es ist, gegen die Störung durch ein anderes, welche erfolgen sollte, aber nicht erfolgen kann, und der Begriff der Selbsterhaltung, als des Zustandes, durch welchen das Reale gegen das Entgegengesetzte besteht, ist der Ausdruck für das, was in jedem Realen wirklich geschieht.

Die Erläuterung dieses §. mag mit der Zurückweisung auf eine frühere Bemerkung beginnen, daß der strenge Begriff des Realen der tiefste Punkt sey, bis zu welchem die Metaphysik unser Denken hinabtreibt und daß alle folgende Bewegungen desselben zum Ziele haben, aus der Tiefe aufwärtssteigend sich der Oberfläche der Erscheinungen zu nähern. So wie nun dem Realen selbst keinerlei Art von Turgescenz inwohnt, welche es aus sich heraus in die Erscheinungen treiben könnte, so ist auch der Begriff desselben für unser Denken kein elastischer Boden, auf welchem angelangt wir etwa unwillkürlich in die Höhe geschnellt würden, sondern er würde es an sich betrachtet sehr wohl vertragen, daß wir die Wissenschaft mit seiner Entwickelung abschlössen. So wie wir aber ohne das Gegebene keine Veranlassung gehabt haben würden, bis zu ihm hinabzusteigen, so durften wir auch nicht vergessen, daß wir unsere übrigen Begriffe vom Gegebenen mit in diese Tiefe hinabgenommen haben und daß sie es sind, welche ein fort-

gesetztes Denken nothwendig machen. Die Gewalt nun, mit welcher uns die Erfahrung vorwärts treibt, indem sie ein Geschehen fordert, welches für das Seynde selbst, nicht blos für den Zuschauer etwas bedeuten soll, fühlbar, und die Wege, auf welchen vorwärts zu schreiten der Begriff des Realen verbietet, sichtbar zu machen, war der Zweck des vorigen §., durch welchen die Sätze, von denen der vorliegende ausgeht, hinlänglich vorbereitet sind, um sie sogleich als zugestanden voraussetzen zu dürfen.

1) Obgleich es nämlich seine vollkommene Richtigkeit hat, daß die ursprüngliche Qualität des Realen einfach ist, so wissen wir doch auch, daß es nicht nothwendig sey, sie als schlechthin einfach zu denken. Wir erinnerten uns der zufälligen Ansichten, durch welche das Bild, das bloße Was der Realen in eine beliebige Vielheit zu zerlegen wenigstens erlaubt ist (§. II.). Ja, noch mehr: wir befinden uns hier gerade in demselben Falle, in welchem die Anwendung dieses erlaubten Mittels nothwendig wird. Denn da irgend ein Geschehen sich nur dann ereignen kann, wenn die Realen zusammen sind, so kann in dieser Hinsicht das Was des Einen gar nicht anders, als in Beziehung auf das des andern, also durch eine ihm selbst zufällige Ansicht aufgefaßt werden (S. 200). Ueberdies soll aus dem Zusammen eine Folge hervorgehen, welche in keinem einzelnen Realen für sich liegt (S. 203), und es kommt also darauf an, dieses Hülfsmittel im Denken wirklich anzuwenden, und zu sehen, wohin und wie weit es führt.

Nun geht der §. von dem Zusammen zweier Realen von entgegengesetzter Qualität aus, also weder vollkommen gleicher, noch disparater. Wir wollen die Frage, warum gerade diese Annahme gewählt worden ist, jetzt noch dahingestellt seyn lassen; genug wenn es, obgleich weder die Qualitäten der Realen selbst, noch deren zufällige Ansichten bekannt sind, deutlich ist, daß unter obiger Voraussetzung die denselben entsprechenden zufälligen Ansichten so ausfallen müssen, daß eines oder mehrere Glieder derselben den Gegensatz zwischen den Qualitäten repräsentiren. In ihnen selbst wird sich also irgend ein,

dem Begriffe nach unterscheidbarer, wenn auch nicht in Wahrheit abtrennbarer Theil wie Ja und Nein verhalten.

Wir denken mithin die Qualität von A durch die zufällige Ansicht $a+b+\alpha$, die von B durch $c+d-\alpha$. „Also steckt doch in dem angeblich rein positiven B ein negativer Theil, $-\alpha$? und die Behauptung seiner rein positiven Qualität ist entweder falsch oder die zufällige Ansicht illusorisch!" Es ist kaum zu fürchten, daß dieser Einwurf ernsthaft werde erhoben werden, sobald man sich bei einer frühern Gelegenheit darüber klar geworden ist, wie Negationen in die Begriffe kommen, durch welche wir etwas in seiner Beziehung auf ein anderes auffassen, ohne daß das Aufgefaßte selbst deshalb etwas Negatives enthält oder ist (S. 190 ff.). Der Gegensatz und die ihn ausdrückende Negation ist nicht in Einem von beiden für sich, sondern zwischen beiden; daher nur relativ. Mit demselben Rechte hätten wir die obigen Ansichten so stellen können: $A=a+b-\alpha$, $B=c+d+\alpha$, ohne daß deshalb A jetzt weniger positiv wäre, als vorhin. Es ist ja wohl bekannt genug, daß für den, der seine Schulden als positive Größe betrachten will, nothwendig wird, seinen wirklichen Besitz als negativ anzusehen und umgekehrt; daß, wenn man die Fortschritte nach der Richtung rechts als wirkliche Fortschritte, also als positiv betrachtet, die Fortschritte nach der Richtung links Rückschritte, also negativ werden und ebenfalls umgekehrt, und wer auch nur diese Beispiele mit dem vorliegenden Falle vergleicht, wird die Qualität selbst, von welcher eine Ansicht mit negativen Gliedern gefaßt wird, für negativ zu halten nicht in Versuchung kommen.

Die wichtigere Frage ist vielmehr, was geschehen wird, wenn wir $a+b+\alpha$ mit $c+d-\alpha$ zusammenfassen? Sieht man hierbei auf das bloße Verhältniß der Begriffe, so folgt ohne Zweifel, daß $+\alpha$ und $-\alpha$ sich aufheben; was übrig bleibt, würde zusammengefaßt die Größe $a+b+c+d$ ergeben. Also allgemein: Werden die zufälligen Ansichten blos den Begriffen nach betrachtet, so heben sich die entgegengesetzten Theile derselben auf und für die Zusam-

menfassung bleiben nur diejenigen übrig, welche von dem Gegensatze nicht getroffen werden.

So unvermeidlich nun auch diese Folge scheint, so ist doch hier eine zu wichtige Stelle, als daß wir uns nicht fragen müßten, ob wir denn auch alle Begriffe, welche beachtet zu werden verlangen, wirklich beachtet haben. Denn was kann die Formel a + b + c + d für die realen Wesen A und B nur irgend bedeuten? Ist diese Folge wohl fähig, das wirkliche Geschehen auszudrücken? Liegt denn in A und B wirklich ein abgesonderter Theil α, der, sich gegenseitig wie + und — verhaltend, sich auslöschen könnte, ohne daß das Uebrigbleibende ganz unfähig geworden wäre, durch den Begriff des Seyns gedacht zu werden? — Hoffentlich weisen diese Fragen deutlich genug darauf hin: daß zu den Begriffen, welche auf Störung der realen Wesen durch einander führen, (denn mit diesem Ausdruck wollen wir die gegenseitige Aufhebung der Qualität bezeichnen), der Begriff des Seyns, der absoluten Position kommt, der uns verbietet, demjenigen, was von A und B, die gar nicht aus Theilen bestehen, übrig bliebe, noch irgend eine Bedeutung für die Realen zuzuschreiben. Das heißt: wir müssen die obige Folge zurücknehmen; es ist falsch, daß die Störung, welche dem bloßen Begriffe nach erfolgen sollte, wirklich erfolgt, falsch, vermöge der absoluten Position, durch welche die Realen gedacht werden sollen und nicht gedacht werden könnten, wenn in ihnen ein trennbarer Theil vorhanden wäre, welcher vernichtet werden könnte, ohne daß das Reale aufhörte zu seyn.

Also wird wohl, weil das Entgegengesetzte unzertrennlich verbunden ist mit dem Nichtentgegengesetzten, das eine Quale durch das andere ganz vernichtet werden? Wir müssen sogleich fragen: welches von beiden? denn A verhält sich zu B nicht anders, als B zu A; der Gegensatz ist nur zwischen ihnen. Es wäre mithin gar kein Grund vorhanden, warum mehr A, als B vernichtet werden sollte und umgekehrt; sondern weil der Gegensatz beiden gilt, müßte auch die Vernichtung beide treffen. Den Ungedanken jedoch, daß weder A noch B etwas, sondern jedes nur die Verneinung des andern,

also nichts weiter, als Nichts — seyen, wird schwerlich jemand mit dem Begriffe des Realen auch nur im geringsten vereinbar finden; und zu sagen, das eine zwar sey positiv, aber das andere blos das Negative dieses Positiven, so daß jenes durch dieses vernichtet werde, hieße ebenfalls sagen, dieses sey ein blos Negatives, kein Reales, folglich Nichts, und doch diesem Nichts den Grund zuschreiben, daß Etwas (das andere Reale) Nichts werde.

Folglich heben die Realen sich weder ganz noch zum Theile auf. — Wozu nun, wird man fragen, hat die Einführung der zufälligen Ansichten geholfen, da der Begriff des Seyns es verbietet, die Folge, welche aus deren Zusammenfassung hervorgehen sollte, als den Ausdruck des wirklichen Geschehens anzuerkennen und uns die offene Stelle, welche die zufälligen Ansichten bieten zu wollen schienen, um in das Innere der Realen zu sehen, unerbittlich wieder verschließt? Die Antwort auf diese Frage ist jedoch nicht schwer. Denn dieser ganze Proceß des Denkens hat uns allerdings wenigstens zu dem Begriffe der Störung verholfen, welche erfolgen würde, wenn sie könnte; in ihm haben wir einen Durchgangspunkt für das Denken gefunden, der uns fast unmittelbar an das Ziel selbst geführt hat. Denn wenn die Störung in Wahrheit nicht erfolgt, obwohl sie erfolgen sollte, so heißt das eben nichts anderes, als: die Realen bestehen wider einander als solche, welche sie sind, und dieser Widerstand gegeneinander, der jedenfalls ein Zustand jedes einzelnen ist, die Selbsterhaltung, ist der mit dem Begriffe des Realen allein vereinbare Ausdruck für das, was wirklich geschieht.

2) Nachdem wir nun diesen Begriff, welchen seine metaphysische Wichtigkeit dem des Realen fast gleichstellt, durch eine Bewegung des Denkens erreicht haben, bei welcher jeder einzelne Fortschritt durch die Angabe der Gründe vollständig motivirt worden ist, so daß über die Bedeutung desselben eben vermöge des Zusammenhanges, in welchem er sich erzeugte, kaum ein Zweifel obwalten kann, würde es freilich eine Forderung seyn, der wir nicht genügen könnten, wenn man für diesen rein speculativen Begriff Erläuterungen durch sinnliche

Beispiele verlangte. So wenig das Reale selbst irgendwie Gegenstand der sinnlichen Wahrnehmung werden kann und dennoch Gegenstand des metaphysischen Wissens ist, eben so wenig liegen die Selbsterhaltungen der Realen auf der Oberfläche der Erscheinung; das wirkliche Geschehen ist uns da, wo wir es zuerst finden, nicht weniger als das Seyende nur durch seinen allgemeinen Begriff erreichbar, obgleich wir dem Zusammenhange unserer Begriffe gemäß ein hinreichendes Recht zu der Behauptung haben, daß diesem Begriffe im Reiche des Seyenden das entspreche, was wir durch ihn denken. Wäre irgend eine Selbsterhaltung so beschaffen, daß sie als solche Gegenstand einer unmittelbaren innern oder äußeren Wahrnehmung werden könnte, so hätte es nicht des geringsten Nachdenkens bedurft, um diesen Begriff zu finden; er wäre jedem von selbst bekannt und über Ursachen und Kräfte hätte niemals Streit entstehen können. Und umgekehrt: weil alle gewöhnlichen Causalitätsbegriffe von der Oberfläche der Erscheinungen, meistentheils aus der Region entlehnt sind, wo der Unterschied zwischen dem materiellen und dem geistigen Daseyn unsere Begriffe bestimmt, kann unmittelbar durch keinen derselben dasjenige Geschehen gedacht werden, welches, wenn auch noch ohne alle näheren Bestimmungen, dann angenommen werden muß, wo das Zusammen der Realen auf das Geheiß der Erfahrung eine bestimmte, nicht blos formale Bedeutung verlangt.

Kann aber ferner diese Bedeutung nur durch das Denken gefunden werden, so gibt es auch, um sich über sie zu verständigen, kein anderes Mittel als wieder nur das Denken. Zu diesem Zwecke wollen wir uns den Begriff noch etwas näher entwickeln. Vor allem andern liegt in ihm, daß A sich erhalte als A. Durch die Anerkennung, daß es als real die Störung zurückweist, wurde vermieden, daß es irgend etwas Fremdes in sich aufnehme, welches als aus B herausgehend gedacht werden müßte, was sich beides mit der einfachen Qualität der Realen nicht verträgt. So angesehen, bleibt A allerdings, was es ist; es verändert sich nicht in dem Sinne, wie man der gegebenen Sinnenwelt gegenüber von Veränderungen spricht,

und um der Consequenz ohne Rückhalt zu genügen, mag gesagt werden: das Geschehen ist für das Seyn schlechthin Nichts *).

Demohnerachtet geschieht wirklich etwas in A, nämlich das Sich-selbst-erhalten, das Bestehen wider ein anderes Reales, und dieser innere Act, diese reine That jedes der Realen, die nur nicht absolut, sondern durch sein Zusammen mit B nothwendig veranlaßt ist, ist eine andere und immer wieder andere, je nach dem Verhältnisse zwischen A und irgend welchen andern Realen, B, C, D . . . . . Jedenfalls ist soviel deutlich, daß A gegen B sich auf eine andere Art erhalten muß, als gegen C, D, E u. s. f.; das drücken wir für unser Denken so aus: das einfache Quale A muß je nach der Verschiedenheit der Verhältnisse zu andern Realen durch andere und wieder andere zufällige Ansichten aufgefaßt werden; und die Art, wie es sich gegen jedes derselben erhält, ist bestimmt durch die entgegengesetzten Glieder dieser Ansichten, d. h. durch die Eigenthümlichkeit der Störung, welche erfolgen sollte, aber nicht erfolgen kann. Verhalte sich z. B. A zu C wie $a+b+\alpha$ zu $a-b+\alpha$ und zu D, wie $a+b+\alpha$ zu $b-a-\alpha$, (wobei die Zahl und Beschaffenheit der Glieder nur beispielsweise gewählt sind), so wird seine Selbsterhaltung gegen C durch b, gegen D durch $a+\alpha$ bestimmt seyn u. s. f. Muß also A in seinem Gegensatze gegen jedes der Realen durch eine andere Zerlegung aufgefaßt werden, so erhellt auch, daß es sich gegen jedes in irgend einer, aber ganz individuell bestimmten Art erhält; obwohl der allgemeine Begriff der Selbsterhaltung nichts anderes enthalten kann, als nur die Bestimmung, daß es sich als A auf irgend eine Art gegen jedes ihm irgendwie entgegengesetzte erhalte.

Beides zusammengenommen bestätigt nur das, was in den ursprünglichen Begriffen des Seyns und Geschehens selbst liegt. Sie sind und bleiben disparat, und es ist außerdem ganz vergeblich, sie durch irgend eine Abstraction unter einem

*) Herbart Metaphys. Bd. I, S. 195.

gemeinschaftlichen höhern Begriffe vereinigen zu wollen, selbst wenn in der Richtung dieser Abstraction der Begriff des Realen läge, welcher diesem Verflüchtigungsproceß sich entgegenstemmend unwiderruflich gebietet, jedes Reale als ein absolut gesetztes Quale zu hüten. „Das Seyende ist in sich reif, es bedarf keiner Entwickelung". Ist dennoch hinlängliche Veranlassung vorhanden, das Geschehen zum Seyn hinzuzunehmen, damit das Reale (dem Gegebenen gemäß) für mancherlei verschiedenartige Bestimmungen zugänglich werde, so ist auch dieses wirkliche Geschehen „kein Zuwachs zum Realen, kein Gelangen zur Realität; das Reale selbst vermehrt sich durch das, was in ihm geschieht, nicht im mindesten. Die Redensart, es komme hinzu, darf nicht so genommen werden, als ob hier eine Addition möglich wäre; man addirt nicht Linien zu Flächen, nicht Flächen zu Körpern" *), sondern, so wie die Oberfläche für die Größe des Körpers nichts ist und dennoch ein Körper bei gleicher Größe, sehr verschiedene Flächen darbieten kann, gerade so hat man es sich zu denken, wenn mit dem ersten Satze: daß die Wirklichkeit des Geschehens für das Reale nichts bedeute, zugleich der zweite ausgesprochen wird: daß die Zustände der Selbsterhaltung ins Unendliche hin verschiedene seyn müssen. Das Seyn und das Geschehen weisen nicht eins auf das andere von selbst hin; sondern sie finden nur ihren gemeinschaftlichen Träger in dem Was; jenes, indem das Gegebene einen Gegenstand der absoluten Setzung fordert, dieses, indem ebendasselbe Gegebene nicht zuläßt, das absolut gesetzte Quale isolirt zu denken, sondern für die Verbindungen und Beziehungen derselben andere Begriffe zu erzeugen nöthigt, als durch welche jedes Reale für sich gedacht wird. Nun dürfen zwar diese Begriffe, obgleich sie nicht aus dem des Seyns entspringen, diesen doch auch nicht ignoriren; dieser nothwendigen Rücksicht geschieht Genüge, indem die, ohne den Begriff des Seyns unvermeidliche Störung abgewiesen wird; dennoch wird lediglich durch den Begriff der Störung, welche erfolgt seyn würde, wenn sie hätte erfolgen können, die Art der Selbsterhaltung bestimmt.

*) Herbart a. a. O. S. 194.

So behält das Seyn und das Geschehen jedes seine Bedeutung für sich; nur mußte der Begriff des letztern eingeschränkt werden auf den Umfang dessen, was dem Realen geschehen kann; sind diese Grenzen abgesteckt, so werden innerhalb derselben noch mancherlei Modificationen möglich seyn, über welche der allgemeine Begriff der Selbsterhaltung etwas zu verrathen nicht fähig ist.

Die Aufmerksamkeit muß hier ganz auf den Punkt gerichtet seyn, auf welchen alles ankommt, die Unterscheidung des Seyns und des wirklichen Geschehens. Unsere gesammte Erfahrung verhüllt uns das letztere und veranlaßt uns, mit dem scheinbaren Geschehen uns zu begnügen, ohne auch nur die Frage zu erheben, wie es mit dem Seyenden könne in Verbindung gebracht werden. Das Mittelglied ist das wirkliche Geschehen; aber dieses ist nicht selbst das, was es vermittelt. Daher ist nirgends mehr zu wünschen als hier, daß das eigene Denken der wissenschaftlichen Begriffsentwickelung zur Seite gehe; nicht jedem wird jedes durch dieselben Ausdrücke gleich klar; aber die Gewalt, durch welche die Widersprüche im Begriffe des Werdens das Denken aus der gewöhnlichen Richtung herausdrängen, und das Ineinandergreifen nothwendig verbundener Gedanken muß man empfunden haben, um über die Berechtigung urtheilen zu können, mit welcher metaphysische Begriffe, wenn auch nur für die (keineswegs unendliche) Sphäre metaphysischer Untersuchungen, auf Geltung Anspruch machen.

§. VIII.

In Beziehung auf den gefundenen Begriff der Selbsterhaltung sind noch folgende einzelne Bestimmungen besonders hervorzuheben. Da jede Selbsterhaltung, die als solche ein völlig zeitloses Geschehen ist, sich nach dem jedesmaligen Gegensatze der Realen richtet, so ist sie allemal gegenseitig; während ihre Nothwendigkeit

mit dem Gegensatze der Realen selbst ganz wegfällt. Dagegen würde sich nicht mit gleichem Rechte behaupten lassen, daß eine Selbsterhaltung, falls das sie hervorrufende Zusammen aufhört, schlechthin als nicht dagewesen betrachtet werden könne; vielmehr läßt sich nur unter der entgegengesetzten Voraussetzung absehen, wie ein Reales, indem es eine irgendwie große Menge innerer Zustände in sich zu erzeugen durch gegebene Veranlassungen genöthigt wird, eine innere Bildung erreichen könne, welche ohne alle Entwickelung präformirter Keime, ganz abhängig ist von den Verbindungen, in welche es geräth und dennoch als Bildung rein aus sich selbst betrachtet werden muß. Und eben so bestimmt der Begriff der Selbsterhaltung die Grenzen, innerhalb deren die Begriffe der Kraft und des Vermögens eine zulässige Anwendung erhalten können, indem ihm gemäß jedem der Realen mit gleichem Rechte jede Kraft abgesprochen oder eine unbestimmbare Vielheit derselben beigelegt werden, der Begriff des Vermögens aber überall nichts bedeuten kann, als die auf die Verschiedenheit der zufälligen Ansichten gegründete Präsumtion im Denken, ein Reales könne sich auf die verschiedenste Weise selbst erhalten.

Wegen des unmittelbaren Zusammenhanges, in welchem die Bestimmungen dieses §. mit dem Inhalte des vorhergehenden stehen, wird nicht für alle einzelnen Punkte desselben eine gleich ausführliche Erläuterung nothwendig seyn. Daß nämlich:

1) die Selbsterhaltung als ein zeitloses Geschehen gedacht werden müsse, lag schon in der bloßen Frage nach dem wirklichen Geschehen. Höchstens die Schlußreihe, durch welche wir auf den Begriff derselben geführt wurden, könnte Ver-

anlassung geben, die Zeit dadurch wieder einzumischen, daß man die Aufeinanderfolge unserer Gedanken mit der Succession des Geschehens verwechselt, als ob die Realen, so wie in unserer Reflexion die Störung der Selbsterhaltung vorantritt, sich *erst* störten und *dann* erhielten. Sobald jedoch diese Verwechselung nur genannt ist, ist nicht nöthig, noch besonders vor ihr zu warnen.

2) Die Selbsterhaltung ist allemal *gegenseitig*; denn der Gegensatz, als der reale Grund derselben, liegt in dem Verhältnisse der Qualitäten und gilt jedem der Wesen gleichmäßig. Sind also *zwei* Wesen zusammen, so erhält sich jedes derselben gegen das andere; eben das gilt aber auch, wenn irgend wie viele zusammen sind. (So würden für 3 Wesen unter Voraussetzung eines conträren Gegensatzes aller gegen alle 6 Selbsterhaltungen, für 4 Wesen 12, für 5 Wesen 20, für 10 Wesen 90, für 100 Wesen 9900 u. s. w. erfolgen). Jedoch dürfte dabei der Begriff der Selbsterhaltung leicht mancherlei näheren Bestimmungen unterliegen; denn wenn 3 Wesen A, B, C, von welchen jedes jedem der beiden übrigen entgegengesetzt ist, zusammen sind, so muß sich A gegen B und C, B gegen A und C, C gegen A und B erhalten. In jedem sind also zwei Selbsterhaltungen, die einander selbst entgegengesetzt sind; was daraus aber weiter folge, versparen wir auf §. IX.

3) Eben so liegt für die mögliche Verschiedenheit der Selbsterhaltungen jedes einzelnen Realen (S. 251) der allgemeine Grund darin, daß für die Verschiedenheit der ursprünglichen Qualität der Realen eine Grenze anzunehmen sich nirgends ein Grund gezeigt hat. Aber auch für diese Verschiedenheit kann es wieder nähere Bestimmungen geben, deren specielle Ausführung und Anwendung zwar nicht unmittelbar in die Ontologie gehört, die aber doch als *denkbar* für den künftigen Gebrauch wenigstens erwähnt werden mögen. *Zuerst* nämlich kann der Gegensatz bald mehr bald weniger *stark* seyn, durch welchen Ausdruck ein solches Verhältniß der Entgegengesetzten bezeichnet wird, vermöge dessen zwischen den Realen des Entgegengesetzten oder des Gleichartigen mehr oder weniger vorhanden ist. So ist z. B. der Ton ges dem Tone ces offenbar mehr entgegen-

gesetzt, als e und f, der Vocal I dem U mehr, als U, E dem O mehr, als Ö. Wie groß das Uebergewicht des Entgegengesetzten über das Gleichartige, und umgekehrt, d. h. die Stärke und Schwäche des Gegensatzes sey, läßt sich im Allgemeinen gar nicht absehen; offenbar sind hier unendlich viele Modificationen möglich, und man kann sich die möglichen Verschiedenheiten als Entfernungen je zweier Punkte auf einer ins Unendliche hin ausgedehnten Linie denken, auf welcher je zwei Wesen eine bestimmte Stelle einnehmen werden. Da es auf dieser Linie nur einen einzigen Punkt gibt, wo Entgegengesetztes und Gleichartiges selbst gleich sind, aber unendlich viele, welche die Verschiedenheit bezeichnen, so ist die Wahrscheinlichkeit eines bald schwächeren, bald stärkeren Gegensatzes ins Unendliche hin größer, als die der Gleichheit beider. — Zweitens läßt sich aber auch noch eine andere Art des Unterschiedes denken, je nachdem entweder schon Ein Wesen (B) genügt, um ein anderes (A) zu einer vollständigen Selbsterhaltung, d. h. zu dem möglichen Maximum derselben, welches als Einheit betrachtet werden mag, zu veranlassen, oder erst mehrere B denjenigen Grad der Selbsterhaltung hervorzurufen im Stande sind, dessen A überhaupt fähig ist, so also, daß der Grad der Selbsterhaltung, zu welchem A durch Ein B veranlaßt werden würde, als ein Bruchtheil der Einheit anzusehen seyn würde; diese Verschiedenheit kann als Gleichheit und Ungleichheit des Gegensatzes bezeichnet werden. Auch hier ist die Wahrscheinlichkeit des vollkommen gleichen Gegensatzes unendlich gering gegen die des ungleichen; denn es können ebensowohl zwei, als irgend wie viele Reale zur vollständigen Selbsterhaltung eines andern nöthig seyn, so daß, wenn m und n die Anzahlen der Elemente von der Qualität A und B bezeichnen, diese in jedem rationalen und irrationalen Verhältnisse zu einander stehen können. Setzt man daher $m = 1$ und $n = 1000$, so daß 1000 Elemente von der Qualität B nöthig seyen, um der vollen Selbsterhaltung Eines Elementes A zu genügen, so folgt, daß die Selbsterhaltung von A gegen 1B sey $= \frac{1}{1000}$ der ganzen Selbsterhaltung von A. — Da sich endlich drittens, bei diesem doppelten Unterschiede nicht auf beiden Seiten alles

gleich zu verhalten braucht, so entsteht durch die Combination der Glieder der vierfache Unterschied des starken und gleichen (oder nahe gleichen), des starken und sehr ungleichen, des schwachen und nahe gleichen, des schwachen und nahe ungleichen Gegensatzes. Diese Unterscheidungen können uns nun allerdings für den Augenblick gar nichts nützen; dennoch wird schon die Synechologie einige Anwendung von ihnen machen müssen; das eigentliche Gebiet ihrer Anwendung ist aber erst die Naturphilosophie, indem wenigstens die Möglichkeit vorhanden ist, aus ihnen eine Mannigfaltigkeit von Erscheinungen abzuleiten, welche zum Behufe der Naturerklärung zu benutzen, die Philosophie wenigstens den Versuch wird machen müssen.

4) Hier nun kann auch der Grund angegeben werden, warum für die Deduction der Selbsterhaltungen von der Annahme eines qualitativen Gegensatzes zwischen den realen Wesen ausgegangen wurde. Die Selbsterhaltung nämlich hängt, wie wir wissen, ab von dem Versuche der Störung, sie ist die Verneinung dieser Verneinung; damit sie erfolge, muß also etwas da seyn, was einander verneine. Fehlt diese Bedingung, so wird sie nicht eintreten. Das letztere würde in zwei Fällen stattfinden: wenn entweder die Qualitäten vollkommen (oder doch unendlich nahe) gleich, oder wenn sie disparat wären (wie etwa die Farbe grün und der Ton cis), mithin auf keinerlei Weise an einander verglichen werden könnten. In beiden Fällen fehlt der reale Grund des Geschehens, die gegenseitige Negation; die Wesen selbst sind einander gleichgültig und trotz des Zusammens, welches nur die formale Bedingung der Selbsterhaltung ist, erfolgt die letztere nicht. Ein sinnliches Gleichniß bietet für den letzteren Fall das Verhältniß der Vocale und der Töne dar. Man kann jeden Vocal auf jeden Ton singen; beides stört einander nicht; gerade so würden disparate Elemente in einander seyn, durch einander gehen können, ohne daß in ihnen selbst etwas geschähe. Da diese Vergleichung nur ein Beispiel ist, so muß man davon abstrahiren, daß die Vocale O und U den tiefen, E und I den hohen Tönen sich leichter anschmiegen.

6) Gesetzt aber nun, es sey eine Selbsterhaltung wirklich eingetreten, so kann die Frage entstehen, ob sie, falls das Zusammen aufhört, ebenfalls verschwinde und ohne weiteres als nicht dagewesen zu betrachten sey? Um sie zu beantworten, müssen wir uns hauptsächlich daran erinnern, daß das Zusammen nur die formale Bedingung, nicht der reale Grund der Selbsterhaltung ist. Zwar mußte gesagt werden: damit die Selbsterhaltung eintrete, ist das Zusammen nöthig; aber wir haben nur so eben gesehen, daß nicht jedes Zusammen die Selbsterhaltung nach sich zieht. Also ist diese nicht unvermeidlich an das Zusammen geknüpft, und so wie sich von dem Zusammen nicht nothwendig auf die Selbsterhaltung schließen läßt, so wird auch rückwärts der Schluß von dem Zusammen auf das Verschwinden der Selbsterhaltung nicht nothwendig. Dennoch beweist dies noch nicht die Nothwendigkeit, sondern nur die Möglichkeit, eine einmal eingetretene Selbsterhaltung als dauernd zu betrachten. Sondern was sich vom ontologischen Gesichtspunkte darüber sagen läßt, dürfte wohl hauptsächlich in dem Begriffe des wirklichen Geschehens selbst liegen. Die Selbsterhaltung des Wesens A drückt als Zustand von A die einfache Qualität desselben aus; trotz des Zusammens mit B hat es nichts von diesem in sich aufgenommen; es verliert also auch nichts, wenn B sich wieder von ihm trennt. Warum sollte also der Zustand von A verschwinden, wenn seine äußere Bedingung, ohne welche er allerdings nicht eingetreten seyn würde, wieder wegfällt? Dem Satze: cessante causa, cessat effectus, liegt stillschweigend die Voraussetzung der causa transiens, des influxus physicus zu Grunde, als ob die Realen einander Gewalt anthun, etwas aufdringen könnten, was nicht in ihrem eigenen Was liegt. Empfinge das Wesen B etwas Fremdartiges von A und gegenseitig, dann würde das Fremdartige, als gehörend zu B, auch mit B davongehn. Im Gegenfalle müßte man zeigen, was denn aus A verschwinde, wenn B sich räumlich entfernt. Etwas, das zu realen Prädicaten von A gehörte, kann nicht verschwinden; und ebenso wenig das Factum, daß eine Bestimmung von A gegeben war, so gewiß Geschehenes nicht ungeschehen werden kann. An eine

restitutio in integrum dürfte man nur dann denken, wenn die Integrität verletzt worden wäre; eine solche Verletzung aber ist eben durch den Begriff der Selbsterhaltung abgewiesen.

Die ganze Frage jedoch kann als müßig erscheinen, so lange noch keine Veranlassung vorhanden ist, sie zu dem Gegebenen in eine bestimmte Beziehung zu setzen. Sehr leicht ist es möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß die Data der Erfahrung die Voraussetzung, daß keinerlei wirkliches Geschehen schlechthin verloren gehe, mit Nothwendigkeit fordern. Wenn wir hierbei auf die Veränderlichkeit und Bildsamkeit der Materie, auf die Erscheinungen des organischen Lebens, endlich auf das Selbstbewußtseyn und die Stufenleiter geistiger Culturzustände aufmerksam machen, so verweisen wir zwar auf ein Gebiet, welches uns noch so gut wie ganz unbekannt ist, jedenfalls aber läßt sich absehen, daß nur unter jener Voraussetzung Betrachtungen *darüber* eröffnet werden können, wie sich das Reale aus der dunkeln Tiefe seines unbekannten Was zu der lichten Höhe des Lebens und des Bewußtseyns heraufarbeiten könne. Jedes derselben könnte dann als fähig erachtet werden, nicht zwar als absolut Werdendes oder sich selbst Bestimmendes, sondern mit strenger Nothwendigkeit durch andere Reale veranlaßt, dennoch lediglich aus sich einen Reichthum von Zuständen zu erzeugen, deren Verhältnisse, selbst wieder neue Folgen veranlassend, tausendfältig in einander eingriffen und in ihrer Gesammtheit, an dem Maaßstabe dessen, was für den Menschen Bedeutung hat, gemessen, das Prädicat einer *inneren Bildung* in Anspruch nehmen könnten, deren Entstehung, wenn auch quantitativen Bestimmungen nothwendig unterworfen, doch ihrem Principe nach so weit entfernt wäre auf *Mechanismus* zurückgeführt werden zu können, daß vielmehr keine andere Theorie so durchgreifend auf eine innere *Dynamik* des Realen zurückweisen würde, als diese.

Freilich nicht im Sinne der „Sehr-Lebendigen", welche die Kraft als das Wesen absolut setzen, und dann meistentheils in der Art, wie sich das organische Leben einer *verhältnißmäßig sehr geringen* Anzahl von Naturwesen *äußert*, nicht ein Problem, sondern einen Erklärungsgrund der Natur

„im Großen und Ganzen" findend, nicht früh genug von lebendigen Kräften, gleichviel ob von geistigen oder was sonst für welchen reden zu können meinen; sondern so, daß die scheinbaren Kraftäußerungen aus der Beschaffenheit der realen Wesen selbst begreiflich werden müssen. Wenigstens ist das im §. Gesagte: daß man dem Realen ebensowohl eine unendliche Menge von Kräften beilegen, als ihnen jede absprechen könne, leicht verständlich. Kein Reales nämlich ist oder hat ursprünglich irgend eine Kraft; jedes aber kann angesehen werden als Kraft, je nach der Beschaffenheit der Selbsterhaltung, welche ein anderes Reales hervorruft. So verschiedenartig dieses Geschehen ist, so verschiedenartig sind die Kräfte. Innerhalb der Grenzen dieser Bedeutung werden wir uns dieses Ausdruckes bedienen; wobei freilich der Begriff dessen, was eine Wirkung hervorzubringen strebt, d. h. der Kraft als einer Tendenz und eines bloßen Vermögens, nur ein leeres Gedankending bleibt, welches, eben weil es eine bloße Möglichkeit bezeichnet, weder für das Seyende, noch für das wirkliche Geschehen etwas bedeutet. Hierbei den gewöhnlichen Sprachgebrauch überhaupt, oder auch nur in denjenigen Wissenschaften, welche auf die letzten Gründe zurückzugehen nicht verpflichtet sind, ausmerzen wollen, würde eine fruchtlose Pedanterie seyn; das natürliche Residuum vieler beobachteten Fälle, wo etwas eine bestimmte Veränderung hervorzubringen schien, ist die Erwartung, daß es sie unter gleichen Umständen wieder hervorbringen werde, der Gedanke, daß es sie hervorzubringen vermöge, eine bestimmte darauf gerichtete Kraft habe; aber dieses Product eines unwillkürlichen Gedankenlaufes darf keine höheren Ansprüche machen, als ihm zukommen. Führt man nun diesen Begriff in metaphysische Gedankenverbindungen ein, so wird man sich besinnen müssen, daß er als bloßes Vermögen betrachtet, nur die Möglichkeit eines verschiedenartigen wirklichen Geschehens bezeichnet, und, wo die Rede von dem, was wirklich geschieht, ist, dem speculativen Interesse nicht genügen kann.

7) Demnach dürfte man uns mit Beziehung auf eine frühere Aeußerung (S. 48 Anm.) mit der Frage entgegenkom-

men, ob wir nicht bei alledem uns ebenfalls ein Asyl der Unwissenheit geöffnet haben, in welchem wir doch Anderen einen ruhigen Zufluchtsort nicht gestatten wollten. Daß wir nun in dem, was wir wirklich nicht wissen, ein Asyl suchen, glauben wir leugnen zu dürfen; und unsere Unwissenheit ist auch jetzt nicht mehr so groß, daß wir nicht genau anzugeben wüßten, warum und unter welchen Bedingungen von Kräften des Realen die Rede seyn dürfe. Aber wir wissen auch jetzt noch so wenig, als früher, die formalen Bestimmungen des §. I. ausgenommen, irgend etwas von der ursprünglichen Qualität des Realen. Ohne Zweifel wird man in diesem Factum eine Grenze der metaphysischen Forschung erblicken, indem sie die Welt unserer Erfahrung nicht nur nicht überschreiten, sondern nicht einmal innerhalb derselben alles ergründen könne. Diese Grenze, wenn es wirklich eine ist, zu überspringen, reicht das bloße Verlangen, es möchte nicht so seyn, schwerlich hin; und obgleich der Grund, warum dem so ist, auch hier noch nicht vollständig entwickelt werden kann, so mag doch noch eine kurze Erwähnung desselben Platz finden, damit nicht die Befürchtung entstehe, diese Grenze des Wissens mache das, was vor ihr liegt, unsicher, weil sie ein „vollständiges Wissen" nicht zuläßt. — Die Theorie von den Störungen und Selbsterhaltungen ruht, wie wir wissen, auf den zufälligen Ansichten. Sind nun diese vielleicht blos deshalb ein Hülfsmittel des Denkens, weil die absoluten Qualitäten uns unbekannt sind? Keinesweges; sondern sie sind nothwendig für jedes vergleichende Denken, und eine Intelligenz, welcher die absoluten Qualitäten bekannt wären, würde sich in ihrem Denken von dem unsrigen nur dadurch unterscheiden, daß sie wüßte, welche Ansicht die dem Verhältniß je zweier oder mehrerer Wesen angemessene wäre. „Gesetzt aber, ein Beobachter stehe auf einem solchen Standpunkte, daß er die einfache Qualität nicht erkennt, wohl aber in die verschiedenen Relationen des A gegen B, C, D u. s. w. selbst verwickelt wird, so bleibt ihm nur das Eigenthümliche der einzelnen Selbsterhaltungen, nicht die beständige Gleichheit ihres Ursprunges und ihrer Resultate bemerkbar. Dies ist der Standpunkt des Menschen, dessen verschiedene Empfindungen

nichts anderes sind, als die verschiedenen Selbsterhaltungen der Seele, die sich selbst nicht sieht und nichts davon weiß, daß sie in allen ihren Empfindungen sich selbst gleich ist; und vollends nichts davon, daß diese ihre Zustände abhängen vom Geschehen in zusammentreffenden Wesen außer ihr, deren eigene Selbsterhaltungen ihr auf keine Weise bekannt werden können" *).

Diese Worte, welche nicht bündiger gefaßt werden können, dem eigenen Nachdenken des Lesers überlassend, glauben wir unseren Weg ruhig weiter gehen zu können, und wollen den folgenden §. benutzen, um eine hypothetische Annahme in ihren Folgen zu betrachten, die uns später von Wichtigkeit seyn werden.

§. IX.

Will endlich die Ontologie, obgleich sie in dem Umfange ihrer ganz allgemeinen Probleme dazu keine unmittelbare Veranlassung hat, auf die Frage eingehen, welche Folgen sich ergeben würden, wenn in Einem Realen, welcher Art es auch sey, eine Mehrheit entgegengesetzter innerer Zustände vorhanden wäre, so ist vor allem festzuhalten, daß hier nur von Zuständen eines und desselben Realen, nicht von mehreren Realen die Rede sey. Den Zuständen als solchen nun gilt nicht die absolute Position, durch welche die Realen gedacht werden müssen. Folglich tritt hier, wo das Entgegengesetzte in Einem, mithin in einander ist, nicht eine Selbsterhaltung, sondern Störung, und zwar, weil der Gegensatz zwischen beiden gegenseitig ist, gegenseitige Störung der Zustände ein. Damit ist die Frage noch nicht beantwortet, auf welche Art denn die einfachen

*) Herbart Metaphys. Bd. II, S. 176.

Acte der Selbsterhaltung gestört werden können, indem wenigstens die Möglichkeit vorliegt, daß die zu bestimmende Art des Geschehens, welche nicht unter den Begriff der Selbsterhaltung, sondern den der Störung fällt, entweder die Wirklichkeit oder das Was des Geschehens träfe, durch welches ein jeder der Zustände seiner eigenen affirmativen Qualität nach bezeichnet wird. Träfe nun die Störung das *Quale* der Selbsterhaltungen, so müßte sie es entweder verändern in ein Mittleres zwischen den Entgegengesetzten; was unmöglich ist, da die entgegengesetzten Theile der zufälligen Ansichten sich nicht abtrennen lassen von den gleichen; oder das Was der Zustände müßte verändert werden in ein disparates; aber in ein solches gibt es für die einfachen Zustände keinen Uebergang. Folglich trifft die Störung nicht das Quale, sondern die Wirklichkeit des Geschehens. Nun kann aber ferner die Störung der Wirklichkeit des Geschehens nicht eine Vernichtung desselben seyn; denn wo ein Positives durch ein im Verhältniß zu ihm Negatives vernichtet werden soll, so daß nichts herauskommen soll, als eben nur Vernichtung, da muß das Negative weiter nichts seyn, als eben nur die Negation des ersteren; das aber kann bei Zuständen der Realen, die als Selbsterhaltungen jede für sich positiv sind, nie stattfinden. Daher ist anzunehmen, daß sich die Wirklichkeit des Geschehens vermindere, d. h. die Störung ist (abgesehen von den näheren Bestimmungen, welche sich aus der Zahl der Zustände, wenn sie größer ist, als zwei, ergeben würden) gegenseitige Hemmung der beiden Zustände. Da aber endlich im wirklichen Geschehen sich nicht ein Theil so von dem an-

deren abtrennen läßt, daß das Uebrigbleibende dem, was geschieht, in Wahrheit entspräche, so muß das wirkliche Geschehen in einem anderen Sinne unversehrt bleiben, und der Begriff des Strebens, welcher das Widerstreben und das Aufstreben in sich schließt, ist die nothwendige Ergänzung des Begriffes der Hemmung.

Wenn auch der vorliegende §. nur auf einen schon im vorigen angedeuteten Fragepunkt näher einzugehen unternimmt, so könnte es doch zweifelhaft seyn, mit welchem Rechte sich die Ontologie auf eine Annahme einläßt, welche für sie nicht eine ursprüngliche, sondern eine nachgeborne ist. Indessen auch abgesehen von der besonderen Beschaffenheit späterer Untersuchungen steht die vorgelegte Frage mit dem Bisherigen in einem nachweisbaren Zusammenhange, und ihre Beantwortung ist schon insofern nicht blos eine müßige Uebung des Nachdenkens, als überhaupt nicht zu erwarten steht, daß die Erklärung des Gegebenen sich irgendwo mit den Relationen blos zweier Realen werde begnügen können. Schon das Problem der Inhärenz und der Veränderung forderte ein vielfältiges Zusammen mehrerer Realen; hat man dies zugestanden, so ist auch die Möglichkeit gegeben, daß Ein Reales genöthigt sey, sich gegen mehrere Reale von entgegengesetzter Qualität zu erhalten, und die Beantwortung der Frage: was daraus weiter folge? hat ein doppeltes Interesse, theils das der Untersuchung, ob nicht die bisherigen sehr allgemeinen Begriffe vom wirklichen Geschehen schon aus ontologischen Gründen näher bestimmt werden können, theils das der Vorbereitung auf andere Probleme, welchen ihren wissenschaftlichen Ort in dem Umfange der ontologischen Begriffe nachweisen zu können später eben so wichtig, als bequem seyn könnte. Für jetzt interessirt uns nur jener erstere Punkt; indem wir noch nicht entscheiden können, ob anderwärts das als Voraussetzung wird nöthig seyn, was sich hier als Folgerung darstellt.

1) Fassen wir nun unsere Annahme näher ins Auge, so

müssen wir vor allen Dingen scharf hervorheben, daß sie nicht von dem Realen selbst, sondern von Zuständen desselben spricht. Es ist ein und dasselbe Reale, in welchem zwei entgegengesetzte Selbsterhaltungen vorhanden seyn sollen. Was ist nun jede der letzteren? Eine bestimmte Art des Widerstandes des Realen gegen jedes der anderen. Aber diese selbst sind hier entgegengesetzt; es verhält sich etwas in ihnen wie Ja und Nein; folglich verhält es sich eben so in den ihnen entsprechenden Zuständen. Sind diese entgegengesetzt, so ist auch der Gegensatz in einem und demselben Realen, dessen Selbsterhaltungen sie sind. Wir befinden uns also hier mit unseren Begriffen in einem ähnlichen Falle, wie bei dem Zusammen mehrerer Realen von entgegengesetzter Qualität; nur mit dem Unterschiede, daß der Gegensatz, welcher auch hier, wie überall, zwischen den Zuständen ist, nicht das Quale A, dessen Zustände sie sind, sondern nur die Art der Selbsterhaltung trifft; so, daß die Frage zunächst nicht ist, ob sich A erhalte, sondern nur, welche Folgen für jeden der beiden Zustände aus dem Gegensatz derselben entspringen werden.

2) Heißen nun die entgegengesetzten Zustände von A, a und α, so folgt aus ihrem Gegensatze, den man sich nun durch irgend welche zufällige Ansicht denken möge, daß A, indem es sich auf die durch A bezeichnete Art erhält, sich nicht gleichmäßig erhalten könne auf die durch α bezeichnete Art. Das heißt in unserer Sprache nichts anderes, als: die Zustände stören sich. Genau denselben Schluß machten wir in §. VII., wo aus dem Zusammen entgegengesetzter Realen die Bedeutung des wirklichen Geschehens deducirt wurde. Dort aber mußten wir den Fehler, welchen wir zu begehen im Begriffe waren, sogleich durch die Besinnung zurückweisen, daß bei Realen die Störung nicht eintreten könne, und der Grund dieser Unmöglichkeit war lediglich der Begriff des Seyns, der absoluten Position, durch welchen jedes der Realen für sich gedacht werden mußte. Er allein wies die Störung zurück, und führte statt deren die Selbsterhaltung herbei. Hier nun ist nicht von zweien Realen die Rede, sondern nur von zweien Zuständen eines und desselben Realen; jeder derselben ist nur einer rela-

tiven Setzung fähig, und keinen von beiden trifft die absolute Setzung, welche nur der ursprünglichen, einfachen Qualität des Realen selbst gilt. Folglich fehlt hier der Begriff des Seyns; die dort nöthige Berichtigung tritt nicht ein; es bleibt bei der Folge, daß die Zustände sich nicht erhalten, sondern stören. Träte statt der Störung die Selbsterhaltung ein, so wäre das eine Selbsterhaltung, nicht des Realen, sondern jeder Selbsterhaltung, also eine Selbsterhaltung der zweiten Potenz; welche weder nöthig ist, weil das Reale eben nur sich selbst zu erhalten braucht, und in jedem der beiden Zustände sich wirklich erhält, noch möglich, weil ein Reales sich nicht in zwei Reale spalten kann, wie es doch müßte, wenn jeder der Zustände unverändert bleiben sollte. Denn der Gegensatz zweier oder mehrerer Selbsterhaltungen trägt deren gegenseitige Negation in sich; beide aber sind in Einem Realen; folglich der Gegensatz in ihm, und es kann diesem Gegensatze in Einem, eben weil es nur Eines ist, auf keine andere Weise Genüge geschehen, als eben nur durch die Störung, welche ohnedies erfolgen muß, weil Zustände keine realen Wesen sind.

3) Daß nun die Störung gegenseitig sey, erhellt unmittelbar daraus, daß der Gegensatz der Zustände in keinem von beiden, also gar kein Grund vorhanden ist, warum der eine der Folge entgehen könnte, während der andere von ihr getroffen würde. In dieser Beziehung verhält sich auf beiden Seiten wieder alles so, wie früher, und es ist nicht nöthig, darüber weitläuftig zu werden.

4) Dennoch fehlt noch jede nähere Bestimmung derjenigen Art des Geschehens, welche die Störung bezeichnet. Um über sie etwas zu entscheiden, müssen wir uns an die Begriffe selbst halten. Deren sind mehrere, zuerst der des wirklichen Geschehens, welcher beide Zustände gemeinschaftlich, sodann der des eigenthümlichen Was, welches jede Selbsterhaltung für sich bezeichnet. In der ersteren Beziehung sind beide Selbsterhaltungen identisch, in der letzteren hat jede ihr eigenthümliches Quale. Dies ist nun dieselbe Unterscheidung, welche wir schon vorhin berühren mußten, als wir sagten, es handele sich nicht darum, ob, sondern, wie A sich erhalte. Es erhält

sich wirklich; nur soll es sich hier auf entgegengesetzte Weise erhalten; das kann es nicht; daher die Störung, in welche sich die Zustände verwickeln. Um nun die Art derselben zu finden, dient die Unterscheidung zwischen dem Daß und dem Was der Selbsterhaltung, zwischen dem Geschehen (der Wirklichkeit desselben) und dem Geschehenen. „Aber ein Geschehen", wird man einwerfen, „abgesehen von dem, was geschieht, ist doch wohl ein ganz leerer Begriff? und diese Unterscheidung kann höchstens für unser Denken etwas bedeuten, aber nicht für die einfachen Zustände selbst"? Das ist allerdings richtig; es reicht aber auch vorläufig hin, wenn sie für die Begriffe vom wirklichen Geschehen als richtig anerkannt wird; denn dann werden sich weitere begriffsmäßige Folgerungen daraus ableiten lassen. Wir können uns hierbei an die Unterscheidung des Seyns und der Qualität im Begriffe des Realen erinnern, welche ursprünglich auch nicht in ihm liegt, aber doch hineinkommt, sobald man findet, daß man die sinnlichen Eigenschaften der Dinge als die Qualität eines Realen nicht festhalten und doch die durch sie geforderte Realität selbst nicht aufgeben kann; denn genau so liegt in dem ursprünglichen Begriffe der Selbsterhaltung nichts von dem Unterschiede des Daß und des Was, und dennoch entsteht die Sonderung ganz von selbst, wenn man in der Vergleichung zweier Selbsterhaltungen findet, daß die Wirklichkeit des Geschehens beiden zukomme, und dennoch jede derselben ein anderes Geschehen ist. Sollte der Unterschied noch nicht ganz deutlich seyn, so denke man sich versuchsweise jeden der beiden Zustände bald stärker, bald schwächer, so wird man finden, daß das am Quale nichts ändert, sondern daß das Mehr und Weniger das Geschehen selbst trifft, worin eben der genannte Unterschied selbst liegt.

5) Hierdurch nun ist es möglich, die Frage: was die Störung für die Zustände (nicht für das Reale) bedeute? bestimmt festzustellen. Es sind nämlich zwei Fälle möglich: entweder trifft die Störung das Was jedes Zustandes oder die Wirklichkeit des Geschehens. Der erstere Fall würde eine Veränderung des Quale a und α bezeichnen, und zwar entweder so, daß die Veränderung in der Reihe, worin die Qua-

litätsverschiedenheit liegt, in ein anderes Mittleres fortgehe, oder so, daß sie in eine andere Reihe (wie man sich etwa disparate Qualitäten, z. B. roth und süß, spitzig und grün vor der Untersuchung denken würde) übergehe. Im letzteren Falle läßt sich aber ebenfalls eine Verschiedenheit denken, indem das entgegengesetzte Geschehen sich entweder ganz oder zum Theile aufheben könnte. Unter eine dieser vier Arten des Geschehens muß der Begriff der Störung fallen; wir haben daher zu überlegen, in welchen allein er fallen könne. Setzen wir nun:

a) die Störung ändere das *Quale*, und zwar in ein Mittleres zwischen den Entgegengesetzten, so würde sich das nur so denken lassen, daß das Entgegengesetzte in den von den Zuständen zu fassenden zufälligen Ansichten sich gegenseitig aufhöbe, und das Gleiche als der übrig gebliebene Rest in eine Einheit des Geschehenen verschmölze. Aber man darf hierbei nicht vergessen, daß in dem Zustande eines Realen das Gleiche von dem Entgegengesetzten sich nicht abtrennen lasse, weil das, was übrig bliebe, das Was der Zustände zu bezeichnen ganz unfähig wäre. Derselbe Grund nun verbietet auch anzunehmen, daß die Störung das Quale in ein disparates ändere. Denn welche der Selbsterhaltungen sollte wohl die andere aus ihrem eigenen Was gleichsam vertreiben und sie in eine ihr ganz fremdartige Reihe des Geschehens, in welche es für sie, eben weil sie disparat seyn soll, gar keinen Uebergang gibt, hineinversetzen? Da die Störung gegenseitig ist, so ist für eine von beiden kein Grund zu dieser Annahme vorhanden, und von beiden zugleich ein solches Umspringen in ein heterogenes Was annehmen, würde nur die Unmöglichkeiten verdoppeln heißen, die dieser Annahme für jede der beiden entgegenstehen. Die Störung ändert mithin das Was der Zustände nicht; jeder derselben bleibt was er ist; keiner kann sich weder zum Theil, noch ganz von sich ablösen; denn jeder ist die Selbsterhaltung eines Realen, dessen einfaches Was er repräsentirt. Folglich bleibt nur der andere Fall übrig:

b) Die Störung trifft die Wirklichkeit des Geschehens. Aber auch hier ist der Gedanke, daß die eine Selbsterhaltung

die andere entweder gar nicht eintreten lasse oder schlechthin vernichte, schon durch die vorigen Betrachtungen ausgeschlossen. Denn auch hier ließe sich nicht absehen, warum die eine mehr, als die andere von dieser Vernichtung getroffen werden sollte; und daß sich beide gegenseitig vernichten, mithin überhaupt gar nichts geschehe, wird nicht leicht jemanden einfallen, der sich erinnert, daß a und α jedes für sich affirmativ und der Gegensatz nur zwischen ihnen ist. Folglich wenn auch die Wirklichkeit des Geschehens, weder für a, noch für α ganz aufgehoben, d. h. vernichtet werden kann, so bleibt nichts übrig, als eine partielle Aufhebung des wirklichen Geschehens. Diese gegenseitige Verminderung, welche jeden der Zustände als solchen trifft, welcher er ist, nennen wir nun Hemmung, und sie ist die gesuchte Art zu geschehen, welche der Gegensatz bloßer Zustände fordert.

6) Hat man sich nun auch unter der Voraussetzung, daß die Annahme, aus welcher die vorstehende Entwickelung hervorgeht, nicht absurd sey, von deren Nothwendigkeit überzeugt, so kann doch noch das Bedenken entstehen, wie das Resultat derselben mit dem Begriffe der Selbsterhaltung vereinigt werden könne. Es soll zwar der Qualität nach dasselbe, aber doch weniger geschehen, als geschehen würde, wenn die Zustände einander nicht entgegengesetzt wären. Dieses Weniger, die partielle Verminderung des Geschehens bringt einen Begriff zum Vorschein, dem wir bis jetzt noch nicht begegnet sind, den der Größe nämlich. „Wie ist es nun zulässig", wird man fragen, „das wirkliche Geschehen einer quantitativen Bestimmung zu unterwerfen? da doch jede Selbsterhaltung ein einfaches actum ist, welchem gar keine Theile zukommen"! Hierauf muß zunächst geantwortet werden, daß man sich nicht nur von der Möglichkeit, sondern auch der Nothwendigkeit einer Partition überhaupt durch die obige Deduction selbst hat überzeugen können; ihre zulängliche Veranlassung ist vorhanden, sobald man die Nothwendigkeit der gegenseitigen Störung eingesehen hat. Das heißt mit anderen Worten: die Untersuchung selbst erzeugt den Quantitätsbegriff; sie schafft ihn, wo er nicht war. Genau genommen geschieht hier nichts anderes, als was

schon bei den Begriffen der Substanz und der Ursache geschehen ist, von welchen wir sahen, daß und warum wir dieselben nöthig haben würden, selbst wenn wir bis dahin noch niemals an Substanzen und Ursachen gedacht hätten *). Nur fragt es sich: wie man theilen müsse? Hierbei zeigt sich, daß man nicht so theilen dürfe, daß man das Was jedes Zustandes zum Theile als vernichtet, d. h. als ein anders gewordenes denke; denn die Theile der zufälligen Ansichten sind keine wirklich abtrennbaren Theile des Quale a und α; und daß man mithin nur so theilen dürfe, daß man die Wirklichkeit des Geschehens einer Verminderung fähig achte. Und auch hier wieder nicht so, daß die gehemmten Theile als getrennt und abgeschnitten betrachtet würden von den nichtgehemmten, sondern so, daß die Hemmung den ganzen Zustand a und α treffe, mithin das Quantum des Geschehens in allen Theilen gleichmäßig vermindert und geschwächt werde.

7) Aber eben deshalb, weil man die Theilung gerade so und nicht anders denken muß, sind wir noch nicht am Ende. Denn es erhellt, daß die gehemmten Theile nicht wie Zahlen auf einer Schiefertafel zu betrachten sind, die man nach Gefallen weglöschen kann; sie können nicht Nichts werden; denn sie sind Theile einer Selbsterhaltung. Indem hier der Begriff des wirklichen Geschehens sich ganz auf ähnliche Weise geltend macht, wie bei der Deduction der Selbsterhaltung der Begriff der absoluten Position, und somit verbietet, die gegenseitige Hemmung für eine partielle Vernichtung zu halten, hat in diesem Sinne der obige Einwurf Recht; das wirkliche Geschehen muß in gewisser Beziehung in seiner Integrität bleiben. Diese zweifache Rücksicht, einestheils auf die wirklich eintretende Störung, anderntheils auf die Integrität des wirklichen Geschehens, fordert nun auf, einen Begriff zu erzeugen, welcher dieser doppelten Rücksicht Genüge zu leisten

*) Etwas Aehnliches findet in der Logik statt, wo man findet, daß, wenn man von dem Quantitätsunterschiede der Urtheile noch nichts wüßte, man ihn aus der Qualität derselben würde entnehmen können. Siehe Herbart Einleit. in die Philos. §. 55.

fähig sey. Dazu ist eine Unterscheidung nöthig, welche eben durch die eigenthümliche Lage der Untersuchung selbst eben so gerechtfertigt wird, wie die obige zwischen dem Daß und dem Was der Selbsterhaltung. Die Verminderung traf die Größe (nicht das Was) des Erfolges; dieser wird und bleibt gehemmt, so lange die Ursache der Hemmung bleibt; die Integrität kann also nur dem Thun, der Thätigkeit angehören, als deren Ausdruck der Erfolg gedacht wird. Das einzige Thun aber, was im Bereiche des Realen möglich war, ist sein Sich-selbst-erhalten. Diese Thätigkeit also soll unvermindert bleiben, während ihr Erfolg gehemmt wird. Eine Thätigkeit aber, welche fortdauert, während der Erfolg, welchen sie hervorbringen würde, gehemmt wird, heißt ein Streben, d. h. jeder der Zustände strebt, so lange er gehemmt ist, den ganzen Erfolg hervorzubringen. So ist der Begriff des Strebens die nothwendige Ergänzung zu dem Begriffe der Hemmung, weil ohne ihn die Zustände als zum Theil vernichtet beobachtet werden müßten, was ein Widerspruch wäre. Die Ergänzung nämlich für unser Denken; nicht für die Zustände, als ob diese erst die Hemmug erführen und dann das Streben hinzuträte; vielmehr sind Hemmung und Strebung ohne Zeitverlust zugleich vorhanden, und jene bezeichnet nur das für den einen Zustand, was diese für den anderen und umgekehrt. Denn in dem Begriffe des Strebens liegt ebensowohl das Widerstreben, als das Aufstreben; und hieraus folgt von selbst, daß, falls das Hemmende wegfällt, der ganze Erfolg sich wieder einstellen wird.

8) Hat sich nun aus dieser ontologischen Untersuchung die Nothwendigkeit ergeben, die entgegengesetzten Zustände des Realen (die natürlich nicht an die Anzahl Zwei gebunden sind) geradezu als strebende Kräfte zu betrachten, so hat sich dadurch die Ontologie der Erklärung des Gegebenen bis auf einen Punkt genähert, von welchem aus sich eine in der That nur durch die Grenzen menschlicher Erfahrung beschränkte Aussicht eröffnet. Vielleicht ist sie im Stande die Mühseligkeiten des Weges vergessen zu machen, welcher bis zu diesem Punkte führte. Dennoch müssen wir uns hier mit dem allgemeinen

Begriffe der Hemmung und des Strebens genügen lassen; die Ontologie hat ihre Schuldigkeit gethan, wenn sie dieselben zu Tage gefördert hat; andere Theile der Untersuchung mögen sehen, wie sie dieselben benutzen können. Die Ontologie macht hierbei Gebrauch von dem Begriffe der Negation, welcher gefährlich ist; deshalb muß sie behutsam, aber nicht furchtsam seyn; denn eine ontologische Frage, die sich aus der Mitte der übrigen ontologischen Untersuchungen entwickelt, muß auch ihre Antwort finden können. Diese Frage ist ganz einfach: wie genügt das Reale mehreren Relationen zu anderen Realen von entgegengesetzter Qualität? Einer solchen Relation genügt es durch Eine Selbsterhaltung; dabei nimmt es noch keine Negation in sich auf. Sobald aber zwei entgegengesetzte Selbsterhaltungen in demselben Einen geschehen, hat es deren Gegensatz nun wirklich in sich. Soll es nun etwa, diesem Gegensatze zu Gefallen, sich selbst in zwei Reale spalten, damit jede Selbsterhaltung unverändert bleibe? Das kann es nicht. Die Entgegengesetzten sind beide in ihm, folglich beide in einander; was weiter folgt, ist hiervon die Folge, und wie man diese Folge auch weiter bestimmen möge, sie ist immer Entgegengesetztes in Einem. Will man etwa, damit die beiden Entgegengesetzten ja nicht nöthig haben, eins dem anderen auszuweichen, die Negation unmittelbar in das Reale selbst hineinfallen lassen? es selbst, etwa ursprünglich, ehe noch von Beziehungen die Rede ist, durch den Begriff seiner eigenen Negation denken? Das ist unmöglich. vom Anfang herein; und eben das wird auch jetzt vermieden, indem die entgegengesetzten Zustände die Negation, die nur zwischen ihnen ist, nun auch übernehmen, ertragen, sich nach ihr bequemen und umgestalten. Die Störung tritt wirklich ein; die Frage ist jetzt blos noch, ist sie etwa Veränderung des Quale? Nämlich des Quale jeder Selbsterhaltung, an welches hier allein zu denken Veranlassung war? Wir wissen, daß das nicht möglich ist. Oder ist die Störung etwa gegenseitige Vernichtung? Aber dawider streitet, daß jeder der Zustände für sich positiv und affirmativ ist. Folglich bleibt nichts übrig, als die partielle Störung des Geschehens, welche richtig verstanden den

Begriff der Hemmung zugleich mit dem der Störung herbeiführt. — Endlich beruht alles das auf der Unterscheidung des wirklichen Geschehens vom reinen Seyn und auf der Einsicht, daß auf jenes eben so wenig die Folgerungen passen, welche aus diesem für die ursprüngliche Qualität des Realen abgeleitet werden, als es unzulässig seyn würde, in das reine Seyn ursprünglich das wirkliche Geschehen hineinzuschieben.

So viel genüge zur Erläuterung dieses nicht leichten Gegenstandes. Erst die Eidolologie wird uns wieder zu diesen Begriffen zurückführen, welche wir jetzt verlassen müssen, um eine andere Reihe von Untersuchungen zu beginnen, die wir früher (§. VI.) nur deshalb zurückstellen mußten, weil man nicht von zweierlei Dingen auf einmal sprechen kann, und deren ganzen Umfang uns nunmehr die Synechologie fühlbar machen wird.

Zweiter Theil.

Synechologie.

Erster Abschnitt.

Ueber den Umfang und die systematische Bedeutung der Synechologie.

§. X.

Die Synechologie ist die Lehre vom scheinbaren Geschehen in Raum und Zeit, und ihr Umfang erstreckt sich so weit, als diese Begriffe die Auffassung des Gegebenen bestimmen. Jedenfalls fällt in denselben auch das Problem der Materie. Da nun aber die Schwierigkeiten in dem Begriffe des letzteren sich darauf gründeten, daß sie als stetige Größe aufgefaßt wurde, so scheint, da die Continuität auch dem Raume und der Zeit als Merkmal beigelegt wird, die Gesammtheit dieser Untersuchungen abhängig zu seyn von der des gemeinsamen Begriffes des Stetigen. Sollte nun der letztere als das eigenthümliche Motiv der Synechologie betrachtet werden dürfen, so müßte zuerst gefragt werden, ob er auch wirklich, als ein gleichmäßig sicheres

Merkmal der verschiedenartigen Begriffe, von welchen er prädicirt wird, gegeben sey? — und sodann, wenn die Antwort verneinend ausfallen und sich finden sollte, daß er allerdings eine Vorstellungsart bezeichnet, welche beim Anfange des metaphysischen Denkens vorgefunden wird, daß aber weder seine Bedeutung überall dieselbe, noch neben ihm der entgegengesetzte Begriff des Starren ausgeschlossen ist: ob der in ihm liegende Widerspruch einer solchen Behandlung unterworfen werden könne, wie die Begriffe der Inhärenz und der Veränderung? Muß auch dieses verneint werden, so erhellt, daß in ihm gar kein unmittelbares Motiv des metaphysischen Nachdenkens dargeboten ist, sondern daß das Princip der Synechologie vielmehr in der Aufgabe liegt, den formalen Gedanken des Zusammen und Nichtzusammen der realen Wesen, auf dessen Wechsel als die Bedingung des scheinbaren Geschehens die Ontologie geführt hatte (§. VI.), zu entwickeln und zu untersuchen, ob die neuen Begriffe, welche sich an den Begriff des gleich möglichen Zusammen und Nichtzusammen der Realen knüpfen werden, fähig sind, als Hülfsbegriffe der Auffassung den Zusammenhang der Erscheinungen mit dem Realen zu vermitteln. Ohne daher von dem Gegebenen unmittelbar abhängig zu seyn, werden doch die synechologischen Untersuchungen dasselbe nicht aus den Augen verlieren dürfen, und zerfallen deshalb, mit Beziehung auf den Unterschied des Raumes und der Zeit, in zwei Abtheilungen, von welchen die eine den Raum und was in ihm zu seyn, die andere die Zeit und was in ihr zu geschehen scheint, zum Gegenstande hat, so daß jene mit der Einsicht in die Möglichkeit des materiellen Körpers,

diese mit den Begriffen, durch welche der Lauf der Begebenheiten im Allgemeinen aufgefaßt wird, ihren Abschluß finden wird.

Es ist das natürliche Schicksal einer Untersuchung, die, obgleich auf die Erklärung des Gegebenen beschränkt, doch über die gemeinen Erfahrungsbegriffe hinausgetrieben wurde, daß sie bei jedem neuen Fortschritte eine doppelte Ueberlegung, theils über die Beziehung ihrer Resultate auf das Gegebene, theils über ihren eigenen inneren Zusammenhang verlangt. Das Bedürfniß der Ueberlegung über den letzten Punkt fällt wesentlich zusammen mit der Frage nach den Motiven des wissenschaftlichen Fortschrittes, welche um so wichtiger ist, wo die Untersuchung an der Schwelle eines neuen Abschnittes steht, dessen Inhalt sich durch den ihn bestimmenden Hauptbegriff von den bisherigen wesentlich unterscheidet. Dieser Hauptbegriff ist hier der des *scheinbaren Geschehens*, und die Frage ist nicht sowohl, *was* zu geschehen scheine — denn darauf antwortet die Beobachtung des Gegebenen —, sondern *wie* etwas scheinbar geschehen könne. Wir wissen zwar, aus welchen Gründen wir das wirkliche Geschehen von dem scheinbaren unterschieden haben; aber wir wissen noch nicht das Mindeste darüber, wie das Reale in einen so mannigfaltigen Schein verwickelt werden könne. Die Größe und Entfernungen der körperlichen Dinge, ihre nach Geschwindigkeit und Richtung bestimmten Bewegungen, die Gebundenheit des Geschehens an gewisse Zeitabschnitte stehen vielmehr als Phänomene vor uns, deren Verbindung mit dem Realen selbst und seinen innern Zuständen noch räthselhaft ist. Alles das sind gegebene Formen der Erfahrung; sie haben somit ein Recht auf unser Nachdenken; aber in welcher Richtung es vorwärts schreiten, wie es das Problem auffassen müsse, welches, mit einem Worte, das Princip, die wissenschaftliche Bedeutung der Synechologie sey, das verlangt eine vorläufige Entscheidung, ohne welche der Untersuchung ihre bestimmte Bahn

nicht vorgezeichnet werden könnte. Wir haben uns dabei, wie schon bemerkt, eben so sehr an das Gegebene, als an den innern Zusammenhang des Bisherigen zu halten.

1) Die nächste Antwort freilich, welche die Erinnerung an das Gegebene hervorrufen wird, ist die, daß das Problem der Materie, welches aus den propädeutischen Untersuchungen (S. 104—111) bekannt ist, dieses Princip der Synechologie und daß ihre Bedeutung in der Lösung desselben zu suchen sey. Denn der Begriff der Materie, als desjenigen, was als endliches Quantum den Raum erfüllt, enthielt allerdings den doppelten Widerspruch einer endlichen Größe, welche als eine Menge unendlich vieler Theile gedacht werden mußte, und sodann eines Realen, dessen selbstständige Theile eben so wenig erreichbar sind, als es sich aus irgend einer wie großen Menge der vorausgesetzten Theile zusammensetzen läßt. Dennoch erhebt sich gegen den Versuch, diesen Begriff als Princip zu behandeln, sogleich ein Bedenken. Die Widersprüche in demselben nisten lediglich darin, daß die Theile der Materie bestimmt werden sollen durch die Theile des Raumes, welchen sie als ausgedehnt erfüllt. Die Richtigkeit dieses Verfahrens nun zugestanden (obgleich es dafür zu halten schon die Propädeutik gewarnt hat, S. 110), so ist doch offenbar, daß die erwähnten Schwierigkeiten in den Begriff der Materie nur mittelbar hereinkommen, *ursprünglich* aber in der unendlichen Theilbarkeit des Raumes liegen. Mit andern Worten: die Materie, als *räumliches* Quantum, fällt unter den Begriff der *stetigen* Größe; ein Begriff, der ebenfalls schon bei einer frühern Gelegenheit (S. 187 f.) dahin bestimmt wurde, daß das Ineinanderübergehen, der Fluß der Theile, der keine strenge Sonderung, also auch keine genaue Bestimmung, aus wie viel Theilen die Größe bestehe, zuläßt, sein wesentliches Merkmal sey. Ist nun die Reflexion einmal auf diesen logisch höheren Begriff zurückgetrieben, so bemerkt man sogleich, daß die obigen Widersprüche nicht den Raum und die Materie allein drücken, sondern auch die Zeit, und das, was sie zu erfüllen scheint; wie schon früher bei Gelegenheit des, obwohl unstatthaften Versuchs gezeigt worden ist, den Begriff der Ver-

änderung durch das Merkmal der Zeitfolge zu denken (S. 75 f.). Ja es wäre wohl möglich, daß unter den Begriff des Stetigen auch noch andere Reihenformen fielen, z. B. die Abstufungen des Grades, der Uebergang von einer Zahlengröße zur andern und Aehnliches, so daß sich mit diesem Begriffe ein sehr weites Feld öffnet, auf welchem der Stetigkeit der Materie nur ein kleines Gebiet zukommt.

2) Wie ist nun dieser Begriff beschaffen? So müssen wir vor allem andern fragen, um zu erfahren, ob er Princip einer metaphysischen Untersuchung werden könne. Und die Antwort fällt allerdings dahin aus, daß er widersprechend ist und daß dieser Widerspruch sich unvermeidlich über alles das verbreitet, was durch ihn gedacht wird. Wer von einem Continuum redet, der behauptet ein Vorhandenseyn von Theilen, die zwar in einander überfließen, aber doch nicht in ein untheilbares Eins zusammenfließen sollen. Sie sind als Theile hier und dort; aber wo ein Hier und Dort gesondert gesetzt wird, da ist höchstens ein strenges Aneinander (contiguum), aber kein Continuum. Das letztere ist immer und überall zwischen den Theilen, welche man eben als gesondert denken will; darin liegt der Grund, daß jede Theilung immer noch eine neue Theilung übrig läßt, und daß die Zusammengehörigkeit der Theile einer stetigen Größe niemals als Trennung ohne Vereinigung und eben so wenig als Vereinigung ohne Trennung gedacht werden soll. Jeder kleinste Theil derselben ist im Ueberfließen in den nächsten begriffen; dennoch darf er nicht mit ihm zusammenfallen, sonst flösse das ganze Continuum in Eins; man muß also etwas dazwischen schieben und dieses Zwischenschieben geht, weil jedes Zwischengeschobene sogleich weiter fließt, ins Unendliche. Das Continuum ist und bleibt folglich eine Größe, deren Theile sich unterscheiden lassen müssen, und doch in Wahrheit nicht unterschieden werden können, weil diese Größe eine stetige ist.

3) Folglich, ist man vielleicht geneigt fortzufahren, muß dieser Begriff nach der Methode der Beziehungen der nöthigen Umbildung unterworfen werden? — Wir könnten nun in der

That einen Versuch machen, die widersprechenden Glieder zu trennen, zu vervielfältigen, zusammenzufassen; aber wir würden uns nicht wundern dürfen, wenn dabei etwas sehr Seltsames, vielleicht auch gar nichts herauskäme, weil sich hier gar keine Spur von Andeutung findet, welches Glied im Verhältnisse zu dem andern als Grund betrachtet werden könne, und weil wir doch vorher erst hätten überlegen müssen, ob dieser Widerspruch überhaupt so beschaffen sey, daß er an unser Denken dieselben Ansprüche macht, wie etwa die Probleme der Inhärenz und der Veränderung; d. h. mit andern Worten, ob er in Beziehung auf gewisse Formen der Erfahrung als ausschließender Begriff, und zwar so gegeben sey, daß er wegen seiner Beziehung auf ein unleugbar als gültig Gegebenes im Denken schlechterdings nicht aufgegeben werden könnte. Das Ding mit vielen Merkmalen, das veränderte Ding galten für real; wir konnten ihnen nicht verwehren zu seyn; sie prätendirten dieselben zu seyn im Flusse der Veränderung; deshalb war es nöthig an dem ursprünglichen Gedanken der Einheit des Realen zu der Zusammenfassung vieler Realen fortzuschreiten. Aber will denn das Stetige als solches etwas seyn? Oder heftet sich dieser Begriff unvermeidlich an solche Begriffe, deren Was durch die absolute Position gedacht zu werden verlangt? Wer in Verlegenheit wäre, darüber zu entscheiden, der versuche den Begriff des Stetigen auch nur als Subject für ein Prädicat aufzustellen, so wird er finden, daß er, so weit er auch in unserem Vorstellungskreise verbreitet seyn möge, doch gar keinen Anspruch darauf macht, auch nur als Subject aufgestellt zu werden, daß er vielmehr seiner Natur nach nur als Prädicat auftritt. Er setzt wenigstens einen andern Begriff voraus, an welchen er sich als einen außer ihm liegenden Stützpunkt anlehnen könne, ohne daß es nöthig wäre, daß dieser vorausgesetzte Begriff selbst ein Reales bedeute. Es kann also auch nicht einmal der Schein entstehen, als sey hier Veranlassung zu einer noch so übereilt auszuführenden absoluten Setzung, und es würde schon deshalb überflüssig seyn, an die logische Exposition der Begriffe vom Realen zu erinnern, aus welchen hervorging, daß das,

was sich als stetig darstellt, insofern nicht für real gehalten werden könne.

Aber wir müssen hierbei, um die Sicherheit des Fundamentes zu prüfen, noch weiter gehen und fragen, ob denn dieser Begriff als ein gleichmäßig sicheres, die entgegengesetzte Vorstellungsart des Starren ausschließendes Merkmal desjenigen, was durch ihn gedacht wird, gegeben sey? Beginnen wir diese Prüfung bei dem, was uns am nächsten liegt, bei der Materie, so kann hier die Frage nur den Sinn haben, ob sie der sinnlichen Wahrnehmung als Stetiges mit Sicherheit gegeben sey. Ohne Zweifel müßten dann ihre irgend wie kleinen Theile so gegeben seyn, daß die fernere Theilbarkeit derselben, d. h. das Ineinanderfließen derselben, gleichviel ob durch natürliche oder künstliche Hülfsmittel wahrgenommen werden könnte. Aber alle Versuche, diese letzten Theile zu finden, haben eine Grenze ihres Erfolges; man klagt, die Theile nicht finden zu können; und eben darin liegt das Bekenntniß, daß das Vorhandenseyn des Untheilbaren in der That stattfinden kann, obwohl wir mit der sinnlichen Wahrnehmung nicht bis dahin eindringen können. Daraus also, daß wir die letzten Theile der Materie nicht sinnlich wahrnehmen können, folgt keineswegs, daß sie nicht existiren, und es läßt sich nicht behaupten, daß die Materie in diesem Sinne als stetig gegeben sey*). In dem Begriffe der Materie liegt also das Princip der Synechologie nicht; die Materie mag immer eines der

*) Wollte man uns hierbei, die Richtigkeit dieses Satzes zugestehend, entgegnen, ihm zufolge hätten wir uns in der Propädeutik die Mühe ersparen können, den Begriff der Materie durch dasjenige Merkmal zu entwickeln, welches sich jetzt als ein unsicheres verräth, so ist zu bemerken, daß es dort vor allem darauf ankam, das Nachdenken durch diejenigen Schwierigkeiten zu wecken, welche der gewöhnlichen Auffassung gemäß am nächsten liegen; — daß ferner schon dort, nicht blos im Vorbeigehen, gefragt wurde, ob denn überhaupt so gewöhnliche Erscheinungen, als die veränderliche Dichtigkeit der Materie darbietet, erlauben, ihre Theile zu bestimmen durch die Theile des Raumes, den sie einnimmt, und endlich, daß man erwarten muß, ob spätere Untersuchungen die dort ausgesprochenen Vermuthungen bestätigen oder nicht.

wichtigsten Objecte ihrer Untersuchungen seyn, sie enthält nicht den Anfangspunkt derselben, weil ihre Stetigkeit der sinnlichen Wahrnehmung nicht so gegeben ist, wie die Verschiedenheit der simultanen und successiven Merkmale eines und desselben Dinges.

Die Veranlassung jedoch die Materie als stetig wenigstens zu denken, lag lediglich in ihren räumlichen Bestimmungen. Also sind wohl der Raum, und um die Frage sogleich mit auf die Zeit auszudehnen, auch diese als stetig gegeben? Bekanntlich berief sich hierbei Kant, welcher eben behauptete, daß Raum und Zeit schlechthin als unendliche und stetige Größen gegeben seyen, auf die innere Anschauung, und es müßte, wenn er Recht hatte, der entgegengesetzte Begriff des starren Aneinander bei der Auffassung des Zeitlichen und Räumlichen ganz ausgeschlossen seyn. Abgesehen nun von der Unendlichkeit beider, die uns hier nichts angeht, wird man hoffentlich zugeben, daß der reine Begriff der Zeit der des reinen Nacheinander ist und daß eine irgendwie kleine Zeitdauer nicht durch das Jetzt allein, sondern durch die Aufeinanderfolge des Jetzt auf das Vorher und des Nachher auf das Jetzt gedacht wird. Jetzt allein gibt keine Zeit, sondern erst ein Vorher, Jetzt und Nachher als getrennte. Eben so meint, wenn vom Raum die Rede ist, schwerlich jemand etwas Anderes, als das reine Außereinander; zwei Punkte, die ineinander sind, sich „in einander verkriechen," sind nichts für den Raum; das Hier und Dort als getrennt ist die Bedingung jeder räumlichen Bestimmung. In den Grundbegriffen aller räumlichen und zeitlichen Auffassung, dem Außereinander und Nacheinander, liegt aber nichts von dem Grundbegriffe des Stetigen, dem Ineinander, und es ist jedenfalls auch hier eine übereilte Behauptung, daß Raum und Zeit ursprünglich, unvermeidlich und ganz allgemein als stetige Größen vorgestellt würden. Denn das Ineinander der je nächsten Theile würde Größe, Entfernung und Dauer verzehren; während unsere Vorstellungen von dem Räumlichen und Zeitlichen diese Entfernungen festhalten und die Vergangenheit mit der Gegenwart, diese mit der Zukunft ebenso wenig, als die End-

punkte einer Linie in Eins fallen lassen. Demohnerachtet läßt sich nicht leugnen, daß, wenn man sich einmal auf die Frage nach den Theilen des Raumes und der Zeit eingelassen hat, und nunmehr den Versuch machen will, zwei Punkte in Raum oder Zeit, dergestalt aneinander zu denken, daß sie nicht zusammenfallen und sich auch nichts dazwischen schieben lasse, dieser Versuch wenigstens für die Einbildungskraft unfehlbar mißlingt. Je zwei nächste Punkte werden zusammenfallen; sollen sie das nicht, so wird man im Gedanken etwas dazwischenschieben, was sie auseinanderhalte. Aber dieses selbst, wenn es wieder ein einfacher Punkt ist, wird das Schicksal des Zusammenfallens theilen; damit es auseinanderhalte, wird es selbst einer Theilung unterworfen werden, die, wenn sie bestehen und nicht wieder in einander verschwinden soll, ein neues Zwischenschieben nöthig macht, u. s. f. ins Unendliche. So scheint also wirklich jede Vorstellung des Gesonderten in Raum und Zeit bedingt zu seyn durch die Voraussetzung des Stetigen; während andrerseits das Fließen der Theile keinen Sinn hat ohne Voraussetzung der Theile als des Gesonderten. Ist beides, so wenig es auch zusammenzupassen scheint, factisch richtig, so muß als das Resultat der Beobachtung derjenigen Vorstellungen von Raum und Zeit, die wir wirklich haben, ausgesprochen werden, daß Raum und Zeit allerdings als stetige Größen vorgestellt werden, aber daß diese Vorstellungsart für sie zwar ein sicheres, aber nicht ein ausschließendes und durchgreifendes Merkmal ist.

Und dieselbe Bemerkung wiederholt sich bei anderen Reihenformen, bei welchen der obige Versuch, ihre Theile streng aneinander zu denken, nicht weniger mißlingt. Man nehme aus unserer gewöhnlichen Tonreihe die Töne c und e, so liegen zwischen ihnen cis, d, dis. Aber zwischen c und cis, cis und d u. s. f. sind noch andere Töne, in näher abgestuften Intervallen wenigstens möglich. Welches nun sind die nächsten Intervallen, zwischen welchen weiter keine Abstufung möglich ist? Das läßt sich offenbar nicht angeben; vielmehr lassen sich zwischen je zweien immer noch mehrere einschieben, und eben, indem man das zugibt, gesteht man, daß man die Tonlinie als

Continuum, wenn auch nicht hört, aber vorstellt, indem ihre ineinanderfließenden Theile sich jeder bestimmten und endlichen Sonderung entziehen. Eben so gestattet die Differenz zwischen zwei ganzen bestimmten Zahlen eine unendliche Menge von Veränderungen, d. h. der Fortschritt von der einen zur andern geschieht, wenn man alle zwischen ihnen liegenden Zahlengrößen erschöpfen will, durch eine unendliche Menge von Brüchen, deren jeder nichtsdestoweniger in einem bestimmten Verhältnisse zu den Zahlen steht, zwischen welchen er liegt. Und die weiteren mathematischen Reflexionen über die Beziehungen, welche zwischen den arithmetischen Begriffen stattfinden können, überzeugen sehr leicht, daß es in der Continuität dieser fließenden Reihen noch überdies Unterschiede gebe. Denn wenn $\frac{1}{x}$ die zwischen die Zahlen 1 und 2 einzuschiebenden Brüche bedeutet, so daß x alle Zahlenwerthe von Null bis Unendlich in stetigem Uebergange bezeichnet, so werden die auf gleiche Weise veränderlichen Werthe von $\sqrt[2]{\frac{1}{x}}$ noch dichter liegen und die Dichtigkeit dieser schon bei der ersten Einschiebung unendlich dicht liegenden Reihen muß selbst ins Unendliche wachsen, wenn man statt der Quadratwurzeln, durch die Kubikwurzeln zu den vierten, fünften, sechsten Wurzeln u. s. w. fortschreitet. Aber weder bei der Zahlenreihe, noch bei der Tonreihe sind diese für die höheren Rechnungen ins Unermeßliche sich vermehrenden stetigen Fortschreitungen die ursprüngliche Vorstellungsart, sondern eine nachgeborne künstlich erzeugte, die dann zu wissenschaftlichen Zwecken benutzt wird und deren Bedeutung immer an die Verhältnisse gebunden ist, innerhalb deren sie sich erzeugt und für welche sie angewendet wird.

4) Was folgt nun aus alle dem für unsere Untersuchung? Zuerst dies: daß die Stetigkeit, als der Begriff, an welchem wir zuerst Anstoß nehmen mußten, an der Materie, die uns hier als das Gegebene interessirt, nur als ein unsicheres Merkmal vorkommt, als ein sicheres dagegen, wenn auch nicht als ausschließendes (denn ohne den Gegensatz des Starren verliert das Stetige seine Bedeutung), an Raum, Zeit und an-

deren Reihenformen, für welche die Tonlinie und die Zahlenreihe nur als Beispiele erwähnt wurden. Zweitens: daß der Begriff des Stetigen ein Verhältnißbegriff ist, welcher sich ebensowohl auf gegebene Veranlassungen unabsichtlich entwickelt, als er für bestimmte Zwecke absichtlich ausgebildet werden kann, der ferner nach Maaßgabe dieser Veranlassungen und Zwecke bestimmten Modificationen unterliegt, und dessen Bedeutung in jedem einzelnen Falle eben nichts anderes als der Ausdruck des Verhältnisses ist, an welches er gebunden ist. Mithin wird drittens, in denjenigen Wissenschaften, in welchen derselbe als gegeben betrachtet wird, die Bestimmung dieser Verhältnisse selbst die wesentliche Aufgabe seyn, die Frage aber, wie er überhaupt entstehe und sich als eine bekannte, wenn auch nicht überall gleich geläufige Vorstellungsart in unsern Köpfen entwickele, lediglich der Psychologie anheimfallen, als der Wissenschaft von den Begriffen, welche wir wirklich haben. Und endlich viertens, was das Wichtigste ist: daß dieser Begriff kein eigenthümliches Motiv für die Metaphysik, als die Wissenschaft von den Begriffen, welche wir haben sollen, abgeben kann.

Die letzte Folgerung steht in genauem Zusammenhange mit der zuerst genannten und erläutert selbst die dritte. In Beziehung auf die Materie wird jedem schon von selbst der Gedanke beigekommen seyn, daß es uns nicht wohl einfallen kann, sie für ein reines Nichts, d. h. mit Kant für bloßen Schein zu erklären; der Schein deutet hier, wie überall, auf das Reale und das wirkliche Geschehen, und das was der Materie zu Grunde liegt, kann nichts anderes seyn, als die Realen selbst. Darüber kann kein Zweifel mehr obwalten. Aber die Materie erscheint im Raume, sie verändert sich in der Zeit; daß es sich so verhält, auch daran ist kein Zweifel. Nur wie die Realen in Raum und Zeit hineinkommen, sie ausfüllen, einnehmen, besetzen, ist unbegreiflich. Nun sind aber Raum und Zeit Nichts, weder an sich real, noch etwas dem Realen Anhaftendes, so daß jedes der Realen einen Theil davon mitbrächte und die Summe dieser Theile den unendlichen Raum und die unendliche Zeit bildete. Sondern beide

sind bloße Gedankendinge, die als solche, d. h. ihrem allgemeinen Begriffe nach, vollkommen leer sind, und nur dadurch einen Inhalt bekommen, daß wir etwas in sie hineinsetzen. Was wir aber auch hineinsetzen, es ist nicht selbst das, wohin wir es setzen; und auf unserem metaphysischen Standpunkte haben wir nicht einmal etwas, was wir ohne weiteres in sie hineinsetzen könnten; unsere realen Wesen nehmen weder Raum noch Zeit ein; sie dehnen und strecken sich weder durch jene noch durch diese; wozu also überhaupt reden von Raum und Zeit? — Heftet sich vollends an diese leeren Begriffe ein Merkmal, welches an einem inneren Widerspruche leidet, wie das der Stetigkeit, so liegt darin kein Motiv den Widerspruch umzubilden; sondern man muß den ohnedies nichts bedeutenden Begriffen, welchen es anhaftet, den Zugang zu unserm Denken verwehren.

Es würde nicht unerwünscht seyn, wenn der Leser diese, wenn auch hart klingenden Reflexionen bei sich selbst ausbildete; denn dann würde er kein Bedenken tragen uns beizustimmen, theils, daß die ursprüngliche Voraussetzung des Stetigen für diejenigen Begriffe, welche aus der Ontologie hervorgegangen sind, noch ganz bedeutungslos ist, theils daß die Frage nach der Entstehung jenes Begriffes, als eines vor aller Metaphysik in uns vorhandenen, gar nicht in die Metaphysik, sondern eben nur in die Psychologie gehört. Könnte er sich Raum und Zeit wirklich nicht anders, denn nur als stetige Größen denken, so würde er in seinem Verkehre mit der Sinnenwelt ungestört fortfahren, sich dieser Begriffe wie bisher zu bedienen, aber er würde zugeben, daß er sich ihrer in seinem metaphysischen Denken streng zu enthalten habe. Wir würden von ihm nicht den Einwurf zu befürchten haben, daß das unmöglich sey; denn wir könnten von ihm voraussetzen, daß er im ganzen Laufe der Ontologie an Raum und Zeit, wie es sich gehörte, wirklich noch gar nicht gedacht, und also factisch erfahren habe, daß es allerdings möglich ist, wissenschaftlich bestimmte Begriffe unvermischt mit räumlichen und zeitlichen Zusätzen festzuhalten, und daß die Behauptung, daß man das nicht könne, nur das Geständniß des Unvermögens ist, sein eigenes Vorgestellte in gestei-

gerter Reflexion aus den gewohnten Verhältnissen herauszuversetzen.

Wir denken uns einen solchen Leser und glauben im Einverständnisse mit ihm fortfahren zu können: So wichtig auch die Frage seyn mag, wie unsere empirischen Begriffe von Raum und Zeit, diese Begriffe, innerhalb deren trotz ihrer Widersprüche sich die Mathematik mit bewundernswürdiger Freiheit und Sicherheit bewegt, in uns entstehen; — hier kümmert sie uns weiter nicht. Wir haben vorläufig weder Raum noch Zeit und es ist kein Grund da, das zu bedauern, indem eben darin die Hoffnung liegt, den Begriff des Stetigen ganz zu umgehen.

5) So wenig wir nun diese Hoffnung irgendwie verbürgen wollen, so dürfen wir doch allem bisher Gesagten gegenüber nicht vergessen, daß zwischen dem Realen und den Erscheinungen noch alle vermittelnde Begriffe fehlen. Das Daseyn der Materie nicht weniger, als der Lauf der Begebenheiten würde ohne eine solche Vermittelung ein Räthsel bleiben; und insofern muß allerdings gesagt werden, daß das Gegebene als Masse uns aus der Ontologie in die Synechologie treibt. Aber eben diese Masse als solche bietet keinen sichern Ausgangspunkt für diese Vermittelung dar; die Materie läßt sich nicht mit einem Schlage erklären; das was zunächst Erklärung fordert, zieht sich in psychologisches Dunkel zurück, in welchem die Metaphysik kein Licht anzünden kann. Wir finden uns bei aller Zunöthigung vorwärts zu schreiten, vollkommen zurückgedrängt auf den Umfang derjenigen metaphysischen Begriffe, die wir schon haben; wenn die Untersuchung wirklich fortschreiten können soll, muß das gesuchte Princip hier schon vorliegen. Und in der That, um es zu finden, ist nur eine Besinnung auf diejenigen Begriffe nöthig, welche die Ontologie unentwickelt bei Seite legte. Die Veränderung führte zu dem Satze, daß die Realen bald zusammen, bald nicht zusammen seyen. An das Zusammen knüpften sich die Selbsterhaltungen, als das wirkliche Geschehen; was geschieht denn, wenn die realen Wesen nicht zusammen sind? Ganz gewiß nichts, was

für die realen Wesen selbst etwas bedeuten könnte; ob aber der Wechsel, die Verhältnisse des Zusammen und Nichtzusammen nicht für den Zuschauer wenigstens den Schein eines Geschehens erzeugen können, das ist eine bis jetzt noch nicht näher betrachtete Frage. Soll sie überlegt werden, so wird man sich dabei auf bloße Möglichkeiten einlassen müssen; aber das würde vollkommen genügen, denn Raum und Zeit sind eben nur die Begriffe der Möglichkeit, daß ein Wirkliches hier oder dort könne angetroffen werden; und so bestände denn die systematische Bedeutung der Synechologie darin, daß sie in der Erwartung unternommen wird, die vollständige Entwickelung der Möglichkeiten, die an den formalen Gedanken des wechselnden Zusammen und Nichtzusammen sich knüpfen, werde diejenigen vermittelnden Begriffe darzubieten im Stande seyn, deren die Metaphysik bedarf, um die Resultate der Ontologie auf das Gegebene gesetzmäßig anzuwenden. Daher die nachfolgenden Constructionen, die vom Realen zu einem ganz leeren Formalismus abzuspringen scheinen könnten, nicht wohl für überflüssig gehalten werden können, wenn man festhält, daß wir zur Erklärung der Natur, wie sie vor uns liegt, Raum und Zeit brauchen; daß wir aber beide noch nicht haben und daß wir abwarten müssen, ob und wie sie uns kommen, wenn wir, ganz allmählig die Möglichkeit des Zusammen und Nichtzusammen der realen Wesen entwickelnd, Acht haben auf die Begriffe, durch welche wir die dabei entspringenden Verhältnisse werden bezeichnen müssen. Wir werden uns also in einem gewissen Sinne Raum und Zeit selbst machen, aber nicht nach Laune und Willkür, sondern nach der Regel eines bestimmten Fortschrittes, dessen Erfolge wir anzuerkennen haben. Sollte sich in den erwarteten Verhältnißbegriffen ein Analogon unserer gewohnten Vorstellungen von Raum und Zeit finden, so würden wir einestheils den Gewinn haben, über ihre Entstehung (die metaphysische, nicht die psychologische) eine bestimmte Rechenschaft geben zu können, anderntheils die Befugniß, von ihnen für die Naturerklärung jeden Gebrauch zu machen, zu welchem das Gegebene uns auffordert. Die ganze Länge des

Weges wird aber zweckmäßig in zwei Hälften zerlegt werden, auf deren erster wir uns mit dem Raume und der Materie beschäftigen werden, während der zweiten die Zeit und der scheinbare Lauf der Begebenheiten anheim fällt; so daß das Ganze dieser Untersuchungen unter Voraussetzung der Ontologie eben so der Mathematik, als den empirischen Naturwissenschaften diejenigen Grundbegriffe darzubieten im Stande seyn würde, ohne deren genaue Feststellung zwar nicht die Beobachtung und die Berechnung, wohl aber die Erklärung der Natur fester Fundamente entbehrt.

Zweiter Abschnitt.

Von dem intelligiblen Raume und der Materie.

Erstes Capitel.

Construction des intelligiblen Raumes.

§. XI.

Das erste Geschäft der Synechologie ist die Construction des intelligiblen Raumes, durch welchen allgemeinen Begriff (zum Unterschiede von dem empirischen Raume) die mit vollem Bewußtseyn zum Behufe des geordneten Ueberganges von dem Realen zu der Form der Erscheinungen auszubildende und zu entwickelnde Begriffsreihe vorläufig bezeichnet werden soll. Diese Construction hat die rein metaphysische Frage zu beantworten, ob außer uns das Reale nach räumlichen Verhältnissen geordnet und wie es zu denken sey, wenn das den Erscheinungen zu Grunde liegende Reale sich als ein räumlich Bestimmtes darstellt. Da die Beantwortung dieser Frage über die rein psychologische: wie wir zu denjenigen Raumbegriffen, die wir ohne Metaphysik in uns vorfinden, gekommen seyn mögen? gar nichts entscheiden

kann, so würde schon aus diesem Grunde von den letztern gänzlich zu abstrahiren seyn; obgleich es auch ohnedies unzulässig ist, den empirischen Raum gleichsam als ein für die Aufnahme der Realen bereit liegendes Gefäß zu betrachten.

Die Erläuterungen des vorhergehenden §. suchten den schon früher durch die Unterscheidung des scheinbaren und des wirklichen Geschehens vorbereiteten Wendepunkt zwischen der Ontologie und der Synechologie so bestimmt als möglich hervorzuheben, und darauf aufmerksam zu machen, daß die von ihm ausgehende, von unseren gewohnten Begriffen unabhängige Gedankenreihe in der Richtung der, von den Realen zu den Erscheinungen vorwärts dringenden Constructionen sich bewegen werde. Wir fanden uns dabei zu einer Art von Resignation genöthigt, die zwar beschwerlich ist, aber in der Natur der Sache liegt. Die Entwickelung bloßer Möglichkeiten war es, die uns beschäftigen sollte; dennoch hofften wir dadurch unseren metaphysischen Vorstellungskreis bis auf den Punkt auszuarbeiten, daß die Erscheinungen in ihm einen Platz finden könnten; und jedenfalls liegt eben hierin die wesentliche Verschiedenheit der Ontologie und der Synechologie, daß die erstere die gegebenen Formen der Erfahrung als Erkenntnißgründe des Realen benutzt, während die letztere vom Seyn und dem wirklichen Geschehen vorläufig ganz abstrahirend sich mit dem Versuche beschäftigen muß, blos formale Begriffe zu erzeugen. Indem nun der vorliegende §., welcher kaum für etwas mehr, als für eine verlängerte Ueberschrift, gehalten seyn will, den hier zuerst auftretenden Hauptbegriff des intelligiblen Raumes sogleich bestimmt nennt, kann damit nicht gemeint seyn, daß die Erwähnung und kurze Erklärung dieses Namens die Einsicht in die Gesammtheit derjenigen Verhältnisse, deren allgemeiner Ausdruck jener Begriff ist, von selbst herbeiführen werde, sondern, was dieser Begriff bedeutet, wird sich mit Bestimmtheit erst sagen lassen, nachdem wir mit seiner

Construction fertig sind und die Erwähnung desselben mag für jetzt nur dienen, um zu verhüten, daß wir ihn nicht schon für bekannt und fertig halten, ehe wir ihn construirt haben. Das heißt mit andern Worten: wir sollen uns vorläufig unserer gewohnten Raumbegriffe entschlagen, sie nicht stillschweigend voraussetzen, und wenn sich die Nothwendigkeit zeigen sollte, gewisse Verhältnisse durch räumliche Prädicate zu bezeichnen, diese nicht verwechseln mit jenen. Und dieses Soll, welches an unser Denken allerdings eine starke Zumuthung macht, gründet sich mit vollkommenem Rechte darauf, daß unser Vorrath von metaphysischen Begriffen nun einmal vom Raume nichts weiß und daß der stetige geometrische Raum mit seinen Widersprüchen erst sein Recht nachweisen muß, in unsern Vorstellungskreis aufgenommen werden.

Sollte jedoch die Berechtigung dieses Soll noch bezweifelt werden, so ist es vielleicht zweckmäßig, die Sache noch von einer andern Seite darzustellen. Beschränken wir uns nämlich einmal ganz auf unsere empirischen Raumbegriffe, so stehen diese, wie sich jeder durch Selbstbeobachtung überzeugen kann, ganz und gar nicht in unserer Gewalt und Willkür, sondern dringen sich uns bei der Auffassung der Gegenstände mit unvermeidlicher Nothwendigkeit auf. Von einer Organisation des Geistes, welche diese Formen ursprünglich in sich enthielte, lehrt die innere Wahrnehmung nichts und die in jedem einzelnen Falle individuell bestimmte Gestaltung des Räumlichen kann, wie schon früher bemerkt wurde (S. 57) aus dieser Annahme nicht erklärt werden. Der allgemeine Begriff des Raumes ist das Abstractum der einzelnen räumlichen Bestimmungen, denen gemäß wir hier ein Quadrat, dort eine Ellipse u. s. w. wahrnehmen; die individuellen Auffassungen unterliegen den mannigfaltigsten Modificationen und es fragt sich, woher die letzteren kommen. Gesetzt nun, man wolle diese Modificationen irgendwie auf idealistische Weise zu erklären versuchen, so ist der Gegenstand derselben ein Geschehen in dem Vorstellenden; nichts weiter; und hält der Idealist eine idealistische Erklärung unserer Begriffe von dem Räumlichen für möglich, so wird er selbst dazu zwar keiner Ver-

fung auf die als räumlich vorgestellten Objecte bedürfen wollen, aber er wird auch nicht das Geringste darüber entscheiden können, ob diese letzteren räumlich geordnet sind, vielmehr, sobald er consequent ist, sind die Objecte an sich für ihn gar nicht vorhanden. In diesem Falle kann also unsere metaphysische Frage gar nicht entstehen, aber lediglich deshalb, weil der ganze Zusammenhang des Denkens fehlt, in welchem sie für uns eine Bedeutung hat. Gesetzt aber, man sey nicht Idealist, sondern man betrachte noch ohne nähere Prüfung die räumlichen Bilder geradezu als Abbilder der räumlich bestimmten Objecte, so würde doch auch hier die Bemerkung nicht ausbleiben, daß der angeschaute Raum so wenig in das wahrnehmende Subject gleichsam hereinkomme, als etwa die Befriedigung einer Begierde dadurch vermittelt wird, daß der begehrte Gegenstand selbst ein Bestandtheil der genießenden Seele wird. Sondern alle Unterschiede des Vorgestellten gehen in der Seele selbst in die reine Intensität des Vorstellens zusammen; nicht einmal die verkleinerten Gestalten, deren räumlich bestimmte Verhältnisse noch in dem Bilde auf der Netzhaut vorhanden sind, finden Platz in der vorstellenden Seele; sondern „sie, die Seele, muß ganz von vorn an die völlig vernichteten Raumverhältnisse erzeugen, und dieses muß sie leisten, ohne ihre Vorstellungen nur im allergeringsten auseinanderrücken zu können, sie muß es so leisten, daß, während das Vorstellen intensiv bleibt, sein Vorgestelltes doch auseinander trete" *). Wie sie das leiste, zu untersuchen, ist Aufgabe der Psychologie, welche eben deshalb, weil die objectiven Verhältnisse des außer der Seele Existirenden hierbei von gar keinem entscheidenden Einflusse sind, sich allenfalls selbst mit einer idealistischen Antwort beruhigen könnte, wenn nicht andere Gründe dem Idealismus den Zugang verwehrten.

Da sich nun hierüber ohne den Verdacht der Erschleichung nichts Näheres sagen läßt, so genügt es schon, wenn durch

*) Vgl. Herbart Psychol. Bd. II, S. 123 – 129; die angeführten Worte stehen S. 124. Was hierbei noch dunkel ist, kann hier gar nicht, und selbst in der Eidolologie nur zum Theil erklärt werden.

diese letzte Betrachtung der Unterschied der metaphysischen und psychologischen Frage deutlich geworden ist. Hier sind wir mit der Welt des Realen beschäftigt; wir wollen wissen, ob und inwiefern es nothwendig ist, die intelligible Welt nicht weniger, als die uns umgebende Sinnenwelt durch Raumbegriffe aufzufassen, d. h. ob die von uns und unserm Vorstellen unabhängigen realen Wesen wirklich auf räumliche Weise außer uns und außer einander existiren und ob mithin der Raum nicht blos eine menschliche, sondern eine „in der wahren Erkenntnißart jedes Vernunftwesens unentbehrliche Vorstellungsart ist". Fiele die Antwort verneinend aus, so wäre dadurch jene psychologische Frage eben so wenig erledigt, als sie etwa beantwortet ist, wenn die Antwort bejahend ausfällt. In dem letzteren Falle wäre zwar die obige realistische Voraussetzung keine bloße Voraussetzung mehr, aber es bliebe nach wie vor ein Problem, wie das Vorgestellte des völlig unräumlichen Vorstellens für den Vorstellenden irgend welche räumliche Prädicate annehmen könne.

Es erhellt also wohl zur Genüge, daß zwei so ganz heterogene Untersuchungen beide verderben werden müssen, wenn man sich nicht vor jeder Vermischung derselben hütet; und die nachfolgenden Constructionen scheinen durch das Gesagte hinlänglich vorbereitet zu seyn, um sie in ihrem wesentlichen Zusammenhange ohne weiteren Verzug vorzulegen. Sind wir am Ende derselben, so werden sich über ihre Bedeutung mit größerem Nutzen die nöthigen Betrachtungen anstellen lassen, als dies geschehen könnte, so lange sie selbst noch unbekannt sind.

I. Von der starren Linie und der Zahl.

§. XII.

Der Gedanke, aus welchem zunächst das Folgende entwickelt werden muß, ist nach §. X. die gleichmäßig vorliegende Möglichkeit des Zusammen und Nichtzusam-

men der realen Wesen. Sind sie zusammen, so können sie getrennt, sind sie nicht zusammen, so können sie verbunden werden. Seyen nun vorhanden nur zwei Reale, A und B, so heftet sich an jedes derselben der Gedanke dieser Möglichkeit, als leeres Bild des andern. Gesetzt nun ferner, A und B seyen nicht zusammen, so sind sie aneinander, weil jede zwischen sie geschobene Distanz schon fertige Raumbegriffe voraussetzen würde. Aber sie könnten auch wohl zusammen seyn; folglich geschehe die Vereinigung, und zwar, da die Wahl frei steht, mit B durch A. Da die Verbindung jedem der beiden zufällig ist, so können sie auch wieder getrennt werden; die Sonderung geschehe also und zwar durch B. Sogleich erzeugt B den Gedanken der möglichen Vereinigung mit A; d. h. das leere Bild von A (das dritte der Bilder, das zweite von A). Man folge dieser Hindeutung auf die neue Beifügung des A, so kann B aus dieser neuen Vereinigung wieder gesondert werden; und erzeugt dann abermals ein Bild von A. Fährt man fort, die Vereinigung durch A, die Sonderung durch B zu denken, so erzeugen sich immer neue Bilder von A, welche nicht nur die Form einer Reihe, sondern einer geordneten, in bestimmter Folge des strengen Aneinander ins Unendliche hin ablaufenden Reihe darstellen. — Da die Vereinigung auch durch B, die Sonderung durch A geschehen könnte, wobei die Reihe durch Bilder von B gebildet werden würde, so liegt darin zugleich die Möglichkeit der Umkehrung des vorigen Verfahrens. Soll dieser Begriff der Umkehrung festgehalten werden, so wird zunächst die Sonderung durch A nothwendig. Ist hierdurch A

rückwärts vom n^{ten} Bilde durch das $n-1^{te}$ bis zum $n-(n-1)^{ten}$, d. h. in den Anfangspunkt der ganzen Reihe gerückt, so steht auch hier der fortgesetzten Sonderung nichts im Wege, sondern vom ersten Gliede rückwärts erzeugt sich eine Reihe von Bildern, welche, da hierbei auf die Qualität der Wesen, deren Bilder die Reihe bilden, nichts ankommt, genau so beschaffen seyn wird, wie die vorwärtsschreitende. — Kurz, es erzeugt sich auf diese Weise eine starre, gerade, von jedem bestimmten Punkte aus nach zwei entgegengesetzten Richtungen einer ins Unendliche sich erstreckenden Verlängerung fähige, zwischen je zwei bestimmten Punkten endlich theilbare Linie. In dem Elemente derselben, dem reinen Aneinander, ist der Begriff des Ortes und der Richtung mitgegeben; jedes beliebige aber bestimmte Quantum desselben bezeichnet eine beliebige, aber bestimmte Entfernung, deren Größe abhängt von der Anzahl der Fortschreitungen, die von dem einen zu dem anderen durch die dazwischen liegenden Stellen nöthig sind. Die Fortschreitungen selbst werden bezeichnet durch die Ordnungszahlen; die Combination der durchlaufenen gibt Anzahlen oder Summen, welche selbst auf den allgemeinen Begriff dessen, was gezählt wird, bezogen sich als Producte darstellen, wodurch die reine oder Cardinalzahl als Multiplicator dem Multiplicandus entgegentritt. Ebenso findet der Begriff der Negation, schon vermöge der an jeder Stelle vorhandenen Möglichkeit des Rückschrittes, seine Anwendung auf die Auffassung der Zahlenreihe und es können somit aus der gegebenen Construction die Grundbegriffe der Arithmetik vollständig entwickelt werden.

Der vorliegende §. enthält in gedrängter Kürze die Angabe der zunächst vorzunehmenden Construction sammt den aus ihr hervorgehenden Resultaten; und die Erläuterungen desselben zerfallen daher von selbst in eine doppelte Betrachtung, deren Gegenstand theils die genauere Ausführung der Construction, theils die Entwickelung dessen, was dabei herauskommt, seyn wird.

I. In der ersteren Beziehung ist vor allem nöthig, daß wir uns der für uns allein zulässigen Voraussetzung mit vollkommener Bestimmtheit bewußt werden. Diese Voraussetzung nun ist lediglich der aus dem Probleme der Veränderung hervorgegangene Gedanke, daß die Realen bald zusammen, bald nicht zusammen sind, und der ontologisch begründete Satz, daß dieser Wechsel wirklich angenommen werden muß, läßt jedenfalls die Möglichkeit sowohl des einen als des andern zu. Nichts weiter nun, als diese Möglichkeit bedürfen wir hier; wir abstrahiren auch von der Qualität der Wesen und den durch sie bedingten Selbsterhaltungen und überlassen uns ganz und gar der Entwickelung jenes rein formalen Gedankens und zwar zunächst unter Voraussetzung der einfachsten Annahme des Zusammen und Nichtzusammen nur zweier Wesen.

1) Gesetzt nun, A und B seyen nicht zusammen, so wissen wir: sie könnten zusammen seyn. Was bedeutet nun dies für das Verhältniß zwischen beiden? Gewiß wenigstens so viel, daß die Möglichkeit der Verknüpfung eben zwischen beiden schwebt; und daß, wenn wir A als verknüpfbar mit B, B als verknüpfbar mit A denken, sich das Bild, der leere Gedanke von B an A, der von A an B heftet. Denn in der Möglichkeit der Verknüpfung liegt eine Beziehung des A auf B und des B auf A, obwohl nur als in Gedanken vorhanden; die Verknüpfung ist wirklich nicht vorhanden, der Gedanke derselben nur ein leerer Gedanke; deshalb wird eines zu dem andern hinzugedacht als bloßes Bild. Wir können also nicht umhin, die Möglichkeit der Verknüpfung der wirklich Getrennten durch vier Begriffe, von denen je zwei paarweis mit einander verbunden sind, zu denken; nämlich durch A, durch das ihm anhaftende Bild von B, durch B und endlich

durch das dem letzteren anhaftende Bild von A. Wären wir ausgegangen von der Annahme des Zusammen, so würde der Gedanke des möglichen Nichtzusammen jedenfalls gestattet haben, das Nichtzusammen als wirklich eingetreten zu denken; dann hätten sich als Hindeutung des möglichen Zusammen die leeren Bilder erzeugt und wir wären auf die beiden verbundenen Paare gekommen, die wir jetzt, indem a und b die Bilder von A und B heißen sollen, durch Ab und Ba bezeichnen.

2) Der bloße Gedanke des möglichen Zusammen würde uns nun an sich nicht weiter führen, wenn er, eben weil das Zusammen möglich ist, nicht erlaubte, das Zusammen als wirklich eingetreten zu denken. Nun ist zwar ganz gleichgültig, ob wir B als vereinigt mit A oder A als vereinigt mit B denken. Um jedoch sicher zu gehen, wollen wir eines von beiden als dasjenige denken, welches dem andern sich vereinige. Dieses sey A, so sind nunmehr zusammen BaA, während b allein stehen bleibt, weil A als vereinigt mit B des Bildes des letztern (als des Zeichens seiner möglichen Vereinigung mit B) nicht mehr bedarf. Zwar bedeutet nunmehr auch a nichts mehr für B, aber wir dürfen die Bilder nicht vergessen, weil sie uns wenigstens an eine vor der Vereinigung der beiden Realen dagewesene Trennung erinnern.

3) Aber auch die Vereinigung des A mit B ist keine unauflösbare; der Gedanke des gleichmöglichen Zusammen und Nichtzusammen, der uns die Vereinigung erlaubte, erlaubt uns auch die Trennung. Da es nun hier auf weiter gar nichts ankommt, als das vor uns liegende Gebiet von Möglichkeiten zu durchwandern, so wollen wir die geschehene Verknüpfung wieder auflösen. Aber wie? Die Verknüpfung geschah durch A, folglich kann auch die Sonderung ganz gewiß durch dasselbe A geschehen; und zwar in der Art, daß A wieder zu dem allein stehen gebliebenen b trete. Dann bliebe a bei B und wir ständen wieder genau auf demselben Punkte wie vorhin (1). Diese Art der Trennung führt uns also nicht weiter, sie eröffnet uns höchstens die Möglichkeit des Wechsels zwischen Fortschritt und Rückschritt, aber keine neuen Möglichkeiten, die doch ohne Zweifel bereit liegen, da es gar nicht nöthig ist,

daß die Trennung durch A geschehe, sondern sie eben so gut durch B geschehen kann. Sie geschehe also wirklich durch B, so heißt das nichts anderes, als A und B sind wieder nicht zusammen.

Aber hierbei müssen wir doch vor allem überlegen, was denn dieses Nichtzusammen bedeute? Wir wissen zwar schon, daß man, so lange blos vom Zusammen der Realen die Rede ist, die Frage, wo sie denn seyen, auch nicht einmal erheben kann; denn unsere empirischen Raumbegriffe gehen uns hier nichts an. Dennoch könnte diese Frage im Falle des Nichtzusammen leicht mit größerem Rechte erhoben werden; um jedoch in der Antwort nichts zu übereilen, steht uns bei unserer gänzlichen Entblößung von einem schon fertigen Raume darauf nur die negative Bestimmung zu Gebote, daß wir in diesem Falle durchaus keinen schon fertigen Raum zwischen die Realen schieben, folglich sie auch nicht in irgend einer beliebigen Entfernung denken dürfen, und diese Ausschließung aller gewohnten Raumbestimmungen können wir nur dadurch bezeichnen, daß wir, da A und B weder ineinander, noch voneinander, und doch außereinander sind, sagen: das Nichtzusammen ist zu denken als ein strenges Aneinander, so daß jedes Zwischen ausgeschlossen ist. So fordern es die Begriffe, und diesen haben wir Folge zu leisten *).

*) Was die vorgebliche Unmöglichkeit anlangt, sich ein reines Aneinander zu denken, so mag darauf ein Mathematiker antworten. „Zwei Punkte", sagt Fischer in seinem: Versuch einer logischen Analyse von dem Begriff des Unendlichen (Abh. d. Berl. Akad. v. J. 1829. Math. Cl. S. 42), — „zwei Punkte, deren Entfernung = 0 ist, müssen nicht nothwendig als ineinander, sondern sie können auch als aneinander liegend gedacht werden. Diese Behauptung steht nun zwar im Widerspruche mit der allgemein angenommenen Ansicht, daß zwei Punkte, deren Entfernung = 0 ist, nur als ineinander fallend gedacht werden können. Es liegt aber bei dieser Ansicht eine versteckte Verwechselung zwischen Anschauen und Denken zu Grunde. Für die Anschauung sind allerdings zwei Punkte, deren Entfernung = 0 ist, nur Ein Punkt, also ineinander. Daß sie aber auch blos aneinander liegend gedacht werden können und in manchen Fällen müssen, läßt sich ... außer Zweifel setzen". Hiermit kann Desselben Abhandl. üb. die Atomenlehre (ebendas. J. 1828. Math. Cl. S. 88) ver-

Sodann haben wir zu überlegen, welchen Erfolg die Sonderung des B aus der Gruppe BaA haben wird, außer welcher wir noch das leere Bild von B hatten. Offenbar steht das letztere noch so allein, wie vorher; sodann erblicken wir A als vereinigt mit seinem eigenen Bilde und endlich steht B allein. Wir unterscheiden jetzt also dreierlei, und wir dürfen die Bilder deshalb nicht vergessen, weil sie uns erinnern, daß ursprünglich A und B nicht zusammen, dann gemäß der durch die Bilder angedeuteten Möglichkeit der Vereinigung zusammen waren, und jetzt (zum zweiten Male) nicht zusammen sind; b und a bewachen die Stellen, welche A und B einmal gehabt haben. Streng aneinander sind jetzt b und Aa (denn diese sind zusammen), und an dem letzteren ist B, denn es ist mit A nicht zusammen.

4) Aber muß denn B gesondert seyn von A? Die Antwort liegt hier schon in der Frage; indem man sie erhebt, gesteht man, daß man A bei B vermißt; man denkt an A und dessen mögliche Verknüpfung mit B, folglich erzeugt man ein Bild von A, welches sich unausbleiblich an B heftet: dieses Bild ist das dritte der Bilder, das zweite von A, welches wir durch a_1 bezeichnen wollen. Worauf es hindeutet, das denke man als geschehen, d. h. A verknüpft mit B, so wird nunmehr schon eine Ordnung der Bilder bemerklich: zuerst steht b, an ihm a, und an ihm B a_1 A.

---

glichen werden; wo wir S. 94 Folgendes lesen: „Diejenigen, deren wissenschaftliche Beschäftigung ganz im Gebiete des Anschaulichen liegt, glauben da Mangel an Deutlichkeit und Befriedigung des Verstandes zu finden, wo sie die Anschaulichkeit vermissen. Aber Deutlichkeit ist Sache des Verstandes, nicht des Anschauungsvermögens: und das, was blos gedacht, aber nicht angeschaut wird, ist vollkommen deutlich, wenn es mit vollem Bewußtseyn gedacht wird und nach den Gesetzen des Denkens nicht anders gedacht werden kann." Lassen wir die Vermögen aus dem Spiele und setzen wir statt der Gesetze des Denkens die Qualität des Gedachten, welche dem Denken die Gesetze vorschreibt, so finden wir in diesen Worten ganz wesentlich das hervorgehoben, was man für unsere Construction festzuhalten hat, den Unterschied nämlich zwischen schon fertigen, und mit Bewußtseyn auszubildenden Raumvorstellungen.

5) So wenig jedoch vorhin (3) die Vereinigung des A mit B eine unauflösliche war, so wenig ist sie es jetzt; folglich sondere man B wieder aus der Verbindung mit A; sogleich erzeugt B ein neues Bild von A, das vierte der Bilder, das dritte von A, welches wir durch a_2 bezeichnen wollen. Der Grund davon ist genau derselbe, wie vorhin (4); B kann wieder verbunden werden mit A; das neue Bild von A ist gar nichts anderes, als dieser von Neuem eintretende Gedanke der möglichen Verknüpfung selbst; — die Verbindung geschehe, so findet sich die obige Reihe des Aneinander (4) um Eins vermehrt; statt b, a, B a_1 A erblicken wir jetzt b, a, a_1, B a_2 A.

6) Hiermit sind wir nun zwar keineswegs am Ende; aber wir sehen doch, daß jede Sonderung durch B eine neue Verknüpfung mit A und jede Verknüpfung durch A eine neue Sonderung durch B möglich macht, und daß, wenn wir auf die angegebene Weise mit den Sonderungen sowohl, als den Verknüpfungen fortfahren, sich immer neue Bilder von A (a_3 a_4, a_5 u. s. f.) in ganz bestimmter Ordnung erzeugen, und daß, weil für den Wechsel des Zusammen und Nichtzusammen gar kein Ende abzusehen ist, sondern die Möglichkeit desselben Processes immer auf dieselbe Weise vorliegt, folglich auch jeder neue Fortschritt genau so beschaffen seyn wird, wie der vorhergehende, die Reihe des strengen Aneinander ins Unendliche fortläuft. Da nun die Verschiedenheit in der Qualität von A und B auf diese Construction, deren Anknüpfungspunkt der ganz allgemeine Gedanke der bloßen Möglichkeit ihres Zusammen und Nichtzusammen war, gar keinen Einfluß hat, so lassen wir jetzt den Unterschied von A und B, der nur zur Verdeutlichung diente, weg, und bezeichnen die Reihe der eins nach dem anderen entstehenden Bilder, von welchen wir dem Obigen gemäß je zwei in einem strengen Aneinander zu denken haben, durch: $x, x_1, x_2, x_3, x_4, x_5 \ldots$; in welcher Folge der Bilder, deren jedes die Erinnerung an eine der geschehenen Fortschreitungen enthält, eine strenge Ordnung mitgegeben ist, was sogleich ersichtlich wird, wenn man in einer wiederholenden Auffassung etwa von dem 1sten zum 6ten oder vom 2ten

zum 10ten Bilde springt, indem man dann weiß, daß man in jenem Falle 4, in diesem 7 Bilder *überspringt*.

7) Da ferner, wie nur so eben bemerkt wurde, auf die Qualitätsverschiedenheit des A und B nichts ankommt, so hätte jedenfalls von Anfang herein (2) die jedesmalige Vereinigung durch B, die Sonderung durch A geschehen können. Dann wäre das erste Bild ein Bild von A, die folgenden Bilder von B gewesen; aber diese Verschiedenheit hätte weder die Ordnung, noch die Zahl der Fortschreitungen geändert, sondern der Begriff der Reihe, für welchen nichts darauf ankommt, *durch welche* Glieder sie gebildet wird, wäre genau derselbe geblieben. Indessen weist uns doch diese Bemerkung darauf hin, daß das ganze Gebiet der hier vorliegenden Möglichkeiten noch nicht erschöpft ist. Sind wir nämlich durch das beschriebene Verfahren bis zu irgend einem Gliede der Reihe, dem n^{ten}, fortgeschritten, so hindert uns zwar nichs zu dem $(n+1)^{ten}$ u. s. f. *vorwärts* zu gehen. Aber wir können statt B auch A aussondern; dann heftet sich an A das leere Bild von B. Darin liegt nun zwar nicht unmittelbar die Nothwendigkeit, daß A aus dem n^{ten} Bilde *rückwärts* in das $(n-1)^{te}$ rücke; aber es ist wenigstens die *Möglichkeit* vorhanden, daß man den Fortschritt *umkehre* und ihn verwandle in einen Rückschritt (3). Denn der Möglichkeit, daß A mit B zusammen sey, kann ebensowohl in der $(n+1)^{ten}$, als in der $(n-1)^{ten}$ Stelle Genüge geschehen; und da mithin der Begriff der Umkehrung des vorigen Verfahrens jedenfalls zulässig ist, so wird die von dem n^{ten} Bilde aus rückwärts schreitende Bewegung *nothwendig*, sobald er, um alle Möglichkeiten zu erschöpfen, genau festgehalten werden soll; denn außerdem würde (wenn nämlich immer neue Bilder erzeugt würden) das eine andere Reihe, aber nicht ein Rückwärtsgehen in der schon vorhandenen ergeben.

Setze man nun also A und B im n^{ten} Bilde *zusammen* und verfolge das dem obigen genau entgegengesetzte Verfahren, so wird A als gesondert von B ins $n-1^{te}$ Bild zurücktreten. Hier vereinige man ihm B; sondere wiederum A, welches also nunmehr mit dem $n-2^{ten}$ Bilde zusammenfällt u. s. f. Es ist sehr deutlich, daß auf diese Weise A der Reihe

nach mit dem $n-3^{ten}$, $n-4^{ten}$ Bilde u. s. f. zusammenfallen muß. Aber eben so deutlich ist auch, daß diese Umkehrung der Reihe *nicht* ins Unendliche geht, sondern daß, wenn A mit $n-(n-1)^{ten}$ Bilde zusammen ist, es nichts mehr umzukehren gibt, indem A dann in dem Anfangsgliede der obigen Reihe sich befindet.

8) Demohnerachtet behält der *allgemeine Begriff* der Umkehrung auch hier noch seine Bedeutung, und der Möglichkeit der Fortsetzung des ihm entsprechenden Verfahrens steht auch hier nichts entgegen. Wenn also A und B unter sich und mit dem ersten leeren Bilde zusammen sind, so *kann* A wiederum gesondert werden. *Das geschehe*, so erzeugt sich ein leeres Bild von B. Denn nach dieser Sonderung darf A nicht in derjenigen Reihe gesucht werden, in welcher die vorigen Bilder lagen; diese hat es schon sämmtlich durchlaufen und es soll jetzt nur der Begriff der Umkehrung festgehalten werden; d. h. die jetzigen Fortschreitungen sollen die entgegengesetzten der vorhin geschehenen seyn. Folglich ist das dem gesonderten A sich unvermeidlich anheftende Bild ein *neues* Bild, welches auf eine neue, noch nicht dagewesene Verknüpfung mit B hinweist. *Diese werde ausgeführt*, so ist, wie bei dem ersten Verfahren, die Möglichkeit einer immer neuen Trennung und Verknüpfung vorhanden, und das jetzige Verfahren, welches in allen übrigen Punkten dem vorigen ganz gleich ist, findet eben so wenig eine Grenze, wie jenes, sondern die Reihe des Aneinander erstreckt sich, wie vorhin, ins Unendliche, so daß, wenn wir nunmehr die ganze Reihe überblicken, sie sich uns als *eine von jedem beliebigen Anfangspunkte aus vermöge zweier entgegengesetzten Fortschreitungen zwiefach ins Unendliche hin erstreckende Folge des reinen Aneinander darstellt.*

9) Indem nun der §. diese Folge des Aneinander eine *starre gerade Linie* nennt, mithin geradezu die ausgeführte Construction als eine räumliche bezeichnet, und wir selbst in der Ausführung Ausdrücke, wie die der Stelle, des Vorwärts und Rückwärts und ähnliche ohne Aengstlichkeit gebraucht haben, mag der Betrachtung, mit welchem Rechte wir die durch

unsere Construction erzeugten Verhältnisse durch diese Begriffe bezeichnet haben, noch die Frage vorausgehen, ob wir denn doch nicht etwa stillschweigend den Raum schon *vorausgesetzt* und durch eine Art Taschenspielerei aus dem Vorrathshause unserer schon fertigen Begriffe diese und jene räumlichen Vorstellungen hervorgeholt haben, um sie den Realen und ihren Bildern unterzuschieben? Denn daß das Resultat unserer Construction, die uns keine unregelmäßig zerstreuten Punkte darbietet und deren Aneinander sich in die Länge erstreckt ohne irgend eine Breite und Dicke, eine *Linie* sey, wird man wohl zugeben; aber wenn nicht schon der Raum dagewesen wäre, wird man vielleicht meinen, in welchem wir die Bilder *aneinander* denken konnten, so würde auch nicht einmal eine Linie entstanden seyn. Nun wäre es freilich sehr übel, wenn wir das Abzuleitende wirklich vorausgesetzt hätten; aber ein Leser, wie wir ihn uns früher gedacht haben (S. 285 f.) wird sich gar nicht einfallen lassen, diesen Einwurf zu erheben. Wir haben, ehe wir die Construction begannen, ausdrücklich erklärt, daß von allen und jeden Raumbegriffen zu abstrahiren sey (§. XI.); hätte der Leser sie in dieselbe nichtsdestoweniger eingemischt, so ist das seinerseits ein der Sache unangemessener Fehler gewesen. Und woraus besteht denn der Raum, in welchen, als den vorausgesetzten, wir unsere Linie gesetzt haben sollen? Wir glauben im Sinne dessen, der uns ein solches Hineinsetzen, oder gar ein *Ziehen* der Linie zum Vorwurf macht, antworten zu dürfen: dieser Raum besteht aus Flächen, und diese aus Linien und diese aus Punkten. Und diese Flächen, Linien und Punkte, was sind *sie*? etwa sehr dünne Platten, Fädchen und Tüpfchen, die man aneinandersetzt, um *mit* ihnen den Raum, der doch *aus* ihnen bestehen soll, zu besetzen und anzufüllen? Keineswegs, erwiedert man; die Fläche ist die *Grenze* des Körpers, die Linie die Grenze der Fläche, der Punkt die Grenze der Linie. Und was ist eine *Grenze*? wie kann der Raum aus *Grenzen* bestehen, die sammt und sonders *Nichts* sind, so daß der angeblich vorausgesetzte Raum Nichts ist und wir also wirklich *Nichts* vorausgesetzt hätten? — Indem man fühlt, daß man, in der Absicht, jene angebliche

Voraussetzung in unsere Construction zu verwickeln, nur sich selbst verwickelt, glaubt man mit um so größerem Rechte sich auf die reine Anschauung berufen zu können, als deren a priori gegebene Form der Raum nun einmal gar nicht weggedacht werden könne. Und diese Berufung könnte bei den verschiedensten Parteien stattfinden, sowohl bei denen, welche den Raum für eine Kategorie der Sinnlichkeit und dieser Form unterworfen zu seyn für das unvermeidliche Geschick der subjectiven Vorstellungsart erklären, als bei denen, welche über den Unterschied des Denkens und des Anschauens längst hinaus, an ihm eine von den vielen absoluten Bestimmungen des erkennenden Geistes zu haben meinen. Gäben wir nun unsererseits jene reine Anschauung zu, so würden jene uns zugeben müssen, daß wir den Raum für unsere Construction nur in gewisser Hinsicht, nämlich die bloße Bestimmung der Länge, vorausgesetzt hätten. Denn unsere Construction weiß von demjenigen Raume, welcher Gegenstand der Planimetrie und Stereometrie ist, noch nicht das Mindeste. Aber wenn der Raum wirklich eine solche a priori gegebene Form wäre, so müßte die innere Anschauung uns jedenfalls alle Raumbestimmungen zumal aufdringen; und die Mathematik, welche von Linien ohne alle Breite und Dicke, von Flächen ohne Dicke zu reden unternimmt, und, unbekümmert um die innere Anschauung, die Begriffe bestimmter Dimensionen reinzuhalten gebietet, müßte längst vor ihr zu Schanden geworden seyn. Nun ist zwar richtig, daß die Mathematik die Forderung so sorgfältiger Abstractionen so wenig als die Metaphysik vollkommen durchsetzen kann; es ist nicht nur schwer, sondern in gewisser Beziehung unmöglich, die Begriffe der bloßen Linie, der bloßen Fläche rein zu denken; dem Gedanken schiebt sich das Bild eines sehr dünnen Fadens, oder einer sehr dünnen Platte unter; aber das beweist gar nichts für die innere Anschauung, sondern ist ganz einfach ein empirisches Factum, welches uns darauf aufmerksam machen muß, daß die Entstehung unserer räumlichen Vorstellungen irgend welchen Gesetzen unterworfen seyn muß, vermöge deren es geschieht, daß, wo sie sich überhaupt ausgebildet haben, alle drei Dimensionen zugleich sich vordrängen, und daß

der allgemeine Begriff des Raumes, von welchem allein jene innere Anschauung zu erzählen weiß, d. h. der Begriff der unbeschränkten Möglichkeit eines nach drei Dimensionen bestimmbaren Außereinander, das leere Residuum sehr mannigfaltiger Abstractionen und Reflexionen ist, über welches Millionen Menschen, die sich übrigens in die räumlichen Bestimmungen der Sinnenwelt recht wohl zu finden wissen, nicht die mindeste Rechenschaft geben können. Gesetzt aber, dieses Factum, welches dennoch gegen eine wissenschaftliche Forderung gar nichts beweisen würde, gehörte wirklich hierher, so würde aus dem auf dasselbe gegründeten Einwurfe nicht folgen, daß unsere Construction nicht ohne die Voraussetzung des empirischen Raumes zu Stande gekommen sey, sondern vielmehr das gerade Gegentheil, daß sie nämlich unter dieser Voraussetzung gar nicht, d. h. nicht so zu Stande hätte kommen können, wie sie wirklich zu Stande gekommen ist. Und endlich kommt es gar nicht darauf an, ob der Construirende seine Gedanken vom sinnlichen Raume trotz aller Verbote eingemischt hat, vielleicht sogar aus psychologischer Nothwendigkeit hat einmischen müssen, sondern darauf, ob die durch die Construction erzeugten Begriffe von der Voraussetzung schon fertiger Raumbegriffe abhängig sind. — Alle diese und ähnliche Einwürfe haben zuletzt sammt und sonders ihren Grund darin, daß man sich auf dem Standpunkte, auf welchen uns der aus der Ontologie hervorgehende ganz allgemeine Begriff der gleichen Möglichkeit des Zusammen und Nichtzusammen führt, nicht zu halten, von ihm aus nicht regelmäßig fortzuschreiten versteht; man wird ungeduldig, fängt an zu springen und springt natürlich mitten in den empirischen Raum hinein, in welchem man sich dann bequem nach allen Seiten hin bewegt, diese Bequemlichkeit dadurch entschuldigend, daß man versichert, das gehe nun einmal nicht anders. Ohne uns daher länger aufzuhalten, wird es am besten seyn, die etwa noch obwaltenden Zweifel, wo denn räumliche Bestimmungen herkommen, durch die ohnedies nothwendigen Reflexionen über die Bedeutung unserer Construction aufzuklären.

II. Gehen wir zu diesem Zwecke

1) noch einmal zu dem Gedanken eines einzigen realen Wesens zurück, so erfolgt auf die Frage, wo dasselbe sey, keine Antwort; es ist nirgendwo; und dieses Nirgendwo bedeutet weiter gar nichts, als das Verbot, das Wesen irgendwie in Beziehung auf eine räumliche Bestimmung zu denken. Schreiten wir aber fort zu dem Gedanken, zwei reale Wesen — an mehrere zu denken erlaubt uns unsere Annahme vorläufig nicht — seyen zusammen oder auch nicht zusammen, und fragen wir jetzt, indem wir uns zugleich besinnen, A und B könnten ebensowohl nicht zusammen oder im zweiten Falle zusammen seyn: wo A und B sey? so ist sogleich fühlbar, daß jenes Nirgendwo, welches vorhin darauf Anspruch machte, alle Raumbegriffe aus dem Spiele zu lassen, diesen Anspruch jetzt nicht mehr durchsetzen kann. Denn weder A noch B wird jetzt allein, sondern jedes derselben mit Bezug auf das andere, beide, im Gegensatze des möglichen Nichtzusammen, zusammen, oder im Gegensatze des möglichen Zusammen, nichtzusammen gedacht, und der Gedanke des einen ist dergestalt gebunden an den Gedanken des anderen, daß nunmehr das eine nur so gesetzt werden kann, wie das andere schon gesetzt ist. Es ist also in dem festgehaltenen Gegensatze des Zusammen und Nichtzusammen eine Bestimmung enthalten, welche in ihrer Unabhängigkeit von der Qualität der Wesen ihre besondere Bezeichnung verlangt. Nun ist es zwar ganz gleichgültig, ob A dem B, oder B dem A in unseren Gedanken vorantrete; welches aber dem anderen vorantritt, das bietet dem anderen das Wie der Setzung an. Und dieses Wie ist, abgesehen von dem Causalverhältniß, eben nichts anderes, als das Wo; das eine Wesen soll da gesetzt werden, wo das andere gesetzt ist, oder da nicht gesetzt werden, wo das andere ist. Mit einem Worte, der Begriff, welcher sich hier als ein ganz unvermeidliches Hülfsmittel der Auffassung erzeugt, ist der des Ortes oder der Stelle, d. h. der Begriff der Bestimmtheit, welcher die Beweglichkeit des von der Qualität der Wesen unabhängigen Gedankens ihres Zusammen oder Nichtzusammen unterliegt, wenn eines von beiden im Gegensatze mit dem andern gedacht wird;

er entsteht und ist eben da, wenn der Gedanke von der Möglichkeit der Verknüpfung des einen mit dem andern zu der Bestimmung fortschreitet, welches dasjenige seyn soll, mit welchem das andere verknüpft werde. Und indem durch das Nichtzusammen der geistige Blick gleichmäßig auf die doppelte Möglichkeit des Zusammen gerichtet bleibt, entstehen sogleich zwei Orte, einander gegenüber; denn dann bietet jedes der Wesen dem andern einen Ort, einen Punkt der Anheftung dar für das Bild von dessen Seyn. Und der Ort selbst ist das „Bild des Seyns," insofern bei dem Gedanken des Anbietens (der Möglichkeit des Zusammen) abstrahirt wird von dem Was des Seyenden, und jedes der Wesen ist in seinem eigenen Orte, insofern der Gedanke des möglichen Zusammen mit jedem der andern sich an dasselbe heftet, ohne daß entschieden werden kann, welches der übrigen das sey, dessen Bild sich an dasselbe heftet *). Mögen sich nun die Orte, deren jeder eine unbeschränkte Möglichkeit des Anknüpfens darbietet und somit Anfangspunkt einer fortschreitenden Construction werden kann, irgendwie sehr vervielfältigen; der allgemeine Begriff des Ortes bleibt überall derselbe, wo man irgend sich darauf einläßt, die durch das Zusammen und Nichtzusammen entstehenden Verhältnisse wissenschaftlich zu entwickeln.

2) Das Zusammen nämlich war nicht nothwendig, sondern gestattete einen Wechsel mit dem Nichtzusammen. Wenn wir nun die Stelle suchen, welche das Nichtzusammen dem einen im Verhältnisse zu dem andern anweist, so wissen wir schon (I, 3.), warum sie genau an der ersten liegt. Denn der Ort des B soll nicht mit dem des A in Eins fallen, es soll vollkommen außer ihm seyn; aber auch kein dritter Ort sich dazwischen schieben. Das Aneinander ist folglich das erste und ursprüngliche Nichtzusammen, auf welches jedes andere, durch eine irgend wie große Entfernung charakterisirte Nichtzusammen sich zurückführen lassen muß; es ist mit einem Worte

*) Außer den ausführlichen Stellen bei Herbart (Metaphys. Bd. II, S. 210 ff., 265 ff.) sind hierbei die prägnanten Ausdrücke in den Hauptpunkten S. 46 ff. nicht zu übersehen.

das Element des intelligiblen Raumes *). Während wir nun im weiteren Verlaufe der Construction die leeren Bilder festhalten, zum Zeichen, daß die Realen an einer gewissen Stelle schon gewesen seyen, treten alle Orte einer an den andern und diese Fortschreitung ist dermaßen gleichförmig, daß jedes hinzutretende Bild das vorhergehende hinter sich hat, ohne irgend einen andern Unterschied, als der in den Ordnungszahlen $n-1$, n, $n+1$, $n+2$ u. s. f. liegt. Folglich liegt jeder Ort zwischen zwei andern; jede Willkür ist abgeschnitten, wenn man von dem n^{ten} Bilde zum $n+2^{ten}$ kommen will, sondern dies ist lediglich durch das $n+1^{te}$ möglich. Jeder Ort liegt also nicht nur zwischen, sondern gerade, d. h. ganz, vollständig und unvermeidlich zwischen zwei anderen. Der Begriff der Richtung, als der irgend wie bestimmten Regel des Fortschrittes, wird daher hier sogleich mit der näheren Bestimmung gefunden, daß die Richtung eine gerade sey. Denn ist einmal das erste Aneinander bestimmt, so ist es gar nicht erlaubt, im Verlaufe der Construction nach oben oder unten irgendwie abzuweichen, sondern indem je zwei Punkte vollständig und ganz aneinander seyn sollen, wird die Linie ganz von selbst eine gerade und starre. Es kann hierbei bemerkt werden, daß der Begriff des Geraden, der seine volle Bedeutung erst durch den Gegensatz des Krummen erhält, sich auch bei Gelegenheit anderer Formen der Zusammenfassung einstellt, nämlich überall, wo der Begriff des gleichmäßigen Fortschrittes ohne fremdartige Beimischungen vorkommt. So ist er deutlich zu erkennen an Zahl, Grad und Zeit, welche sämmtlich als gerade fortlaufende Linien gedacht werden müssen, ohne irgend eine Abweichung von der einmal vorhandenen Richtung.

3) Dieser Begriff der geraden Richtung enthält durch die

*) Hieraus erhellt, daß man sich auf die Definition der Wolf'schen Metaphysik: extensio lineae ex numero *punctorum*, quibus constat, determinatur, obgleich Herbart selbst (a. a. O. II, S. 216) daran erinnert, nur dann einlassen dürfe, wenn die Grundbegriffe schon anderweitig richtig bestimmt sind.

Möglichkeit, die Reihenfolge umzukehren, und den Begriff der Umkehrung für einen fortgesetzten Wechsel der Stellen auch dann noch festzuhalten, wenn die construirte Reihe des Aneinander rückwärts vollständig durchlaufen ist, zugleich die nähere Bestimmung der Möglichkeit *entgegengesetzter* Richtungen und zwar zunächst der *gerade* entgegengesetzten, weil die rückwärtsschreitende Bewegung unvermeidlich bestimmt ist durch die schon festgestellte gerade Richtung der vorwärtsschreitenden, ohne die Erlaubniß der Beimischung irgend einer andern Richtung, von welcher die Construction noch nichts weiß.

4) Wird ferner die ganze von jedem beliebigen Punkte aus nach zwei entgegengesetzten Richtungen sich erstreckende Linie einer Theilung unterworfen, so versteht sich von selbst, daß, weil das Aneinander jeden Versuch des Zwischenschiebens verbietet und jede Spur des Ineinanderfließens der Theile fremdartig ist, die Theilungsstücke überall rationale Verhältnisse darstellen, d. h. unsere Linie ist zwischen je zweien Punkten *endlich theilbar*. Sie selbst als Ganzes zusammengefaßt, stellt ein bestimmtes Quantum des reinen Aneinander dar; eben das gilt von jeder auf ihr beliebig genommenen Entfernung zweier Orte, deren jeder sich als Stelle für die Setzung der Realen darbietet, d. h. alle auf ihr genommenen Entfernungen und folglich auch alle durch dieselbe Regel des Fortschrittes nicht innerhalb schon festgestellter Endpunkte construirten Linien sind *commensurabel*.

5) Alle diese Begriffe nun, welche uns lediglich die Ueberlegung darbietet, wie wir die durch Erfüllung der Forderung, „das mögliche Zusammen und Nichtzusammen geordnet, vollständig, und ohne fremdartige Beimischung zu denken," entstehenden Verhältnisse für unser zusammenfassendes Denken zu bezeichnen haben, haben lediglich eine Bedeutung für den Zuschauer, der irgendwie Veranlassung hat, sich auf die Zusammenfassung der Realen, welchen selbst sie gleichgültig ist, einzulassen. Die Hauptsache ist sich zu überzeugen, daß auf die entwickelte Weise diese Begriffe im Laufe der Untersuchung sich selbst *erzeugen*, und uns da ein Analogon des Raumes aufdringen, wo ursprünglich vom Raume nichts

zu spüren war. Ganz unverkennbar macht sich mit dem fortgesetzten Wechsel zwischen dem Zusammen und dem Nichtzusammen das Bedürfniß des Raumes fühlbar*), und dieses Bedürfniß ist hier, wo es sich blos um eine Zusammenfassung in Gedanken — der Raum ist nichts als ein Gedankending — handelt, unmittelbar verbunden mit der Befriedigung. Und dieses bei jedem Fortschritte sich neu erzeugende Bedürfniß findet immer die gleiche Befriedigung, da gar kein Grund vorhanden ist, bei irgend einem Fortschritte stehen zu bleiben; an das für jeden möglichen Ort gleich mögliche Zusammen und Nichtzusammen knüpft sich der Begriff des Unendlichen, ohne daß es nöthig wäre, ihn als einen schon vorhandenen, in irgend einem besonders dazu qualificirten Vermögen bereit liegenden vorauszusetzen oder in dieser unbeschränkten, übrigens aber ganz leeren Möglichkeit etwas Wunderbares und Staunenswerthes zu finden.

Nun wissen wir zwar sehr wohl, daß unsere Linie, die für jeden bestimmten Fortschritt eben nichts als ein bestimmtes Quantum des Aneinander ist, noch keine geometrische Linie ist; denn die Geometrie setzt die Stetigkeit des Raumes voraus und zieht ihre Linien zwischen willkürlich gesetzten Endpunkten, unbekümmert darum, ob die letzteren auch geeignet seyn werden, ein bestimmtes Quantum des Aneinander in sich aufzunehmen; aber unsere Linie ist doch jedenfalls eine bestimmte Art von Linien und zwar diejenige, welche sich, indem wir von der möglichst einfachen Annahme ausgingen, zuerst darbot, und wir müssen uns so lange dabei beruhigen, bis sich uns bei veränderten Annahmen — denn das Reich der Möglichkeiten ist noch nicht erschöpft — etwa Gründe zeigen, den Begriff der Linie noch näheren Modificationen zu unterwerfen.

6) Ehe wir jedoch den Versuch eines weiteren Fortschrittes machen, dürfte es doch nothwendig seyn, wenigstens noch

*) Wem es noch nicht von selbst fühlbar ist, der mag die Beispiele auf sich wirken lassen, welche Herbart (Metaphys. Bd. II, S. 217—221) mit zuvorkommender Geduld ausgeführt hat.

eine kurze Andeutung über die Möglichkeit hinzuzufügen, durch Abstraction von der starren Linie die Grundbegriffe der Arithmetik zu gewinnen. Es mag erlaubt seyn hierüber nur sehr wenig zu sagen, theils weil das Abstractum, die arithmetischen Begriffe, nicht nothwendig gebunden ist an die construirte Linie, theils weil eine ausführliche Erörterung dieses Gegenstandes, die eine wesentliche Aufgabe der an dieser Stelle in der Metaphysik wurzelnden Philosophie der Mathematik seyn würde, uns von unserem Ziele, der Annäherung an die Naturphilosophie, zu weit entfernen würde *).

Wenn nämlich durch unsere starre Linie der Gedanke des möglichen Zusammen und Nichtzusammen zweier Wesen geordnet und vollständig ausgeführt wird, so geschieht dies durch Construction einer Folge von Bildern, welche eine geordnete Reihe von Gliedern darstellen. Jedes dieser Glieder ist das, was es als Glied ist, nur durch die Stelle, welche es in der Reihe einnimmt, und findet so seine Bestimmtheit in der zugehörigen Ordnungszahl; denn durch diese wird das gegebene Glied als einzelnes, aber als Glied in der Reihe bestimmt aufgefaßt. Stillstehend in der Fortschreitung bei irgend einem der Glieder und zusammenfassend die sämmtlichen von Anfang an schon durchlaufenen erhält man Anzahlen oder Summen; und zwar bestimmte, denn es liegen der Stellen zwischen gegebenen Grenzen nicht mehr und nicht weniger, als die Construction erzeugt hat. In diesem combinatorischen Blick auf die vom Anfange an durchlaufenen Glieder liegt die wesentliche Bestimmung der Addition, mag sich diese nun in der Form des bloßen Zählens darstellen, da man denn vom Anfange der Reihe bis zu irgend einem Gliede ohne zwischeneintretenden Ruhepunkt fortschreitet, oder als gewöhnlich sogenanntes Addiren, da man nach eingetretenem Ruhepunkte im Fortschreiten von Neuem um eine bestimmte Stellenzahl aufsteigend die ganze von Anfang an durchlaufene Reihe zusammenfaßt.

*) Vgl. Herbart a. a. O., S. 225–228, mit den Hauptpunkten S. 49—52.

Durch die Anzahlen zählt man Etwas, die Glieder nämlich der durchlaufenen Reihen, welche in unserem Falle nichts anderes, als Stellen in der Folge des Aneinander bedeuten. Was aber das Gezählte sey, ist für das Zählen selbst vollkommen gleichgültig; nur Gleichartigkeit, Begriffsidentität wird verlangt. Aber so gleichgültig dem Zählen als solchem das Was des Gezählten, eben so zufällig ist dem letzteren die specielle Bestimmtheit des ersteren. Diese Zufälligkeit motivirt es, im Denken die beiden Begriffe zu trennen, welche in den der Anzahl als Factoren in ein Product eingehen. So trennt sich im Denken der Begriff des Gezählten, des mehrmals Aufgefaßten, als der Multiplicandus von der reinen Bestimmung des Wievielemal der Auffassung, dem Multiplicator, welcher abgesondert von dem gezählten Begriff, die reine Zahl, die eigentliche Cardinalzahl ist. Sie ist das höchste Abstractum, zu welchem die Arithmetik aufsteigt; denn abgelöst ist der Begriff der reinen Zahl aus der Verbindung mit jedem einzelnen bestimmten Begriffe und beibehalten ist in ihm, indem die Cardinalzahl als Multiplicator bezeichnet wurde, als nothwendig nur die Beziehung auf irgend einen Begriff. Welches dieser sey, ist der Zahl durchaus gleichgültig und zufällig; es kann mithin auch eine Anzahl selbst die Stelle des zu zählenden Begriffes einnehmen und der Beziehungspunkt für die reine Zahl seyn. Anzahlen zählend führt man die Operation aus, für welche im gewöhnlichen Sprachgebrauche der Name der Multiplication*) ausgeprägt ist.

Die bisher gewonnenen arithmetischen Begriffe entwickelten sich einfach dadurch, daß die ursprüngliche Reihe erst mit combinatorischem, dann mit logischem, das Gezählte unter den Begriff der Gleichartigkeit fassendem Blicke

*) Definitionen wie etwa: „multipliciren heiße aus dem Multiplicandus eine Zahl so entstehen lassen, wie der Multiplicator selbst aus der Einheit entstanden ist," und der bekannte Lehrsatz, daß nur einer der beiden Factoren bei der Multiplication eine benannte Zahl seyn darf, der andere eine unbenannte seyn muß, lassen sich leicht aus der Entwickelung herauslesen.

betrachtet wurde; auf diesem Wege fortschreitend könnten wir noch einige wichtige Erweiterungen hinzufügen, wenn es nicht angemessener wäre, schon jetzt die Begriffe eintreten zu lassen, welche durch Umkehrung aus dem Bisherigen gewonnen werden. Daß hierdurch auf Subtraction und Division gedeutet werde, ist nach der bekannten Beziehung der vier arithmetischen Grundoperationen auf einander schon im Voraus zu erwarten. Im Zusammenfassen von Anzahlen lag das Wesen der Addition; umgekehrt steht es ohne Zweifel frei, jede Anzahl als durch Zusammenfassung aus zwei (oder mehreren) andern entstanden anzusehn; die gegebene Summe wird dann zum Minuendus, der eine gegebene Summand zum Subtrahendus, der andere gesuchte zum Rest. Die Operation wird, da sie in der Aufhebung einer als geschehen anzunehmenden Addition besteht, durch Aufhebung einer bestimmten Anzahl von Fortschreitungen, d. h. durch eine solche Anzahl von Rückschritten bewirkt, als der Subtrahendus erfordert. Ist diese dem Minuendus gleich, so gelangt man rückwärts schreitend bis zum ersten Gliede oder bis zur Oten Fortschreitung zurück; ist er größer, so bleibt das durch den Begriff der Umkehrung bestimmte Verfahren des Rückschreitens auch da noch, wo keine schon geschehenen Fortschreitungen mehr aufzuheben sind. Es entstehen von der Oten ab entgegengesetzte, bestimmt in ihrer Folge durch dieselben Ordnungszahlen, aber ihnen entgegengesetzt in der Richtung des Fortschreitens. Der Rest, als der zu dem gegebenen gesuchte andere Summand, ist, wenn der Subtrahendus dem Minuendus gleich ist, selbst gleich Null; übersteigt aber der Subtrahendus die Größe des Minuendus, so liegt es in der Natur der geforderten Beziehungen, daß man zu einem solchen Reste gelangen muß, zu welchem erst noch eine bestimmte, seinem eigenen Zahlwerthe gleiche Anzahl der bisherigen Art hinzukommen müßte, um ihn zu nullificiren. So erzeugt sich durch allgemeine Ausdehnung der Subtraction auf alle möglichen Verhältnisse zwischen den beiden vorauszusetzenden Gliedern derselben der Begriff der negativen Anzahlen eben so, wie der der negativen Ordnungszahlen; es zeigt sich aber auch zugleich deut-

lich, daß in beiden Fällen nicht die reine Zahl, die Bestimmung des Wievielten oder Wievielmal negativ ist, sondern einmal die Richtung des Zählens, dann der Begriff als Beziehungspunkt desselben. Dieser ist in den negativen Anzahlen dem der positiven entgegengesetzt und nur dies, daß das negative Zeichen ein Beziehungszeichen für den Begriff ist, die reine Zahl aber nicht trifft, sondern begleitet, hat man festzuhalten nöthig, um besonders bei der Multiplication und deren Umkehrung durch getrennte Operation mit den Zahlen und den Zeichen die einfachen Regeln über die letzteren nicht durch künstliche Beweise zu verdunkeln.

Die Division entspricht insofern völlig der Subtraction, als sie sich durch den Begriff der Umkehrung eben so auf die Multiplication bezieht, wie die Subtraction auf die Addition. Man sieht, was doch wenigstens erlaubt ist, irgend eine Anzahl als ein Product an, dessen einer Factor ein bestimmt angenommener, dessen anderer erst noch zu suchen sey. Das erste wird so zum Dividend, der andere zum Divisor, der dritte zum Quotienten. Durch die Division soll diejenige Multiplication mit dem Divisor, die im Dividendus als geschehen betrachtet wird, wieder aufgehoben werden. Ob der dabei sich ergebende Quotient durch eine bestimmte, in der starren Zahlenreihe sich findende Zahl sich werde ausdrücken lassen, ist durch nichts aus dem Vorhergehenden verbürgt; mag er indeß sich in ihr finden oder nicht, bestimmt ist er seiner Größe nach durch Dividend und Divisor. Er ist eine Function derselben; von ihnen auf eine Weise abhängig, daß er die Größe bezeichne, welche mit dem Divisor multiplicirt den Dividendus ergeben müßte. Doch es bleibt auch gar nicht zweifelhaft, ob sich alle Quotienten in der bisherigen Zahlenreihe finden; man kann sich vom Gegentheile sehr bald überzeugen. Diesem Erweise würde sich dann eine Betrachtung über die Möglichkeit der Abnahme im Werthe der Brüche natürlich anschließen. Die Größe der Brüche hängt bei gleichem Zähler vom Nenner so ab, daß sie mit dessen Zunahme gleichmäßig abnimmt. Man kann mithin durch unendliches Wachsenlassen des Nenners den Werth des Bruches

unendlich abnehmen lassen, und während die zuerst aufgefundene Zahlenreihe durch ein bestimmtes endliches Quantum der Zunahme fortschritt, erhält man durch Einschaltung der Brüche eine solche, für welche ein Minimum der Zunahme beim Fortschritte schlechthin nicht denkbar ist.

Die Begriffe der Potenzen und ihrer Aufhebungen, der Wurzeln, so wie der Exponenten und Logarithmen weiter zu verfolgen würde hier zu weit führen; im Obigen sind wenigstens die ersten Schritte auf dem Gebiete der Arithmetik mit philosophischem Bewußtseyn ausgeführt; alle andere schließen sich dann mit Sicherheit und Nothwendigkeit an die zuerst gethanen an. Das Motiv eines möglichen Fortschrittes ist in dem Gesagten deutlich zu erkennen und in den Begriffen der Function und des Unendlichkleinen sind diejenigen gefunden, welche, bedeutend für das ganze Gebiet der Mathematik, besonders in deren höheren Gebieten bemerklich gemacht zu werden pflegen. Wichtig ist für uns besonders, daß das Irrationale im Gefolge des Unendlichkleinen zuerst in dem Verhältnisse der Brüche zu den ganzen Zahlen, dann in dem Verhältnisse der Potenzwurzeln zu den Brüchen nicht als das Ursprüngliche in der Construction der Zahlenreihe, sondern als das Nachentstandene erscheint.

Indessen von Allem, was hierher gehört, sollte hier nur eine allgemeine Andeutung versucht werden, um wenigstens die Aufmerksamkeit des Lesers auf mögliche Folgerungen zu lenken, welche im Einzelnen zu verfolgen wir hier keine besondere Verpflichtung haben.

II. Von der stetigen Linie und der Ebene.

§. XIII.

Da kein Grund vorhanden ist, bei der Annahme blos zweier Realen stehen zu bleiben, und ein drittes nicht nothwendig gebunden ist an eine Construction, welche lediglich A und B voraussetzte, so werde ein drittes Wesen, C, außer der Linie AB in beliebiger

Entfernung, obwohl mit ihr verbunden durch die starre Linie AC gedacht. Da der allgemeine Begriff entgegengesetzter Richtungen (des Vorwärts und Rückwärts) auch der Linie AC gilt, deren eigene Richtung nicht zusammenfällt mit der von AB, indem beide Linien nur Einen Punkt mit einander gemein haben können, so entstehen von A aus vier verschiedene paarweis entgegengesetzte Richtungen und jede Entfernung von A aus ist viermal vorhanden. Da nun jeder Punkt der Linie AB gleich geeignet ist durch eine starre Linie mit C verbunden zu werden, so mögen für alle Punkte nach rechtshin von AB aus Linien nach C gedacht werden, die sich sämmtlich nicht eher, als in C treffen können. Ihre Folge ist abhängig von der Folge der Punkte auf AB; zugleich aber ist ihre Richtung mit bestimmt durch das Aufwärts, d. h. gemischt aus zwei Richtungen, welche durch die Eine Richtung nach aufwärts und links vertreten werden. Der Unterschied der Richtungen ist bestimmt durch das mehr oder weniger Rechts und Links, nicht durch das für alle Linien gleichbleibende AC. Gesetzt nun, AC habe selbst eine gemischte Richtung, so wird sie sich entmischen lassen; denn für jedes Quantum Rechts gibt es auf der Linie AB ein gleiches Quantum Links. Man suche für das Quantum Rechts dieses gleiche Quantum Links, so gibt es einen Punkt, in welchem die von beiden Seiten her abnehmende Entfernung verschwindet, aber auch nur Einen, und dieser Punkt mit C verbunden gibt das Perpendikel. Worin zugleich mitliegt, daß zwischen zwei Punkten die Gerade die kürzeste, ferner daß die Hypotenuse größer ist, als jede der Katheten einzeln genommen, endlich daß, wenn

die Zumischung der einen Richtung unendlich wird, die unendlich gewordenen Hypotenusen als Parallelen erscheinen, deren Wesen darin besteht, daß der Begriff der gleichen Richtung in seiner logischen Allgemeinheit festgehalten wird.

Obgleich uns die Entwickelungen des vorigen §., wie nicht anders zu erwarten war, nicht mit einemmale den ganzen Reichthum der durch die Zusammenfassung der Realen entstehenden Begriffe aufschließen konnten, so muß sich doch durch dieselben über die Nothwendigkeit, eine ganz neue Art von Begriffen in unser metaphysisches Denken einzuführen, ein bestimmtes Bewußtseyn gebildet haben. Wir würden diese Begriffe mit irgend einem willkürlichen Kunstausdrucke haben bezeichnen können; aber wir haben, ohne von Seiten des Lesers eine unzeitige Vermischung mit empirischen Raumbegriffen zu fürchten, sie geradezu durch solche Worte bezeichnet, welche die zwischen diesen und jenen obwaltende Analogie andeuten. Auf diese Weise allein können die Resultate der Speculation Gegenstand der Mittheilung und des gegenseitigen Verständnisses werden, und wir setzen nunmehr die Kenntniß voraus, wie es zugeht, daß, obgleich die realen Wesen, einzeln betrachtet, keinen Raum mit sich bringen, auch keinen besetzen oder sich irgendwie in demselben dehnen, doch der regelmäßige Wechsel des Aneinander mit dem Zusammen den Begriff einer durch eine bestimmte Anzahl von Orten erkennbaren Linie für den Zuschauer nothwendig herbeiführt, der den geschehenen Fortschritt von einem Orte zum andern zusammenzufassen sich veranlaßt findet.

Aber eben so gewiß sind wir mit unserer Construction noch nicht fertig; sondern es liegen noch gar mancherlei Möglichkeiten vor, die wir nur allmälig entwickeln können. Um hierbei nichts zu überspringen, wollen wir zu den beiden Realen A, B, zunächst nur ein drittes C hinzunehmen; das dürfen wir, weil wir durchaus nicht an die Zahl von zwei Wesen gebunden sind und die Erfahrung uns durch die Probleme der

Inhärenz und Veränderung schon längst auf mehrere geführt hat; und das müssen wir, wenn wir die Möglichkeit eines Fortschrittes gewinnen wollen; denn alle Möglichkeiten, welche die Verbindung von A und B darbietet, sind erschöpft. Fragen wir nun hierbei:

1) wo ist C? — eine Frage, die wir nunmehr unbedenklich erheben können, weil wir den Begriff des Ortes schon kennen, — so könnte es irgendwo auf der Linie AB seyn; denn wir können uns recht wohl auf dieser Linie nicht nur drei reale Wesen, sondern überhaupt für alle Aneinander statt bloßer Bilder auch reale Wesen denken. Aber das ist nicht nothwendig; C ist nicht gebunden an die Linie AB, also kann es außerhalb derselben seyn, und da uns nur diese Annahme weiter führen kann, so machen wir sie. Wo ist aber nunmehr C als außerhalb AB? Wir könnten hier C sogleich in eine beliebige Entfernung von AB setzen; aber wir müssen vorsichtig seyn. Jenes Außerhalb ist für uns zunächst nur ein ganz unbestimmtes Nichtzusammen; welches für unseren Fall, daß nämlich C in Beziehung auf AB aufgefaßt, also doch irgendwo gesetzt werden soll, nur die Bedeutung eines Aneinander haben kann, so jedoch, daß die Richtung dieses Aneinander nicht dieselbe sey, wie die Richtung des Aneinander auf AB; denn C soll außerhalb AB seyn. Von hier aus durchlaufe man nun schnell die Construction einer Linie AC oder BC, so ist jede derselben genau so beschaffen, wie die Linie AB; auf ihnen mag nun C in einer beliebigen Entfernung, die aber immer noch durch ein bestimmtes Quantum des Aneinander wird gemessen werden können, gesetzt werden; und da uns die eine dieser Linien so viel gilt als die andere, so ist es nur nöthig, die eine, AC, im Auge zu behalten.

2) Sogleich erhellt nun, daß, da AC genau so beschaffen ist wie AB, sich auf sie der Begriff der entgegengesetzten Richtung anwenden läßt. Aber die Richtung AC ist nicht die Richtung AB, der Voraussetzung gemäß; während wir also, um bekannte Vorstellungen zu benutzen, die Richtung der Fortschreitungen auf AB durch die Begriffe rechts und links bezeichnen können, so werden wir die Richtung der

Fortschreitungen auf AC aufwärts und abwärts gehende nennen dürfen. Eben so, wenn jede Entfernung von A auf AB genau zweimal und nur zweimal vorhanden war, weil der n^{te} Punkt nur als nächster Zusatz zum $n-1^{ten}$ vorhanden und jede größere Entfernung bedingt ist durch die bestimmte Anzahl aller vorhergehenden kleineren, so findet sich genau dasselbe auf AC und alle möglichen, aber gegenseitig commensurablen Entfernungen auf den beiden durch A gehenden Linien sind nunmehr gerade viermal vorhanden.

3) Faßt man nun die zwei Richtungen, von welchen die eine durch AB, die andere durch AC gegeben ist und von welchen wir jene nunmehr durch das Wort rechts, diese durch das Wort aufwärts bezeichnen wollen, zugleich auf, so fragt sich, ob dieselbe außer A noch einen andern Punkt gemein haben könne? Die Geometrie sagt, das verstehe sich von selbst; sie betrachtet den Satz als Grundsatz; indessen wird es um des Folgenden willen gut seyn, uns von der Richtigkeit desselben zu überzeugen. Gesetzt nämlich, die Geraden AB und AC hätten mehr als einen Punkt mit einander gemein, so läge dieser zweite, x, auf AB entweder gleich weit entfernt, wie C von A, oder weiter, oder näher.

a) Läge er gleichweit entfernt, so entstände eine vorgeblich gerade Linie AxC (oder ACx) $= Ax + xC$. Nun soll nach der Voraussetzung der gleichen Entfernung $Ax = AC$ seyn; folglich wäre $xC = 0$; d. h. C fiele zusammen mit x und läge selbst in der Linie AB, gegen die Voraussetzung, daß C außerhalb AB ist.

b) Läge x weiter entfernt, als C, so ist irgend ein, auf AB eben so weit, als C von A, liegender Punkt, y, die Bedingung des Fortschrittes von A nach y; man kann auf AB nach x nur gelangen durch y. Da nun $AC = Ay$ seyn soll, so müßte auf der vorgeblich geraden Linie ACx, C in y, d. h. in die Linie AB gesetzt werden, wiederum gegen die Voraussetzung des Außerhalb.

c) Läge x näher bei A, als C, so ist, indem es auf AB einen Punkt, z, gibt, dessen Entfernung gleich sey der Entfernung AC, x selbst die Bedingung der Möglichkeit von

A nach z zu gelangen; auf der angeblich Geraden AxC muß man also bei hinlänglichem Fortschritte durch x nach z kommen; Az aber soll seyn = AC; folglich läge auch hier C auf AB, ebenfalls gegen die Voraussetzung. Mithin gilt der Satz, daß zwei Gerade nur einen Punkt mit einander gemein haben, von welchem aus es vier, paarweise einander entgegengesetzte Richtungen gibt.

4) Nun ist aber ferner die Verbindung des C mit der Linie AB nicht nothwendig an einen bestimmten Punkt der letzteren gebunden, sondern jeder Punkt ist dazu gleich geeignet. Es hält uns also nichts ab, diese Verbindung als ausgeführt zu denken. Wenn nun die Punkte auf AB nach rechts hin a, b, c, d, . . f, . . p, . . heißen, so denken wir uns für dieselben die Geraden Ca, Cb, Cf u. s. f. Ohne dabei zu fragen, wie diese Linien, die zwischen schon festgestellten Punkten construirt werden sollen, beschaffen seyn werden, ist zunächst dreierlei ersichtlich: erstlich, daß die Linien sich sämmtlich nicht eher treffen können, als in C; denn außerdem würden sie mehr als Einen Punkt mit einander gemein haben; sodann, daß ihre Folge durchaus abhängig ist von der Folge der Punkte auf der Linie AB, wie dieselbe durch das Wort rechts bezeichnet wird; endlich aber, daß ihre Richtung, die für jede dieser Linien Eine gerade ist, zugleich nach aufwärts und links geht. Diese Verbindung des Aufwärts und Links, von welcher in der Construction, wenn auch noch kein bestimmtes Maaß, doch wenigstens der allgemeine Begriff sichtbar ist, macht nun die Richtung dieser Linien zu einer gemischten, d. h. zu einer solchen, bei welcher beide Bestimmungen des Aufwärts (AC) und Links (BA) für jedes Aneinander der Linie Cf (oder irgend einer andern) gleichmäßig gelten; und zwar so, daß die Verbindung dieser Bestimmungen nicht allmählig eintritt, sondern in dem ersten Aneinander schon geschehen ist und sich bei dem Fortschritte von dem n^{ten} zum $n + 1^{ten}$ Punkte, der immer gerade und vollkommen zwischen dem n^{ten} und $n + 2^{ten}$ liegen wird, in derselben Weise wiederholt. Die Richtung Cf vertritt also vollständig den Weg von f durch A nach C. Und so wie offenbar ein gesetzmäßiger Zusammenhang statt-

findet zwischen dem Fortschritte auf der Linie AB und der Größe der von irgend einem Punkte derselben nach C gerichteten Linien, indem die letztere, je weiter der Punkt von A entfernt ist, ein desto größeres Quantum des Aneinander zu vertreten haben wird, so erhellt auch, daß in die Richtung der Linien, welche wir gemischte haben nennen müssen, stets gleichviel von der Richtung AC, aber *mehr* oder *weniger* von der Richtung AB, eingehen müsse. Diese Zumischung des Links für ein gleiches Quantum Aufwärts kann sogar *ins Unendliche* wachsen, wenn auf der Linie AB, für deren Aneinander keine Grenze gefunden werden konnte, ein unendlich entfernter Punkt angenommen wird, und wir wollen nunmehr alle zwischen A und dem Unendlichen liegenden unendlich vielen gemischten Linien durch den gemeinschaftlichen und bekannten Namen der *Hypotenusen* bezeichnen.

5) Hierbei kommt aber doch eine Frage zum Vorschein, die wir bis jetzt übersehen haben: ob nämlich die ursprünglich von A nach C construirte Linie nicht selbst schon eine *gemischte* Richtung gehabt habe? So lange wir auf die mögliche Mischung der Richtungen, die erst dann bemerkbar wird, wenn man zwei Linien, die einen gemeinschaftlichen Punkt haben, *gegen einander vergleicht*, noch nicht aufmerksam geworden waren, konnte uns diese Frage gleichgültig seyn; aber eben darin, daß wir nicht darauf achteten, liegt die Möglichkeit, daß die Linie AC selbst schon aus zwei Richtungen zusammengesetzt gewesen sey. Gesetzt nun, dies sey der Fall, und zwar so, daß ihr irgend ein Quantum Rechts zugemischt sey, so gibt es auf der Linie AB nach dem Obigen für dieses Quantum Rechts ein gleiches Quantum Links. Folglich gibt es auch, da jeder Punkt der Linie AB gleich geeignet ist zur Verbindung mit C (4), auch eine der Linie AC entsprechende A′C, welcher gleichviel von Links zugemischt sey, wie jener von Rechts. Man construire die Linie, so ist der Unterschied ihrer Richtung von der Richtung AC lediglich durch die Entfernung der beiden Punkte AA′ bedingt; und wenn man diese Entfernung von ihren beiden Endpunkten gleichmäßig vermindert, so gibt es einen Punkt, wo beide entgegengesetzten Fortschreitungen sich vollständig auf-

heben, d. h. einen Punkt, dessen Verbindung mit C diejenige reine Richtung aufwärts darstellt, in welcher von Rechts und Links nichts enthalten ist. Diese Linie nennen wir das Loth oder das Perpendikel *). Weil nun zwei Gerade nur Einen

*) Bei der Wichtigkeit des Gegenstandes für die Philosophie der Mathematik könnte der aufmerksame Leser leicht ein Bedenken gegen die Richtigkeit der Construction darin finden, daß man das zu Entmischende kennen müsse, ehe vom Entmischen die Rede seyn könne, daß also der Begriff des Perpendikels stillschweigend vorausgesetzt werde. Er könnte sich dadurch veranlaßt finden, die Construction insofern umzukehren, als die ursprüngliche Linie AC sogleich als eine reine Richtung, d. h. als eine solche, welche von der durch AB schon gegebenen Richtung überhaupt gar nichts enthalte, aufgefaßt werden könne; dann trete der Begriff des Lothes als der ihrer Richtung nach — denn der allgemeine Begriff der Richtung ist aus der Construction der starren Linie schon bekannt, — der durch AB gegebenen weder entgegengesetzten noch gleichen geraden Linie an die Spitze; durch die Möglichkeit der Verbindung aller Punkte auf AB mit C erzeuge sich dann der Begriff der gemischten oder geneigten Linie, so daß die Neigung zugleich ihr Maaß findet in dem Verhältnisse der Höhe des Lothes und der Entfernung des zu verbindenden Punktes auf AB, mithin für jedes Aneinander der rechtshin von AB nach C laufenden Hypotenusen diejenige Mischung bestimmt werden könne, unter deren Voraussetzung die Hypotenuse eintreffen werde in C; die Entmischung, als deren Maaß man das für alle Hypotenusen gleichbleibende Perpendikel schon kennt, sey dann gleichsam nur die Probe. Diese Veränderung der Construction, die übrigens ganz auf dieselben Resultate führt, würde auf der Möglichkeit beruhen, den Begriff des Lothes ohne Rücksicht auf Entmischung zu finden, welche allerdings dadurch gesichert scheint, daß man aus der Construction der starren Linie gar nichts, also auch nicht den Begriff der durch sie gegebenen Richtung in die neue Construction hereinzuziehen brauche. „Die Bedingung der letzteren", könnte man sagen, „ist die Voraussetzung, daß C nicht zusammen mit AB sey; das ist ein rein negativer Begriff, dessen ursprüngliche Bedeutung (das Aneinander) jedoch gleich anfänglich dadurch hinreichend bestimmt werden kann, daß die durch das Aneinander von A und C auszuführende Construction ganz und gar fremdartig seyn soll der Linie AB, d. h. es darf die Ueberlegung stattfinden, daß die Richtung des Aneinander von A und C gar nichts gemein haben soll mit der Richtung des Aneinander auf A und B. Dadurch findet man unmittelbar diejenige Richtung, welche später sich als das Loth zu erkennen gibt und zwar gegenseitig, indem AC ebensowohl auf AB, als AB auf AC perpendiculär steht". Nachher träten beide Constructionen in die ge-

Punkt mit einander gemein haben, mithin auch zwischen zwei Punkten nur eine Gerade möglich, endlich für diejenige Richtung, welche das reine Aufwärts ohne andere Zumischung darstellen soll, nur Ein Punkt auf AB vorhanden ist, so ist vom Punkte auf die Linie nur Ein Perpendikel möglich. Ist dieses gefunden, so findet die Neigung der Hypotenusen ihr bestimmtes Maaß in der veränderlichen Größe der einen Kathete.

6) Sind nun diese Begriffe hinlänglich bestimmt, so öff-

---

hörige Verbindung, wenn man fände, daß CA nicht die einzige zwischen C und AB mögliche Linie ist. Dennoch enthält gerade der Gedanke, auf welchem die Möglichkeit dieser Veränderung beruht, einen verborgenen Fehler. Durch das neuhinzugenommene Wesen C entsteht freilich der Begriff einer Linie, deren Richtung durch die der Linie AB nicht gegeben, nicht bestimmt ist. Unter diesen Begriff muß aber von vorn herein jeder Punkt auf AB subsumirt werden; denn warum sollte einer zu einem Vorzuge vor dem andern kommen? Von jedem Punkte der Linie AB aus läßt sich als nach C eine Linie ziehen, deren Richtung der von AB fremd ist. Sie ganz und gar fremdartig oder rein, d. h. ungemischt zu nennen, ist noch gar kein Grund vorhanden; woher denn auch nur ein Verdacht, ein Gedanke der Mischung, den man durch jene Versicherung abwehren will? Dieser entsteht erst durch Vergleichung der Richtung der einzelnen Hypotenusen; diese sind von einander unterschieden; unterscheidend aber und bestimmend wirkt nur die Verschiedenheit der Punkte auf der Linie AB ein, d. h. die Richtung der Linie AB geht auf verschiedene Weise bestimmend in die der Hypotenusen ein und die vorherige Behauptung, die Richtung der Hypotenusen sey nicht bestimmt durch die der Linie AB, zeigt sich als eine voreilige und muß jetzt dahin geändert werden, daß sie durch die Richtung der letzteren nicht allein bestimmt ist. Ist nun die Richtung der Hypotenusen abhängig von der Richtung AB und von einer andern, so entsteht der Gedanke der Entmischung, der Entfernung des einen der bestimmenden Factoren, obgleich man den andern Factor, das zu Entmischende, noch nicht kennt, sondern nur voraussetzt, als Complement. Der Begriff des Perpendikels ist also das Product einer Abstraction, welche nach Auffindung einer möglichen Unterscheidung in einem andern Begriffe ausgeführt wird, und entspricht mithin in der Art seiner Entstehung mehreren oder vielmehr den meisten andern metaphysischen Begriffen. Man erinnere sich dabei, wie der Begriff der reinen Zahl entstand, indem die Anzahl in den allgemeinen Begriff des Gezählten und das Complement, welches zu diesem hinzukommen muß, um wiederum die Anzahl hervorzubringen, zerlegt wurde.

nen sich dadurch die Eingänge der geometrischen Hauptlehren, wenn auch die Ordnung ihrer Entwickelung eine andere seyn sollte, als man gewöhnlich befolgt. Ohne in dieses Detail einzugehen, möge hier nur noch eine kurze Erläuterung der im §. angeführten Sätze Platz finden:

Was zuerst den Satz, daß zwischen zwei Punkten die gerade Linie die kürzeste ist, betrifft, welchen gerade so, wie einige der schon erwähnten, die Geometrie als Axiom voraussetzt, so könnte an seiner Richtigkeit zu zweifeln unsere Construction selbst Veranlassung geben. Denn man könnte sich wohl versucht finden, die zusammengesetzten Richtungen der Hypotenusen als durch Addition der Größen, aus welchen sie gemischt sind, entstanden zu denken, so daß sie selbst gleich seyen der Summe der letzteren, mithin ein gleiches Quantum des Aneinander enthielten, als jene zusammen, folglich auch nicht kürzer wären. Soll der gerade Weg der kürzeste seyn, so muß sich nachweisen lassen, daß jeder andere Weg durch die Katheten etwas Ueberflüssiges in Ansehung des Zieles thut, zu welchem man durch die Hypotenuse auch gelangt, aber ohne jenes Ueberflüssige gethan zu haben.

Um von dem zunächst liegenden Falle, daß irgend eine Hypotenuse Cr gegeben sey, auszugehen, so ist also die Frage, ob unter der Voraussetzung, daß AC ein Loth sey, der gerade Weg von r nach C kürzer ist, als der Weg von r durch A nach C? Durchläuft man nun zuerst die Reihe der Aneinander von r nach A, so kann man in Beziehung auf die stellvertretende Richtung rC nicht ganz stillgestanden haben. Denn in rC als gemischter Richtung sind die beiden Richtungen rA und AC als positive Bestandtheile enthalten, und „wenn die Richtung rA den sie Durchlaufenden dem Ziele des Weges C noch gar nicht näher gebracht hätte, so wäre auch nicht einzusehen, wie die andere Kathete AC ihn durch eine ihr insbesondere eigene Fähigkeit vollends nach C fördern könne". Folglich entspricht der Strecke rA eine bestimmte Strecke auf rC und diese Strecke wird durch einen bestimmten Punkt, ρ, zwischen C und r genau bezeichnet.

Man nehme nun zu Hülfe, daß rA selbst als eine ge-

mischte Richtung aufgefaßt werden könne. Diese Möglichkeit ist nämlich vorhanden, sobald sich die reinen Richtungen nachweisen lassen, aus welchen sie gemischt ist, und das ist in unserem Falle dadurch möglich, daß sich ein Perpendikel auf rC wird finden lassen, welches in ρ auf rC einfalle. Wie vorhin rC als gemischt aus rA und AC betrachtet werden mußte, so vertritt nunmehr rA die Richtung der beiden Katheten rρ und ρA. Nun durchlaufe man die andere Kathete des ursprünglichen Dreiecks, AC. Ihre Richtung ist jetzt wiederum die stellvertretende Richtung der beiden Katheten ρA und ρC, d. h. des Lothes und der Richtung rC. Dem Wege AC muß ebenfalls eine Strecke des Weges rC entsprechen, nur daß, weil außerdem die Richtung AC mit der Richtung rA identisch wäre, jetzt der Weg von C nach r, also auf die entgegengesetzte Weise genommen werden muß. Folglich geht der Gang durch die Katheten in Ansehung des Lothes erst vorwärts und dann rückwärts; mithin wird dem Gange von r nach C, d. h. dem sich gleichbleibenden Fortschritte von jeder Stelle zur nächsten, etwas Ueberflüssiges beigemischt, welches, weil es im Erfolge nicht sichtbar ist, sich selbst aufhebt. Der Gang durch die Hypotenusen vermeidet dieses Ueberflüssige und ist somit der kürzeste Weg.

Was nun hier von dem besonderen Falle eines Umweges durch zwei lothrechte Linien erwiesen ist, gilt natürlich für alle Fälle, „in welchen ein Loth kann nachgewiesen werden, in Ansehung dessen man für den Zweck, von einem Punkte zum andern zu gelangen, überflüssiger Weise rückwärts und vorwärts geht". Eben so liegt darin der zweite der erwähnten Sätze, daß vom Punkte auf die gegenüberstehende Linie der gerade Weg der kürzeste oder daß die Hypotenuse größer ist, als jede Kathete einzeln genommen. Denn es liegt im Begriffe der Katheten als lothrechter Linien, daß die eine nichts von der Richtung der andern enthalte. Geht man nun durch die eine Kathete, so kommt man in der Richtung der andern nicht vorwärts, vielmehr macht man einen Weg, der ganz und gar wieder aufgehoben werden muß und dann noch dasjenige Quantum des

Aneinander zu durchlaufen übrig läßt, um welches der Einfallspunkt der Hypotenuse von dem Ausgangspunkte des Weges entfernt ist. Wer von A nach C geht, um nach r zu gelangen, muß nicht nur, nachdem er in C angelangt ist, den ganzen Weg CA wieder rückwärts machen, sondern hat auch noch das Stück Ar zu durchlaufen, insofern es nicht in der Richtung der Hypotenuse zum Theil aufgehoben ist. Es läßt sich mithin ganz allgemein sagen: „jeder Punkt eines Umweges läßt sich denken als liegend in irgend einer Linie, worauf der gerade Weg senkrecht ist. Dadurch zerfällt dieser gerade Weg in zwei Lothe, welche die kürzesten Wege im Gegensatze gegen Umwege anzeigen. Auf derjenigen Linie aber, welche der gerade Weg senkrecht durchschneidet, stellt sich das Ueberflüssige dar, das die Umwege mittelbar (obgleich nicht der bestimmten Größe nach) vorwärts und rückwärts durchlaufen" *).

Endlich ist auch noch die Möglichkeit gegeben, den Begriff der Parallelen zu entwickeln. Wir bemerkten schon vorhin (5), daß in die Hypotenusen nach Rechts hin immer ein gleiches Quantum Aufwärts, aber ein immer wachsendes Quantum Links eingehe, und daß ihre Neigung, wie ihre Größe abhänge von dem Verhältniß zwischen dem Aufwärts und dem Links. Da nun der Fortschritt nach Rechts hin ins Unendliche gehen kann, so wird auch die Zumischung des Links unendlich. Eine unendliche Zumischung des Links ist aber unvergleichbar mit der nicht wachsenden, sondern sich gleichbleibenden Entfernung AC und eine Hypotenuse, deren Anfangspunkt C wäre, deren Endpunkt zwar gesucht werden müßte auf der Linie AB, aber, weil er unendlich weit entfernt seyn soll von A, schlechthin nicht gefunden werden könnte, würde ihrer Richtung nach als gleich angesehen werden können mit der Richtung AB selbst, weil die den Unterschied ihrer Richtungen mitbestimmende endliche Entfernung AC als aufgehoben zu betrachten seyn würde. Es wäre mithin einerlei zu sagen: diese beiden Linien schneiden sich überhaupt nicht, oder: sie schneiden sich im Unendlichen; denn der im Unendlichen liegende Schneidepunkt

*) Herbart Metaph. Bd. II, S. 239 u. f.

kann eben nicht gefunden werden. Nennt man nun diese Linien Parallellinien, so erhellt, daß für ihren Begriff es ganz wesentlich ist, daß der Begriff der gleichen Richtung in seiner logischen Allgemeinheit festgehalten werde. Obwohl nämlich ursprünglich keine Richtung ohne einen bestimmten Anfangs- und Endpunkt gegeben werden kann, so liegt doch in diesem Begriffe als solchem keine Beschränkung auf diese zwei bestimmten Punkte, sondern jede zwei andern Punkte derselben Linie würden dieselbe Richtung gegeben haben. Dem allgemeinen Begriffe der Richtung ist es also zufällig, durch welche zwei Punkte eine bestimmte Richtung gegeben wird und es ist daher der Umstand, daß zwei Linien nicht durch dieselben Punkte gehen, kein Hinderniß den Begriff der gleichen Richtung auf sie anzuwenden, sobald aus den übrigen Bestimmungen über ihre Lage hervorgeht, daß ihre Richtung die gleiche ist und daß sie ohne ihre etwanige Entfernung, durch welche allein es möglich ist, sie von einander zu unterscheiden, ganz und gar zusammenfallen würden. Die Anwendung dieses Begriffes auf die Geometrie muß hier bei Seite gelegt werden, weil es uns von größerer Wichtigkeit ist, theils den Umfang zu überblicken, bis zu welchem sich diese Construction wird erweitern lassen, theils zu prüfen, ob nicht schon durch die bisherigen eine sehr wesentliche Veränderung mit unseren räumlichen Begriffen herbeigeführt worden ist, über welche wir uns nur noch keine Rechenschaft gegeben haben.

§. XIV.

Das Resultat dieser Construction erweitert sich zu dem Begriff der Ebene, indem die zu der Parallele von AB führende Drehung, die nach §. XIII. sämmtliche von A aus nach oben und rechtshin liegenden Hypotenusen durchlaufen haben muß, um zur Parallele zu gelangen, sich auf dieselbe Weise durch die übrigen Quadranten erzeugt. C, als der Mittelpunkt aller von

ihm aus möglichen Richtungen, wird dadurch flächenförmig eingeschlossen, und wenn auf allen in ihm sich schneidenden Linien von ihm aus ein gleiches Quantum des Aneinander genommen wird, entsteht nothwendig die in sich selbst zurücklaufende Kreisfläche, als die geschlossene Totalität aller Richtungen, die sich auf zwei Dimensionen zurückführen lassen, innerhalb deren folglich alle Constructionen liegen, welche aus der Mischung paarweis entgegengesetzter Richtungen entstehen können. Aber die Ebene ist ein räumliches Continuum, unendlich theilbar in jedem Punkte, indem dieser Begriff sammt dem in ihm enthaltenen Widerspruche sich unvermeidlich aufdringt bei der Zusammenfassung der durch die Hinzunahme eines dritten Wesens gegebenen und durch die Construction selbst zu erschöpfenden Möglichkeiten. Denn nicht nur gibt es für jeden Quadranten der Radien so viele, als der Aneinander auf der Tangente sind, d. h. unendlich viele, so daß die Kreislinie auf keinerlei Weise als starre Linie gedacht werden kann, sondern das Quantum des reinen Aneinander kann überall ein unzureichender Begriff werden, wo die Construction selbst bestimmte Entfernuugen erzeugt, zwischen welche eine Linie eingeschoben werden soll. Dieser Widerspruch ist so zu nehmen, wie er sich findet, d. h. als der Ausdruck der Unanmeßbarkeit der Verhältnisse in der Stellung der realen Wesen, welche so wenig ein reales Prädicat derselben sind oder den Widerspruch in das eigene Quale derselben hineinbringen, als überhaupt irgend ein räumliches Prädicat den realen Wesen als solchen gilt. Vermöge dieser Beschränkung auf die Verhältnisse der möglichen Zusammenfassung darf er, und

muß beibehalten werden, weil er nicht ohne alle diejenigen Begriffe, mit welchen er in einem regelmäßigen Zusammenhange steht, zurückgenommen werden könnte, welche selbst nicht zurückgenommen zu werden brauchen, weil sie nichts als die leere Möglichkeit dessen bezeichnen, was früher schon als wirklich angenommen werden mußte.

Ohne uns zunächst durch fremdartige Rücksichten aufhalten zu lassen, erinnern wir uns sogleich, daß wir am Ende des vorigen §., an welchen sich der vorliegende unmittelbar anschließt, den Begriff der Parallelen gewonnen hatten, und zwar so, daß wir von A aus nach Rechts hin alle möglichen Hypotenusen durchliefen. Die Richtung der von C ausgehenden, einen unendlich entfernten Punkt auf AB schneidenden Hypotenuse mußte nun wegen der unendlich gewordenen Zumischung des Links als identisch mit der Richtung AB aufgefaßt werden, und es kommt jetzt darauf an zu überlegen, ob die Construction hierbei stille stehen müsse oder noch weiter gehen könne. Hier nun erhellt sogleich:

1) Daß, nachdem wir einmal die Parallele von AB, die wir Cy nennen wollen, gefunden haben, ebensowohl sie selbst nach der entgegengesetzten Richtung ins Unendliche verlängert werden kann, als dies bei AC über C hinaus der Fall ist. Auf diese Weise findet sich C in der Mitte zwischen zwei entgegengesetzten Richtungen, d. h. überhaupt zwischen je zwei Punkten, die man rechts und links, oben und unten nehmen möchte. So wie sich ferner alle den Uebergang von AC nach Cy bezeichnenden Richtungen sammt ihren Gegentheilen durch den Fortschritt durch alle Punkte der Linie AB erzeugten; so erhellt auch, daß von Cy aus ein ähnlicher Fortschritt auf einer mit der Richtung AC parallelen Linie möglich ist, d. h. während der erste Quadrant von C aus alle mögliche Mischungen aus Unterwärts und Links enthielt, erzeugen sich in dem zweiten Quadranten alle möglichen Mischungen aus Oberwärts

und Links, bis das Oberwärts unendlich wird gegen das Links, wie bei dem ersten Quadranten das Links unendlich wurde gegen das Unterwärts. Ist nun das Oberwärts gegen das Links unendlich geworden, so tritt das reine Oberwärts ein; und von hier aus erzeugt sich auf dieselbe Weise der dritte Quadrant, als der Inbegriff aller möglichen aus Oberwärts und Rechts gemischten Hypotenusen. Die wachsende Größe ist hier offenbar das Rechts; es wird unendlich gegen das Oberwärts, und erscheint am Ende als reines Rechts, und so zugleich als Anfang des vierten Quadranten, welcher selbst alle aus Unterwärts und Rechts gemischten Hypotenusen enthält, bis das Unterwärts unendlich wird gegen das Rechts, und folglich als reines Unterwärts genau zusammenfällt mit der Richtung AC, welche von C aus ein Perpendikel auf die ursprüngliche Linie AB war.

2) Nachdem man nun die Gesammtheit aller von C aus möglichen Richtungen durchlaufen hat, was eigentlich schon bei dem zweiten Quadranten geschehen ist, weil für jede der in ihm gegebenen reinen oder gemischten Richtungen die Möglichkeit der gerade entgegengesetzten sich von selbst versteht, so erhellt unmittelbar, daß die Construction selbst weiter keine neuen Möglichkeiten darbietet. Denn daß sie in sich selbst zurückläuft, ist schon gesagt; aber es ist auch keine Veranlassung vorhanden, irgend eine der gewonnenen Richtungen begrenzt zu denken. Anfangs zwar wuchsen die Hypotenusen allmälig durch den Fortschritt auf der Linie AB (die wir nunmehr mit Beziehung auf die ihrer Entstehung nach nicht mehr fernliegende Kreislinie Tangente nennen wollen); aber sie wuchsen ins Unendliche; die Tangente für den zweiten Quadranten ist ursprünglich unendlich entfernt, und diese Unendlichkeit überträgt sich auch auf den ersten Quadranten, sobald man, nachdem man wieder bei dem reinen Unterwärts angelangt ist, ihn noch einmal durchläuft. Seyen nun alle die construirten Linien um C unendlich, so ist das Resultat der Construction der Begriff eines Kreises von unendlichem Durchmesser. Zugleich aber gilt nunmehr von C in Beziehung auf alle möglichen Durchmesser, was vorhin von ihm in Beziehung auf

zwei in ihm sich schneidende Perpendikel gesagt wurde. Denn es werden sich je zwei dieser Durchmesser finden lassen, welche lothrecht auf einander stehen und somit die zwei Dimensionen der Kreisfläche darstellen; denkt man sich nun irgend einen Durchmesser durch alle übrigen Durchmesser gleichmäßig hindurchgehend, dergestalt, daß der Punkt C ruhe, so fällt der sich drehende Durchmesser bei jedem Fortschritte mit einem der übrigen zusammen, welcher selbst immer den gleichen Gegensatz der Richtung wiederholt; und das doppelte Zwischen des Mittelpunktes zwischen beliebigen, aber nach entgegengesetzten Richtungen hin gleichmäßig genommenen Entfernungen bleibt mithin auch für die Drehung zweier senkrechten Durchmesser dasselbe. Der Mittelpunkt des Kreises ist folglich flächenförmig, d. h. nach allen von ihm aus möglichen, auf zwei von einander unabhängige Grundrichtungen zurückführbaren Richtungen, eingeschlossen, und der Begriff der Ebene, als der Inbegriff aller durch die Construction des Kreises gefundenen Möglichkeiten der Mischung zweier Richtungen entsteht eben durch die Construction selbst, als der Grund und Boden für alle besonderen Constructionen, die eine beliebige Verbindung irgend welcher durch zwei Richtungen bestimmbaren Punkte auszuführen unternehmen.

3) Um die Richtigkeit des zuletzt Gesagten nachzuweisen, müssen wir zuvor einige Schritte rückwärts thun, um uns über die Beschaffenheit der Linien Rechenschaft zu geben, die uns entstanden sind, indem wir sogleich die ganze Menge der durch die Hinzunahme eines dritten Wesens sich eröffnenden Möglichkeiten, d. h. zunächst den Umfang der Construction zu erschöpfen bemüht waren. Um uns nun nicht ohne Noth in den Begriff des Unendlichen zu verwickeln, erinnern wir uns, daß, obwohl dem gewonnenen Begriffe der Ebene der ganzen Möglichkeit ihres Umfanges nach gedacht nur der Begriff des Kreises mit unendlichem Durchmesser vollkommen entspricht, doch die Radien auch als begrenzt aufgefaßt werden können. Wir gewinnen auf diese Weise durch gleichmäßige Verkürzung der immer wachsenden Hypotenusen, die wir nunmehr als Secanten betrachten können, einen Kreis von endlichem Ra-

dius, und die Zusammenfassung der Endpunkte aller durch den Mittelpunkt gehenden Secanten, d. h. aller Radien, ergibt die Kreislinie. Hier nun entsteht die Frage: wie groß ist die Zahl der Aneinander, aus welchen die Kreislinie besteht? Ohne Zweifel ist ihre Anzahl nicht kleiner, als die Anzahl der Secanten, deren zusammengefaßte Endpunkte die Kreislinie darstellen. Fragen wir aber nach der Anzahl der Secanten, so genügt für die Bestimmung derselben, auch wenn wir nur einen einzigen Quadranten durchlaufen, überhaupt keine endliche Zahl. Die Radien sind die gleichmäßig verkürzten Hypotenusen; dieser gab es aber von dem Perpendikel bis zur Parallele so viele, als die ins Unendliche sich erstreckende Grundlinie Aneinander hatte, d. h. unendlich viele. Also geht aus dem Zusammenhange der Construction unvermeidlich hervor, daß der Bogen des Quadranten gar nicht als eine, aus einem bestimmten Quantum des Aneinander bestehende Linie aufgefaßt werden könne, sondern daß die auf ihr gesuchten Punkte, als unendlich viele, ineinander fließen und somit ein Continuum darstellen.

4) In der Hoffnung jedoch, diesen Begriff, dessen Ungereimtheit wir schon kennen (§. X. 2), vermeiden zu können, wollen wir uns gefallen lassen, den Weg auf der Grundlinie AB noch einmal von vorn zu beginnen. Von jedem Punkte derselben, deren jeder als ein bestimmter Ort auf AB durch das reine Aneinander, das gerade Zwischen zwei anderen charakterisirt ist, sind Hypotenusen nach C möglich. Wir durchlaufen sie, eine nach der anderen, so liegt der Endpunkt einer jeden auf AB dergestalt zwischen zwei anderen, daß nichts weiter dazwischen geschoben werden kann. Hierbei ist nun schon ganz unmöglich zu vermeiden, daß nicht, wenn wir diese Hypotenusen, deren Endpunkte sämmtlich streng aneinander liegen, nach aufwärts verfolgen, das reine Aneinander recht im eigentlichsten Sinne in die Klemme komme; indem, jemehr sie sich dem Centrum nähern, um desto weniger wegen ihrer convergirenden Richtung das Aneinander Platz hat, ohne daß es doch, weil die Linien sich nicht eher als in C vollkommen treffen, sogleich und vollständig in das Ineinander übergehen kann. Ja wir

wissen ja nicht einmal, ob wirklich der andere Endpunkt der Hypotenusen mit dem Punkte C ganz und vollständig zusammentreffen werde. Hiervon aber auch noch ganz abgesehen, so ist wenigstens so viel deutlich, daß bei dem Fortschritte auf AB ein Punkt kommen wird, wo die Kathete AB = AC ist, welcher mit C verbunden eine von den beiden gleichen Katheten gleichmäßig abhängige Hypotenuse bezeichnet, mithin den Quadranten halbirt und einen Winkel von 45° bildet. Fragen wir nun, aus wieviel Aneinander diese Hälfte des Bogens des Quadranten besteht, so gibt es dafür zwar eine bestimmte endliche Anzahl; aber da der Bogen des Quadranten aus den Endpunkten der gleichmäßig verkürzten Hypotenusen entsteht, so findet doch schon hier der Begriff des reinen Aneinander keine Anwendung mehr. Die obwohl noch endliche Zahl einfacher Punkte muß schon hier durch ein theilweises Ineinander gedacht werden; denn das Aneinander gilt lediglich und ausschließend der Folge der Punkte auf der Tangente; mit jedem Fortschritte nach aufwärts fangen die einfachen Punkte an sich zu drängen, und diese Dichtigkeit muß schon in der ersten Hälfte des Quadranten als wachsend gedacht werden, weil der Endpunkt jedes der folgenden Radien weiter entfernt liegt von der Tangente, als der des vorhergehenden.

Während jedoch hier das Ineinanderfließen immer noch nur einer endlichen Zahl von Punkten gilt, so ist für die zweite Hälfte eine solche Beschränkung schlechthin unmöglich. Denn von dem Anfange der zweiten Hälfte an ist immer noch eine Unendlichkeit des Aneinander auf der Tangente zu durchlaufen, ehe man zur Parallele, d. h. an das Ende des Quadranten gelangt. Die Dichtigkeit der Punkte, deren Zusammenfassung die Kreislinie ist, wächst also selbst ins Unendliche, und es wird nicht leicht jemand eine strenge Sonderung dieser schlechthin ineinanderfließenden unendlichen Vielheit zu unternehmen im Sinne haben, wenn er den nothwendigen Zusammenhang überschaut, in welchem der Begriff des Stetigen zwar nicht ursprünglich, als ein unentbehrliches Merkmal aller räumlichen Zusammenfassung da ist, aber im Laufe der Construction sich erzeugt.

Was nun von einem der Quadranten gilt, gilt von allen, und es bleibt gar nichts anderes übrig, als dem Strome, der die mühsame Einzäunung unserer starren Linie, wenn auch nicht umreißt, doch wenigstens überschwemmt, zuzusehen, wenn wir vollends überlegen, daß die Ungleichheit der Dichtigkeit der Punkte auf dem Bogen nur davon abhängt, welchen Radius man als den ersten oder als das Loth auf der Tangente ansehen will; daß aber jeder beliebige als der erste angesehen werden kann, und daß also sogar der Begriff eines bestimmten Grades der Dichtigkeit der ineinandergedrängten Punkte (ein Begriff, der anderwärts von Wichtigkeit seyn wird) auf die Kreislinie keine Anwendung findet, sondern daß alle Punkte als gleichmäßig ineinanderfließend gedacht werden müssen.

Diese Betrachtung muß sogleich dazu benutzt werden, einen anderen aus der Vergleichung der Richtungen unmittelbar hervorgehenden Begriff in seinem wesentlichen Zusammenhange mit dem des Stetigen aufzufassen. Jede der Hypotenusen hat eine andere Richtung, als alle die übrigen, weil jede nur für Einen Punkt der Grundlinie gilt. Dieser Unterschied der Richtungen ist uns schon aus dem vorigen §. bekannt, und hätte als das Gegentheil des Parallelismus, d. h. der vervielfältigten Darstellung einer und derselben Richtung schon dort mit dem Namen des Winkels bezeichnet werden können. Auch sahen wir, sobald wir zur Construction der Hypotenusen fortschritten, daß dieser Unterschied eine wachsende Größe ist, indem zwischen die n^{te} Hypotenuse (vom Lothe an gerechnet) und dieses selbst alle die Hypotenusen fallen, welche durch das $n-1^{te}$, $n-2^{te}$ Aneinander bis zum $n-(n-1)^{ten}$ möglich sind. Folglich, könnte man meinen, muß es auch ein kleinstes Maaß dieses Unterschiedes geben, einen kleinsten möglichen Winkel, als Element der Differenz zweier Richtungen, von welchem etwa jeder größere Winkel eben so nur eine Vervielfältigung sey, wie die starre Linie das vervielfältigte Aneinander darstellt. Aber der Rückblick auf das nur so eben Entwickelte verbietet jeden Gedanken einer solchen Bestimmung ganz und gar. Der Fortschritt auf der Tangente ist

immer gleichförmig, und der gegenüberstehende Winkel (am Mittelpunkte) hängt allerdings immer auf dieselbe Art ab von diesem Fortschritte; dennoch nimmt er offenbar immer weniger zu, während das Aneinander auf der Tangente gleichförmig durchlaufen wird. Der ganze Quadrant enthält unendlich viele, unter sich ungleiche, immer mehr abnehmende Winkel; und schon deshalb ist es ganz unmöglich, das kleinste Element desselben zu finden. Abstrahirt man nun vollends von der Bestimmtheit des ersten Radius, wodurch die Ungleichheit der Winkel bedingt wurde, so daß mithin der Winkel sich überall gleichförmig öffnet, so wird jedes Maaß desselben, welches einem bestimmten Aneinander auf der Tangente entspreche, schon ein Sprung seyn, und jeder endliche Winkel ist also ganz allgemein „als Integral zu betrachten, und eben deshalb muß man nicht fordern, das integrirte Differential solle irgend eine bestimmte angebliche Größe seyn, welches gegen die Natur des Differentials streitet" *). Aber nichts destoweniger ist jeder Winkel im strengsten Sinne eine von dem Fortschritt auf der Tangente genau abhängige Größe, und somit bestimmbar, sobald das Verhältniß des Wachsens und der wachsenden Größe, d. h die Regel des Wachsens nachgewiesen werden kann. Diese Nachweisung, welche wesentlich in der Beantwortung der Frage bestehen würde, inwiefern von dem Fortschritte auf der Tangente theils die Secanten, theils die Winkel abhängen, ist hier nicht nöthig **), wo es nur darauf ankam, die Nothwendigkeit fühlbar zu machen, mit welcher der Begriff des Stetigen in die Begriffe eindringt, durch welche wir die möglichen Ver-

*) Herbart Metaph. Bd. II, S. 244. Es mag übrigens bemerkt werden, daß das Aneinander nicht als Differential aufgefaßt werden darf. Auch Herbart erklärt sich darüber ganz bestimmt a. a. O. S. 247: „jedes Aneinander ist ein wirkliches Element des Raumes; es ist also unvergleichbar mit Differentialen, die nur das Wachsen und dessen Regel, keinesweges aber wirkliche Theile der gewachsenen Größe anzeigen. Kein Integral ist, streng genommen, eine Summe von Differentialen; aber eine starre Linie ist allerdings durch Addition des Aneinander, als dessen Summe, entstanden".

**) Einige Bemerkungen darüber s. a. a. O. S. 249.

hältnisse in der Stellung der Realen durch räumliche Prädicate zu bezeichnen der vorgelegten Construction gemäß berechtigt waren.

5) Aber wir sind damit noch nicht einmal zu Ende, sondern wir müssen hier die vorhin (S. 333) zurückgelegte Frage noch näher betrachten, ob denn nicht wenigstens jede Hypotenuse für sich betrachtet als gerade starre Linie aufgefaßt werden könne, oder ob sich auch hier unbekannte Schwierigkeiten aufdringen? Auf den ersten Anblick nun scheint das letztere kaum möglich zu seyn; denn wenn wir von einem Punkte der Linie AB gerade nach C gehen wollen, so hindert uns gewiß nichts, die diesen Weg bezeichnende Linie durch das starre Aneinander zu erzeugen, und weil, so lange wir noch nicht vollkommen in C eingetroffen sind, immer noch Raum für einen völlig einfachen Punkt ist, so scheint es auch, daß der letzte Punkt der Hypotenuse ganz und vollkommen zusammen fallen müsse mit dem Punkte C. Dennoch liegt die Möglichkeit des Gegentheils schon ganz allgemein in den Begriffen. Die starre Linie ruht auf dem Begriff des Außereinander; die bestimmte Vervielfältigung desselben in seiner ursprünglichen Bedeutung des Aneinander erzeugt ein bestimmtes Quantum der Extension, dessen Element wir kennen; wie groß aber die Linie selbst ausfallen, d. h. wo ihr Endpunkt liegen werde, muß man erwarten. In unserem Falle aber unternehmen wir nicht eine solche freie und unabhängige Linie zu construiren, sondern wir sollen zwischen die auf den Katheten schon festgestellten Punkte eine Linie einschieben. Der Hauptbegriff, welchem hier genügt werden soll, ist der einer Distanz, deren Endpunkte uns gegeben sind, ehe und ohne daß wir das Quantum des Aneinander kennen, welches zwischen dieselben geschoben werden soll. Es wäre also sehr wohl möglich, daß dem Begriffe einer unabhängig von dem Aneinander festgestellten Distanz und dem des reinen Quantums des Aneinander nicht zugleich Genüge geschehen könnte, d. h. daß das letztere um einen undenkbar kleinen Theil zu groß oder zu klein ausfiele im Verhältnisse zu der Entfernung, welche es ausfüllen soll. Dann würde der letzte Punkt

der eingeschobenen Linie nur theilweise zusammenfallen mit C; und die letztere wäre die Summe eines bestimmten Quantum des Aneinander plus einem Bruchtheil des nämlichen kleinsten Raumtheiles; was eben ein Widerspruch wäre.

Daß nun die Vergleichung der Länge der Linien sehr häufig auf diesen widersprechenden Begriff der ins Unendliche gehenden Theilbarkeit des einfachen Punktes führt, wollen wir uns erlauben hier aus der Geometrie als bekannt vorauszusetzen. Denn die Beweise, welche die Geometrie für die Incommensurabilität gewisser Linien führt, darf die Metaphysik, nachdem sie selbst dazu die nöthigen Vorarbeiten geliefert, jedenfalls anerkennen, ohne sich für den Widersinn dessen, was bewiesen wird, blind zu machen. Wir erinnern daher nur daran, daß die Hypotenusen in den meisten Fällen mit den Katheten, der Durchmesser mit der Peripherie des Kreises, verschiedene Rechtecke gegen einander u. s. w. wirklich incommensurabel sind, d. h. daß kein Theil dieser Linien gefunden werden könne, welcher klein genug sey, um als das gemeinschaftliche Maaß derselben gelten zu können. Demnach können wir unsere Hypotenusen, und streng genommen, jede irrationale Größe überhaupt als ein Binomium von der Form $a + b\sqrt{-1}$ denken, indem a das dem gesuchten Werthe unendlich nahe Quantum des Aneinander, b den noch fehlenden unendlich kleinen Theil bezeichnen soll, welchem, als allgemeines Zeichen, daß darin ein Widerspruch liegt, das Zeichen $\sqrt{-1}$ hinzugefügt worden ist *). Wo nun auf der Hypotenuse ist dieser unendlich kleine imaginaire Theil $b\sqrt{-1}$ zu suchen oder zu finden? Das ist offenbar ganz unbestimmt; denn es liegt in den Begriffen nur, daß kein irgend wie klein genommener Theil das gemeinschaftliche Maaß sey, keinesweges aber eine Bestimmung, wo dieser undenkbar kleine Theil, welcher das gemeinschaftliche Maaß seyn würde, wenn er gefunden werden könnte, gesucht werden müsse. Man wird ihm also überall auf der Linie be-

*) Diese Bezeichnung, welche dem Anfänger die Hülfe der Versinnlichung darbietet, ist aus Herbart's Abhandlung: Theoriae de attractione elementorum principia metaphysica (Regiom. 1812) S. 36 ff. entlehnt.

gegnen; es gibt auf der ganzen Linie keinen Theil, wo man ein reines Aneinander zweier Punkte sondern könnte; jener imaginaire Theil schiebt sich überall ein, wo man zu theilen anfängt; ihre sämmtlichen Theile stellen sich dar als ineinanderfließende, sie selbst als unendlich theilbare, stetige Linie. Und dieses Merkmal der Stetigkeit dehnt sich sogleich auf alle Linien aus, sobald die Möglichkeit in Betracht kommt, jede derselben als eine, ohne Rücksicht auf die Summe des Aneinander, durch feststehende Endpunkte bestimmte Größe zu betrachten und sie in Constructionen hereinzuziehen, wo sie nur im Verhältnisse zu anderen Linien, als Hypotenuse, Sinus, Cosinus, Radius u. s. f. eine Bedeutung hat.

6) Bevor wir uns nun über die Zulässigkeit dieser widersprechenden Begriffe Rechenschaft geben, ist es nöthig, einen, wenn auch nur flüchtigen Blick auf den Begriff der Ebene zurückzuwerfen, um den schon oben ausgesprochenen Satz (3) zu entwickeln, daß alle durch die Hinzunahme eines dritten Wesens entstehende Möglichkeiten wirklich erschöpft sind, oder, was dasselbe sagt, daß keine Construction, die sich auf zwei Richtungen zurückführen läßt, gedacht werden könne, welche nicht in eine der schon gemachten zurückfalle. Daß nämlich zuerst der Mittelpunkt flächenförmig eingeschlossen ist, und was das heiße, ist schon gesagt; er liegt mitten zwischen jeder möglichen Entfernung, die man auf allen in ihm sich begegnenden Radien, und deren gibt es unendlich viele, nehmen möchte. Construirt man nun irgend eine gerade, in ihren Endpunkten mit der Peripherie zusammenfallende Linie, d. h. eine Sehne im Kreise, so gibt es vom Mittelpunkte aus auf sie ein Loth (§. XIII, 5. 6.) als kürzeste Linie. Von diesem aus folgen nach beiden Seiten immer längere; bis an die Radien, welche den Sector des Kreises einschließen. Die Sehne schneidet also alle in den Sector fallenden Radien, d. h. jeder ihrer Punkte liegt gerade zwischen zwei anderen Punkten jedes Radius (denn jeder Radius ist länger als der gerade Weg von der Secante zu dem Mittelpunkte); die Radien selbst aber liegen als verkürzte Secanten (3) gerade zwischen einander. Kein Punkt der Sehne fällt also außerhalb des Kreises, son-

dern sie liegt ganz innerhalb desselben, d. h. ihre Construction fällt zusammen mit irgend welchen Theilen der schon gemachten. Was von Einer Sehne gilt, gilt von allen; folglich auch von der Verbindung derselben zu einer Figur. Denn welche Punkte mehrerer Sehnen man auch mit einander verbinden möge, immer wird man Punkte einiger der unendlich vielen Radien verbunden haben. Bei der unendlichen Dichtigkeit der Punkte in der Kreisfläche ist es ganz unmöglich irgend eine Stelle zu finden, welche durch die Construction des Kreises nicht schon gefunden worden wäre. Ueberall begegnet uns das Innerhalb, und dieses ist, zum Unterschiede von dem der Linie geltenden Zwischen, der eigentliche Ausdruck für das durch den Begriff der Ebene bezeichnete Verhältniß der Zusammenfassung. Mit dem Kreise, dessen Radien sich willkürlich verlängern lassen, ist der Grund und Boden für alle aus der möglichen Mischung zweier Richtungen entstehenden Constructionen gefunden, und so wie man um seinen Mittelpunkt jede beliebige Figur zeichnen kann, ohne für sie eine Stelle finden zu können, wo nicht schon etwas zum Kreise Gehöriges wäre, so kann man auch rückwärts den Kreis so legen, daß jedes Innerhalb der Figur Mittelpunkt des Kreises werden könne.

7) Wenn wir es nun auch hier unterlassen, diesen allgemeinen Satz in das Detail geometrischer Lehrsätze zu zerlegen, so liegt der Grund darin, daß es uns viel wichtiger ist zu bestimmen, was mit den Widersprüchen, die als das ungerufene und unerwartete Resultat einer regelmäßig fortschreitenden Gedankenentwickelung zum Vorschein gekommen sind, anzufangen sey. Denn sie ohne Weiteres anzuerkennen, ist der Leser wahrscheinlich auch jetzt noch gleich ungeneigt, als es ihm früher schwer geworden seyn mag, sich von seinen schon fertigen Raumbegriffen und folglich auch von dem, diesen unvermeidlich sich anheftenden Merkmale der Stetigkeit loszumachen. Nun wissen wir zwar auch jetzt noch nicht das Geringste vom psychologischen Raume; ja wir haben noch nicht einmal das Recht, den Inbegriff von Verhältnissen, die wir durch Betrachtung der möglichen Lagenverhältnisse dreier Wesen als noth-

wendige Form ihrer Zusammenfassung kennen gelernt haben, schon einen Raum zu nennen; aber eben diese Zusammenfassung hat uns doch in die Nothwendigkeit versetzt, einfache Punkte weder aneinander, noch ineinander, sondern dergestalt als verschwindend (nicht als verschwunden) zu denken, daß sie in dieser Beziehung selbst als unendlich theilbare Größen aufgefaßt werden müssen. Daß darin ein Widerspruch liegt, ist offenbar genug; und um über diese Verwickelung ins Reine zu kommen, müssen wir dreierlei überlegen: zuerst, ob dieser Widerspruch wirklich unvermeidlich ist, sodann, innerhalb welcher Grenzen er sich geltend macht, endlich, inwiefern von ihm zu fürchten ist, deß er den inneren Zusammenhang der metaphysischen Begriffe zerstöre.

a) Den ersten Fragepunkt anlangend, genügt es auf den Zusammenhang des ganzen Capitels zu verweisen. Zwar der erste Theil desselben, der nur bis zur starren Linie führte, blieb vollkommen frei von jedem Gedanken an den Fluß der Theile, und dieser Begriff entstand erst dann, als wir Punkt und Linie voraussetzten, und die dadurch schon gegebenen Möglichkeiten zu entwickeln anfingen. Nunmehr erfolgte die Construction der unendlichen Kreisfläche unaufhaltsam, und hier war es, wo sich uns die Nothwendigkeit darstellte, jeden einfachen Punkt derselben als zum Theil verschwindend zu denken in den nächsten. Nicht nur jeder einzelnen Hypotenuse haftete die Möglichkeit der Incommensurabilität gegen die Katheten an, zwischen deren Endpunkte sie geschoben werden sollte, sondern sämmtliche neben einander liegende Hypotenusen verriethen eine nach beiden Richtungen hin wachsende Dichtigkeit, vermöge deren sie mehr und mehr ineinander hineingetrieben wurden, und zwar so, daß die unendliche Theilbarkeit ohne Unterschied jedem kleinsten Raumtheile beigelegt werden mußte, weil der Anfang der Construction durchaus an keinen bestimmten Radius gebunden war. Soll nun etwa die Metaphysik der Geometrie das lächerliche Schauspiel geben, zu behaupten, zwischen den Endpunkten zweier Katheten sey eine Hypotenuse oder überhaupt zwischen je zwei, in willkürlicher Distanz festgestellten Punkten sey eine gerade Linie unmöglich, weil sich

hinterdrein zeigt, daß sie, als starre Linie gedacht, um einen undenkbar kleinen Theil zu groß oder zu klein ausfalle gegen die, unabhängig von der Rücksicht auf das mögliche Quantum des reinen Aneinander feststehende oder festgestellte Distanz? Oder soll sie den Versuch machen, die ebene Fläche durch das starre Aneinander gerader Linien, ohne den Begriff der Drehung zu construiren, wie das wohl die Geometrie selbst bisweilen geglaubt hat thun zu können, und dadurch Verzicht leisten auf jede mögliche Nachweisung des begriffsmäßigen Zusammenhanges derjenigen mathematischen Wahrheiten, welche die Mathematik selbst vielmehr zu finden und zu beweisen, als zu einem systematischen Ganzen zu verknüpfen mit wenigen Ausnahmen bis jetzt bemüht gewesen ist? Niemand wird das letztere fordern, wenn er nicht etwa eine Geometrie ohne die Lehre vom Kreise auszuführen Lust hat; oder die Möglichkeit gerader Linien zwischen irgend welchen Punkten im Ernste leugnen wollen, sobald er sich besinnt, daß er, indem er die Entfernung zweier Punkte als solche überhaupt nur denkt, zwischen beiden eine Linie schon construirt hat; indem er den Gedanken des möglichen Zusammen beider Punkte festhält neben dem des wirklichen Nichtzusammen, und somit, sich zu einem mit beiden wechselnden Fortschritt genöthigt findend, diejenigen Orte wirklich erzeugt, welche als zwischen jenen Punkten liegend ihre Entfernung bestimmen. Nun kann es zwar geschehen, daß die Zahl dieser Orte sich nicht angeben läßt; aber dennoch ist die räumliche Zusammenfassung der beiden Punkte schon fertig, ehe man findet, daß das reine Aneinander nicht das ausreichende Maaß für die gegebene Distanz ist; eben indem man das findet, ist der Begriff der Continuität schon da; und es kann für uns kein Zweifel mehr obwalten, daß „diejenigen Begriffe, in welchen dieser Widerspruch seinen Sitz aufschlägt, noch eben so fest und regelmäßig zusammenhängen, als andere, die keinem Bedenken unterliegen" *).

b) Dabei ist aber unerläßlich, ihn auf diejenigen Grenzen einzuschränken, innerhalb deren er sich als ein nothwen-

*) Herbart Metaph. Bd. II, S. 250.

diger Hülfsbegriff erzeugt. Das ist wichtig, um die Metaphysik mit der Geometrie theils auseinander, theils in die gehörige Verbindung zu setzen. Die Geometrie ignorirt den intelligiblen Raum, weil ihr ganzer Inhalt eben nur formal ist, und sie gar keine Veranlassung hat auf die Untersuchung einzugehen, was das Reale sey, für dessen Zusammenfassung irgend welche Verhältnißbegriffe nöthig werden. Der Raum ist ihr nach seinen drei Dimensionen ursprünglich gegeben; sie fragt nicht einmal, als was er gegeben sey; lange vorher, ehe die Philosophie nur irgend eine erträgliche Lehre über denselben ausgebildet, wenigstens ehe Kant von ihm als einer a priori gegebenen Form der Anschauung gesprochen hatte, hatte sich die Geometrie in ihm angesiedelt und fuhr fort, ihre Besitzungen in ihm mit dem besten Erfolge zu erweitern, auch wenn er von Zeit zu Zeit aufhörte Gegenstand des metaphysischen Nachdenkens zu seyn. Sie construirt im Raume; aber es läßt sich nicht einmal ganz allgemein sagen, daß dieser ihr Raum der psychologische sey; denn sie ist genöthigt, diejenige Form, die nach den Gesetzen des inneren Geschehens unter gewissen in der Auffassung der Sinnenwelt immer wiederkehrenden Bedingungen das Vorgestellte annimmt, auf Begriffe zurückzuführen, die den Producten des psychologischen Mechanismus nicht entsprechen. Sie fordert die sorgfältigste Abstraction von einer oder zweien Dimensionen; sie gewinnt den Begriff der Fläche dadurch, daß sie bei der Vorstellung einer Raumgröße nur die Dimensionen der Länge und Breite zu betrachten, von der Höhe aber ganz abzusehen gebietet; den Begriff der Linie, indem sie dies Gebot auch auf die Abstraction von der Breite ausdehnt. Daher ihre Erklärungen: die Fläche sey die Grenze des Körpers, die Linie die Grenze der Fläche, die Punkte Grenzen der Linie. Die Metaphysik dagegen hat ursprünglich gar keinen Raum, von welchem sie abstrahiren könnte; sie beschäftigt sich ihrer Natur nach nicht ursprünglich mit dem leeren Abstractum formaler Verhältnisse, sondern mit der Frage nach dem Realen; ihre Fundamente liegen nicht im Gebiete dessen, was mit rein mathematischen Bestimmungen in irgend einer Verbindung steht,

sondern in denjenigen Grundlehren, welche auf Veranlassung des Gegebenen die Ontologie zu Tage fördert. Erst nachdem diese gefunden waren, konnte überhaupt die Frage nach denjenigen Formen der Zusammenfassung entstehen, auf deren Nothwendigkeit die Erscheinungen allerdings hinweisen und durch deren wissenschaftliche Ausbildung für die intelligible Welt der realen Wesen ein ähnliches Gedankennetz sich erzeugt, wie wir für die sinnliche Welt an dem psychologischen Raume vor aller Metaphysik haben. Eben deshalb aber geht die Metaphysik, welche nicht im Raume, sondern den Raum selbst zu construiren hat, den umgekehrten Weg der Geometrie. Sie beginnt von dem starren Aneinander, sie hält fest an diesem Begriffe, als dem des ursprünglichen Elementes ihres Raumes, so lange, bis sich zeigt, daß die Möglichkeiten, die aus der Entwickelung dieser für sie allein zulässigen Annahme nothwendig hervorgehen, es unmöglich machen, in diesem Begriffe die ausschließliche und zulängliche Bezeichnung für die Zusammenfassung aller durch die Construction selbst gegebenen Verhältnisse zu finden. Wo sich dies zeigt, da und außerdem nicht hat das Stetige für sie eine Bedeutung, welche ihm nicht zuzugestehen eine sehr unzeitige Hartnäckigkeit wäre, die für nichts anderes als für die Erklärung angesehen werden könnte, man wolle einen Begriff, welchen man als unzulänglich erkannt hat, gegenüber einem andern, der sich als nothwendig erwiesen hat, als den einzig zulässigen festhalten und sich folglich, um einem wissenschaftlich begründeten Widerspruche zu entgehen, nichtsdestoweniger in Widerspruch mit sich selbst setzen. Im Gegentheil, das Starre und das Stetige müssen sich vertragen lernen und sie können sich miteinander vertragen, sobald sich beide innerhalb ihrer gesetzmäßigen Grenzen halten.

Wo nun diese Grenzen liegen, geht aus der Construction selbst sehr bestimmt hervor. Das Nichtzusammen oder Außereinander, in welchem wenigstens zwei gesonderte Punkte genau unterschieden werden müssen, ist und bleibt der Grundbegriff für alle räumlichen Constructionen. Alle unabhängigen, ohne irgend eine Rücksicht auf andere schon vorhan-

dene Raumbestimmungen selbstständig construirten Linien sind also starre Linien, ohne eine Spur des Ineinanderfließens ihrer Punkte. Aber wo die Linien zwischen schon festgestellten Punkten construirt werden, fangen die Punkte an zu fließen, d. h. mit einem Worte: die abhängige Linie wird man als stetig betrachten müssen. Jeder der unendlich vielen Radien des Kreises ist nun eine solche abhängige Linie; denn jeder für sich ist nicht weniger, als ihre Folge bedingt durch den Fortschritt des reinen Aneinander auf der Tangente, und die Kreislinie, welche auf dem allgemeinen Begriff der Drehung, für welche ein kleinstes Maaß als Element des Winkels nicht gefunden werden kann (S. 334), beruht, ist an ein ganzes System von Bedingungen gebunden, unter deren Voraussetzung allein der Begriff derselben gefunden wird. Zweierlei also weist dem Begriffe des Stetigen seine natürlichen Grenzen an; zuerst, er kann überhaupt auf keine ursprüngliche, allgemeine und ausschließende Geltung Anspruch machen; „wo kein Ufer ist, da ist auch kein Fluß;" das Außereinander, die strenge Sonderung ist auch jetzt noch der Beziehungspunkt für das Stetige*), ohne welchen nichts verhindern würde, daß die Hypotenusen, ja sogar die ganze Kreisfläche in einen Punkt zusammenflösse; vielmehr unsere Linien werden erst dann incommensurabel und somit stetig, wenn wir das starre Aneinander genöthigt werden zu beziehen auf schon festgestellte Distanzen. Darin liegt unmittelbar das zweite: das Stetige ist ein bloßer Verhältnißbegriff und der in ihm liegende Widerspruch besteht eigentlich darin, daß, obwohl ein bestimmtes Verhältniß zweier Größen gegeben ist, doch für dasselbe kein vollkommen angemessener Ausdruck durch das Element, welches jeder derselben, für sich betrachtet, zu Grunde gelegt werden mußte, gefunden werden kann. Denn es braucht kaum bemerkt zu werden, daß unsere abhängigen Linien sammt und sonders Functionen von an-

*) Deshalb gehört die starre Linie eben so wenig zur Geometrie, als der logisch allgemeine Begriff des zu Vervielfältigenden zur Arithmetik. Vgl. §. XII, S. 312.

dern Größen, und somit ihrer eigenen Größe nach vollkommen bestimmt sind; die Länge der Hypotenuse wird genau der Entfernung entsprechen, welche die Endpunkte der Katheten bezeichnen; aber das Verhältniß derselben ist, obwohl bestimmt, doch irrational, indem keine Größe gefunden werden kann, die als das gemeinschaftliche Maaß beider genügte. Hält man nun die Hypotenusen in Gedanken fest, so sind sie, als in bestimmter Weise in Hinsicht ihrer Länge, wie ihrer Richtung von beiden Katheten abhängig, in beiden Stücken (Richtung und Länge), also als Linien vollkommen bestimmt; und nichts kann daher dazu bewegen, ihren Begriff wieder aufzugeben, wenn sich auch bei der Vergleichung mit der starren Linie ergibt, daß ihre Länge nicht auf die Weise bestimmt, ja nicht einmal bestimmbar ist, wie die der ersteren, nämlich durch ein bestimmtes endliches Quantum des Aneinander. Was zu Anfange der Construction, da ein bestimmter endlicher Fortschritt erfordert wurde, nicht möglich war, das ist im Fortgange derselben durch das Eintreten des Begriffes der Function möglich, ja, durch Hinzunahme eines dritten Wesens und der dadurch gegebenen Möglichkeiten, nothwendig geworden. Der Widerspruch dabei fällt ohnedies heraus, sobald man den Begriff des Verhältnisses ohne Rücksicht auf das, was im Verhältnisse steht, abgesondert festhält. In den Elementen der Arithmetik haben wir ganz denselben Fall eintreten sehen. Der Quotient (der Bruch) ist seiner Größe nach als Function vom Dividendus und Divisor (Zähler und Nenner) vollkommen bestimmt und darum als Zahlengröße beizubehalten; aber gegen die ursprünglich construirte Zahlenreihe zeigt er sich irrational und läßt sich durch kein Glied derselben erschöpfen. Der Begriff des Bruches entsteht aus demselben Grunde, wie der des getheilten Aneinander; beide nämlich durch geforderte Ausführung einer Operation (Linienziehen, Multiplication) bei schon festgesetzten erforderlichen Resultaten derselben (bestimmte Distanz, bestimmter Dividend); beide führen auf den Begriff der Stetigkeit für die Linie, so wie für die, nur unter dem Bilde der Linie zu denkende, ergänzte stetige Zahlenreihe. Was für die Arithmetik die unendliche Theilbarkeit der Einheit, das ist

für die Geometrie die unendliche Theilbarkeit des Punktes, und weder hier noch dort würde dieser Widerspruch sich entwickeln, wenn es überhaupt möglich wäre, die vergleichende Auffassung da zu *umgehen*, wo die Aufgabe keine andere ist, als die, durch ein fortschreitendes Denken durch alle Möglichkeiten *hindurchzugehen*.

Hierdurch finden wir nun einestheils das bestätigt, was wir schon früher über den Begriff des Stetigen zu bemerken Gelegenheit hatten (§. X, 3. 4., bes. S. 284), anderntheils bietet sich die Verbindung mit der Geometrie von selbst dar. Diese setzt allerdings die Stetigkeit des Raumes voraus, aber sie ignorirt sie nichtsdestoweniger, wo sie derselben nicht bedarf, und *beweist* sie *innerhalb derselben Grenzen*, auf welche die Entwickelungen der Metaphysik sie ohnedies beschränken. Alle ihre hierhergehörigen Lehrsätze beziehen sich auf die Fläche und den Körper, d. h. auf Größen, welche als Functionen anderer gegeben sind, und sie ist so weit entfernt, die Begriffe des reinen Quantum des Außereinander und willkürlich festgestellter Distanzen zu vermengen, daß sie vielmehr ausdrücklich erklärt, sie beschäftige sich nur mit Distanzen, deren Entfernung vor aller Ausfüllung derselben gegeben sind *).

c) Nach allen diesen näheren Bestimmungen wird nun auch nicht leicht verkannt werden, daß der vorliegende Widerspruch von *ganz anderer Art* ist, als diejenigen waren, von deren Bearbeitung die Metaphysik anhob. Die letzteren hafteten an Begriffen, welche Anspruch darauf machten ein Reales zu bedeuten, sie enthielten Setzung und Aufhebung dessen, was nur als ein ohne allen Vorbehalt der Aufhebung Gesetztes gedacht werden konnte; dieser geht lediglich und ausschließend auf die Zusammenfassung von Verhältnissen und zwar nicht einmal solcher Verhältnisse, durch welche ein wirkliches Geschehen motivirt wurde, sondern lediglich auf Verhältnisse der *Lage und Stellung*. Er besagt im strengen Sinne des Wortes nichts weiter, als die Unmöglichkeit für die Auffassung dieser Lage denjenigen Begriff des Außereinan-

*) Vgl. Herbart Metaph. Bd. I, S. 481 ff.

der ausschließend festzuhalten, welcher demohnerachtet aller Zusammenfassung ursprünglich zu Grunde liegt; er hebt auch nicht den Grundbegriff des Aneinander schlechthin auf, sondern es liegt in ihm blos die Erklärung, daß unter gewissen Verhältnissen dieser Begriff für die unvermeidliche Vergleichung der Verhältnisse nicht ausreicht. Die Realen selbst als einfache Qualia bleiben davon an sich ganz unberührt; sie besetzen ohnedies keinen Raum, sondern dieser ist ein Zusatz von Seiten des Zuschauers, aber nicht ein willkürlicher, a priori in ihm schon vorhandener, sondern ein unumgängliches Hülfsmittel der Zusammenfassung.

Die Metaphysik befindet sich also hier in dem Falle, einen widersprechenden Begriff und zwar gerade so anerkennen zu müssen, wie er sich in dem Zusammenhange der Untersuchung erzeugt, nicht zwar als einen Ruhestörer, sondern als einen Diener, den sie als Nomenclator für die äußeren Verhältnisse der Personen benutzt, die ihren Hausstand bilden. Um ihn nicht anzuerkennen, dazu gehört nichts Geringeres, als die gleiche Möglichkeit des Zusammen und Nichtzusammen der realen Wesen zu leugnen; welche Möglichkeit aber ganz unbeschränkt vorliegt, sobald einmal die von einander unabhängigen Wesen wirklich gesetzt sind. Hat sich erst das Wissen von dem Seyenden und dem wirklichen Geschehen ausgebildet, so stellen sich nachher die Raumbegriffe ganz von selbst ein; die Setzungen der Realen nehmen für das vergleichende Denken die Bestimmung des Wo an; endlich findet sich, daß die Verhältnisse dieses Wo nicht immer zu einander passen *). Das ist nun schlimm für den Zu-

*) „Diejenigen, welche überall nur Stetiges erblicken und das Starre ganz verkennen, kommen aus den Widersprüchen, die wir hier zulassen, gar nicht heraus; sie wissen nur nicht, daß es Widersprüche sind. Darum ist ihnen der Raum eine räthselhafte Gabe der Natur. Wer aber den Raum als ein Geschöpf des zusammenfassenden Denkens kennt, gerade so wie die Zahl, der wird sich nicht wundern über die Erweiterung der Begriffe von imaginairen Größen. Wir sehen, daß gerade so nothwendig und gerade so natürlich, wie die Algebra zur Wurzel aus Minus-Eins kommt, auch die Geometrie zur Kreislinie und mit ihr zur

schauer, aber ganz gleichgültig für die Realen als solche; daher muß sich jener die Incongruenz gefallen lassen, ohne das Seyn und das wirkliche Geschehen dadurch gefährdet zu glauben oder gar die Widersprüche in den lediglich formalen Begriffen auf das Seyende selbst überzutragen. Wir werden daher noch weiter gehen und den Begriff des unvollkommenen Zusammen für die Erklärung der Materie benutzen; aber wir werden, indem wir uns dabei, wie der Mathematiker, auf imaginaire Begriffe einlassen, uns immer streng verbieten müssen, durch sie zu einem Widerspruche gegen die Lehren der Ontologie uns verleiten zu lassen. Für jetzt aber eilen wir zur Vollendung unserer Construction, um den Grund und Boden für die Erklärung der materiellen Körperwelt zu vervollständigen.

III. Vom körperlichen Raume.

§. XV.

Da kein viertes Wesen gebunden ist an eine Construction, welche lediglich durch die Annahme von drei Wesen bedingt war, so werde, gleichviel ob in rationaler oder irrationaler Distanz, ein Punkt **D** außerhalb der Ebene um **A** genommen. Von ihm aus ist nicht nur nach Analogie der vorigen Construction ein Perpendikel auf die Ebene durch Einen Punkt derselben

---

Theilbarkeit des einfachen Punktes kommen muß, die sie sich aus falscher Scham nicht gestehen wollte; während ihr die Algebra das gute Beispiel der Aufrichtigkeit so deutlich und nachahmungswerth vor Augen legte." Herbart a. a. O. Bd. II, S. 270. Es ist vielleicht nicht überflüssig zur Erläuterung zu bemerken, daß in dem Begriff einer Quadratwurzel die Zerlegung eines Productes in zwei gleiche Factoren liegt; welche Zerlegung für negative Größen, die nur aus der Multiplication entgegengesetzter Factoren entstehen können, unmöglich ist. Dennoch kommt man zu dem widersprechenden Begriff von $\sqrt{-1}$, wenn man der Umkehrung des Potenzirens dieselbe unbeschränkte Allgemeinheit gibt, welche das Potenziren selbst hat.

(P) möglich, sondern er kann mit allen Punkten derselben durch gemischte Linien verbunden werden, welche selbst sich nach drei Richtungen werden zerlegen lassen. Somit erscheint **D** als die Spitze aller um **P** möglichen concentrischen Kreise; die Zusammenfassung der von irgend einer dieser Kreislinien aus nach **D** möglichen unendlich vielen Linien ergibt einen Kegel; der Kegel ergänzt sich zur Halbkugel, diese zur Kugel und **D** als Mittelpunkt der Kugel ist rings umschlossen nach der ganzen Totalität aller zu ihm führenden möglichen Richtungen. Folglich ist es unmöglich eine Erweiterung der Construction zu finden, welche nicht einen der schon vorhandenen Wege wiederholte; die Axe des Kegels, und als solche kann jede Linie innerhalb der Kugel angesehen werden, läßt sich nicht bewegen, ohne immer wieder von Neuem in den Kegel zu fallen und eine der in der Kugel schon gegebenen Richtungen zu wiederholen. Der intelligible Raum hat also wie der sinnliche nur drei Dimensionen; es steht deshalb kein Hinderniß im Wege, ihn als Hülfsbegriff zur Erklärung der Erscheinungen zu benutzen und es stellt sich dadurch zunächst die Aufgabe dar, in der Qualität der Realen selbst den Grund nachzuweisen, aus welchem sich an die Zusammenfassung derselben bestimmte räumliche Prädicate unvermeidlich heften.]

Wir versetzen uns, um diesen §. sogleich in die gehörige Verbindung mit den vorhergehenden zu bringen, jetzt dahin zurück, wo wir den vollständigen Begriff der Ebene, als eines schon vorräthigen Grundes und Bodens für alle möglichen Constructionen, die sich auf zwei Dimensionen zurückführen lassen, gefunden hatten (§. XIV, 6.). Sogleich zeigt sich, daß wir

an die Annahme von nur drei Realen — denn mehr waren zu der vorigen Construction nicht nöthig, — eben so wenig gebunden sind, als ein viertes Wesen an der letzteren nothwendig haftet.

1) D also sey außerhalb der Ebene; es könnte recht wohl innerhalb derselben seyn; aber dann wiederholt sich nur die vorige Construction. Der allgemeine Begriff des Außerhalb ist nun durch den Inbegriff der unendlich verschiedenen Mischungen zweier Richtungen noch nicht dergestalt erschöpft, daß nicht eine Richtung gedacht werden könnte, welche von der vorigen ganz oder zum Theil verschieden sey. Wird diese neue Richtung als möglich gedacht, so ist sie eben dadurch vorhanden; und indem wir auf sie diejenigen Bestimmungen übertragen, welche sich uns aus §. XIV ergeben haben, so finden wir, daß es nicht mehr unumgänglich nöthig ist, D mit irgend einem Punkte der Ebene durch eine starre Linie zu verbinden, sondern die Linie kann auch eine stetige seyn, mithin D ebensowohl in rationaler als irrationaler Distanz gedacht werden. Die Analogie mit der vorigen Construction kann aber auch zugleich benutzt werden, um die Ausführung der vorliegenden so viel wie möglich abzukürzen.

Für die bestimmte Lage des Punktes D gibt es zunächst nur Einen Punkt auf der Ebene, welcher die kürzeste Verbindung des Punktes mit der Ebene möglich macht, und dieser Punkt, welchen wir P genannt haben, liegt dem Obigen gemäß lothrecht unter D (§. XIII, 5, 6.). Folglich steht auch die Linie PD auf allen Radien aller concentrischen Kreise um P senkrecht, indem sie dem ganzen Systeme der in der Ebene möglichen Richtungen gleich fremd ist. Aber alle Punkte der Ebene sind gleich geeignet mit D geradlinig verbunden zu werden; geschieht dies, so entsprechen die Verbindungslinien den Hypotenusen der vorigen Construction, nur mit dem Unterschiede, daß sie sich nach den drei Richtungen, aus welchen sie gemischt sind, zerlegen lassen. Werden sie sämmtlich durch die Punkte eines der um P concentrischen Kreise zusammengefaßt, so entsteht ein Kegel, dessen Spitze D, dessen Axe DP, dessen Mantel die Gesammtheit aller von dem Kreise P nach D möglichen

Linien ist. Es ist mithin offenbar, daß der Kegel, dessen Basis die Kreisfläche ist, ein vollständiges Continuum ist; denn schon in der Kreislinie war jede Möglichkeit einer bestimmten Sonderung der einzelnen Punkte verschwunden und der Begriff des Stetigen findet sich hier deshalb ursprünglich vor, weil er sich schon durch diejenige Construction, welche die Voraussetzung der jetzigen ist, nothwendig erzeugt hatte. Ist aber ferner D die Spitze aller möglichen Kegel für alle concentrischen Kreise um P, so ist es auch die Spitze eines Kegels für einen Kreis von unendlichem Radius, d. h. der Mantel des Kegels wächst stetig bis zum Parallelismus der Ebene und es ist für diesen eben so der allgemeine Begriff der Gleichheit eines Systemes von Richtungen festzuhalten, wie für die parallele Linie dies mit der Gleichheit einer einzigen Richtung geschehen mußte. Verkürzt man sämmtliche Linien, für welche die tangirende Ebene kein strenges Aneinander mehr aufzuweisen hat, nach allen Richtungen gleichmäßig, so ründet sich der Kegel zur Halbkugel ab, und diese ergänzt sich zur Kugel. Diese selbst stellt nun mit ihren, der Verlängerung ins Unendliche hin fähigen Radien, die ganze Unendlichkeit aller aus drei Richtungen möglichen Mischungen dar und so wie jede Seite einer Figur angesehen werden konnte als eine Sehne innerhalb des Kreises, so stellt sich jede Oberfläche eines Körpers da, als ein Schnitt in der Kugel; und der Mittelpunkt der letzteren kann überall so gelegt werden, daß die Construction irgend eines geometrischen Körpers angesehen werden muß als eine partielle Wiederholung dessen, was in der Construction der Kugel schon geschehen war.

2) Während nun die weitere Ausführung dessen, was aus diesen stereometrischen Grundbegriffen folgt, der Geometrie um so mehr überlassen bleiben kann, da die speculative Entwickelung der Raumbegriffe den intelligiblen Raum dem geometrischen und dadurch auch dem empirischen so weit nahe gebracht hat, daß an einen Zwiespalt der Geometrie und der Metaphysik nicht zu denken ist, hat für uns vielmehr die Frage eine besondere Wichtigkeit, ob der intelligible Raum, wie der sinnliche, nur drei Dimensionen

habe, oder ob nicht noch neue Verhältnisse der Zusammenfassung gefunden werden können? Das bisher beobachtete Verfahren läßt sich ohne Zweifel noch fortsetzen; zu den vier Wesen noch ein fünftes, sechstes u. s. w. hinzunehmen, von welchem keines gebunden ist an die vorigen Constructionen; so also, daß eine unbegrenzte Möglichkeit des Fortschrittes vorzuliegen scheint.

Jeden Versuch einer solchen Erweiterung würde jedoch ganz wesentlich die Frage begleiten müssen, ob denn bei der neuen Annahme auch wirklich etwas Neues herauskomme, oder ob nicht jeder Versuch derselben auf die schon vorhandene Construction zurückführe? Denn der bloße Fortschritt in der Zahl der Realen genügte uns auch bis jetzt nicht ausschließend zur Auffindung neuer Verhältnisse; wir können uns auf unserer starren Linie recht wohl statt der leeren Bilder eine bestimmte Zahl realer Wesen im strengen Aneinander, in der Kreisfläche eben so eine unbestimmbare Zahl im unvollkommenen Zusammen denken; nur war es nicht nöthig, für diese Constructionen mehr als zwei und drei Reale anzunehmen, und die Hauptsache bei dem Fortschritte von der Linie zur Ebene und zum Körper war die Möglichkeit, für das Außerhalb eine Bedeutung nachzuweisen, welche in der vorigen Construction noch nicht enthalten war und doch zugleich gestattete, das Alte mit dem Neuen auf eine noch nicht dagewesene Weise in Verbindung zu setzen, deren bestimmte Bezeichnung eben neue Raumbegriffe darbot.

Versuchen wir nun ein fünftes Wesen, E, außerhalb der Kugel zu setzen, so zeigt sich sogleich die Schwierigkeit, daß die Kugel in ihrer ganzen Vollständigkeit unendlich ist, daß also ein „Außerhalb derselben" überhaupt auf gar keine Bedeutung mehr Anspruch machen zu können scheint. Dennoch muß die Möglichkeit zugestanden werden, daß E, welchem an sich jede Raumconstruction gleich fremdartig ist, so gedacht werden kann, daß es zu der bisherigen Construction in gar keiner Beziehung stehe, sondern vielmehr einer Reihe angehöre, wie z. B. der Tonlinie, die dem intelligiblen Raume ganz fremdartig ist. Allein dann würde auch das nur eben Er-

wähnte gelten, daß es mit den vorigen Constructionen überhaupt in gar keine Verbindung treten könnte. Denn ihnen allen liegt der allgemeine Begriff des gleich möglichen Zusammen und Nichtzusammen zu Grunde; läßt man den Gedanken an das mögliche Causalverhältniß realer Wesen fallen, dessen Andeutung eben die Gemeinschaft der räumlichen Auffassung ist, so ist jede mögliche Erweiterung unserer Construction ohnedies abgeschnitten; denn es ist dann keine Veranlassung vorhanden, an Verhältnisse zu denken, die mit den bisherigen die geringste Analogie hätten.

Hält man aber aber die Möglichkeit des Zusammen oder Nichtzusammen fest, so daß für E, als außerhalb der Kugel, mit irgend einem Punkte innerhalb derselben eine Verbindung versucht wird, die in den bisherigen Constructionen noch nicht gegeben wäre, so läßt sich leicht zeigen, daß dies unmöglich seyn würde. Jeder Punkt der Kugel ist rings, d. h. nach allen von ihm aus möglichen Richtungen, umhüllt; jede mögliche Verbindung zwischen E und ihm kann also nur eine Wiederholung eines der Wege seyn, welche durch die unendlich dicht liegenden Radien der Kugel bezeichnet sind. Auf der Linie lag jeder Punkt nur zwischen zwei andern; diese Einschließung war beschränkt auf den Gegensatz des Rechts und Links; in der Ebene liegt zwar jeder zwischen unendlich vielen andern, von welchen je zwei einem der unendlich vielen Radien angehören; diese selbst aber stellen, jeder für sich betrachtet, wiederum nur den Gegensatz des Rechts und Links dar; der Kreis konnte zwar nach dieser oder jener Richtung durchlaufen, aber die Radien selbst konnten aufwärts und abwärts (gegen die Ebene) bewegt werden, ohne eine der im Kreise gegebenen Richtungen zu wiederholen. Versucht man hingegen, den Radius einer Kugel zu bewegen, so ist in der Construction derselben schon ausgesprochen, daß, sowie jeder Radius als Axe eines durch die Kreisfläche (den Schnitt in der Kugel) bestimmten Kegels betrachtet werden kann, so auch jede Bewegung ihn nur zur Axe eines andern Kegels macht. Keinerlei Bewegung ist möglich, die ihn nicht wieder in den Mantel des Kegels fallen machte und somit eine Richtung darstellte,

die nicht schon durch einen Theil der gemachten Construction vorgezeichnet wäre. Folglich muß man auch umgekehrt, um von E zu irgend einem Punkte in der Kugel zu gelangen, eine dieser Richtungen wiederholen, d. h. die Construction nimmt überhaupt keinen Zusatz mehr an und ist mit den drei gefundenen Dimensionen, auf welche sich alle möglichen Mischungen zurückführen lassen, vollständig abgeschlossen.

3) Hiermit ist nun jeder frühere Unterschied zwischen dem empirischen und intelligiblen Raume verschwunden; nicht zwar als ob „der empirische Raum aus dem intelligiblen abgeleitet wäre"*); denn diejenige Vorstellungsart, welche der empirische Raum heißt, ist vor aller metaphysischen Untersuchung vorhanden, und bezieht sich der Sache nach auf die Verhältnisse des Vorgestellten, der intelligible Raum dagegen bezieht sich auf die Lagenverhältnisse der Realen selbst. Dennoch läßt sich eben wegen jener Uebereinstimmung nunmehr sagen, daß die formalen Bestimmungen, die sich aus der Beschaffenheit des intelligiblen Raumes ergeben, betrachtet werden können als entsprechend denjenigen Raumverhältnissen, welche als ein gegebenes Merkmal der Erscheinungen sich darstellen. Indem die unterscheidenden Merkmale wegfallen, fallen die Begriffe beider von selbst zusammen; und Vereinigung und Trennung in demjenigen Raume, in welchem wir die realen

*) Vgl. Berl. Jahrb. f. wiss. Krit. 1835. Aug. Nr. 23. — In keinem Theile der Metaphysik möchte man, um Mißverständnisse zu verhüten, eine vollkommene Einsicht in das Ganze der theoretischen Untersuchung gleich sehr wünschen, als gerade in diesem. Um daher der Verwunderung, wie es komme, daß, da der empirische Raum nicht der intelligible ist, und der eine aus dem andern überhaupt gar nicht abgeleitet werden kann (vergl. oben §. XI. S. 291 f.), dennoch der intelligible am Ende gerade so ausfällt, wie der empirische ursprünglich beschaffen ist, wenigstens theilweise zuvorzukommen, mag hier der Satz erwähnt werden, daß die Räumlichkeit, welche den Wesen wirklich zukommt, auch über diejenige erscheinende Räumlichkeit entscheidet, welche die Seele ihren sinnlichen Vorstellungen zuschreibt. Die Beweisführung für diesen Satz ist freilich der Psychologie vorbehalten und mag im Zusammenhange mit der ganzen Metaphysik in Herbart's Psychol. Bd. II, S. 129 nachgelesen werden.

Wesen denken, kann aufgefaßt werden als analog dem Kommen und Gehen in demjenigen Raume, in welchem wir die Körper erblicken*). Wir haben folglich durch die Ausbildung der leeren Vorstellungsarten, mit welcher wir uns in diesem Capitel beschäftigten, Platz gewonnen für die Erscheinungen, und das eben war unser Zweck, durch dessen Erreichung die Lücke zwischen ihnen und dem Realen ausgefüllt worden ist (§. X, 5).

Indem sich nun hiermit die Pforten der Naturphilosophie geöffnet haben, kann die Nothwendigkeit des Raumes, d. h. des allgemeinen von der Gesammtheit der ausgeführten Constructionen abstrahirten Begriffs der Möglichkeit derselben, nicht nur keinem Zweifel, sondern nicht einmal einer Frage unterliegen. Alle die besonderen Raumbegriffe, welche wir allmälig fanden, gründeten sich auf die Vervielfältigung der Begriffe der Stellung oder der Lage, welche jedem der Realen einen Ort anweist, und zwar einen Ort, an welchen es nicht gebunden ist. So entstanden Linien, Flächen, Körper; jede der Möglichkeiten, auf welchen diese oder jene Construction beruht, wurde wirklich gedacht; und eben dadurch entstand der Begriff desjenigen bestimmten Verhältnisses, welches man dachte. Abstrahirt man nun von dieser Bestimmtheit dessen, was man wirklich (nicht: als wirklich) schon gedacht hatte, so bleibt eben nichts als der allgemeine Gedanke solcher möglichen Zusammenfassung d. h. der Begriff des Raumes übrig. „Den Raum wegdenken, heißt die Möglichkeit des zuvor als wirklich Gesetzten wegdenken; es versteht sich von selbst, daß das unmöglich und das Gegentheil nothwendig ist**)".

---

*) Der Einwurf, der hiegegen von der Undurchdringlichkeit der Körper und den Wirkungen in die Ferne hergenommen werden könnte, wird im folg. §. zur Sprache kommen.

**) Vgl. Herbart Hauptp. S. 57 (vergl. mit S. 45). — Ueber diese Stelle, wo das „als wirklich" auf den Zusammenhang der Synechologie mit der Ontologie sich bezieht, ist neuerdings Folgendes bemerkt worden: „Es fehlt diesem Denker sogar nicht an einem Bewußtseyn über

Aber das Gegebene zeigt uns keinen leeren, sondern erfüllten Raum und das Reale *im* Raume ist längst unter dem Namen der Materie bekannt. Das Materielle aber *ruht* nicht nur, sondern *bewegt* sich auch; mit verschiedener Ge-

---

den Cirkel, in welchem er sich bewegt. Er verwahrt sich (a. a. O.) ausdrücklich dagegen, daß man ihm nicht einen absoluten Raum als Voraussetzung seiner Construction unterschiebe. Solche Voraussetzung meint er dadurch abweisen zu können, daß er sagt: dieser Raum sey nur Möglichkeit, also leerer Gedanke; seine angebliche Nothwendigkeie aber nur die sich von selbst verstehende Unmöglichkeit des Wegdenkens der Möglichkeit eines zuvor als wirklich Gesetzten. — Welcher Widerspruch mit sich selbst! Die Nothwendigkeit, die *nur* Möglichkeit ist, d. h. die reine Denknothwendigkeit des Raumes soll gar nicht in Betracht kommen dürfen, soll *gar nichts* seyn. Und dennoch provocirt H., wenn er in seiner angeblichen Construction von der Nothwendigkeit spricht, eine vierte Perpendicularlinie mit einer der ersten zusammenfallend zu denken (?), ausdrücklich auf diese Nothwendigkeit" (Vgl. C. G. *Weiße* Grundzüge d. Metaphys. S. 324.). Die dann noch berührte Ausflucht wird niemand nehmen wollen, *Herbart* am wenigsten; aber der Einwurf selbst vermischt zweierlei Verschiedenes, die Frage nämlich, ob ein absoluter Raum die Voraussetzung der gemachten Construction sey (darüber ist §. X. S. 285. §. XI. und §. XII. S. 303 ff. das Nöthige gesagt) und die davon verschiedene nach der *Nothwendigkeit der Vorstellung des Raumes*. Hält nun etwa *Herbart* die Vorstellung des Raumes (von dieser ist die Rede, denn der Raum selbst *ist* nichts) für *nicht* nothwendig, weil er sie für eine leere Vorstellung erklärt? Keineswegs, sondern die obige Stelle bezieht sich nur auf die Ueberflüssigkeit der Frage nach der sich von selbst verstehenden Nothwendigkeit dieser Vorstellung. Der *Beweis* dieser Nothwendigkeit ist ein opus supererogationis, sobald man eingesehen hat, daß und auf welche Weise ein zusammenfassendes Denken gewissen unvermeidlichen Bestimmungen unterliegt. Die reine Denknothwendigkeit des Raumes kommt also in Wahrheit ganz wesentlich in Betracht und der angebliche Widerspruch ist nicht vorhanden; obwohl der Begriff einer solchen Denknothwendigkeit, d. h. „einer Nothwendigkeit, die nur Möglichkeit ist" (worin man mit größerem Rechte einen Widerspruch finden könnte), in der Sprache *Herbart's* etwas genauer als die Nothwendigkeit aufgefaßt werden müßte, einen Gedanken als möglich anzuerkennen, dessen man sich vorher, wenn auch nur im Denken, als wirklichen bewußt geworden ist. Zur Erläuterung kann übrigens noch *Herbart* Psychol. Bd. I, S. 379 verglichen werden.

schwindigkeit, die wir bestimmen, indem wir sie an dem durchlaufenen Raume und der Zeit messen. Die Bewegung nun, welche bei einiger Aufmerksamkeit nicht für eine Veränderung des Bewegten selbst, sondern nur für eine Veränderung seiner Lage wird gehalten werden können, und die Zeit, welche gegen das, was in ihr geschieht, sich vollkommen gleichgültig verhält, sind nun jedenfalls ebensowohl nur Formen der Zusammenfassung, welche für die Wesen selbst keine realen Prädicate darbieten, und wir könnten sogleich hier auf die Untersuchung eingehen, inwiefern etwa eben so, wie die räumliche Entfernung zu unserer Vorstellung der Körper, so auch die zwischen die Begebenheiten fallenden Zeiten zur Auffassung der Reihen des Geschehens unentbehrlich seyen. Dennoch wird es zweckmäßig seyn, diese blos formalen Entwickelungen durch die Frage nach der Möglichkeit der Materie, die ohnedies schon längst als das nächste Ziel derselben festgestellt ist, zu unterbrechen. Denn die Beantwortung dieser Frage ist jetzt wenigstens zum Theil möglich geworden, weil die materielle Körperwelt uns keineswegs einen ununterbrochenen Fluß von Veränderungen darstellt, mithin die Begriffe der Zeit und der Bewegung vorläufig noch entbehrt werden können. Wir betrachten also die Materie als ruhend, und versuchen, inwiefern der Inhalt der bisherigen Untersuchungen uns in Beziehung auf sie wenigstens zum Theil genügende Erklärungsgründe darzubieten im Stande ist.

Zweites Capitel.

Construction der starren Materie.

§. XVI.

Obgleich durch die Construction des intelligiblen Raumes sich erklärt hat, inwiefern die Vielheit der Realen, ihrer Lage nach zusammengefaßt, den Schein der Ausdehnung und der Entfernung auf sich nehmen werde, so genügt das reine Aneinander, unter dessen Voraussetzung die Bedingung des wirklichen Geschehens, das Zusammen, fehlt, keineswegs, um die physikalischen Eigenschaften der Materie, wie sie sich als ein Gegebenes ankündigt, und die Kräfte, welche sie zusammenzuhalten scheinen, begreiflich zu machen. Da nun andrerseits die ontologischen Grundbegriffe verbieten, den realen Wesen selbst irgend welche ursprüngliche Kräfte der Attraction und Repulsion beizulegen, so würde die Erklärung ihres Daseyns unmöglich seyn, wenn nicht die räumlichen Constructionen den Begriff des Stetigen herbeigeführt hätten, vermöge dessen, wenn auch nur als eine Bestimmung der Lage, ein unvollkommenes Zusammen, eine partiale Durchdringung der realen Wesen anzunehmen erlaubt ist; wodurch sich die Möglichkeit darbietet, die äußerlich erscheinenden Merkmale der Ausdehnung und Gestaltung in einer solchen Verbindung mit dem wirklichen Geschehen zu denken, daß sie sich als eine die inneren Zustände der Realen nothwendig begleitende Folge darstellen.

Legen wir uns, um uns den Eingang zu der vorliegenden Untersuchung zu öffnen, die Frage vor, welche Stellung wir uns jetzt dem Begriffe der Materie gegenüber angewiesen finden, so kann es uns nicht entgehen, daß diejenige Schwierigkeit, an welcher wir ursprünglich Anstoß nahmen (S. 104 ff.), der Widerspruch der unendlichen Theilbarkeit eines endlichen, auf eine Mehrheit des ihm zu Grunde liegenden Realen hindeutenden Quantums, für uns jetzt nicht mehr vorhanden ist. Schon die Exposition dieses Widerspruchs gab uns Veranlassung, an der Richtigkeit des gemeinen Erfahrungsbegriffes von der Materie zu zweifeln; und wir finden uns nunmehr berechtigt, seine Unrichtigkeit ganz bestimmt in dem Satze auszusprechen: die Prädicate des Raumes als des Ausgedehnten sind nicht die Prädicate dessen, was im Raume wahrhaft ist, also auch nicht der Materie, insofern ihr das Reale als zu Grunde liegend gedacht werden muß*). Dem

*) Es mag erlaubt seyn, hier noch eine nachträgliche Bemerkung einzuschalten. Wer sich an die Bedeutung der Formel $\infty . 0 = x$ erinnert, der wird in ihr vielleicht eine Veranlassung finden, den Widerspruch der unendlichen Theilbarkeit eines endlichen Quantums für nicht vorhanden zu halten, weil ja jede beliebige endliche Größe das unendlich Vielfache eines andern seyn kann, sobald man dieses nur als unendlich klein nimmt. Allein, eben deshalb, weil $\infty . 0$ jede beliebige endliche Größe ausdrücken kann, ist der Werth der letzteren, wenn er nicht schon vor der Auflösung in die Factoren 0 und ∞ bekannt ist, ganz unbestimmbar. Allerdings läßt sich eine gegebene Größe a durch einen beliebigen Quotienten $\frac{p}{q}$ darstellen, und es ist möglich, sowohl Zähler als Nenner sich ändern zu lassen, ja selbst jede beliebige Größe derselben zu überschreiten, ohne daß der Bruch selbst seinen Werth ändert, indem das Verhältniß bei unbegrenztem Wachsthum der Glieder dasselbe bleibt; also kann man schreiben $\frac{\infty}{\infty} = \infty . \frac{1}{\infty} = 0 . \infty = a$. Auf die Materie aber angewendet, welche als ein Wirkliches gedacht zu werden Anspruch macht, bekommt diese Form einen ganz veränderten Sinn. Denn zuerst, während $0 . \infty = a$ eine zufällige Ansicht des an sich schon bekannten a ist, soll es hier der wesentliche Begriff seyn, wodurch das, was durch ihn gedacht wird, seinem eigenen Was nach bezeichnet werde; dort bezeichnet die Zerlegung nur eine mögliche Auffassung von a, hier die Weise, wie die Ma-

gemeinen Verstande liegt es unmittelbar nahe, die Materie schlechthin als das Reale im Raume aufzufassen; dabei ist natürlich der Widerspruch nicht zu vermeiden, daß dasjenige, was als real, d. h. absolut gesetzt werden soll, indem es auf die ihm eigenthümliche Art, d. h. hier als räumlich gesetzt wird, nur als einer relativen Setzung fähig erscheint. Beharrt man bei dieser Auffassung, so verwickelt man sich in das unvermeidliche Dilemma, welches Kant *), mit ausdrücklicher Anerkennung des Widerspruches, in den Worten ausdrückte: „man müsse sich entschließen, entweder dem Geometer zum Trotze zu sagen, der Raum ist nicht ins Unendliche theilbar, oder dem Metaphysiker zum Aergerniß, der Raum sey keine Eigenschaft des Dinges an sich selbst." Aber die Entwickelung der Begriffe, welche in der gemeinen Auffassung ungeprüft miteinander verbunden werden, hat gelehrt, daß es deshalb noch nicht nöthig ist, die Materie, wie Kant unmittelbar hinzusetzt, für eine bloße Erscheinung der äußeren Sinne zu erklären, sondern wir wissen, daß, obwohl die Realen einzeln betrachtet keinen Raum einnehmen und besetzen, dennoch nicht blos für die „äußeren Sinne", sondern auch für das zusammenfassende Denken Raumbegriffe sich unvermeidlich an sie heften. Wir lassen also dem geometrischen Raume, und wir können sogar hinzusetzen, dem Raume überhaupt das ihm gehörige Prädicat der unendlichen Theilbarkeit; jedoch mit der ausdrücklichen Beschränkung, daß das Ineinanderfließen seiner Theile sich demohnerachtet bezieht auf das reine Außereinander, ohne welches kein Raum denkbar ist; aber wir leugnen die unendliche Theilbarkeit der Materie, als eines Zusammengesetzten, d. h. wir sagen uns los von dem Widersinn, daß eine unendliche Menge von Realen nothwendig sey, um ein bestimmtes Quantum Materie zu bilden; obgleich wir zuge-

---

terie gedacht werden müßte. Sodann aber, was das Wichtigste ist, das unendlich Viele soll bei der Materie auf Reales gehen, d. h. man würde das Reale durch eine Setzung denken sollen, in deren Begriff es liegt, daß sie keine absolute seyn könne. (Vergl. §. I, S. 186.)

*) Metaph. Anfangsgr. d. Naturwiss. S. 48.

stehen, daß, wenn die Frage nach dem, was die Materie ist (Ausdehnung aber ist kein reales Prädicat), nicht scharf festgehalten wird, sie dem auffassenden Beobachter ganz unwillkürlich immer wieder von Neuem anfangen wird in eine Unendlichkeit von Theilen zu zerfließen.

Hierdurch könnte denn nun aber auch unsere Aufgabe gelöst scheinen. Denn gesetzt, irgend eine bestimmte Menge der Realen sey nach den verschiedenen Richtungen des Raumes aneinander, so werden sie für den Zuschauer, gemäß den Verhältnissen ihrer gegenseitigen Stellung, den Schein der Ausdehnung auf sich nehmen, und das Aggregat, was sie bilden, als einen materiellen Körper erscheinen lassen. Um dies zuzugestehen, ist nur nöthig, statt der leeren Bilder, deren Zusammenfassung uns die Begriffe der Linie, der Ebene und des geometrischen Körpers darbot, Reale, d. h. statt der mathematischen Punkte physische Punkte zusammenzufassen; wie dort den leeren, so gewinnen wir hier den erfüllten Raum.

Dennoch ist schwerlich zu fürchten, daß man durch diese, im eigentlichsten Sinne des Wortes, oberflächliche Wendung die gesammte Naturphilosophie werde umgehen wollen. Die Materie ist uns zwar nicht, wie schon früher erinnert werden mußte (§. X, S. 280), als ein Continuum gegeben, aber sie ist uns auch nicht als bloßes Aggregat gegeben, dessen Theile sich gleichgültig gegen einander verhielten. Sondern die Erfahrung zeigt uns nirgends Materie, ohne daß deren bestimmte Gestalt, Dichtigkeit, Cohärenz u. s. w. auf ein inneres Geschehen hinwiesen, um dessen willen die empirischen Naturwissenschaften der Materie irgend welche Kräfte beizulegen sich genöthigt gefunden haben. Statt einer weitläuftigen Ausführung kann hier wohl die bloße Erwähnung der Physik und der Chemie hinreichen, um den Blick auf die fast unermeßliche Menge dessen zu lenken, was im Bereiche des materiellen Daseyns zu erklären ist; ein Reichthum, der mehr als drückend wird, wenn man von dem Reiche des Anorganischen zu dem des organischen Lebens fortgeht, welches, obwohl gebunden an die Materie, doch in Allem, was die Physik und

Chemie lehrt, nur eine nothwendige Voraussetzung, keineswegs aber eine genügende Erklärung zu finden im Stande ist.

Will sich nun die Metaphysik in dieses Meer von Erscheinungen mit verbundenen Augen hineinstürzen, so mag sie versuchen, wie weit sie schwimmen kann; will sie aber ihrem Berufe, die Vorarbeit einer auf die letzten Gründe des sinnlich Wahrnehmbaren gehenden Naturforschung zu seyn, treu bleiben, so wird sie sich mancherlei, einem ungestümen Eifer unbequeme Vorsichtsmaaßregeln gefallen lassen müssen. In der Vielheit des qualitativ verschiedenen Realen und in dem berichtigten Begriff des wirklichen Geschehens allein hat sie einen sichern Ausgangspunkt, in den einzelnen Naturerscheinungen ihren Zielpunkt; und sie muß die verschiedenen Wege von den gleichen Grundbegriffen zu den mannigfaltigen Erscheinungen Schritt für Schritt durchwandern, weil ihr nun einmal keine Flügel gegeben sind, mit welchen sie sich über das Gegebene erheben könnte.

Das zunächst liegende und einfachste Problem nun ist ebensowohl durch die empirischen Naturwissenschaften, als durch die Geschichte der Philosophie hinreichend angedeutet. Es betrifft die scheinbaren Kräfte, welche die Materie zusammenhalten und ihr eine bestimmte Gestalt und Dichtigkeit geben. Die Cohäsion und Configuraton der Materie ist zu erklären; und schon deshalb reicht das reine Aneinander der Realen nicht hin, um hier Licht zu schaffen; denn das Aneinander als ein Außerhalb bietet keinen Causalnexus dar und zur Materie gehört nicht nur Raum, sondern auch Causalität. Beides ist uns nicht fremd; deshalb dürfen wir hoffen, unsere Aufgabe lösen und den Begriff des wirklichen Geschehens als die Vermittelung benutzen zu können, deren wir bedürfen, um das Reale mit dem Raume in eine solche Verbindung zu bringen, wie sie die physikalischen und chemischen Eigenschaften der Materie verlangen.

Denn wir können uns zum Zwecke dieser Vermittelung nicht derjenigen Begriffe bedienen, durch welche sich die Physik und zum Theil auch die Philosophie die Lösung der Aufgabe theils ohne Grund erschwert, theils allzu sehr erleichtert. Wir

finden nämlich 1) keinen Grund, den wirklichen Bestandtheilen der Materie, und das heißt für uns: den realen Wesen, das Prädicat der Undurchdringlichkeit beizulegen, welcher man dann die Porosität als wesentliche Eigenschaft aller Materie hinzuzufügen genöthigt war, bis zu der fabelhaften Behauptung, daß auch in dem dichtesten Körper mehr leerer, als erfüllter Raum vorhanden sey. Vielmehr ist uns der die vollkommenste Durchdringung bezeichnende Begriff des Zusammen viel früher als ein nicht nur zulässiger, sondern nothwendiger entstanden, ehe wir an das Gegentheil nur im entferntesten zu denken Veranlassung hatten. Auch haben wir hierbei keinesweges den Widerspruch der Erfahrung zu fürchten; denn die Erscheinungen der Chemie, namentlich die bei den meisten chemischen Verbindungen sich auffallend steigernde Dichtigkeit der neuentstandenen Materie, deren Bestandtheile, unverbunden, sich durch einen weit größeren Raum verbreiten, haben auf dem Wege der Erfahrung die Physik und Chemie wenigstens zum Theil genöthigt, die Begriffe der Undurchdringlichkeit und Porosität aufzugeben. Sie sind nichts als ein Rest alter Atomistik, welche sich hinter den seltsamen Grund verschanzte, es sey unmöglich, in demselben Raume sich zweierlei als zugleich vorhanden zu denken. Hält man das wirklich für unmöglich, so wird man freilich niemals begreifen, wie ein gleiches Quantum verschiedener chemischer Stoffe verbunden und unverbunden einen sehr verschiedenen Raum einnehmen oder wie die Materie ihre Dichtigkeit verändern und doch dabei noch immer denselben Raum erfüllen könne; ja man fühlt sich fast versucht daran zu erinnern, daß z. B. Priestley wenigstens nichts Widersprechendes in der Behauptung fand, daß die gesammte solide Masse des Sonnensystems sich in eine Nußschale zusammenfassen lasse *). — Fällt nun der Begriff der Undurchdringlichkeit weg, so trifft 2) die Nothwendigkeit anziehender und abstoßender Kräfte dasselbe Schicksal; auf welche man sich nothwendig berufen muß, so lange man von der Undurchdringlichkeit nicht

*) Priestley Disquisitions relating to matter and spirit. London. 1778. 8. p. 17.

loslassen will. Denn wenn die letzten Theile der Materie nicht ineinander eindringen und auf diese Weise sich halten können, so bleibt nichts übrig, als sie sich anziehen und abstoßen zu lassen. Die Entbehrlichkeit dieser Kräfte, deren *scheinbares Vorhandenseyn das zu erklärende Problem*, nicht der Grund für die Erklärung der Erscheinungen ist, ist um so erwünschter, da wir auch ohnedies die Annahme derselben, als ursprünglicher, dem Realen an sich inwohnender Kräfte, als widersinnig bezeichnen müßten. Zuerst nämlich soll das eigenthümliche Was der Attraction, — denn die Repulsion ist man jetzt größtentheils geneigt irgend einem Imponderabile zuzuschreiben — in der Wirkung auf ein, wenn auch irgend wie wenig Entferntes bestehen. Diese Wirkung ist nun bekanntlich den Massen direct, den Quadraten der Abstände aber umgekehrt proportional. Folglich ist hier der Zwischenraum zwischen dem Thätigen und dem Leidenden nicht gleichgültig, sondern ganz eigentlich der Träger dieses Gesetzes. Nun ist aber der leere Raum nichts; und es wäre demgemäß mit vollkommenem Rechte zu erwarten, daß die Wirkung der Anziehung für alle Entfernungen gleich stark, das Thätige für das Leidende allgegenwärtig sey. Da dem der Erfahrung gemäß *nicht* so ist, so kann der Zwischenraum kein leerer Raum, sondern es muß Etwas in ihm seyn, was die Abnahme der Wirkung bedingt und vermittelt. Sodann erklärt die für alle Materie gleichmäßig vorhandene Anziehungskraft nicht die bei den verschiedenen Körpern verschiedene Stärke des Zusammenhanges ihrer Bestandtheile und dasselbe gilt natürlich auch von irgend welchen Kräften der Repulsion, welche die Wirkungen der Attraction hier mehr, dort weniger hemmen. Endlich aber — und das ist für den Zusammenhang der Metaphysik eben so wichtig, als jene beiden Gründe in Beziehung auf einen mit sich selbst uneinigen Empirismus — fällt der *Begriff* jener Kräfte unter den der *transeunten* Kräfte überhaupt. A, als Reales, von B unabhängig, absolut zu Setzendes, soll seiner Natur nach wirken auf B. Diese Wirkung soll sein *Was* seyn; ist dies der Fall, so steht es in nothwendiger Beziehung zu B, d. h. A selbst kann nicht gesetzt werden *ohne* diese Beziehung

auf B; mithin nicht absolut, was der Voraussetzung, daß A real sey, widerspricht. Es ist nicht nöthig hierüber noch einmal ausführlich zu reden, nachdem die Propädeutik deutlich genug gesprochen und die Ontologie den Begriff der Kraft berichtigt hat (§. VIII, 6). Daher dem Leser selbst die Ueberlegung überlassen bleiben mag, daß der Begriff ursprünglich bewegender Kräfte, die sich ausschließend auf den Raum beziehen, welchen selbst wir als eine den Realen ganz zufällige Form ihrer Zusammenfassung kennen gelernt haben, vorläufig ganz aufgegeben werden müsse, und von ihnen wenigstens nicht als ursprünglichen Kräften der Realen gesprochen werden dürfe.

Es würde daher auch nichts helfen, wenn wir neben der allgemeinen Anziehungskraft, wie sie sich in der Erscheinung der Gravitation äußert, aus dem, in anderer Beziehung wichtigen Grunde, daß die Stärke der Cohäsion die Anziehung der Schwere bei weitem übertrifft, etwa noch eine besondere Cohäsions- oder Flächenkraft annehmen wollten, und es braucht uns die Frage nicht aufzuhalten, ob die Einwürfe gegen die Identität der Anziehungs- und Cohäsionskraft bei der Annahme, daß die sich anziehenden Theile unendlich nahe seyen, wegfallen, und ob der Calcul im Stande sey, die Cohäsion auf den Begriff der Adhäsion unendlich naher Theile zurückzuführen, wodurch dann der Begriff der Cohäsion aufgehoben und die Materie ganz allgemein als Aggregat dargestellt wird *).

Indem wir nun, der Strenge der Begriffe gemäß, zwar nicht das scheinbare Vorhandenseyn bewegender Kräfte leug-

*) Bekanntlich waren hierüber namentlich Newton und Laplace verschiedener Meinung; und man kann darüber die vergleichende Darstellung von C. G. Schmidt in den Münchner Denkschriften v. J. 1808 nachlesen. In Beziehung auf die mannigfaltigen älteren und neueren Theorien der Physiker verweisen wir der Kürze halber auf die hierher gehörigen Artikel in Gehler's physikal. Wörterb. (Adhäsion, Anziehung, Cohäsion, Porosität u. s. w.), Biot's Lehrb. der Experimental-Physik, übers. von Fechner, Bd. I, S. 396 ff. (2te Aufl.), und des Letzteren Repertorium der Experimental-Physik, Bd. I, S. 19 ff.

nen, wohl aber die Berufung auf sie, als ursprüngliche Bestimmungen der Realen, von uns ablehnen, entsteht eine andere Schwierigkeit. Wir bedürfen zur Erklärung der Materie sammt ihren scheinbaren Kräften sowohl des Raumes als der Causalität. Nun haben wir zwar beides, aber in einer solchen Weise, daß das Eine das andere auszuschließen scheint. Der Grundbegriff des Raumes ist das Außereinander, die Bedingung der Causalität das Zusammen; wo also Ausdehnung ist, scheint keine Causalität seyn zu können, und umgekehrt.

Je bestimmter wir in dieses Dilemma gerathen sind, desto dringender wird, indem wir uns zugleich erinnern, daß die Materie sammt ihren scheinbaren Kräften gegeben ist, die Aufforderung zur Benutzung des Ausweges, welcher allein noch übrig ist. Wenn mit dem Begriffe des vollkommenen Zusammen kein räumliches Prädicat, mit dem des reinen und strengen Außereinander kein Causalverhältniß zu vereinigen ist, so bleibt, um beiden gleich wesentlichen Rücksichten gleichmäßig zu genügen, nichts übrig, als die Annahme eines unvollkommenen Zusammen, einer partialen Durchdringung der realen Wesen. Wir bezeichnen sie ausdrücklich als diejenige Lage der Realen, vermöge deren sie zum Theil ineinander, zum Theil außereinander sind.

Das Befremden über diesen Versuch, die Theilbarkeit auf die schlechthin untheilbaren und einfachen Realen zu übertragen, wird schwerlich bei irgend einem Leser ausbleiben; um es daher zunächst wenigstens in seine natürlichen Grenzen zurückzuweisen, möge man sich erinnern, daß der hier eingeführte widersprechende Begriff nicht auf die Qualität, sondern ausschließend auf die Lage, die gegenseitige Stellung der Realen sich bezieht. Hier ist er uns so wenig fremd, daß wir vielmehr über die Art und Weise, wie man auf die Theilbarkeit des einfachen Punktes nothwendig geführt wird, genaue Rechenschaft gegeben haben. Man denke sich jetzt die Realen als mathematische oder vielmehr als physische Punkte. War es unter den §. XIV angegebenen Bedingungen nothwendig, die Punkte im Raume als theilweis zusammenfallend zu denken, welches sich nun einmal für den Raum nicht vermeiden läßt, so ist es auch für die

Realen selbst, deren keines einen Punkt dergestalt besetzt, daß er unzugänglich würde für jedes der übrigen, wenigstens erlaubt, ein unvollkommenes Zusammen anzunehmen, und das, was von der Lage je zweier Wesen gilt, auch auszudehnen auf eine größere Menge. Und diese erlaubte Fiction wird nothwendig, sobald man zugestanden hat, daß das scheinbare Geschehen im Raume auf das wirkliche Geschehen in den Realen hinweist, und daß weder das vollkommene Zusammen, noch das reine Nichtzusammen der Anknüpfungspunkt einer Entwickelung seyn kann, die allen den Rücksichten, für welche das Gegebene die nöthigen Voraussetzungen als Erklärungsgründe verlangt, gleichmäßig entsprechen soll. Außerdem könnte noch hinzugesetzt werden, daß man auf das vollkommene Zusammen auch dann mit unvermeidlicher Nothwendigkeit kommt, wenn man den durch das Problem der Veränderung gefundenen Gedanken, daß die Realen bald zusammen, bald nicht zusammen sind, weiter entwickelt. Denn darin liegt, daß sie *übergehen* aus dem Nichtzusammen in das Zusammen, und daß folglich, *ehe* zwei Reale, die jetzt *nicht* zusammen sind, in ein vollkommenes Zusammen treten, ein unvollkommenes Zusammen stattfinden muß. Und dasselbe wird der Fall seyn, wenn man in einem bestimmten Raume eine größere Menge von Realen gedrängt denkt, als wie viele vollkommen außereinanderliegende Punkte in demselben unterschieden werden können; so daß wir mit vollem Rechte diesen Begriff als zulässige und dem Gegebenen gegenüber als nothwendige Voraussetzung betrachten, deren wir nicht weniger, als der Vielheit der Realen selbst, zur Erklärung der Materie bedürfen *).

*) Wo die empirische Naturforschung das weder durch die Speculation, noch durch die Erfahrung gerechtfertigte Vorurtheil der *Undurchdringlichkeit* aufgegeben hat, kommt sie der Philosophie von selbst mit der Einsicht entgegen, daß die Bildung der Materie nicht durch bloße Adhäsion erklärt, sie selbst nicht als bloßes Aggregat aufgefaßt werden kann. Wir heben in dieser Beziehung aus einer Abhandlung von Weiß („Vorbegriffe zu einer Cohäsionslehre", Abh. der Berl. Akadem. v. J. 1832, Physik. Cl.), in welcher der Gegensatz zwischen Cohäsion und Adhäsion, Continuität und Contiguität scharf und nachdrücklich hervorgehoben wird,

Während also die obige Construction des intelligiblen Raumes, welche ganz unabhängig von der Rücksicht auf die schein-

---

Folgendes aus: „Es ist", heißt es dort S. 64, „das Schicksal der atomistischen Naturlehre, daß sie die Cohäsion nie begreifen wird. So lange sie Atomistik ist, wird sie blos Adhäsionserscheinungen da, wo Cohäsion ist, zu erblicken glauben, und also den Gegenstand selbst verfehlen; oder in dem Augenblick, wo sie das Problem wirklich faßt, wird sie die Bahn der Atomistik verlassen". (Dabei wird im Ganzen mit Recht auf Fischer's Abhandl. über die Atomenlehre, Abh. derf. Akad. v. J. 1828, Math. Cl., verwiesen.) S. 65 lesen wir: „die Art und Weise, wie das eine sich im anderen bedingt, und das andere bedingt in sich und auch wohl im dritten, kann noch sehr viele Verschiedenheit in sich fassen; und das möchte der Schlüssel zu den verschiedenen Cohäsionszuständen werden; das Allgemeine der Cohäsion muß immer dieses seyn: gegenseitig sich bedingen zu einem gemeinschaftlichen, stetigen, räumlichen Daseyn". Eben so S. 66: „Nur mit einer gereinigten Theorie der Art, wie ein Ding im Raume ausgedehnt seyn kann und ist, wird eine gereinigte Theorie der Cohäsion bestehen und Schritt halten können. Ohne eine gereinigte Aufstellung der Grundprincipien der Naturwissenschaft also ist freilich eine richtige Theorie der Cohäsion undenkbar", an welcher Stelle sogleich hinzugefügt wird, daß ein Qualitatives mit dem Quantitativen in der räumlichen Ausdehnung verknüpft als mit jenem gleichen Schritt haltend betrachtet werden müsse. Diese Sätze könnte, mit Vorbehalt einiger nothwendigen Beschränkungen, die Metaphysik fast unbedenklich unterschreiben, wenn nicht gerade in jener Abhandlung recht deutlich hervorträte, was der Empirie fehlt, nämlich die reine und strenge Frage nach dem Realen. Unmittelbar nach den vorhin angeführten Worten (S. 65) sagt der Verf.: „Dies (das sich bedingen) kann nur der Fall seyn, wo die innere Natur des Dinges durch und durch in einem Auseinandertreten überall hinwärts im Raum begriffen ist und besteht (?!); wo nichts für sich isolirt und fertig und begrenzt in einem abgeschlossenen Daseyn sein Wesen hat, sondern in einem unversiegbaren Acte innerer Trennung und Mannigfaltigkeitsentwickelung ins Unendliche, gegenüber einem gleich unversiegbaren Acte beständiger Wiedereinigung des beständig sich Trennenden". Das unreife Seyende des Spinozismus sammt seiner Turgescenz kann kaum deutlicher hingestellt werden, als in diesen Worten; das, woraus alles übrige begriffen werden soll, ist selbst das Allerunbegreiflichste, und alle diese Reden werden sich immer wieder gefallen lassen müssen, durch die einfache Frage nach dem, was ist, beschämt zu werden. „Wer noch nicht weiß, was die Massen sind, der hüte sich zu glauben, er wüßte, was sie thun und was sie leisten können".

baren Kräfte der Materie ausgeführt wurde, uns einen Hülfsbegriff darbietet, dessen weitere Anwendung das Gegebene selbst fordert, läßt sich nunmehr unsere Aufgabe näher dahin bestimmen, daß die Verhältnisse der Lage der Realen gegen einander als eine das wirkliche Geschehen nothwendig begleitende Erscheinung aus dem letzteren abzuleiten seyn werden. Denn die wahren Kräfte der Natur sind die Selbsterhaltungen; auf sie muß sich das zurückführen lassen, was als räumliches Prädicat erscheint; und wenn sich die Frage beantworten läßt, in welcher Art das wirkliche Geschehen selbst den Grund einer Bestimmung der Lage enthalte, so wird auf synthetischem Wege die Möglichkeit der Materie nachgewiesen seyn. Uebrigens muß man es der Untersuchung selbst überlassen, ob sie zunächst auf starre oder flüssige Materie führen werde; beide werden schwerlich zugleich gefunden werden; und da die sogenannten Imponderabilien, Wärme, Licht, Magnetismus, Elektricität, über welche die Physik zweifelhaft ist, ob sie sie für Stoffe oder für bloße Kräfte und Tendenzen erklären soll, der Erfahrung gemäß, nur an erwärmten, leuchtenden, elektrischen, magnetischen Körpern beobachtet werden, so kann es wenigstens nicht als ein Irrthum erscheinen, wenn wir anfangs nur den starren Körper als die allgemeine Grundlage aller übrigen Verschiedenheiten der Materie, und hierin nicht nur den Anfang wirklicher Naturerklärung, sondern auch die Gewähr eines sicheren Fortschrittes in derselben finden sollten.

§. XVII.

Gesetzt nun, zwei Reale seyen unvollkommen zusammen, so muß, weil es nicht erlaubt ist, das wirkliche Geschehen in beiden zu theilen nach den fingirten Theilen der Realen, in allen Theilen derselben einerlei Grad der Selbsterhaltung angenommen werden. Hiermit ist eine Unangemessenheit der äußeren Lage an den inneren Zustand gesetzt, welche eine Abänderung der ersteren

nach dem letzteren zur Folge haben wird. Dem in beiden Realen überall gleichmäßig vorhandenen wirklichen Geschehen muß überall das Zusammen entsprechen, d. h. indem die äußere Lage sich richtet nach dem inneren Zustande, werden die Realen vollends ineinander eindringen, sich einander anzuziehen scheinen. Da es nun aber möglich ist, daß der Gegensatz der Realen gleich sey, so wird nach demselben Principe das vollkommene Zusammen schon dann unmöglich seyn, wenn für mehrere gleichartige Reale Veranlassung vorhanden ist, in ein anderes von entgegengesetzter Qualität einzudringen, und das letztere, welches den geforderten Grad der Selbsterhaltung nicht vollziehen kann, wird eine zurückstoßende Gewalt gegen jedes der anderen auszuüben scheinen. Der Begriff der Attraction und Repulsion unter den Elementen bezeichnet somit den Erfolg einer Wechselwirkung, vermöge deren die äußere Lage sich zu richten hat nach den Verhältnissen unter der Qualität der Elemente, und indem diesem gemäß es für je zwei oder mehrere Elemente ein Gleichgewicht der Attraction und Repulsion geben muß, führt die Theorie auf die Bildung materieller Moleculen und ursprünglich starrer körperlicher Massen, mit bestimmter Configuration und einem bestimmten Grade von Dichtigkeit. Eben so lassen sich schon hier die Gründe der relativen Undurchdringlichkeit und die Möglichkeit einer scheinbaren Wirkung in die Ferne angeben, obwohl die weitere Entwickelung der an diese Grundbegriffe sich knüpfenden Möglichkeiten den speciellen Untersuchungen der Naturphilosophie überlassen bleiben muß.

Der vorige §. war dazu bestimmt, nachzuweisen, wie wir der Materie sammt ihren scheinbaren Kräften gegenüber auf die Annahme des unvollkommenen Zusammen, als der einzigen, welche die räumliche Gestaltung durch das wirkliche Geschehen zu vermitteln im Stande ist, getrieben werden; jetzt kommt es darauf an, zu entwickeln, was aus dieser Annahme folgt, und zu prüfen, ob diese Folgen mit der Erfahrung übereinstimmen. Um nun die Untersuchung mit der einfachsten Voraussetzung zu beginnen, nehmen wir

1) an, daß zwei Wesen von entgegengesetzter Qualität (denn außerdem fällt die Veranlassung des wirklichen Geschehens weg, §. VIII, 4) unvollkommen zusammen sind. Wie sie in diese Lage gekommen seyn mögen, ist uns für jetzt gleichgültig, und wir haben uns zunächst nur die Bedeutung unserer Annahme bestimmt zu denken. Wir tragen nämlich durch sie auf die Realen den Begriff der Theilbarkeit des einfachen Punktes über, wie wir dieselbe für Raumverhältnisse als solche unentbehrlich gefunden haben, und sagen, daß die beiden Realen zum Theil ineinander, zum Theil außereinander sind. Diese partiale Durchdringung bezieht sich auf alle Dimensionen des Raumes; denn es ist kein Grund vorhanden, eine derselben von der gemachten Fiction auszuschließen; folglich müssen wir uns die Realen als zum Theil ineinandergedrungene Kugeln denken; welche selbst für alle Realen gleich groß sind, wiederum weil kein Grund vorhanden ist, der Fiction bald diese, bald jene Bedeutung zu geben *).

Mit dem Zusammen dieser Realen nun ist, wie wir längst wissen, gegenseitige Selbsterhaltung derselben gesetzt. A erhält sich gegen B, B gegen A, gemäß dem Verhältnisse der Qualitäten. Dennoch kommt hier alles darauf an, zu bestimmen, wie sich im Falle des unvollkommenen Zusammen beide gegeneinander erhalten werden.

---

*) Wenn Herbart (Metaph. Bd. II, S. 271) diese Kugeln „innerlich vollkommen gleichartig" nennt, so bezieht sich das auf die Gleichartigkeit der Theile jeder einzelnen Kugel, nicht auf die Gleichartigkeit der einen mit der anderen.

Sehr leicht nämlich könnte man sich zu dem Schlusse veranlaßt finden: da in den nicht durchdrungenen Theilen das Zusammen fehlt, so kann in ihnen auch keine Selbsterhaltung eintreten; so daß also die gemachte Voraussetzung auf den Begriff einer Vielheit von Selbsterhaltungen führte, welche vorhanden seyen in den durchdrungenen Theilen, aber ganz fehlen in den undurchdrungenen.

Dieser Schluß würde vollkommen richtig seyn, wenn er erlaubt wäre. Nun ruht er aber lediglich darauf, daß man die gemachte Fiction auf das durch die schlechthin einfache Qualität der Realen bedingte wirkliche Geschehen ausdehnt, auf welches sie nicht ausgedehnt werden darf. Denn es ist nicht wahr, daß die Realen wirklich aus den Theilen zusammengesetzt sind, welche wir ihnen lediglich in Beziehung auf ihre Lagenverhältnisse zuzuschreiben uns erlauben durften. Es ist mithin auch falsch, daß die Selbsterhaltung zerschnitten werden könne nach diesen Theilen; sondern indem einerseits der wahre Begriff des wirklichen Geschehens, andererseits die Voraussetzung des unvollkommenen Zusammen in ihrer eigenthümlichen Consequenz festgehalten werden muß, berichtigt sich der Begriff der Art, wie sich die Realen in unserem Falle erhalten, dahin, daß, während in allen Theilen der Realen vollkommen gleichmäßige Selbsterhaltung stattfindet, diese doch als eine dem Grade, der Intensität nach geringere aufzufassen ist. Dieser Grad mag als Function des mehr oder minder unvollkommenen Zusammen gedacht werden; indem es für sich selbst klar ist, daß die Theilbarkeit unserer fingirten Kugeln, einmal angenommen, keine Grenze mehr zuläßt, sondern ins Unendliche geht. Nöthiger ist vielleicht darauf aufmerksam zu machen, daß, indem wir hier von einem geringeren Grade, einer verminderten Intensität der Selbsterhaltung sprechen, dabei nicht von einer Bestimmung derselben die Rede ist, welche ihr an sich betrachtet zukommt, sondern lediglich von einer solchen, die ihr in Vergleichung mit anderen Selbsterhaltungen, welche unter anderen Voraussetzungen erfolgen würden, beigelegt werden kann. Die einzelne Selbsterhaltung hat keinen Grad, sie ist ein schlechthin einfaches Actum, und jeder Grö-

ßenbegriff entsteht hier, wie überall, nur durch die vergleichende Zusammenfassung eines mehrfachen Gleichartigen.

Ist nun das wirkliche Geschehen in allen Theilen gleichmäßig vorhanden, die Durchdringung aber nur in einigen Theilen mit Ausschluß der übrigen, so ist unverkennbar die Lage unangemessen an die inneren Zustände beider Realen. Folglich entsteht die Frage: wird sich diese Lage halten können? oder werden die inneren Zustände sie dermaßen zu überwinden im Stande seyn, daß beide miteinander übereinstimmen?

Hierbei sind nur zwei Fälle möglich: entweder der innere Zustand richtet sich nach der Lage, oder diese nach jenem. Inwiefern das erste wirklich stattfindet, haben wir so eben gesehen; die Folge des unvollkommenen Zusammen war ein verminderter Grad der Selbsterhaltung; das ist aber auch das Aeußerste, was zugestanden werden kann; und diese Folge trifft nicht das wirkliche Geschehen als solches, sondern in dieser Beziehung richtet sich der innere Zustand nicht nach dem äußeren. Der letztere ist überhaupt etwas für die Realen selbst ganz Unwesentliches, und wenn dennoch eine solche Verknüpfung des Aeußeren und Inneren angenommen wird, vermöge deren beides einander nicht vollkommen congruent ist, so liegt eben darin die Nothwendigkeit, daß diese Incongruenz nicht bestehe, sondern die äußere Lage sich richte nach dem inneren Zustande.

Folglich: wenn zwei Reale von entgegengesetzter Qualität in ein unvollkommenes Zusammen gerathen, so ist die Nothwendigkeit vorhanden, daß sie bis zum vollkommenen Zusammen ineinander eindringen. Das heißt mit anderen Worten: sie werden scheinen, eine gegenseitige Attraction auf einander auszuüben, und zwar eine um so stärkere, je größer die Unangemessenheit der Lage an die Zustände ist. Je geringer das Zusammen, desto stärker die Anziehung; und die Sollicitation zum ferneren Eindringen nimmt um so mehr ab, jemehr ihr Genüge geschieht.

2) Ohne uns nun durch die sich unmittelbar aufdringende Bemerkung, daß die gewonnenen Begriffe es möglich machen, unter Berücksichtigung der Zeit und der Geschwindigkeit das

Gesetz der Elementaranziehung mit der Genauigkeit des mathematischen Calculs zu bestimmen, in unserem Wege aufhalten lassen zu wollen, können wir uns doch nicht der Ueberlegung entziehen, daß durch die gefundene Kraft der Anziehung die Ausdehnung sich nicht erzeugt, sondern, wo sie vorhanden wäre, als im Verschwinden begriffen gedacht werden müßte. Es fehlt also noch etwas zur Construction der Materie, aber dieses Fehlende kann nicht gefunden werden in dem, zu welchem es fehlt, und da die Annahme zweier Realen nur auf Attraction führt, so werden, um die Möglichkeit der Repulsion zu finden, wenigstens drei Reale vorausgesetzt werden müssen. Um hier wieder von dem einfachsten Falle auszugehen, setzen wir noch hinzu, daß zwei von den dreien gleicher Qualität seyen; wir bezeichnen sie durch A und A′; das dritte seiner Qualität nach von beiden verschiedene durch B.

Wir halten nun zunächst die vorige Gedankenreihe fest, d. h. wir nehmen an, A und A′ sey in ein unvollkommenes Zusammen mit B gerathen, so daß B in der Mitte sey, und erwarten demgemäß, daß beide vollends eindringen werden in B. Ohne Zweifel wird das geschehen, wenn B im Stande ist, der doppelten Selbsterhaltung gegen A und A′ zu genügen. Die Bedingung dieses Geschehens aber würde dasjenige Verhältniß zwischen A und B seyn, welches wir oben (VIII, 3, S. 256) durch den Begriff des ungleichen Gegensatzes bezeichnet haben. Es müßte nämlich alsdann Ein Element von der Qualität des A nicht genügen, um den Grad der Selbsterhaltung, dessen das Element B im Verhältniß zu Elementen von der Qualität A überhaupt fähig ist, vollständig hervorzurufen, sondern es müßten dazu in unserem Falle zwei oder mehrere nöthig seyn.

Aber dieses Verhältniß ist nicht das einzig mögliche; sondern, da für die Ungleichheit des Gegensatzes alle sowohl rationalen als irrationalen Verhältnisse möglich sind, so können sich die Realen A und B auch so zu einander verhalten, daß schon Ein Element der einen Art genügt, um die geforderte volle Selbsterhaltung in dem anderen hervorzurufen, d. h. der Gegensatz zwischen beiden kann gleich seyn.

Setzen wir nun diesen Fall, so erhellt, daß, wenn B in die Lage kommt, sich gegen zwei Elemente, A und A', zugleich zu erhalten, es diese doppelte Selbsterhaltung zu vollziehen nicht im Stande ist. Seyen also A und A' soweit in B eingedrungen, als es die Gleichheit des Gegensatzes verträgt (d. h. in unserem Falle zur Hälfte), so ist damit in B das Maximum der Selbsterhaltung gesetzt, deren es überhaupt gegen A fähig ist. Sollen nun A und A' noch weiter eindringen, was wird folgen?

In der Voraussetzung des gleichen Gegensatzes liegt für B die Unmöglichkeit, der Sollicitation zu einem höheren Grade von Selbsterhaltung nachzugeben; das wirkliche Geschehen kann nicht mehr gesteigert werden. Vermindert kann es auch nicht werden; denn an eine Hemmung der Selbsterhaltungen ist bei der Gleichartigkeit derselben keine Veranlassung zu denken (§. IX.); folglich entsteht, falls A und A' noch weiter eindringen sollen, nichts als ein Mißverhältniß der Lage zu dem inneren Zustande; und somit die formale Nothwendigkeit, daß diese Lage sich richte nach jenem. Das Reale B würde es verschmähen, die beiden anderen noch weiter in sich eindringen zu lassen, es würde mit einem Worte sie zurückzustoßen, eine Kraft der Repulsion gegen sie auszuüben scheinen. Und diese Kraft würde um so stärker seyn, jemehr die durch das Maaß der Durchdringung geforderte Selbsterhaltung das mögliche Maximum derselben überstiege, und die mathematische Bestimmung ihrer Stärke würde sich, außer den für die Attraction nöthigen Rücksichten, noch richten nach der Menge der eindringenden Realen und dem Verhältnisse der Ungleichheit ihres Gegensatzes *).

*) Die empirischen Naturwissenschaften haben der sogenannten dynamischen Naturphilosophie, die freilich oft genug von Kräften zu sprechen unternahm, ohne auch nur die Frage nach dem, dessen Kräfte es seyn sollten, zu erheben, den Vorwurf gemacht, daß sie einer mathematischen Betrachtungsart keine sicheren Anhaltepunkte darzubieten vermöge. Daß dieser Vorwurf auf unsere Theorie, welche freilich nur die allerersten Anfänge einer philosophischen Naturerklärung enthält, keine Anwendung findet, liegt am Tage; was aber freilich die Bestätigung durch die Erfah-

3) Auf dasselbe Resultat kommt man natürlich, wenn man vom vollkommenen Zusammen ausgeht, und die Voraussetzung des gleichen Gegensatzes mit der eines ungleichen vertauscht, sobald nur dabei angenommen wird, daß B mit einer größeren Menge entgegengesetzter Realen zusammen sey, als gegen welche es sich vollkommen erhalten kann. Es würde sie nach allen Seiten heraustreiben, bis die Durchdringung soweit abgenommen hätte, als es angemessen wäre dem inneren Zustande. Sämmtliche Reale würden nun einen Raum einnehmen, sich als materielle Moleculen (molecules intégrantes) darstellen, die sich zu einer körperlichen Masse vergrößern werden, wenn mehrere B hinzukommen, welche ihrerseits wiederum soweit als möglich in jedes der A einzudringen suchen werden. Das Wichtigste hierbei ist, daß es für jede Anzahl verschiedenartiger Elemente einen Punkt des Gleichgewichts zwischen Attraction und Repulsion geben muß. Denn jene beruht auf der Nothwendigkeit, daß die Realen ganz ineinander eindringen, weil in den nicht durchdrungenen Theilen ebensowohl, als in den durchdrungenen Selbsterhaltung stattfindet. Die Repulsion aber beruht auf der Unmöglichkeit einer Selbsterhaltung, welche das für ein bestimmtes Reales mögliche Maximum derselben überschreiten würde. Der Punkt des Gleichgewichts ist der, wo jener Nothwendigkeit soweit Genüge geschehen ist, als diese Unmöglichkeit es verstattet; daher eine bestimmte Anzahl Realer nicht eher ruhen kann, bis sich Attraction und Repulsion in das erforderliche Verhältniß gesetzt und gegenseitig ausgeglichen haben.

4) Entwickelt man nun diese einfachen Grundbegriffe nur etwas näher, so zeigt sich sogleich, daß die Materie ursprünglich kein Continuum, sondern eine starre Masse ist, d. h. der Grad der Durchdringung ihrer Elemente ist gemäß dem

---

rung anlangt, so gehören dazu unvergleichbar weiter fortgesetzte Untersuchungen. Auf jeden Fall muß es aber der Philosophie erlaubt seyn zu sagen, daß sie am Anfange noch nicht am Ende zu seyn glaubt, und daß nur die vereinten Bemühungen denkender Naturforscher hier im Einzelnen befriedigende Resultate zu gewinnen im Stande seyn werden.

Gleichgewichte zwischen Attraction und Repulsion allemal ein bestimmter Bruch des reinen Aneinander, als der ursprünglichen Einheit im Raume. Folglich führt die Construction unmittelbar auf eine bestimmte Dichtigkeit der Materie. Diese wird sich zwar verändern bei hinzutretenden Ursachen; aber jede Vielheit von Elementen wird, sich selbst überlassen, immer wieder diejenige äußere Lage annehmen, welche ihr vermöge des inneren Geschehens zukommt; wobei sich der etwanige Einwurf, daß die Cohäsion der verschiedenen Materien nicht immer in geradem Verhältnisse zu ihrer Dichtigkeit steht, durch die Erinnerung erledigt, daß für die Erklärung bestimmter materieller Stoffe neben der Ungleichheit auch die Stärke des Gegensatzes wird in Betracht kommen müssen.

Eben so deutlich ist aber in dem Bisherigen die Nothwendigkeit einer bestimmten Configuration ausgesprochen; denn das Gleichgewicht der Attraction und Repulsion gilt für alle Reale, die mit einander in die beschriebene Verbindung gerathen, gleichmäßig. Sowie also bei gleichem Gegensatze zwei Elemente in ein drittes einzudringen streben, ergibt sich als die Bestimmung der Lage, welche sie annehmen müssen, die gerade Linie; für drei dagegen unter derselben Voraussetzung ein gleichseitiges Dreieck, für vier ein Quadrat. Die beiden letzten Annahmen führen sogleich auf Ungleichheit der Seiten, wenn der Gegensatz ungleich wäre. Wären 8 Elemente der einen Art nöthig, um eine Repulsion zu erzeugen, so würde ein Würfel entstehen u. s. f. Denn die Entwickelung der hier möglichen Fälle sammt den näheren Bestimmungen, welche sich daraus ergeben oder für dieselben nöthig werden würden, würden uns hier in ein Detail verwickeln, dessen Mannigfaltigkeit zwar nicht unendlich seyn kann, welches aber doch bei einem Blicke auf die Verschiedenheit der Gestalten, die uns in der Natur umgibt, groß genug erscheint, um uns vor einer allzuvoreiligen Verfolgung desselben zu warnen. Und es kann uns auch hier genügen, wenn nur die Nothwendigkeit der Configuration selbst, nach welcher alle

durch die Erfahrung gegebenen materiellen Stoffe wenigstens streben, deutlich geworden ist.

Geht man noch einen Schritt weiter zu der Frage: wie eine schon gebildete Materie getrennt werden könne? so haben wir jetzt darauf nur eine doppelte Antwort. Entweder müßte nämlich der äußere Zustand als solcher in seiner Angemessenheit an den innern gestört werden, oder der innere Zustand sich dermaßen ändern, daß ihm ein anderer äußerer entsprechen muß. Für die Verschiedenheit dieser Ursachen der Trennung wird es erlaubt seyn an die bekannten Worte: mechanische und chemische Trennung, zu erinnern. In beiden Fällen aber wird die Materie dem Versuche der Trennung einen bestimmten Widerstand entgegensetzen, der um so größer seyn muß, je mehr das Zusammen der zum Theil ineinander eingedrungenen Elemente vermindert wird.

Hier bietet, wenigstens für den ersteren Fall, die Erfahrung eine auffallende Uebereinstimmung mit dem dar, was die Theorie erwarten läßt. Je geringer das Zusammen, desto stärker die Attraction, sagten wir oben; folglich wird das geringste Zusammen die größte Gewalt fordern, um vollends ganz aufgehoben zu werden, und der Wechsel des Zusammen und Nichtzusammen wird plötzlich eintreten, wenn die Ursache der Trennung die stärkste Attraction zu überwinden vermag. Man versuche nun einen dehnbaren Körper zu zerreißen, so geräth er in Spannung; diese Spannung muß wachsen, weil er sonst schon beim Anfange derselben zerreißen würde. Endlich aber zerreißt er plötzlich. Wäre nun hier eine ursprüngliche Anziehungskraft im Spiele, so müßte die Spannung wenigstens allmälig abnehmen, und eben so allmälig das Nichtzusammen auf das verminderte Zusammen folgen. Dem ist nun nicht so; und darin eben liegt die Bestätigung unserer Theorie, daß, sobald die trennende Gewalt das Maximum der Anziehung, welches dem Minimum des Zusammen gehört, überwunden hat, alle gegenseitige Einwirkung aufhört, und die Anziehung mit einem Male aufhört.

Hat hingegen der stärkste Grad der Attraction nicht überwunden werden können, so werden die Elemente, falls der

Grund der Trennung aufhört zu wirken, ganz von selbst in diejenige Lage zurückkehren, welche dem Gleichgewicht zwischen Attraction und Repulsion entspricht. Da eben dasselbe im Falle einer mechanischen Zusammendrückung gilt, so muß allgemein behauptet werden, daß alle Materie elastisch sey; wodurch jedoch nicht ausgeschlossen ist, daß eine körperliche Masse unter gewissen Umständen diejenige Elasticität nicht zeigen werde, welche ihr außerdem zukommen würde.

Was den zweiten der erwähnten Fälle betrifft, so ist, damit er eintrete, nothwendig, daß, da die Zersetzung durch eine Modification des inneren Zustandes erfolgen soll, die als Ursachen hinzutretenden Elemente die vorhandene Masse durchdringen haben. So wie nun der Grund der Cohäsion aller Materie nur in dem Begriffe chemischer Kräfte den angemessenen Ausdruck findet, so wird man in unserem Falle an die Phänomene der chemischen Zersetzung erinnern dürfen, welche auf solche Verhältnisse der Elemente zu einander hinweisen, durch welche es möglich wird, daß die schon verbundenen ihre alten Verbindungen verlassen, und vermöge stärkerer Anziehungen neue eingehen, wodurch dann eine neue Art Materie entsteht.

Theils aber kann diese Durchdringlichkeit der Materie auch noch in einem andern Falle stattfinden, falls nämlich die Elemente als vollkommen disparat einander gar nicht afficiren, theils läßt sich nunmehr auch der Grund der relativen Undurchdringlichkeit der Materie angeben. Diejenigen Erscheinungen, welche unter jenen Fall gehören, werden verhältnißmäßig die wenigsten seyn; jedoch kann dabei an die Durchsichtigkeit, d. h. Durchdringlichkeit für das Licht, an das Hindurchwirken des magnetischen Fluidums durch Holz u. s. w. und Aehnliches erinnert werden. Relative Undurchdringlichkeit aber wird dann eintreten, wenn eine aus Elementen von der Qualität C und D gebildete Masse in eine andere, AB, eindringen will, ohne im Stande zu seyn, die eben vorhandenen Zustände von A und B dermaßen abzuändern, daß eben darin der Grund der Attraction und Repulsion enthalten wäre. Dann wird eine noch so heftige Berührung keine beharrliche Cohäsion

zur Folge haben. Einer der zunächstliegenden Gründe dürfte hierbei die Stärke des Gegensatzes zwischen A und B und die dadurch bewirkte Stärke der Anziehung seyn, welche durch eine schwächere Attraction nicht überwunden werden kann.

5) Endlich aber kann hier noch eine kurze Andeutung über die Möglichkeit der Wirkung in die Ferne Platz finden, vorzüglich, da sie eine nähere Bestimmung des bisher Gesagten mit sich bringen wird.

Wirkungen in die Ferne zeigt die Erfahrung zwar nicht so, daß sich Anziehung und Abstoßung durch den leeren Raum empirisch mit Bestimmtheit nachweisen ließe, und es ist schon oben (S. 364) bemerkt worden, daß das Gesetz für die Abnahme der Anziehung geradezu ein Widerspruch seyn würde, wenn nicht das, was den scheinbar leeren Raum erfüllt, als die vermittelnde Ursache der wahrgenommenen Wirkung betrachtet wird. Dennoch würde die Theorie an der Erfahrung sogleich scheitern, wenn sich aus ihr nicht wenigstens die Möglichkeit eines solchen Erfolges nachweisen ließe. Bleiben wir nun hierbei in den möglichst engen Grenzen, so bekommt der Satz, daß in den nicht durchdrungenen Theilen eben so viel Selbsterhaltung sey, als in den durchdrungenen, die nähere Bedeutung, daß jedes der Elemente im unvollkommenen Zusammen jedem der übrigen in seiner eigenen Qualität zugleich den Gegensatz gegen die Qualität dessen repräsentirt, gegen welches es sich in der entsprechenden Selbsterhaltung befindet. Sey mithin ein Element a im unvollkommenen Zusammen mit b und trete hinzu ein zweites a′ und ebenso ein drittes und viertes, a″, a‴ u. s. f., so müssen die hinzukommenden, welche in a zugleich den Gegensatz gegen b, d. h. a selbst als ein sich gegen b erhaltendes treffen, nunmehr wegen der Selbsterhaltung des a gegen b sich gegen a selbst in eine Selbsterhaltung versetzen, welche ohne das Zusammen des a mit b nicht stattgefunden haben würde. Dadurch bekommt nun ihre äußere Lage eine Bestimmung, die einer Attraction gleichkommt, sammt der ihr entgegenwirkenden Repulsion, und die dadurch bewirkte Configuration geht aus von b. Erweitert man das auf unbestimmt viele Reale von der Gattung a, von welchen Eines (a)

mit b schon im unvollkommenen Zusammen ist, die übrigen aber a', a'', a''', u. s. f. eines zu dem andern hinzutreten, so wird b an einem Orte, wo es nicht ist, zu wirken, scheinbar eine Anziehung in die Ferne auszuüben scheinen, indem die Wirkung seines Gegensatzes gegen die Gattung a von dem ihm zunächst liegenden sich forterstreckt bis zum äußersten, und wegfallen würde, wenn die Vermittelung unterbrochen würde.

Nimmt man nun dazu, daß schon das zweite der hinzutretenden a in dem ersten nicht den ganzen Gegensatz des a gegen b, sondern vermöge des unvollkommenen Zusammen nur einen minderen Grad der Selbsterhaltung antrifft, daß ferner dieser Grad für jedes der folgenden a, welche mit dem vorigen auch nur unvollkommen zusammen sind, sich noch mehr vermindert, so erhellt, daß es für diese actio in distans „ein Gesetz geben muß, nach welchem sie bei zunehmender Entfernung abnimmt." Die Bestimmung desselben aber hängt von so viel besonderen Bedingungen ab, daß man wenigstens nicht ausschließend das Gesetz der Massenanziehuug als den einzigen zulässigen Ausdruck desselben wird erwarten können.

Hieraus läßt sich nun auch die versprochene Berichtigung ableiten. Oben (3) wurde gesagt, daß bei Ungleichheit des Gegensatzes Repulsion und somit die Bildung materieller Moleculen dann eintreten werde, wenn Ein Reales gegen eine größere Anzahl anderer sich zu erhalten genöthigt sey, als gegen welche es sich erhalten könne. Möchten nun z. B. 8 Elemente, a, a', a'', a''' u. s. f. nöthig seyn, um Ein b in die relativ stärkste Selbsterhaltung zu versetzen, so würden sie, falls sie mit b in ein unvollkommenes Zusammen geriethen, von ihm ganz und vollständig angezogen werden, mit ihm einen mathematischen Punkt bilden. Käme noch ein neuntes oder zehntes Element hinzu, so würde zwar Repulsion für alle neun oder zehn, und damit bestimmte Configuration u. s. w. erfolgen; aber das Zusammen einer irgend wie großen Menge von a mit b würde immer noch nicht den Erfolg haben, daß ein oder mehrere a ganz hinweggetrieben würden, sondern die Elemente würden sich in allen Verhältnissen mischen; wovon die Chemie das gerade Gegentheil lehrt.

Erinnern wir uns jedoch an das nur eben Gesagte, daß der Gegensatz von b und a auf jedes der a sich überträgt, daß folglich im vollkommenen Zusammen jedes der a nicht nur gegen b, sondern auch gegen die übrigen durch den Gegensatz gegen b bestimmten a sich erhalten muß, und daß diese mehrfache Selbsterhaltung für a nicht möglich ist, weil schon Ein b genügt, um das Maximum der Selbsterhaltung in a hervorzurufen, so folgt, daß schon zwei a in Repulsion gerathen, und folglich auch die oben erwähnten 8 a eine materielle Molecule bilden würden *).

*) Das von Herbart (Metaphys. Bd. II, S. 449—459, wo dieser Gegenstand ausführlicher entwickelt wird) benutzte Beispiel wird die Sache noch mehr erläutern. Wenn die Angabe richtig ist, daß Ein Theil Wasser 88,91 Theile Sauerstoff und 11,09 Theile Wasserstoff enthält, die Elemente sich also nahe wie 8 zu 1 verhalten, so würde man nach dem Obigen, weil eine größere Menge Sauerstoff in die Verbindung nicht eingeht, nicht erwarten können, daß materielles Wasser entstehe. Man denke sich nun unter dem Element a den Sauerstoff, und wende das Gesagte darauf an, so wird man finden, warum diese Verbindung, welche die chemische Sättigung beider Stoffe zur Folge hat, doch zugleich hinreicht, um materielles Wasser hervorzubringen. Uebrigens scheint möglichen Einwürfen gegen diese Deduction auch hier am sichersten durch Hinweisung auf die Art begegnet werden zu können, wie die Erfahrung auf die unter den angenommenen Voraussetzungen entstehenden Fragen antwortet. Gesetzt nämlich, von zwei Realen b und a gelten in Vergleichung zu einander die zufälligen Ansichten $\alpha+\beta+\gamma$ und $m+n-\gamma$; und eben so von b und einem dritten Realen, P, die zufälligen Ansichten $x+y+z$ uud $R+S-y$. Kommt nun a mit b in ein unvollkommenes Zusammen, so erhält es sich als $\alpha+\beta+\gamma$. Kommt ferner a' mit a in ein unvollkommenes Zusammen, so ist in der Stelle, worin sich a' befindet, so weit, als das unvollkommene Zusammen des a' mit a reicht, ein wirkliches Geschehen, welches dem Zusammen des a mit b entspricht; in ihm liegt die Relation des a zu b so vollständig, als das Zusammen es erlaubt. Man kann also zum mindesten nicht behaupten, hier sey ein bloßes Zusammen von a' und a, sondern man muß nach der Folge, welche b haben könne für a', wenigstens fragen. Diese Frage würde wegfallen, wenn statt a' nunmehr P in jene Stelle träte; die Selbsterhaltung des b nach $x+y+z$ und die des P nach $R+S-y$ würde ausbleiben; denn P wäre mit b nicht zusammen und die von der Relation des a gegen b ganz unabhängige

6) Blicken wir nun auf die ganze Reihe von Entwickelungen noch einmal zurück, so ruht alles Gesagte auf dem Begriffe des wirklichen Geschehens und dem Grundsatze: die äußeren Zustände müssen sich richten nach den inneren. Dieser Satz wird keiner Anfechtung ausgesetzt seyn von Seiten derer, die in der Materie nicht ein bloßes Aggregat von Atomen erblicken zu können überzeugt sind. Gibt man ihn zu, so ist nicht nur die Möglichkeit vorhanden, die philosophische Speculation mit der Physik, der Chemie, ja selbst der Physiologie in Verbindung zu setzen, sondern alles vereinigt sich um die große Folge dieses Princips zu bestätigen: daß alle Entwickelung irgend welcher Naturwesen vom Krystalle bis zu der höchsten Stufe des animalischen Organismus von innen heraus bedingt und mit unverbrüchlicher Gesetzmäßigkeit von einer bestimmten Form der äußeren Erscheinung begleitet wird. Es eröffnet sich die Aussicht auf den Fortschritt von der starren zur flüssigen und der zwischen beiden gleichsam schwebenden organischen Materie; denn für alle diese Verschiedenheiten der Bildungszustände, so vollkommen unbekannt auch der allgemeinen Metaphysik ihre Bedingungen bleiben, gilt es gleichmäßig, daß der Mechanismus pressender, stoßender, rüttelnder Kräfte ein Naturgebilde wohl zu hemmen, vielleicht zu zerstören, aber nicht hervorzubringen vermag; sondern daß die in den Verbindungen der Wesen sich entwickelnden Kräfte der wahre Grund alles dessen sind, was durch räumliche Prädicate bald so, bald anders aufgefaßt wird.

Trotz dem könnte sich die Metaphysik, gerade durch die eigenthümliche Strenge gegen sich selbst, zu der Frage veranlaßt finden, wodurch denn jener Satz bewiesen sey? Nun ist

---

Selbsterhaltung des P gegen b kann nicht vermittelt werden durch a. Jene Frage aber beantwortet nun eben die Erfahrung durch die außerdem völlig ungereimte actio in distans, welche ohne eine Vermittelung selbst im empirischen Gebiete eine Anomalie bilden würde, weil ohne allen Vergleich die Mehrzahl der Erfahrungen gegen diese actio in distans spricht, indem sie die Wirksamkeit der Dinge an das räumliche Zusammen und die Stärke der Wirkung an die Größe der Distanz bindet.

allerdings von einem Beweise im gewöhnlichen Sinne des Wortes nichts zu sehen; denn es ist hier kein Allgemeines gegeben, von welchem die Abhängigkeit des äußeren Zustandes von dem inneren ein specieller Fall wäre, auch keine solche Gleichsetzung von Begriffen, daß, wenn der eine anerkannt ist, der andere auch anerkannt werden muß. Wohl aber lassen sich Beziehungen der Begriffe auf einander nachweisen, durch welche man dem Gegebenen gegenüber im Zusammenhange des metaphysischen Denkens auf diesen Satz getrieben wird.

Das erste, was hierbei dem Begriffe der Selbsterhaltung gemäß unverbrüchlich festgehalten werden muß, ist die Unmöglichkeit, daß die Selbsterhaltung sich theilen könne nach den fingirten Theilen der Realen.

Das zweite ist die Incongruenz der Lage an den innern Zustand. — Nun könnte man sich wohl versucht fühlen aus dem allgemein bejahenden Urtheile: wenn zwei Reale von entgegengesetzter Qualität zusammen sind, so ist in allen ihren Theilen gleichmäßige Selbsterhaltung, durch reine Umkehrung zu schließen: wo Selbsterhaltung ist, muß auch das Zusammen seyn. Aber dagegen würde sich sogleich mehr als ein Einwurf erheben. Zuerst nämlich läßt sich bekanntlich ein allgemein bejahendes Urtheil nicht rein umkehren; sondern diese Erlaubniß tritt nur zufällig bei reciprocablen Urtheilen ein, wo das Prädicat nicht erst durch die Verbindung mit dem Subject auf die Sphäre des Subjectes beschränkt wird, sondern schon an sich auf sie beschränkt ist. Das ist nun im obigen Falle, wenn irgendwie die Fortdauer einer Selbsterhaltung ohne das Zusammen statuirt werden soll, nicht der Fall, auch liegt der Begriff der ersteren nicht in dem des letzeren unmittelbar, sondern erst auf das dringende Geheiß der Erfahrung wurden wir veranlaßt, dem Zusammen durch den Begriff der Selbsterhaltung seine Bedeutung zu geben. Sodann aber würde das umkehrende Urtheil hier einen ganz anderen Sinn haben, als das umgekehrte. Denn das letzte muß streng genommen dahin ausgesprochen werden: daß, unter welchen Beschränkungen man auch das Zusammen setze, diese Beschränkungen doch

nicht in gleicher Weise ausgedehnt werden dürfen auf das wirkliche Geschehen; in der Umkehrung aber würde man schließen aus der Art der Unabhängigkeit der Selbsterhaltung von dem Zusammen auf die Abhängigkeit des Zusammen von der Selbsterhaltung, was jedenfalls ein Sprung ist.

Dennoch liegt eben in dieser Incongruenz des Causalverhältnisses und der mit ihm verknüpften Stellung der Grund jener Annahme. Verfolgt man den Gedanken: die *inneren* Zustände richten sich nach der äußeren Lage, vollständig, so kommt man auf die Ungereimtheit der Theilung der Selbsterhaltung in mehrere getrennte Stücke. Will man sie nicht zulassen, so bleibt nur der entgegengesetzte Gedanke übrig, daß die äußere Lage sich vielmehr nach den inneren Zuständen richten müsse. Vorausgesetzt wird dabei, daß die äußeren und inneren Zustände sich *entsprechen* müssen; wogegen man schwerlich etwas einwenden wird, sobald man sich besinnt, wie die Realen überhaupt dazu kommen, durch räumliche Prädicate aufgefaßt zu werden. Ganz einfach ausgedrückt meint jener Satz weiter nichts, als daß die widersprechende Lage, welche sich auf die Realen als einfache Qualia gar nicht bezieht, ausgeglichen werden muß, so weit es die Verhältnisse des Gegensatzes gestatten. Blos zwei Reale würden nun jederzeit im Stande seyn, das *vollkommen* zu leisten, sich vollkommen durchdringen; aber schon bei drei Wesen kann der Fall eintreten, daß dies nicht möglich ist. So bestehen Attraction und Repulsion als widerstrebende Kräfte in einem und demselben Dinge, *dessen* Kräfte sie zu seyn *scheinen*, obwohl sie beide, sammt allem, was weiter daraus folgt, auf *jedes* der Realen nur in einem reflectirenden Denken übertragen werden müssen, welches das Gegebene durch Begriffe aufzufassen sich genöthigt findet.

Was aber endlich den Widerspruch in der vorausgesetzten Lage, die Fiction, ein einfacher Punkt solle Theile haben, anlangt, so würde jede Vertheidigung derselben nutzlos seyn, wenn nicht die in der Construction des intelligiblen Raumes gegebene Nachweisung, auf welche Weise die, die bloße Form der Zusammenfassung bezeichnenden Begriffe in diesen Widerspruch

verwickelt werden, sowie die Darlegung der Gründe und der Grenzen, aus welchen und innerhalb welcher dieser Widerspruch auf die Realen, *insofern sie zusammengefaßt* werden, übertragen werden mußte und durfte, den Leser darüber beruhigt hat. Entweder muß er bei der starren Linie stehen bleiben und der Geometrie, Mechanik und Astronomie offenen Krieg erklären, oder er muß die Möglichkeit eines unvollkommenen Zusammen als die Grundlage der mathematischen sowohl, als der physikalischen Wissenschaften zulassen. Stößt er sich dabei an das Wort: *Fiction*, dessen wir uns der wissenschaftlichen Genauigkeit wegen bedienen mußten, da wir auf synthetischem Wege die aus dieser Annahme hervorgehenden Folgen entwickeln wollten, so kann noch hinzugesetzt werden, daß, wenn wir auf analytischem Wege vom Gegebenen ausgegangen wären, wir den Begriff des unvollkommenen Zusammen eine *nothwendige* Voraussetzung würden haben nennen können. Daher geht, weil wir weder den einfachen Wesen verbieten können, Materie zu bilden, noch, wie *Spinoza*, dem Realen die Ausdehnung als Attribut, als den Ausdruck seines eigenen Was anheften, noch wie *Leibnitz*, ein vinculum substantiale, als ein uniens reale superadditum monadibus *) erdichten, noch mit *Kant* die Materie für bloßen Schein erklären, noch mit den *Neuern nach Kant* die ernste und einfache Frage nach dem, was dem Scheine als das Seyende zu Grunde liegt, und wie der Schein mit ihm in Verbindung komme, übergehen durften, — im Gegensatze zu allen diesen Lehren, sagen wir, geht unsere Meinung dahin: *daß, wo wir cohärente Materie mit bestimmter Dichtigkeit und Gestalt*

*) Ueber die Art, wie *Leibnitz* zu dieser, mit seiner Monadologie selbst fast in gar keiner Verbindung stehenden Annahme gekommen ist, enthält der Briefwechsel mit Des-Bosses (Opera ed. Dutens T. II.) die beste Aufklärung. Man vergleiche vorzügl. a. a. O. S. 294 und 320. Vergleicht man damit Stellen, wie S. 226 und 230, wo die Materie auf Antitypie zurückgeführt wird, so wird man sich den Gedanken erlauben dürfen, daß *Leibnitz* in diesem Punkte sich niemals ganz klar geworden ist.

wahrnehmen, die Realen sich wirklich im unvollkommenen Zusammen befinden.

Und so glauben wir denn dieses Capitel am besten mit denselben Worten schließen zu können, deren sich Herbart an der entsprechenden Stelle bedient **).

„Die Absicht dieser ganzen Untersuchung liegt in dem Umstande: die Materie ist gegeben. — Noch mehr, sie war von jeher und ist bis heute der Gegenstand sehr mühsamer, und sehr wenig gelungener Untersuchung. In dieser verwickelten Untersuchung unmittelbar vom Gegebenen ausgehend Licht zu schaffen ist nicht möglich. Da vielmehr alle bisherigen Lehren vom Seyn, von der Qualität, von der Causalität, vom Raume im Voraus bekannt seyn müssen, ehe man irgend einen Lichtstrahl in das Dunkel des materiellen Daseyns kann fallen lassen, so wird man wohl zufrieden seyn, daß wir zu diesem Zwecke uns der Voraussetzung des unvollkommenen Zusammen bedient haben." —

*) Metaphys. Bd. II, S. 288.

Dritter Abschnitt.

Von dem objectiven Scheine des zeitlichen Geschehens.

Erstes Capitel.

Von der Bewegung und der Zeit.

§. XVIII.

Obgleich der, aus der Ontologie hervorgegangene Grundgedanke des wechselnden Zusammen und Nichtzusammen der Realen in der Construction des intelligiblen Raumes ausgeführt worden ist und in der der starren Materie seine nächste Anwendung erhalten hat, so würde doch der Begriff des Uebergangs aus dem Nichtzusammen ins Zusammen selbst dann noch eine nähere Betrachtung fordern, wenn auch die Erfahrung nur Ruhendes, nicht auch Bewegtes zeigte. Indem daher die Metaphysik im Zusammenhange ihrer eigenen Untersuchungen dem Begriffe der Bewegung begegnet, welcher sich ihr ohnedies in einer der gegebenen Formen der Erfahrung aufdringt, hat die Frage, ob überhaupt Bewegung angenommen werden könne, zunächst keine besondere Schwierigkeit. Denn das Reale ist durchaus

unabhängig von jeder räumlichen Construction, und nichts gebietet, irgend ein Wesen in dem Raume des anderen *festzusetzen*. Aber die Metaphysik hat sich unmittelbar zu besinnen, daß das Bewegte überhaupt an jedem Orte der Bahn seinem Was nach sich gleich bleibe, und daß mithin der durch die Bewegung dargestellte Wechsel nicht *an* oder *in*, sondern *außer* dem Bewegten zu suchen sey. Das Wechselnde sind die *Orte*, die verschiedenen Stellen der Bahn, in welchen das Bewegte sich findet; hält man das fest, so erzeugt sich ein doppeltes Raumbild, das des bewegten Raumes und das des ruhenden, und jedes der Wesen kann angesehen werden als ruhend in seinem eigenen Raume, während jedes sammt seinem Raume sich bewegt in dem Raume des anderen. Erhellt mithin daraus, daß alle Bewegung auf der Vergleichung bloßer Raumconstructionen beruht, die durchgängige Relativität derselben, so fällt sie ohne den mindesten Anspruch auf wirkliches Geschehen ganz und gar unter den Begriff des scheinbaren Geschehens; sie ereignet sich nur in den Augen des Zuschauers, und die Frage nach ihrer Ursache ist überflüssig, weil sie gar keiner Ursache bedarf, und dem, was sich bewegt, vollkommen so natürlich ist, als die Ruhe.

Der Gegenstand der bevorstehenden Untersuchung ist im Zusammenhange mit dem bisher Vorgetragenen schon mehr als einmal berührt worden (vgl. bes. §. X. u. S. 356 f.), so daß über die systematische Bedeutung dieses Abschnittes wenige einleitende Bemerkungen werden genügen können. Die Aufgabe, die Begriffe der Bewegung, der Zeit und des zeitlichen Geschehens zu bestimmen und in die gehörige Verbindung mit dem übrigen Inhalte der Metaphysik zu setzen, lag unerkannt schon vor,

wo die Ontologie auf Geheiß der Veränderung ein wechselndes Zusammen und Nichtzusammen, ein Kommen und Gehen der Ursachen annahm (§. V.). Aber trotz aller Aufforderung würde es nicht möglich gewesen seyn, von der Bewegung, als dem Uebergange aus dem Nichtzusammen in das Zusammen, eher zu sprechen, als deutlich geworden war, welche Bedeutung die gleiche Möglichkeit des Zusammen und Nichtzusammen für den zusammenfassenden Zuschauer annehmen werde. Zu diesem Zwecke mußten erst sämmtliche räumlichen Constructionen, an welche die Bewegung augenscheinlich gebunden ist, ausgeführt werden. Jetzt aber dürfen wir diese Entwickelung, die uns wieder zu rein formalen Begriffen führt, nicht länger zurückstellen; schon um der Erfahrung zu genügen, welche uns nicht blos ruhende, sondern auch bewegte Körper zeigt, und welche, weil wenigstens der Schein der Bewegung ein Gegebenes ist, das mit dem Realen in Verbindung gesetzt zu werden verlangt, eine Untersuchung dieses Begriffes von der Metaphysik fordern würde, auch wenn er sich nicht aus der letzteren selbst auf die nur eben angegebene Weise erzeugte.

Diese letzte Bemerkung nun erlaubt uns, den Wechsel des Zusammen und Nichtzusammen nicht etwa blos auf das starre Aneinander zu beschränken, sondern wir können uns sogleich der gegebenen Form der Erfahrung gegenüber das, was sich bewegen soll, in irgend welchen rationalen oder irrationalen Distanzen entfernt denken, welche es in der Bewegung durchlaufen soll. Der Einfachheit wegen wollen wir aber vorläufig nur zwei Körper, oder reale Wesen, A und B, voraussetzen, von denen das eine ruhe, das andere auf der Linie BA sich nach A bewege. Ehe nun gefragt werden kann, was die Bewegung für das Bewegte selbst bedeute, dürfte doch

1) eine Entscheidung nöthig seyn, ob überhaupt Bewegung angenommen werden könne und müsse? Diese Entscheidung ist jedoch schon vollständig enthalten in der Nachweisung, wie die Metaphysik durch das Problem der Veränderung auf diesen Begriff geführt wird. Hier liegt weder eine Veranlassung, sich mit der Erfahrung zu entzweien, noch sonst eine besondere Schwierigkeit. Denn wenn der Zuschauer

ge öthigt ist, den Realen in dem Netze eines gemeinschaftlichen Raumes bestimmte Stellen anzuweisen, so ist die Gemeinschaft des Raumes keine Gemeinschaft der Realen selbst; keines derselben ist gebunden an bestimmte Stellen; die bloßen Lagenverhältnisse des außereinander Befindlichen, welche (ohne die möglichen Vermittelungen, auf welche wir hier keine Rücksicht nehmen) ein wirkliches Geschehen nicht herbeiführen, halten die Realen nicht, und es ist also überall die Möglichkeit vorhanden, daß, wenn die Realen nicht zusammen sind, sie ihre Orte verändern. Stetige Veränderung des Ortes aber ist Bewegung; nun mögen in dem Merkmal der Stetigkeit verborgene Schwierigkeiten liegen, die Veränderung des Ortes selbst hat nichts Auffallendes, und muß wirklich angenommen werden, sobald die Erfahrung auf einen Wechsel des Zusammen und Nichtzusammen, und somit auf veränderte Lagenverhältnisse hingewiesen hat. Hierin liegt freilich schon stillschweigend, daß die Bewegung sich zuletzt auf das Mißlingen der Zusammenfassung der Vielen in eine schon fertige Raumconstruction zurückführen lassen wird; so wichtig uns das aber auch später seyn dürfte, so können wir hier noch nicht näher darauf eingehen, sondern begnügen uns, um einen festen Ausgangspunkt zu gewinnen, in Uebereinstimmung mit der gewöhnlichen Ansicht, vorläufig dem Bewegten selbst die Bewegung als wirklich stattfindende Veränderung der Orte beizulegen.

Aber daran knüpft sich 2) die Frage, was denn eigentlich geschehe, wenn die Realen — einzeln, oder zu materiellen Körpern verknüpft — sich bewegen, und was ihnen dieses Geschehen bedeute? — Das Nächste, was hier sogleich einleuchtet, ist jedenfalls, daß da, wo von Bewegung und nur von ihr die Rede ist, das Bewegte in jedem Orte seiner Bahn als unverändert gedacht wird, und daß darin streng genommen schon der Satz liegt, dem Bewegten selbst geschehe in der Bewegung schlechthin Nichts. Und das gilt ebensowohl für die Bewegung irgend eines sinnlich wahrnehmbaren Gegenstandes, als für die der Realen, welchen die Reihe der Orte, die sie durchlaufen, ja ohnedies ganz zufällig ist.

Nun hat allerdings der gemeine Verstand mancherlei Veranlassungen, und deshalb eine vorherrschende Neigung, nichtsdestoweniger sich die Bewegung als einen Zustand, als ein Prädicat, welches eine Veränderung in dem Bewegten selbst andeute, zu denken; daher kommt hier alles darauf an, den obigen Satz in seiner ganzen Strenge festzuhalten. Die Bewegung stellt wirklich einen Wechsel dar; aber dieser Wechsel ist nicht in dem Was des Bewegten, sondern ganz und gar außer ihm zu suchen. Fragt man: wo er zu suchen sey? so schließt die Frage die Antwort: im Raume, schon ein. Jedermann versteht unter Bewegung Veränderung der Orte, der Punkte, welche die Stellen der Bahn bezeichnen; diese sind das Wechselnde; und daraus folgt sogleich die Nothwendigkeit, die gewohnte Vorstellungsart umzukehren. Die Punkte der Bahn gehen vorüber an dem Bewegten, oder vielmehr, sie gehen durch das Bewegte hindurch; sie wechseln in ihm; es selbst ruht.

Diese Umkehrung ist keineswegs so unbekannt und fremdartig, als sie auf den ersten Anblick erscheint. Wer jemals schnell gefahren ist, weiß, daß die umgebende Landschaft an dem Wagen vorüberzugehen scheint; die Astronomie lehrt die scheinbaren Bewegungen der Himmelskörper von den wirklichen unterscheiden, und Lichtenberg hat bemerkt, daß, wenn unter Voraussetzung der entsprechenden Geschwindigkeiten eine Kanonenkugel in der Richtung von Osten nach Westen auf eine Festung zufliegt, sie vermöge der Axendrehung der Erde von Westen nach Osten als ruhend betrachtet werden kann, während die Festung vielmehr auf sie zufliegt. Im Grunde hat jeder diese Auffassung nicht nur zugestanden, sondern sogar gefordert, der Bewegung eben als Veränderung der Orte erklärt.

Will man sie für die intelligible Welt der Realen näher ausbilden, so muß man sich erinnern, daß jedes derselben gleich geeignet ist, als Anknüpfungspunkt aller räumlichen Constructionen betrachtet zu werden; von jedem aus wird der ganze Raum nach allen seinen Richtungen construirt. Jetzt soll sich aber der Raum in der entgegengesetzten Richtung von derjeni-

gen bewegen, welche man dem Bewegten selbst zuzuschreiben gewohnt ist. Rückt nun die Bahn durch den Gegenstand, so verkürzen sich die Distanzen an der einen Seite, während sie sich an der anderen verlängern. Von Verlängerung und Verkürzung aber kann man nicht sprechen, ohne die zu- oder abnehmenden Distanzen gegen eine andere Größe zu vergleichen. Folglich erzeugt sich, wo von Bewegung die Rede ist, ein doppeltes Raumbild, eines bewegten und eines ruhenden Raumes; den bewegten Raum hält man vergleichend gegen den ruhenden, und in dem letzteren ruht auch dasjenige, dem die Bewegung beigelegt wird. Nun war aber ursprünglich der Raum, welchen wir jetzt als bewegt betrachten, derjenige, welcher für den Gegenstand selbst construirt wurde; soll mithin das eine Wesen zu dem anderen gelangen, wie es die Bewegung voraussetzt, so muß dieser Raum das Wesen mitbringen; in ihm, in seinem Raume ruht es, und wenn ihm Bewegung beigelegt wird, so heißt das nunmehr nichts anderes, als daß die Orte des einen Raumes ihre Lage ändern gegen die Orte des anderen; mit anderen Worten: „jedes reale Wesen ruhet in seinem eigenen Raume, aber jedes sammt seinem Raume bewegt sich in dem Raume des anderen". Und weil die Bewegung überhaupt an eine bestimmte Dimension nicht gebunden, sondern nach allen Dimensionen gleich möglich ist, so mag man irgend zwei Linien miteinander vergleichen, auf welchen jedes der Realen eine bestimmte Stelle hat. Die Linien übernehmen die Bewegung und führen die Realen einander zu, so jedoch, daß es ganz gleichgültig ist, welche derselben man als ruhend und welche man als bewegt ansieht; beide zugleich werden sich nur dann zu bewegen scheinen, wenn man noch die Construction eines dritten Raumbildes dazu nimmt, welches selbst als ruhend betrachtet wird u. s. f.

Sollte sich nun der Leser in die consequente Durchführung dieser Vorstellungsart nicht sogleich finden können, so hilft ihm vielleicht Folgendes. Der psychologische Raum ist nur Einer, eine Art dunkler und unbestimmter Hintergrund alles dessen, was ihn erfüllt und sich in ihm bewegt. Er selbst ruht; natürlich läßt man dann das Bewegte selbst sich in ihm bewegen.

Dann bewegt sich jedes Bewegte in einem fremden, ihm nicht eigenen Raume. Diese Vorstellungsart mag nun so lange genügen, als man den Raum für Etwas, für das unsichtbare Substrat aller Dinge hält; sobald es aber deutlich zu werden anfängt, daß der Raum selbst nichts ist, als Gedanke, Form der Zusammenfassung, so wird man jedem Objecte — die Objecte der Metaphysik sind aber die Realen — seinen Raum geben müssen. Nun würde man für irgend wie viele Reale immer nur Einen Raum und für je zwei nur Eine bestimmte Distanz nöthig haben, wenn der Raum zugleich ein Band wäre, welches die Realen wirklich verknüpfte. Ist dies nicht, wie es in der That auch nicht ist, so wird Eine schon fertige Raumconstruction nicht immer ausreichen; der Zuschauer wird genöthigt seyn, sich in mehrere Raumconstructionen im eigentlichen Sinne zu verwickeln, und der Ausdruck, durch welche er diese Verwickelung bezeichnet, ist eben die Bewegung. Alle Schwierigkeiten, die in diesem Begriffe liegen und sehr bald noch bestimmter hervortreten werden, gelten dieser Unbequemlichkeit für den Zuschauer, der in der Zusammenfassung gleichsam nicht bei den Verhältnissen der ersten Ordnung stehen bleiben kann, sondern, eben weil diese Verhältnisse für das, was im Verhältnisse steht, nichts sind, zu Verhältnissen der zweiten Ordnung fortgetrieben wird, welche nicht zusammenzupassen brauchen mit jenen. Denn wenigstens soviel ist nunmehr von selbst klar, daß alle Bewegung nur relativ ist und daß man eben so wenig sprechen könne von absoluter Bewegung, als von einem absoluten Raume. Jedes der Realen kann als ruhend oder als bewegt gedacht werden, wenn ihm gegenüber das andere als bewegt oder ruhend aufgefaßt wird; die Bewegung, die an keinem von beiden ausschließend haftet, verdoppelt nur die Verhältnisse des Raumes, welche schon ursprünglich nur der Ausdruck für die Verhältnisse des den Realen gleich zufälligen Zusammen und Nichtzusammen sind.

3) Mithin wird für alles, was in Beziehung auf die Bewegung noch dunkel ist, die Aufmerksamkeit durchweg und ausschließend auf die räumlichen Constructio-

nen gerichtet seyn müssen, durch welche die Realen verbunden zu seyn scheinen. Scheinen, nicht wirklich sind; das ist wichtig, um hier noch die unmittelbar in der Nähe liegende Frage zu beantworten: ob die Bewegung, blos als solche gedacht, einer Ursache bedürfe? Denn wenigstens die gewohnte Auffassung der Welt, welche in der Erfahrung die Bewegungen meistentheils auf gewisse Veranlassungen eintreten und sich fortpflanzen sieht, ist mehr als geneigt, diese Frage zu bejahen; sie betrachtet die Bewegung als einen Zustand des Bewegten, in welchen es nicht von selbst gerathen könne, als eine Art des wirklichen Geschehens, was dem Ruhenden fehle. Daher erwartet sie auch, daß die Bewegung allmählig nachlassen uud endlich mit dem Antriebe dazu ganz aufhören müsse.

Daß nun diese Erwartung wenigstens nicht zur Physik und Mechanik paßt, das beweist die in diesen Wissenschaften allgemeine Anerkennung des sogenannten Gesetzes der Trägheit, vermöge dessen jeder Körper ohne hinzukommende Ursachen in dem Zustande der Ruhe oder Bewegung beharrt, in welchem er sich eben befindet. In ihm liegt einerseits, daß, wenn es einem Gegenstande natürlich oder durch besondere Umstände nothwendig ist zu ruhen, dann eine Veranlassung eintreten müsse, um ihn in Bewegung zu setzen; andrerseits aber behauptet dieses Gesetz ausdrücklich, daß eine einmal angefangene Bewegung ohne eintretende Hindernisse mit derselben Richtung und Geschwindigkeit ohne Aufhören fortdauern werde. Denn wenigstens das letztere läßt sich nicht vereinigen mit jener Voraussetzung der Nothwendigkeit einer Ursache der Bewegung. Welches nämlich auch die Ursache seyn möge, daß ein Gegenstand, B, einen bestimmten Ort x verlasse und sich in der Richtung xA bewege, so bezieht sich diese Ursache gewiß zunächst nur auf den Ort x. Nun habe aber B den Ort x wirklich verlassen, so folgt noch nicht, daß dieselbe Ursache auch dann noch wirke, wenn sich B in y oder z oder irgend einem andern Orte befindet; vielmehr würde gar nicht einzusehen seyn, warum sich der Gegenstand aus dem nämlichen Grunde, der für x galt, auch noch in den neuen Orten bewegen solle.

Oder wollte man für jeden der letzteren neue Ursachen annehmen, so würde man einestheils den Begriff der Bewegung, deren Element niemals ein einfacher Punkt seyn kann (§. XIX.), ganz und gar verderben, anderntheils würde diese Annahme, wider die Meinung des obigen Gesetzes, nur mit der äußersten Unwahrscheinlichkeit eine durchaus gleichförmige Richtung und Geschwindigkeit erwarten lassen. Oder wollte man endlich die Bewegung einem inneren Triebe des Bewegten zuschreiben, d. h. einem innerlich Bestehenden, welches die Ursache wäre eines fortgehenden Wechsels, so würde doch diesem Triebe wenigstens Genüge geschehen durch das Fortrücken auf der Bahn. Dann aber müßte auch seine Wirksamkeit im Verhältnisse zu dem Maaße der Befriedigung abnehmen, mit jedem Theile der vollzogenen Bewegung müßte sich ihre Geschwindigkeit vermindern, die Bewegung immer langsamer werden und das Bewegte folglich erst in unendlicher Zeit sein Ziel erreichen; wiederum gegen das Gesetz der Trägheit, welches für jede angefangene Bewegung die Fortdauer der gleichförmigen Geschwindigkeit voraussetzt.

Es ist also nur die Wahl übrig, entweder dieses Gesetz für falsch zu erklären oder die Vorstellung, die Bewegung sey ein dem Bewegten fremdartiger Zustand, eine Art Trieb, welcher dem Ruhenden fehle oder wenigstens in ihm schlummere, ganz aufzugeben. Vom metaphysischen Gesichtspunkte aus ist das Dilemma schon entschieden, sobald man eingesehen hat, daß die Bewegung, als ein bloßer Wechsel der Orte, als leere Raumbestimmung ganz und gar in das Gebiet des scheinbaren Geschehens fällt und mithin ganz ungeeignet ist, den Realen selbst auch nur scheinbar, wie etwa die sinnlichen Empfindungen (deren Wechsel sich ursprünglich als Veränderung der Dinge selbst darstellt), irgend welche reale Prädicate zu leihen. Kann nun aber die Bewegung nicht für eine wahre Veränderung des Bewegten gehalten werden, sondern ist das letztere in allen Punkten seiner Bahn genau dasselbe, so ist sie auch keine Wirkung und verlangt mithin keine Ursache, wie von Ursachen im ontologischen Sinne des Wortes gesprochen werden mußte. Und hieraus ergibt sich sehr

einfach der Satz, daß es eine grundlose Voraussetzung ist, wenn man die Ruhe den Realen ursprünglich allein für angemessen hält; daß vielmehr die Bewegung nicht weniger, als die Ruhe ihnen mit gleichem Rechte ursprünglich zugesprochen (d. h. zugedacht) werden könne. Auf ihn stützt sich in der That das Gesetz der Trägheit als seine stillschweigende Voraussetzung; dennoch wird man ihn so lange für paradox halten, als man, ohne genaue Unterscheidung des wirklichen und des scheinbaren Geschehens, eben von jenem oben berührten Vorurtheile nicht losläßt, und überdem ursprünglich bewegende Kräfte in Bereitschaft hat, auf welche die Bewegung zurückzuführen sey. Inwiefern diese scheinbaren Kräfte, deren scheinbares Vorhandenseyn allerdings auf ein wirkliches Geschehen hinweist, obwohl die mit dem letzteren verknüpfte Bewegung nicht selbst ein wirkliches Geschehen ist, sich in Folge der Incongruenz der inneren Zustände und der äußeren Lage der Realen einstellen, wird aber wohl nunmehr durch die Construction der Materie deutlich geworden seyn; diejenigen Bewegungen, welche dann entstehen, sind freilich eine das wirkliche Geschehen nothwendig begleitende Erscheinung; aber die Bewegung an sich ist nicht nothwendig gebunden an Attraction und Repulsion; sie kann ursprünglich ebensowohl ohne alle Veranlassung stattfinden, als ihr Gegentheil.

Hierbei ist vielleicht nöthig zu erwähnen, daß, wenn die Nothwendigkeit einer Ursache der Bewegung an sich abgelehnt wird, die Meinung nicht dahin gehen könne, als sey es unnöthig, für die besonderen, tausendfältig abhängigen Bewegungen, welche die gemeinste Erfahrung uns jeden Augenblick vor Augen stellt und die Mechanik nach dem Verhältnisse der Massen, der Geschwindigkeiten und der bewegenden Kräfte der Rechnung unterwirft, nach den Veranlassungen derselben zu fragen. Wo die Realen zusammen gerathen sind, und so als materielle Massen aufeinander treffen, da würde es thöricht seyn, das wahre Causalverhältniß nicht mit in Betracht ziehen zu wollen. Aber auch dann werden die letzten Gründe der Bewegungen nicht in den blos mechanischen Gesetzen des Stoßes und Druckes oder in ziehenden und abstoßenden

Kräften, sondern in den Verhältnissen der Qualitäten zu suchen seyn; auf die bloße Masse als Masse kann es dabei niemals allein ankommen. „Wenn zwei Massen einander stoßen, so ist das Innere derselben nicht gleichgültig, sondern es liegt in ihm der bestimmende Grund, weshalb die Bewegung nach solchen oder andern Gesetzen sich mittheilt. Härtere, weichere, biegsamere, zähere, mehr oder weniger flüssige Körper machen hier Unterschiede, auf welche in den Abstractionen der Mathematiker, die nur von vollkommen harten, elastischen oder flüssigen Körpern zu reden pflegen, nicht Rücksicht genommen wird." Aber jede nähere Frage nach diesen Unterschieden liegt schon außerhalb der Grenzen der allgemeinen Metaphysik und verliert sich in die speciellen Untersuchungen der Naturphilosophie; so daß wir diese einschränkende Bemerkung nur hinzufügten, um Mißverständnisse zu verhüten, die gerade hier um so mehr eintreten könnten, je weniger man sich bisweilen den Unterschied zwischen der Bedeutung, welche einem Begriffe an sich zukommt, und den Bestimmungen, welche sich in Folge anderer Rücksichten an ihn knüpfen können, hinlänglich deutlich macht. Wir können daher auf nichts von alle dem, was die Mittheilung der Bewegung *), d. h. die Zurückführung abgeleiteter Bewegungen auf ihre Ursachen betrifft, eingehen, um so weniger, als bis jetzt noch nichts Näheres bestimmt ist über die Art, wie der Wechsel der Orte, den wir Bewegung nennen, gedacht werden müsse.

§. XIX.

Unternimmt man nun die Bestimmung der Art, wie der Wechsel der Orte in der Bewegung zu denken sey, so begegnet es unvermeidlich, daß die Stelle, welche das Bewegte eben jetzt einnehmen soll, durch einen einzigen

*) Wir verweisen daher auf das, was Herbart (Metaphys. Bd. II. S. 498—513) über diesen Gegenstand sagt; die oben angeführten Worte stehen dort S. 505.

Punkt nicht vollkommen bestimmt werden kann. Denn es durchläuft seine Bahn nicht sprungweise, d. h. es verschwindet nicht hier, um dort zu erscheinen, ja es kann nicht einmal plötzlich aus einem Punkte in den anliegenden gelangen. Sondern dem Bewegten muß die vorhergehende und die nachfolgende Stelle zugleich mit zugeschrieben werden; jede Setzung desselben an irgend einem Orte soll verschwinden in der Setzung an einem andern Orte; Thesis und Antithesis, mit welcher sich unmittelbar wieder eine neue Thesis verbinden muß, sollen zusammenfallen in Einen Gedanken, und dieser Gedanke der Thesis, welche ihre Antithesis zugleich in sich faßt und von sich ausstößt, ist der Begriff der Geschwindigkeit. Der doppelte Widerspruch in diesem Begriffe, welcher einerseits einen Grad von Einerleiheit verschiedener Raumpunkte, andererseits eine Succession ohne einen Unterschied des Vorher und Nachher in sich schließt, ist eben so wenig zu vermeiden, als einer Umbildung zu unterwerfen; jenes nicht, weil die Bewegung als das Hindurchgehen durch die Theile der Bahn ohne das theilweise Ineinanderschwinden derselben nicht gedacht werden kann, dieses nicht, weil die Schwierigkeit keines der Realen für sich betrachtet trifft, sondern nur an der leeren Raumbestimmung haftet. Denn sie wiederholt nur die schon unabhängig von der Bewegung eingesehene Nothwendigkeit, das Element des Raumes, das reine Aneinander, einer Theilung zu unterwerfen, indem das Element des Weges, d. h. der einfache Erfolg der Geschwindigkeit, unfehlbar kleiner ist als jenes, und als ein Bruchtheil des reinen Aneinander betrachtet werden

muß. Da nun diese Theilung, einmal angenommen, keine Grenzen zuläßt, so sind zwar im Allgemeinen unendlich viele Geschwindigkeiten möglich; aber jede bestimmte hat nicht nur vermöge ihres Elementes ihre Richtung, sondern ist auch dem Grade nach bestimmt durch die Größe dieses Bruchtheils, d. h. durch den Unterschied, der zwischen dem Durchgehen eines Bewegten durch den augenblicklichen Ort seiner Bahn und dem Stillestehen in demselben Punkte stattfindet. Alles zusammengefaßt, wiederholt sich der einfache Erfolg der Geschwindigkeit immer auf gleiche Weise; seine Thesis, die ihre Antithesis zugleich in sich faßt und voraussetzt, wird unter den nämlichen Bestimmungen Antithesis mit abermals neuer Thesis, und die Bewegung selbst ist Geschwindigkeit, zurückgeführt auf den allgemeinen Begriff dessen, was sich in ihr immer wiederholt.

Bewegung, sagten wir oben (S. 391), ist stetige Veränderung des Ortes; was das heiße, nämlich, daß sie keine wahre Veränderung, sondern eben nur Veränderung der Orte ist, hat der vorige §. erklärt; der vorliegende hat das Merkmal der Stetigkeit zu erörtern und dadurch den Begriff der Bewegung näher zu bestimmen. Wo von Stetigkeit die Rede ist, da, wissen wir längst, können Widersprüche nicht ausbleiben, und es mag daher gleich hier noch einmal an die Nothwendigkeit erinnert werden, mit welcher sich für alle räumliche Zusammenfassung diese Widersprüche erzeugen. Bewegung aber bezieht sich lediglich auf die räumliche Zusammenfassung; sie ist und bleibt eine Raumbestimmung; mußten also dort die Widersprüche zugelassen werden, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn sie sich hier vielleicht ursprünglich aufdringen.

1) Muß aber denn die Bewegung wirklich als stetig aufgefaßt werden? — Das muß sie so gewiß,

als das Bewegte (welches wir nunmehr, von seinem eigenen Raume abstrahirend, als bewegt in einem fremden Raume zu betrachten uns erlauben wollen) nicht hier erscheinen, dann verschwinden und wieder an einem andern Orte erscheinen, als es nicht springen, sondern seine Bahn durchlaufen soll. Unendlich kleine Sprünge sind auch Sprünge; und wer von Bewegung redet, der kann die Punkte der Bahn nicht aneinander setzen, so, daß die Setzung des einen ganz vollendet, dann ganz aufgehoben würde, ehe er fortschritte zum zweiten und dritten, wie wir es bei der starren Linie gemacht haben; sondern in demselben Acte, vermöge dessen er setzt, soll er auch wieder aufheben, und mit dieser Aufhebung unmittelbar eine neue Setzung verbinden. Die jedesmalige Stelle des Bewegten kann nicht durch den Gegensatz des starren Aneinander bestimmt werden; man darf ihm nicht erst die eine und dann die nächstliegende beilegen; denn das augenblicklich Verweilende ist kein Bewegtes. „Es ist mithin nicht möglich," d. h. es ist dem Begriffe der Bewegung unangemessen, „das Bewegte auch nur für einen untheilbaren Augenblick so zu denken, als ob seine Stelle eben jetzt durch einen einzigen Punkt — oder bei körperlichen Massen durch einen Raum, der ihrem Volumen genau gleich wäre — zulänglich könnte angegeben werden *)." Sondern je zwei nächste Orte müssen, indem man sie unterscheidet, in Gedanken zusammengezogen werden; die Bewegung beruht auf einem Mitteldinge zwischen Besitz des einen und Verlust desselben über dem andern Orte, so daß der Besitz des letzteren sogleich selbst wieder Verlust wird u. s. f., Thesis, Antithesis und neue Thesis unausgesetzt in einander schwinden müssen. Mit einem Worte: Geschwindigkeit ist der ursprüngliche Ausdruck der Bewegung oder vielmehr: sie ist der Eine Factor derselben, während wir die Bestimmung des andern, der Zeit, jetzt noch zurücklegen müssen.

Da nun das Bewegte allerdings in mehr als einem Punkte zugleich seyn muß — denn außerdem ruht es —, so

*) Herbart a. a. O. S. 301.

läßt sich zunächst das Element des Weges, d. h. der augenblickliche Ort des Bewegten, oder, was dasselbe ist, der einfache Erfolg der Geschwindigkeit genauer als bisher feststellen. Natürlich wird man dabei von der, schon früher nachgewiesenen Möglichkeit, das starre Aneinander einer Theilung zu unterwerfen, ausgehen müssen. Man denke sich also zwischen zwei aneinanderliegenden Punkten A und B einen dritten, x, eingeschoben, so ist Ax und xB jedes unfähig ein strenges Aneinander darzustellen, aber eben deshalb kann jedes dieser Stücke als der augenblickliche Ort des Bewegten aufgefaßt werden. Erinnert man sich nun, daß die Theilbarkeit des Aneinander, einmal zugelassen, keine Grenze hat — wie sie denn bei der Kreislinie und den Hypotenusen schlechthin ins Unendliche ging, — so wird man auch nicht in Abrede stellen, daß Ax keineswegs = xB zu seyn braucht. Im Gegentheile ist hier die unbegrenzte Möglichkeit der Ungleichheit vorhanden. Das angewendet auf die Geschwindigkeit ergibt die Möglichkeit bald größerer, bald kleinerer Geschwindigkeiten, je nachdem der augenblickliche Ort des Bewegten einen größeren oder geringeren Grad der Durchdringung verschiedener Raumpunkte darstellt. Es sind folglich unendlich viele Geschwindigkeiten denkbar; aber jede bestimmte Geschwindigkeit, d. h. der Grad der Intensität derselben, beruht nichtsdestoweniger (gerade wie die bestimmte Dichtigkeit der Materie) auf einem bestimmten Bruch des reinen Aneinander. Die Bahn des Bewegten, die es mit bestimmter Geschwindigkeit durchläuft, ist eben so wenig ins Unendliche theilbar, als das Volumen, welches ein materieller Körper mit einem bestimmten Grade von Dichtigkeit erfüllt; sondern obgleich dem Begriffe nach eine unendliche Vielheit verschiedener Geschwindigkeiten und Dichtigkeiten vorliegt, so ist doch mit einer gegebenen Geschwindigkeit zugleich die Nothwendigkeit vorhanden, anzugeben: „in wiefern das Durchgehen eines Bewegten durch einen Punkt seiner Bahn abweiche von dem Stillestehen in diesem Punkte, und wie weit verschieden zwei nächste Punkte geachtet werden sollen, aus deren einem kommend und in deren zweiten tretend das Bewegte

sich zugleich in dem untheilbaren Jetzt befindet*)." Sey also das Element des Weges = Ax, und bei gleichförmiger Bewegung xy = yz = Ax, so ist der erste Ort des Bewegten weder A noch x, sondern ohne allen Zeitverlauf Ax, der zweite ebenso xy, der dritte yz u. s. f. Jedes dieser Elemente, wie groß oder wie klein man es auch nehmen wolle, ist aber nothwendig kleiner, als das Element des Raumes, das reine Aneinander; denn das letztere ist ein vollkommenes Außereinander, der einfache Erfolg der Geschwindigkeit aber verlangt eine unvollkommene durch die Aufhebung zugleich beschränkte Setzung, ein Ineinanderschwinden der je nächsten Stellen, und läßt sich also nicht durch das reine Außereinander auffassen.

Eine weitere Folge der Art, wie das Element des Weges gedacht werden muß, wenn überhaupt von Bewegung die Rede seyn soll, ist der Satz: daß das Bewegte das gesammte Außereinander seiner Bahn nicht im strengen Sinne nach einander durchlaufe. Die Evidenz dieses Satzes springt am deutlichsten dadurch in die Augen, daß, wenn sein Gegentheil gelten sollte, das Quantum des Nacheinander, d. h. die Zeit, bei aller Bewegung direct proportional seyn müßte dem Quantum des Außereinander, d. h. dem durchlaufenen Raume. Streng genommen käme dabei gar keine bestimmte Bewegung heraus; denn wie schnell läuft denn die Zeit? oder wenigstens nur eine einzige, indem jedes Bewegte so geschwind gehen müßte, als die Zeit verflösse. Bekanntlich aber können in einer bestimmten Zeit, je nach Maaßgabe der Geschwindigkeit, sehr verschiedene Räume durchlaufen werden, und das heißt eben nichts anderes, als: das Quantum des Außereinander ist nicht gleich dem Quantum des Nacheinander. Wie das zu denken sey, ist aus dem Obigen klar. Das Element des Weges ist der augenblickliche Ort des Durchganges. Bestehe nun der Weg Az aus den Elementen Ax, xy, yz, so mögen diese immerhin größer oder kleiner genommen werden; das gibt größere oder geringere Ge-

*) Herbart a. a. O. S. 305.

schwindigkeiten, aber für die ganze Bewegung von A nach z reichen drei Zeitpunkte hin. Denn das Bewegte soll durch jedes Element in dem untheilbaren Jetzt hindurchgehen, und die Succession, das Vorher und Nachher, bleibt somit durch das Element des Weges ganz unbestimmt.

Dennoch liegt eben hier eine Schwierigkeit, die wenigstens nicht unerörtert bleiben darf. Allerdings verbraucht das Hindurchgehen durch jedes Element des Weges keine Zeit; dennoch aber kommt ein Vorher und Nachher herein oder ist vielmehr mit dem Elemente des Weges selbst schon da. Denn mit dem Bruchtheil des Aneinander ist die Richtung der Bewegung unvermeidlich bestimmt. „So gewiß es ist, daß man das Bewegte nicht erst in A und dann in x setzen darf, als ob es während irgend eines untheilbaren Augenblickes oder während der kleinsten Zeit, die Jemand sich denken möchte, in A ruhte, so gewiß es ist, daß im strengsten Sinne zugleich das Bewegte in A seyn und aus A herausgehen muß, um stets völlig und wahrhaft in Bewegung zu seyn, eben so gewiß muß man ihm erst A und dann x zuschreiben und umgekehrt, je nachdem die Richtung der Bewegung seyn soll*)." Will man sich nicht dazu verstehen, oder wäre aus andern Gründen diese Unterscheidung des Vorher und Nachher versagt, so fiele die Bewegung selbst weg, und statt ihrer träte der Begriff der Ruhe in irrationaler Distanz ein.

Endlich kann es nach dieser Auseinandersetzung zwar nicht mehr zweifelhaft seyn, daß die Geschwindigkeit nicht etwa blos eine Tendenz, ein Streben zur Bewegung, sondern selbst schon Bewegung ist, daß aber demohnerachtet der Eintritt aus dem Nichtzusammen in das Zusammen nicht möglich sey, ohne Wiederholung des einfachen Erfolges der Geschwindigkeit. Denn der augenblickliche Ort des Bewegten ist ein Bruchtheil des Aneinander; das was in der Bewegung jedesmal geschieht, das Hindurchgehen durch diesen Ort, muß mehr als einmal geschehen; das Element des Weges muß sich wiederholen, damit das Bewegte auch nur Ein Element

*) Herbart a. a. O. S. 307.

des Raumes durchlaufe. Und hieraus ist klar, was es heißt, wenn die Bewegung selbst als Geschwindigkeit, zurückgeführt auf den allgemeinen Begriff dessen, was in ihr jedesmal geschieht, definirt wird.

2) Ist es nun einerseits ganz erwünscht, daß die vorgelegte Entwickelung des Begriffs auf den Grad, die Richtung und die Wiederholung des einfachen Erfolges der Geschwindigkeit als die wesentlichen Merkmale der Bewegung geführt hat, so läßt sich doch nunmehr die doppelte Ungereimtheit, die in dem Begriffe der Geschwindigkeit liegt, schwerlich verkennen. Denn nicht genug, daß durch denselben eine gradweise Einerleiheit verschiedener Raumpunkte prätendirt wird — denn außerdem ist Ruhe, keine Bewegung da, — so verbindet sich auch mit der Unmöglichkeit, in dem Elemente des Weges ein Vorher und Nachher nicht zu unterscheiden — denn außerdem geht die Richtung verloren, — die eben so unabweisbare Zumuthung, dieses Vorher und Nachher ohne den Gedanken an Zeitverlauf aufzufassen, was sich eben widerspricht, weil der Begriff der Zeit auf der bloßen Unterscheidung des Vorher und Nachher beruht. Das Bewegte soll nicht nur an mehreren Stellen seiner Bahn zugleich seyn, und zwar so, daß je nach dem Grade der Geschwindigkeit sein augenblicklicher Ort als ein größerer oder kleinerer Bruch des Aneinander zu denken sey; sondern es muß ihm auch eine Succession ohne Unterscheidung von Momenten zugeschrieben werden. Und dieser doppelte Widerspruch ist unerkannt überall vorhanden, wo überhaupt von Bewegung gesprochen wird, und die Auseinandersetzung desselben ist Pflicht der wissenschaftlichen Genauigkeit, mit welcher man sich Rechenschaft über den Inhalt des Gedachten zu geben hat.

Will man sie, nachdem man sie gefunden hat, nicht zulassen, so bleibt nichts übrig, als die Bewegung — zu leugnen. In dieser Beziehung ist es vielleicht nicht unzweckmäßig an die Einwürfe zu erinnern, welche schon die Eleaten gegen die Möglichkeit der Bewegung erhoben haben und welche seitdem für alle Zeiten ein Stein des Anstoßes gewesen sind, ohne daß man darauf gekommen ist, daß sie nicht auf falschen

Schlußreihen, sondern auf einer falschen Auffassung des Begriffs der Bewegung beruhen *).

Am deutlichsten zeigt sich dies bei dem Einwurfe, welcher bei Aristoteles (a. a. O.) der dritte ist. „Das Bewegte, (etwa ein fliegender Pfeil) ruht in jedem Punkte seiner Bahn, also ruht es immer." Diodorus Kronus hat ihn dahin erweitert, daß er sagte: jedes Bewegte bewegt sich entweder in dem Orte, in welchem es ist, oder in dem, in welchem es nicht ist. Beides ist unmöglich; denn im ersten Falle ist es in Ruhe, im zweiten ist der Widersinn von selbst klar; es bewegt sich also gar nicht. Schon Hobbes hat dagegen bemerkt **), daß der Obersatz falsch sey, weil sich ein Körper weder in dem Orte bewege, wo er sey, noch in dem, wo er nicht sey, sondern vielmehr von dem Orte, wo er sey, zu dem, wo er nicht sey. Die Bemerkung ist richtig, weil sie darauf aufmerksam macht, daß alles von der Bestimmung des Ortes, in welchem sich das Bewegte wirklich bewege, abhängt. Sobald vorausgesetzt wird, daß jeder Körper nothwendig in einem Raume ist, und gar nicht anders aufgefaßt werden kann, so ist die Bewegung durch die statt des augenblicklichen Hindurchgehens aufgestellte Behauptung des augenblicklichen Beharrens abgeleugnet, und es bedarf dann keines Beweises mehr gegen ihr Vorhandenseyn. Wird sie aber, wie der Begriff es verlangt, ursprünglich durch den Begriff des Hindurchgehens gedacht, so bleibt zwar der Widerspruch, daß das Bewegte in demselben einfachen Raumpunkte (der jedoch für dasselbe als Bewegtes nicht ausreicht) zugleich sey und nicht sey, gesetzt und aufgehoben werden müsse; aber der Einwurf als solcher verschwindet, weil sich zeigt, daß er von einer Voraussetzung ausgeht, welche das, wogegen er gerichtet ist, gar nicht trifft.

---

*) Die Hauptstelle darüber steht bei Aristot. Phys. VI, 9. Außerdem kann das, was Bayle in s. Dictionn. philosoph. in den Anmerkungen zu dem Art. *Zenon* darüber sagt, auch noch jetzt mit Nutzen nachgelesen werden.

**) Vgl. De corpore p. II. Philos. pr. cap. 8.

Eben so liegt den Einwürfen, welche Aristoteles als den ersten und zweiten erwähnt, die falsche Voraussetzung der unendlichen Theilbarkeit des Weges zu Grunde. „Das Bewegte, sagte Zeno, muß erst die Hälfte durchlaufen haben, ehe es das Ganze durchlaufen kann. Als Ganzes aber kann jeder kleinste Theil des Weges angesehen werden, der immer wieder aus zwei Hälften besteht. Die Bewegung kann also ebensowenig anfangen — denn dazu ist kein Theil klein genug, — als es denkbar ist, daß irgend einmal das Schnellere das Langsamere einhole, denn das Langsamere wird immer um einen Theil des Weges voraus seyn, ins Unendliche hin." Daß namentlich für den letzteren unter dem Namen des Achilles bekannten Einwurf die Berufung auf die, der unendlichen Theilbarkeit des Raumes entsprechende unendliche Theilbarkeit der Zeit ganz unwesentlich ist, ist schon daraus klar, daß dann der Sprung über die unendlich vielen Theile zweimal nöthig wird, und diese Verdoppelung desselben hilft nichts gegen die Schwierigkeit, welche er in jedem einzelnen Falle für sich hat. Sondern der Fehler liegt darin, daß die Bewegung ohne Rücksicht auf ihr Element, welches für jede bestimmte ein bestimmter Bruch des Aneinander ist, aufgefaßt wird; wird dieser Fehler vermieden, so wird man finden, „daß der Anfang der Bewegung nicht kleiner ist, als das Element des Weges, und daß, das Einholen dann geschieht, wenn das Langsamere vom Schnellern nur noch um das Element des Weges getrennt ist, denn hier hat die geforderte Theilung ein Ende*)." Auch hier also wird nicht behauptet, daß der Widerspruch im Begriffe der Geschwindigkeit wegfalle, sondern nur, daß, wenn das Element der Bewegung richtig aufgefaßt wird, auch schon Bewegung sammt der Möglichkeit des Anfangens und Einholens gesetzt ist, und umgekehrt, daß, wo Bewegung angenommen werden soll, da ihr Element so und nicht anders aufgefaßt werden muß.

Aber die Eleaten hatten jedenfalls das vollkommenste Recht, wenn sie die Bewegung mit der Einheit und Unter-

*) Herbart a. a. O. S. 305.

schiedslosigkeit ihres absoluten Seyns unverträglich fanden, und es ist ein Ruhm, der ihnen nicht erst noch gesichert zu werden braucht, daß sie mit durchdringendem Scharfsinn den Angriff auf das empirische Wissen begannen, und, indem sie die Unsicherheit und Ungereimtheit der gemeinen Weltansicht als apagogischen Beweis für die Resultate ihrer Speculationen benutzten, die eigentlichen Schöpfer der Metaphysik wurden. Obgleich der Grundbegriff ihres Systemes — wenn man anders die wenigen, einsam stehenden Abstractionen, welche sie zu Tage förderten, ein System nennen will — das Eine, sich selbst gleiche, raum- und zeitlose unveränderliche Seyn, falsch ist, indem sie den Gedanken verfehlten, daß das Seyn nur der leere Begriff einer bestimmten Art der Setzung, nicht aber selbst real sey; so bleibt doch ihr Muth, mit aller und jeder Erfahrung schlechthin zu brechen und das Gegebene als schlechthin unerklärliches Räthsel stehen zu lassen, ein merkwürdiges Beispiel philosophischer Consequenz. Dieser, wenn auch mehr abgenöthigten, als freiwilligen Enthaltsamkeit ganz entgegengesetzt ist diejenige Besonnenheit, welche von der Erfahrung zwar kein unmittelbares Wissen erwartet, aber doch in ihr allein die gültigen Motive eines fortschreitenden Denkens aufzusuchen den Entschluß faßt, und welche kein anderes Ziel hat, als das Gegebene begreiflich zu machen. Die metaphysische Forschung, obgleich in dem Hauptsatze: die Qualität des Realen muß als schlechthin einfach gedacht werden, mit den Eleaten einverstanden, konnte uns daher unmöglich auf den Weg führen, welchen jene alten Denker dem neueren und neuesten Pantheismus vorgezeichnet haben, der freilich darin weit von der Parmenideischen Strenge abweicht, daß er das Eine Seyn selbst als absolut Werdendes auffaßt, und die Probleme der Erfahrung, roh und unverarbeitet, wie sie vorliegen, obwohl wundersam ausgeschmückt mit selbsterfonnenen Zuthaten, als speculative Lehrsätze in Umlauf setzt. Die Metaphysik der Eleaten entspricht dem §. I. unserer Ontologie, und auch diesem nicht vollständig, weil sie den Begriff des Realen durch das Seyn allein erschöpft zu haben meinten; alles übrige mußte ihnen unzugänglich bleiben, und während

die Probleme der inneren Erfahrung dem ganzen Alterthum mehr oder weniger fremd blieben, konnte bei ihnen, weil keine Vielheit gesetzt war, welche sich dem Zuschauer als ein Zusammenzufassendes darböte, von dem, was wir Synechologie nennen, überall keine Rede seyn und ist auch wirklich nur in negativer Weise davon die Rede gewesen.

Kehren wir zu dem Begriffe zurück, welcher die Veranlassung dieser Episode war, so können wir im Zusammenhange mit der Ontologie die Bewegung nicht in dem Sinne leugnen, in welchem sie die Eleaten leugneten, wir können sie aber auch nicht in dem Sinne behaupten, in welchem sie die gewöhnliche Ansicht behauptet. Bewegung und Ruhe sind keine realen Prädicate dessen, was sich bewegt, d. h. keine solchen, wodurch das letztere seinem eigenen Was nach bestimmt würde; aber sie sind Begriffe, welche sich in der räumlichen Zusammenfassung für den Zuschauer so nothwendig erzeugen, als die räumlichen Begriffe selbst. Sie sind Bestimmungen der Lagenverhältnisse; konnte nun schon für die Zusammenfassung des Ruhenden der Widerspruch des Incommensurablen und Irrationalen nicht vermieden werden, so ist wenigstens nicht zu verwundern, daß in dem Begriffe der Bewegung, die überall nur die Unmöglichkeit zwei oder mehrere Reale durch einerlei räumliche Construction zusammenfassen bedeutet, ähnliche Widersprüche ursprünglich liegen, die bei der Raumconstruction selbst erst allmählig hinzukommen. Diese Widersprüche treffen nicht das Reale als solches; vielmehr entstehen sie, wie erst später ausführlich nachgewiesen werden kann (§. XXI.), eben deshalb, weil die Realen an irgend eine bestimmte Raumconstruction nicht im mindesten festgebunden sind. Es kommt daher nur auf die genaue Bestimmung an, wo der Widerspruch liegt; das ist geschehen, indem der Begriff der Geschwindigkeit entwickelt wurde und sich zeigte, daß Bewegung selbst Geschwindigkeit sey, zurückgeführt auf den allgemeinen Begriff dessen, was sich in ihr jedesmal ereignet. Hierin nun ist die Hinweisung auf die Möglichkeit enthalten, die nach einander eintretenden Wiederholungen zu zählen; indem wir dieser Weisung nachgehen, werden wir den noch fehlenden Begriff

der Zeit finden; so daß sich nunmehr zeigen muß, ob die metaphysische Begriffsentwickelung auch wirklich auf die allgemeine Gleichung $C = \frac{S}{T}$ führen wird.

§. XX.

Ist die Bewegung Wiederholung der Geschwindigkeit, so muß dem Begriffe der Wiederholung gemäß das Viele außereinander bleiben, aber dennoch Einem und demselben so zugeschrieben werden, daß, indem ihm Eins von den vielen abgesprochen wird, ihm ein andres von den vielen zugesprochen d. h. eins nach dem andern in ununterbrochener Reihenfolge zugesprochen wird. So entsteht nach Analogie der starren Linie eine Zahl des Wechsels, dessen einzelne Vervielfältigungen in strenger Sonderung, aber ununterbrochen nach einander eintreten. Die Zahl des Wechsels ist die Zeit; bestimmte Zeit bestimmte Zahl des Wechsels; die wahren Zeitpunkte die Einheiten, welche als Symbole der Elemente des Wechsels dienen. So bezieht sich die Zeit als Multiplicator des einfachen Erfolges der Geschwindigkeit auf ihn als ihren Multiplicandus; das Product aus beiden ist der durchlaufene Raum. Der reine Begriff dieser Zahl aber ist unabhängig von der besonderen Beschaffenheit dessen, was sie zählt; die Zeit als Abstractum gleichgültig gegen das, was in ihr geschieht; — die verschiedensten Bewegungen fallen in Eine Zeit. Für jede Bewegung wiederholt sich dieselbe Construction der geraden, starren, nach entgegengesetzter Richtung zwiefach unendlichen, zwischen bestimmten Momenten endlich theilbaren Zeitlinie; deren Begriff ursprünglich nichts enthält von dem Flusse ihrer Momente

und somit frei ist von Widersprüchen, obgleich die Zusammenfassung mehrerer gleichzeitigen Bewegungen auch hier die Nothwendigkeit mit sich führen kann, gewisse Zeiträume als irrationale Distanzen aufzufassen und die Zeitpunkte, wie die Raumpunkte als theilweise ineinander schwindend zu betrachten.

Um der durch den §. ihrem wesentlichen Inhalte nach kurz angedeuteten Deduction den möglichsten Grad von Deutlichkeit zu sichern, wird es zweckmäßig seyn, von allen psychologischen Begriffen über die Zeit und das zeitliche Geschehen zu abstrahiren und auch hier nur den Weisungen, welche in den gefundenen Begriffen schon liegen, genau nachzugehen. Unter den letzteren sind für uns zwei von Wichtigkeit, der des einfachen Erfolges der Geschwindigkeit und der der Wiederholung desselben. Jener war für jede besondere Geschwindigkeit ein bestimmter; aber es waren unendlich viele Grade derselben möglich; abstrahirt man nun von der Bestimmtheit des Grades und reflectirt man nur darauf, daß jede Geschwindigkeit irgend ein Element habe, so hat man den allgemeinen Begriff des Erfolgs der Geschwindigkeit überhaupt, und in dieser Allgemeinheit interessirt uns hier dieser Begriff.

Der zweite war der der Wiederholung. Wiederholung ist Vervielfältigung und zwar hier Vervielfältigung einer intensiven Größe, der Geschwindigkeit. Wie kann nun eine intensive Größe vervielfältigt werden? Zunächst ohne Zweifel dadurch, daß der Grad erhöht, gesteigert wird, indem zu dem ersten der zweite, dritte u. s. f. hinzukommt. So wächst die Wärme, die Erleuchtung eines Gegenstandes, jemehr Wärme er, derselbe Gegenstand, aufnimmt, je mehr Licht auf jeden Punkt seiner Oberfläche fällt. Aber ohne Zweifel würde die Wärme und das Licht auch vermehrt werden, wenn derselbe Grad ohne das Ineinander d. h. ohne Steigerung an verschiedenen Gegenständen mehrmals dargestellt würde. So ist in einem größeren Raume mehr Wärme, als in einem klei-

neren, wenn in beiden der gleiche Wärmegrad verbreitet ist, aber die Theile des Raumes, die den Ueberschuß enthalten, sind nicht dieselben, sondern verschieden. Endlich tritt die Vervielfältigung nach beiden Rücksichten zugleich ein, wenn der größere Raum wärmer ist, als der kleinere; indem dann nicht nur mehr Theile erwärmt sind, sondern auch jeder einzelne eine höhere Temperatur hat.

Genügen nun jene beiden Arten der Vervielfältigung einer intensiven Größe (denn die dritte ist nur eine Verbindung beider) dem vorliegenden Begriffe der Bewegung als der Wiederholung des einfachen Erfolges der Geschwindigkeit? Offenbar nicht; denn diese Vielheit der Erfolge soll einerseits außereinander bleiben (abgesehen davon, daß sich der Grad der Geschwindigkeit nicht erhöhen soll, was aber eine nähere Bestimmung des Begriffes, nämlich ungleichförmige Bewegung, herbeiführen würde), und dadurch wird die Steigerung des Grades ausgeschlossen; andrerseits soll die Vielheit aller Erfolge einem und demselben Bewegten zugeschrieben werden, und das streitet mit der zweiten Art der Vervielfältigung, die ein Verschiedenes, welchem der gleiche Grad der Intensität zukomme, voraussetzt. Wir sehen also, daß die Wiederholung des einfachen Erfolges der Geschwindigkeit eine besondere Art der Vervielfältigung ist, deren eigenthümliche Bestimmung eben darin liegt, daß einem und demselben Bewegten ein Vieles, was doch außereinander seyn soll, zugesprochen wird. Construiren wir die Wiederholung dieser Bestimmung gemäß, so wird der erste Erfolg (Eins von den Vielen) erst ganz aufgehoben und dann der zweite (ein Andres von den Vielen) gesetzt werden müssen; und zwar muß die Aufhebung vollständig seyn und ebenso die Setzung, so jedoch, daß jede der Aufhebungen (denn die Fortsetzung derselben Operation des Nacheinanderaufhebens und Setzens ist eben Wiederholung) unmittelbar verbunden sey mit der neuen Setzung und ebenso die Setzung mit der Aufhebung, als der Bedingung einer neuen Setzung. Streng genommen entwickeln sich dadurch zwei Reihen, eine der Setzungen und eine der Aufhebungen. Obgleich es nun aber scheinen könnte,

daß, weil jeder der Setzungen eine Aufhebung entspricht, die beiden Reihen zusammen = 0 seyen, so würde doch dadurch der Sinn der ganzen Construction verfehlt werden. Dieser nämlich geht auf die Sonderung der Setzungen; deshalb verbindet sich mit jeder Setzung der Begriff der Aufhebung, damit die neue Setzung nicht zusammenfalle mit der vorhergehenden und so die Intensität der Größe steigere; und was etwa hierbei schwierig scheinen könnte, wird für den Leser sogleich verschwinden, sobald er sich die Construction der starren Linie zurückruft, bei welcher die leeren Bilder die schon dagewesenen Stellen bewachten und, obwohl sie als bloße Bilder gar nichts besetzen konnten, doch als Merkzeichen festgehalten werden mußten, daß eine bestimmte Setzung schon geschehen sey.

Der Hauptbegriff nun, auf welchen diese Analyse des Begriffes einer solchen Wiederholung führt, wie die Bewegung sie voraussetzt, ist der des ununterbrochenen Nacheinander, d. h. mit einem bekannten Worte der der Dauer. Die Bewegung dauert fort heißt: jeder einfache Erfolg der Geschwindigkeit verbindet sich so unmittelbar mit dem ihm vorhergehenden, daß sich zwischen beide nichts hineinschieben läßt. Er wird immer von Neuem, aber gesondert gesetzt; so zusammengefaßt gilt die Reihe der Setzungen gleich einer einzigen, durch keine Aufhebung unterbrochenen, und der Begriff der Dauer enthält im Gegensatze zu der Möglichkeit der Unterbrechung die Erklärung, daß nicht aufgehoben worden sey. So redet man von der Dauer eines Tones, einer schmerzlichen Empfindung, wenn der Gedanke der Möglichkeit des Aufhörens die ununterbrochene Reihe der Setzungen dessen, was dauert, begleitet und nur dann tritt dieser Begriff nicht bestimmt hervor, wenn wir, wie etwa bei der Wahrnehmung des Gefärbten, an den Wechsel ohnedies nicht gewöhnt sind.*)

*) Hiermit vergleiche man die Frage nach der Dauer des Realen (§. I. S. 153). Sie ist unnütz, weil hier die Frage, ob die Setzung zurückgenommen werden solle, dem Begriffe des Realen gemäß ohnedies schon verneint werden muß. Faßt man aber ihre Zeitlosigkeit im Gegensatze zu dem zeitlichen Wechsel der sinnlichen Erscheinungen, so wird ihr

Wo nun der Begriff der Dauer schon gefunden ist, kann der der Zeit nicht mehr fern liegen. Um ihn zu bestimmen, ist nichts Neues nöthig, sondern nur die fortgesetzte Reflexion über das Vorgelegte. Sobald man nämlich die Setzungen sondert, aber doch in Form einer Reihe zusammenhält, so entstehen leere Bilder des Nichtzusammen, deren jedes den Fortschritt von dem einen zum andern zu vermitteln gleich geeignet ist. Das was in der vorliegenden Construction abgebildet wird, sind die einfachen Erfolge der Geschwindigkeit, ohne Rücksicht auf ihre Intensität, blos ihrem allgemeinen Begriffe nach gedacht. Indem das Bewegte sich in jedem augenblicklichen Orte seiner Bahn auf gleiche Weise befindet, und durch jeden derselben ohne Zeitverlust gleichmäßig hindurchgeht, so erscheint jedes einzelne Element als untheilbare Einheit und jede dieser Einheiten liegt in der Reihe der Ordnungszahlen, d. h. der n^{te} Ort zwischen dem $n-1^{ten}$ und dem $n+1^{ten}$, so daß der Fortschritt vom $n-1^{ten}$ zum $n+1^{ten}$ nothwendig durch den n^{ten} gehen muß. Das Quantum der Succession (der durchlaufene Raum) wird also um so größer seyn, je weiter man in der Reihe der Ordnungszahlen fortschreitet; eine bestimmte Strecke auf der durchlaufenen Bahn ist die Summe der einfachen Erfolge der Geschwindigkeit. Aber alle Glieder der Reihe fallen unter den allgemeinen Begriff des Elementes der Bewegung, die Summe derselben stellt sich dar als ein Product, dessen Multiplicandus dieser allgemeine Begriff, dessen Multiplicator die Zahl der Wiederholungen des Wechsels ist. Mit einem Worte: die Zahl des Wechsels ist die Zeit als der Multiplicator der Geschwindigkeit; das Product der durchlaufene Raum; folglich $C.T=S$; wodurch die Gleichungen $\frac{S}{C}=T$ und $C=\frac{S}{T}$ unmittelbar mitgegeben sind.

Ist nun die Zeit nichts als eine Zahl, so kann die Ei-

---

im Gegensatze zu der letzteren (nicht an sich) endlose Dauer zugeschrieben werden müssen. (Vgl. §. XXII.)

genthümlichkeit des Verhältnisses, welches diese bekannten Formeln bezeichnen, nur in der besondern Beschaffenheit des Multiplicandus, auf welchen sie sich bezieht, gesucht werden. Der Multiplicandus ist hier von der Art, daß seine Vervielfältigung sich nicht anhäufen, sondern jeder Erfolg der Geschwindigkeit erst dann eintreten soll, wenn die früheren verschwunden sind. Daher das Nacheinander als der Grundbegriff der Zeit. Das Element der Bewegung ist ferner ein Bruch des Aneinander, der bald größer, bald kleiner seyn kann; daher können in derselben Zeit sehr verschiedene Räume durchlaufen werden; aber für jede Bewegung ist die Zeit der Multiplicator der Geschwindigkeit, sie zählt die einfachen Erfolge derselben. Endlich ist bestimmte Zeit bestimmte Zahl des Wechsels und daraus läßt sich theils die Analogie der Zeit mit dem Raume deutlich machen, theils liegt darin die Veranlassung einer Verwechselung, vermöge deren der Zeit selbst Geschwindigkeit zugeschrieben zu werden pflegt.

Was nämlich die von der Philosophie fast niemals übersehene Analogie der Zeit und des Raumes anlangt, so liegt sie augenscheinlich darin, daß räumliche und zeitliche Auffassungen Reihenformen sind; außerdem aber sucht man sie gewöhnlich auch darin, daß beide Continua seyen. Jenes gestehen wir zu, dieses müssen wir vor der Hand noch leugnen. Der Zeitpunkt ist das Bild des einfachen Erfolgs der Geschwindigkeit ohne Rücksicht auf den Grad derselben, das Symbol dessen, was sich bei der Bewegung jedesmal ereignet. Zwischen zwei nächsten Zeitpunkten liegt keine Zeit; das ist so gewiß, als alles, was geschieht, in die Zeitpunkte, nicht zwischen sie fällt. Das Element der Zeit ist mithin das Nacheinander der Zeitpunkte, welches genau dem strengen Aneinander der starren Linie entspricht. Hier ist noch nichts von Continuität zu sehen, wenigstens nicht in der Zeitlinie, sondern, was davon vorhanden ist, trifft den augenblicklichen Ort des Bewegten. Die Zeit selbst also, die, als Abstractum aller Zeitreihen gedacht, vollkommen gleichgültig ist gegen das, was in ihr geschieht, ist ein widerspruchsloser Begriff; der Widerspruch liegt im Begriffe der Geschwin-

digkeit. Und hier bleibt er auch dann noch ausschließend, wenn statt der gleichförmigen Bewegung eine ungleichförmige gegeben ist. Denn möge die Geschwindigkeit immerhin ab- oder zunehmen, immer reicht für ein Element der Bewegung ein Zeitpunkt hin, und die Vorstellung der Zeitreihe bleibt hier, wie dort dieselbe, d. h. gleichgültig gegen das, was in ihr geschieht.

Es ist nun wohl nicht nöthig, für die Zeitlinie die Construction der starren Linie noch einmal ausführlich zu wiederholen, um den Begriff der unendlichen, nach zwei entgegengesetzten Richtungen (der Zukunft und Vergangenheit) sich geradehin erstreckenden, zwischen zwei Punkten endlich theilbaren Zeitlinie daraus abzuleiten. Sondern nur darnach könnte gefragt werden, warum die Zeit nur eine Dimension hat und die Möglichkeit einer Construction nach Art der Fläche und des Körpers hier abgeschnitten ist? Denn außerdem würde auch hier eine Berufung auf die reine Anschauung nicht gar fern liegen, die jedoch auch hier durch einen doppelten Grund der Unmöglichkeit, die ursprüngliche Dimension der Zeitlinie zu überschreiten, überflüssig gemacht wird. Zuerst nämlich setzt die Bewegung ein und dasselbe Bewegte voraus, dessen Wechsel sich immer auf dieselbe Weise wiederholt. Würde daher auch die Richtung der Bewegung abgeändert, so trifft das den Raum, aber nicht die Zeit als bloße Zahl des Nacheinander. Der zweite Grund liegt in der eigenthümlichen Beschaffenheit dessen, was sie zählt. Jedes Element der Bewegung enthält Setzung, Aufhebung und neue Setzung. Der Zeitpunkt aber ist das Symbol dieses Elementes. Läge also ein Zeitpunkt seitwärts von der Zeitlinie, so müßte er sich (nach §. XIII, 5) mit dieser durch ein Perpendikel verbinden lassen. Der Fortschritt auf dem Perpendikel aber wäre kein Fortschritt nach der Richtung der Linie; folglich wäre auch für den Punkt der Linie, wo das Perpendikel eintrifft, in Hinsicht des letzteren mit der Setzung keine Aufhebung und kein Ersatz durch die nächsten Punkte verbunden und das streitet mit der Beschaffenheit der Zeitpunkte. Das Element, dessen Symbol der Zeitpunkt

ist, bietet seiner Natur nach dem Versuch einer erweiternden Construction keinen genügenden Anknüpfungspunkt dar.

Obgleich es daher nothwendig ist, in Beziehung auf die Zeit bei der Construction der Linie stehen zu bleiben, so unterliegt doch die bisher festgehaltene Behauptung, daß diese Linie eine starre sey, noch einer Beschränkung. Zunächst nämlich wird auf Veranlassung jeder besonderen Bewegung eine besondere Zeitreihe construirt, und erst von der Gesammtheit derselben der leere Begriff der Zeit abstrahirt. Vergleicht man nun die einzelnen Zeitstrecken miteinander, so gehört, weil die Determination dem zuvor genommenen Gange der Abstraction entsprechen muß, zu jeder derselben eine besondere Bewegung. Nun ist aber, sobald die Bewegungen unabhängig von einander geschehen, keineswegs nöthig, daß ihre Anfangs- und Endpunkte sich dergestalt entsprechen, daß sie genau zusammenfallen; sondern, wenn neben einer schon vorhandenen Bewegung A, eine zweite und dritte, B, C, beginnt, so ist ihr Anfang und ihr Ende nicht an die Construction gebunden, welche für A genügte. Es kann mithin hier der Fall eintreten, wie bei den Hypotenusen, die zwischen ein vorher schon festgestelltes Quantum der Extension eingeschoben werden sollten, d. h. zwei oder mehrere Zeitabschnitte können incommensurabel seyn, sich zu einander irrational verhalten; und obwohl der Begriff der Stetigkeit sich für die Zeitreihe nicht mit solcher Nothwendigkeit und Regelmäßigkeit aufdringt, wie bei dem Raume, so erhellt doch, daß man bei der Vergleichung eines vielfach verwickelten Geschehens sich nicht wird entschlagen können, sie als ein Continuum aufzufassen. Ursprünglich ist sie es so wenig, als die starre Linie *).

*) Die Frage, welche hier noch aufgeworfen werden könnte: ob die Zeit, deren Begriff sich auf Veranlassung der Bewegung im Raume erzeugt, nicht auch als intelligible Zeit zu betrachten sey, und demgemäß eine der Construction des intelligiblen Raumes analoge verlange, kann nicht kürzer als mit Herbart's eigenen Worten (Metaph. II, S. 317) beantwortet werden: „Wer das versuchen will, der erinnere sich zuerst, daß der intelligible Raum nicht außer dem sinnlichen — als ob sie beide in einem gemeinsamen größeren Raume durch irgend eine Kluft getrennt

Was aber die vorhin erwähnte Verwechselung betrifft, vermöge deren der Zeit selbst Geschwindigkeit beigelegt, von einem langsameren oder schnelleren Verfließen derselben gesprochen wird, so findet sie sich im gewöhnlichen Denken mit den hier entwickelten richtigen Begriffsbestimmungen mannigfaltig verwickelt, und besteht, abgesehen von den psychologischen Gründen, welche sie veranlassen, wesentlich darin, daß die Zeit aus dem Multiplicator der Bewegung sich in das Bewegte selbst verwandelt. Die nächste Veranlassung dazu ist die ganz unauflösliche Beziehung der Zeit auf den ihr gehörigen Multiplicandus; denn eben durch diese Beziehung unterscheidet sich die Zeit von jeder anderen Zahl. Diesem Multiplicandus aber ist im eigentlichen Sinne das Verschwinden des Einen über dem anderen eigen; „so verliert die Zeit einen Punkt über dem anderen, und jeder Punkt bedeutet nur insofern etwas, als über ihm der vorige und er über dem nächsten verloren geht. Die Folge davon ist, daß man die

---

wären, — sondern in einer anderen Gedankenreihe liegt; so daß man den einen Raum ignorirt, um den anderen zu denken. Es ist nämlich leicht genug, sich abwechselnd die eine oder die andere Gedankenreihe (oder psychologisch richtiger: diese oder jene Vorstellungsmasse) nach Belieben zu vergegenwärtigen. Versucht man dasselbe bei der intelligiblen und sinnlichen Zeit, unter der Voraussetzung, das seyen zwei Arten von Zeit, die man unterscheiden müsse, so kommt man nicht damit zu Stande. Und warum nicht? Weil der Wechsel der Vorstellungsmassen, den man hiebei im Bewußtseyn bewirken muß, selbst in die Zeit fällt. Daher findet man den Augenblick des speculativen Denkens nothwendig in beiden Zeiten; und hiemit fallen sie zusammen. Deshalb bedurfte es nicht des Ausdruckes: intelligible Zeit. Auch ist keine Unterscheidung nöthig, da der reine Begriff der Zeit keine Bestimmung dessen enthält, was darin vorgeht". — Wir setzen hinzu, daß nicht einmal der Ausdruck: intelligibler Raum, nöthig gewesen seyn würde, wenn zu hoffen gewesen wäre, daß man die Art und Weise, wie man durch die wissenschaftliche Entwickelung zu den räumlichen Begriffen kommt, von dem unwillkürlichen Producte psychologischer Reproductionen auch ohne eine solche Benennung mit der nöthigen Bestimmtheit unterscheiden würde. Kunstausdrücke haben ohnedies keinen Werth, sobald man das, was durch sie bezeichnet wird, auch ohne ein solches äußeres Merkzeichen richtig auffaßt.

Zeit nun zwischen den Punkten sucht, als wären sie das Medium ihres Zusammenhanges. Und daher denkt man sich auch den Wechsel, der in die Zeit fallen soll, als geschehend, indem die Zeitpunkte wechseln; so daß die Möglichkeit des Wechsels allgemein dargestellt seyn soll durch das Folgen des einen Zeitpunktes auf den anderen. Dann müßte also auch die Menge der Unterschiede im Wechsel dargestellt seyn in der Größe des Folgens der Zeitpunkte während eben dieses Wechsels. Und dann böte die verlaufene Zeit, welche einem solchen Quantum des Wechsels angemessen war, auch zu jedem anderen gleichmäßigen Geschehen das nämliche Quantum der möglichen Abwechselungen dar. Folglich wäre aller gleichzeitige Wechsel gleich groß; alle Geschwindigkeit und jeder durchlaufene Raum wäre in gleichen Zeiträumen gleich" *)!

Will man sich nicht ohne alle Noth durch diese Folgerung mit der Erfahrung in einen offenbaren und ganz fruchtlosen Streit versetzen, so muß man an den oben aufgestellten Begriffen festhalten. Der Wechsel bringt die Zeit mit sich; er selbst fällt in die Zeit. Aber auch nur der Wechsel bringt die Zeit; deshalb mag es scheinen, als ob die Zeit den Wechsel brächte und sie in ihn hineinfiele. Dann rauschen die Stunden und Jahre vorüber, und man sucht die Zeit zwischen den Zeitpunkten, „als ob da noch Zeit wäre, wo kein Zeitpunkt ist". Die wahren Zeitpunkte sind die Symbole der Wiederholung des Wechsels, und wenn sich auch in einem unbewachten Vorstellen der Schein des Wechsels unvermeidlich überträgt auf den Begriff dessen, was den Wechsel nur zählt, so ist es doch für ein absichtliches Denken nicht minder nothwendig, den Begriff des Zählenden von dem, was gezählt wird, zu unterscheiden. Daher denn auch jene Verwechselung, welche die Ausdrücke: Langeweile und Kurzweile, erzeugt hat, den Uhren keine Gefahr droht, die bekanntlich die Zeit an der Bewegung, und zwar an der täglichen scheinbaren Umdrehung des Himmelsgewölbes um die Erde messen; und an welchen man recht deutlich sehen kann, was es heißt, daß die Zeit die

*) Herbart a. a. O. S. 315 (§. 290.), vergl. mit S. 313 (§. 288.).

Zahl des Wechsels, bestimmte Zeit bestimmte Zahl ist. Auf die Größe des Elementes aber kommt hier, wo es um die Begriffe zu thun ist, nichts an.

Zweites Capitel.

Von dem objectiven Scheine im Laufe der Begebenheiten — Uebergang zur Eidologie.

§. XXI.

Das Resultat, welches aus der Gesammtheit der synechologischen Untersuchungen im Verhältnisse zu den Lehren der Ontologie hervorgeht, ist der Satz: daß sämmtliche Verbindungen, in welchen sich die Realen darstellen, unter den Begriff des objectiven, d. h. eines von der besonderen Beschaffenheit des auffassenden Subjectes ganz unabhängigen Scheines fallen. Raum und Zeit, Bewegung und Ruhe sind nichts für die Realen selbst, sondern ein Zusatz von Seiten des Zuschauers; aber keine dieser Formen enthält eine Vorschrift, wie sich die Realen in sie fügen sollen, sondern sie sind lediglich dazu bestimmt, um der Zusammenfassung der Realen im strengen Sinne zu dienen. Gerade deshalb nun unterliegen die Begriffe, durch welche diese Formen gedacht werden, Schwierigkeiten, welche die Synechologie als die Widersprüche in den Begriffen des Raumes und der Geschwindigkeit bezeichnen mußte, und deren Vorhandenseyn vielmehr eine Bestätigung, als eine Widerlegung der ontologischen Lehren ist. Denn indem der Zuschauer eine schon ausgebildete Raumvor-

stellung mitbringt zur Auffassung der Realen, oder auch nur den Versuch macht, in den Raum des Einen mitzusetzen ein anderes, und beiden, oder irgend wie vielen auf diese Art eine Gemeinschaft beizulegen, die in Wahrheit nicht zwischen ihnen stattfindet, kann es ihm überall begegnen, daß die Gegenstände, eben weil sie voneinander unabhängig sind, aus den ihnen angebotenen Orten, obwohl nicht aus dem Raume (der Möglichkeit des Zusammen überhaupt) entweichen, d. h. sie werden scheinen sich zu bewegen. Bewegung ist nichts als ein natürliches Mißlingen der versuchten räumlichen Zusammenfassung, und die Richtung und der Grad der Geschwindigkeit sind die Bestimmungen, wie und inwiefern die Zusammenfassung mißlingt. Hierbei geschieht eigentlich nicht den Dingen, sondern dem Zuschauer etwas, obwohl auf dessen Person nichts ankommt. Für ihn bleibt daher die Regel der Beobachtung stehen, auch wo die Bewegung nicht wirklich beobachtet wird, und die letztere geschieht in dem Sinne wirklich, daß diese Regel ohne etwas, worauf sie sich anwenden ließe, gar nichts bedeuten würde.

Es steht kaum zu hoffen, daß der Leser, der mit uns das Gebiet der Synechologie durchwandert hat, sich nicht bisweilen werde veranlaßt gefunden haben, über die Länge und die Beschwerlichkeit des Weges zu klagen. Die Klage mag gegründet seyn, dennoch ließ sich ihre Veranlassung nicht umgehen. Die Aufgabe der Synechologie war, die Lücke auszufüllen zwischen dem Realen und dem gegebenen Scheine, dem wirklichen und scheinbaren Geschehen, und dazu gehörte die ausführliche Nachweisung, welche Begriffe aus der Zusammenfassung der Realen hervorgehen oder vielmehr diese Zusammenfassung selbst nach ihren verschiedenen Verhältnissen bezeichnen, ohne daß sie im geringsten auf die Geltung realer Prädicate

für das Seyende selbst Anspruch machen dürfen. Diese Nachweisung mußte unabhängig von allen unseren gewohnten Vorstellungsarten ausgeführt werden; und darin liegt allerdings eine ganz unvermeidliche Schwierigkeit dieser Untersuchung, daß sie uns einen fortgesetzten Kampf gegen den natürlichen Ablauf unserer Gedanken zumuthet, weil es hier in der Metaphysik ganz wesentlich nicht nur auf das Daseyn und die Bedeutung, sondern auf die Berechtigung jedes einzelnen Begriffes ankommt. Jetzt da wir gleichsam die Spitze des Berges erreicht haben, ist es vielleicht eher eine Erholung, als eine erneuerte Anstrengung, wenn wir auf den durchlaufenen Weg im Ganzen den Blick zurücklenken; denn völlig am Ziele sind wir, wie die Erinnerung an die Probleme der Metaphysik lehren kann, ohnedies noch nicht, und selbst die nächstfolgenden, mehr resumirenden, als vorwärtsschreitenden Betrachtungen verlangen durchaus eine auf alles Bisherige gleichmäßig gerichtete Aufmerksamkeit. Die Erläuterung des vorl. §. hat aber hauptsächlich zwei Punkte hervorzuheben; den Begriff des objectiven Scheines und die Frage nach der Unvermeidlichkeit der Widersprüche in denjenigen Begriffen, welche die Formen der Zusammenfassung bezeichnen.

1) Vorausgesetzt nämlich, daß die räumlichen und zeitlichen Constructionen sammt Ruhe und Bewegung ihrem Ursprunge nach deutlich vor Augen liegen — vorausgesetzt ferner, daß diese Formen sammt den Kräften, auf welche das Geschehen in Raum und Zeit hindeutet, für die Realen selbst nichts bedeuten, was ihnen als ihr eigenthümliches Was angeheftet werden könnte, sondern daß das letztere durchaus ein scheinbares Geschehen ist, — wie wir das Alles nunmehr ohne Erschleichung voraussetzen dürfen, — so tritt die schon längst (S. 60 ff.) gefundene doppelte Beziehung hervor, welche in dem Begriffe des Scheines unvermeidlich liegt; die Beziehung einestheils auf das, was nicht so beschaffen ist, wie es zu seyn scheint, anderntheils auf ein Subject, welchem es erscheint. Schon damals und ebenso später im Vorbeigehen (S. 161) wurde darauf aufmerksam gemacht, daß dadurch, wenigstens als Unterscheidung in Begriffen, der Unterschied eines

objectiven und eines subjectiven Scheines gesetzt sey, und daß sich die Frage aufdringen werde, ob die uns umgebende Scheinwelt eine Welt des subjectiven oder des objectiven Scheines sey.

An der Stelle nun, wo diese Frage sich erzeugt und zugleich beantwortet werden muß, befinden wir uns jetzt. Und um die Antwort zu finden, ist nichts weiter nöthig, als Auseinandersetzung der Begriffe und eine kurze Rechenschaft über die Art, wie die bekannten Formen der Zusammenfassung sich uns erzeugt haben.

Subjectiven Schein haben wir schon früher denjenigen genannt, der von der besonderen Eigenthümlichkeit des auffassenden Subjectes abhängig seyn würde; als objectiv würde derjenige bezeichnet werden können, bei welchem auf die Eigenthümlichkeit des Subjectes, der auffassenden Person nichts ankäme, sondern welchen unter gleichen Bedingungen jede auffassende Intelligenz als solche sich gleichmäßig würde gefallen lassen müssen. Diese Unterscheidung ist festzuhalten; denn außerdem würde sich allerdings kein subjectiver Schein denken lassen, welcher nicht zur Folge hätte, daß dem Objecte ein scheinbares Prädicat, was ihm in Wahrheit nicht zukommt, beigelegt würde, und ebenso auch kein objectiver, der nicht irgend einem Subjecte erschiene; er beruht darauf, ob etwas der einen Intelligenz so, der anderen anders erscheint, oder ob, wo einmal der Schein sich einstellt, er derselbe ist für jede Intelligenz, wie sie auch übrigens beschaffen sey. In diesem Falle würde die Intelligenz einem reinen Spiegel verglichen werden können, der die Gegenstände, wenn auch nicht vollständig, doch ohne Täuschung aufnimmt, ohne daß deshalb das Abgespiegeltwerden, und was damit in Verbindung stände, für ein Prädicat der Gegenstände selbst gehalten werden dürfte; in jenem einem gefärbten oder irgendwie ungleich geschliffenen Glase, bei welchem die Art, wie die Bilder erscheinen, nach Art der Färbung und Brechung eine verschiedene seyn kann. Raum und Zeit würden ein subjectiver, obwohl allgemeiner Schein seyn, wenn sich behaupten ließe, daß diese Formen der Zusammenfassung etwa nur der mensch-

lichen Intelligenz wesentlich seyen, und das war bekanntlich die Behauptung Kant's, der sie für das in uns a priori angelegte Fachwerk erklärte, in welches sich die Dinge an sich zu fügen hätten; daneben könnte noch ein subjectiver besonderer Schein stattfinden, der den zufälligen Irrthümern des Einzelnen zur Last fiele und eine Berichtigung vertrüge; für objectiven Schein dagegen müßte die Form der uns umgebenden Erfahrungswelt erklärt werden, wenn kein Grund vorhanden wäre, sie ausschließend als der menschlichen Auffassungsweise angehörig anzusehen.

Für welchen von beiden Fällen nun die bisher vorgetragene Lehre sich zu entscheiden habe, kann keinem Zweifel unterworfen seyn, indem wir nirgends im ganzen Verlaufe der Synechologie auch nur den mindesten Grund gefunden haben, uns auf die besondere Organisation der menschlichen Intelligenz zu berufen. Vielmehr ließe sich recht wohl denken, so lächerlich auch eine solche Behauptung in psychologischer Beziehung wäre, daß irgend jemand, der vorher von Raum, Bewegung, Zeit nichts gewußt hätte, eben durch die Entwickelung dieses Theiles der Metaphysik diese Begriffe erst kennen gelernt habe. Denn ganz allgemein mußten wir, sobald einmal die gleiche Möglichkeit des Zusammen und Nichtzusammen der Realen gefunden war, das erste dadurch entstehende Verhältniß mit dem Begriffe des Ortes bezeichnen; die Orte vervielfältigten sich, es entstanden Linien, Flächen, Körper u. s. f., und alle diese Begriffe, sammt denen der Entfernung, Geschwindigkeit, Richtung, Dauer u. s. f. waren wir genöthigt, gerade in der Bedeutung zu nehmen, wie sie aus der Construction hervorgingen. Hierbei mag es, wenn die Consequenz der Begriffe nicht einleuchtet, noch einmal erlaubt seyn, an die Erfahrung zu erinnern, daß es ganz und gar nicht von der auffassenden Intelligenz abhängt, welche Gestalt, Größe, Entfernung u. s. w. dem Zuschauer erscheinen werde, sondern daß er gebunden ist an die Verhältnisse dessen, was erscheint, und nehmen muß, was er findet. Gesetzt daher, wir dächten uns einen Zuschauer, der die wahre Qualität der Realen durchschaute, und dessen möglicher Erfahrungskreis den unsrigen an Umfang unermeß-

lich weit überragte, so würde auch er genöthigt seyn, die sich ihm darbietenden Objecte einander gegenüberzustellen, weil sie sich einander wirklich gegenüberstehen, und ihnen dadurch in Gedanken eine Gemeinschaft zu verleihen, welche nichtsdestoweniger keine wahre Gemeinschaft der Objecte selbst wäre. Wenn man daher viel darüber gesprochen, vielleicht sogar geklagt hat, daß das menschliche Denken nun einmal an die Schranken von Raum und Zeit gebunden sey, und daß Alles, was es auffasse, unvermeidlich in diese Formen falle, wenn man es als einen Vorzug höherer Intelligenzen rühmen zu müssen geglaubt hat, daß sie vielleicht dieser Formen entbunden seyen, so ist diese Klage ebenso überflüssig, als vergeblich. Denn die leeren Begriffe des Raumes und der Zeit haben nicht einmal Schranken; wer es für etwas Großes und Vortreffliches hält, diese leeren Constructionen ins Unendliche fortzusetzen, dem steht die Möglichkeit, es zu thun, in jedem Augenblicke offen. Und außerdem ist die Gebundenheit der Auffassung eines bestimmten Gegebenen oder auch nur Gedachten an Raum und Zeit so wenig ein Mangel, daß sie vielmehr für ein ganz unentbehrliches Hülfsmittel gehalten werden muß, durch welches allein es möglich wird, einen irgend wie mannigfaltigen Stoff auf eine geordnete Weise bewußtvoll zu übersehen. Allerdings, Raum und Zeit dienen der Auffassung der Realen; der Zuschauer kann ihnen nicht gebieten, welche Form sie anzunehmen haben; — wie könnte auch der Schein Gewalt haben über das, was ist, da er selbst über das Denken seine Gewalt verliert, sobald man ihn als Schein erkannt hat? Aber wenn wir aus diesem Grunde auch den Satz aussprechen müssen: für jeden Zuschauer bildet die Vielheit der Realen, soweit sie irgend in den Kreis seiner Erfahrung fällt, eine Welt eines durchaus individuell bestimmten objectiven Scheines, so dürfen wir doch nicht vergessen hinzuzusetzen, daß der Zuschauer in dieser Zusammenfassung und lediglich durch sie die äußeren Verhältnisse seiner Welt beherrscht, so, wie der Mensch die Kräfte der Natur beherrscht, indem er sich nach ihnen richtet und — soweit sie sich beherrschen lassen.

Soweit sie sich beherrschen lassen; — diesen Gedanken können wir benutzen, um 2) noch etwas mehr Licht, als bis jetzt möglich war, auf die Widersprüche fallen zu lassen, mit welchen wir die Formen des objectiven Scheines behaftet fanden. Bis jetzt mußten wir uns begnügen, theils die Regelmäßigkeit des Gedankenfortschrittes bemerklich zu machen, durch welchen wir auf diese Widersprüche getrieben wurden, wie dies in der Construction des intelligiblen Raumes geschehen ist, theils nachzuweisen, daß ein Begriff, ohne den Widerspruch sogleich in das Element, worauf er sich bezieht, zu setzen, gar nicht gedacht werden könne, wie dies bei der Bewegung der Fall war. Zu einer Umbildung des Widerspruches fanden wir uns weder hier noch dort genöthigt, weil hinlängliche Vorsorge getroffen war, daß nicht das Reale selbst in die Widersprüche hineinfalle. Vielleicht gelingt es uns jetzt zu zeigen, wie gerade das Vorhandenseyn derselben die ontologischen Lehren vollkommen bestätigt, und daß das Nichtvorhandenseyn derselben eher den Verdacht erwecken müßte, in den ontologischen Lehren sey wenigstens theilweise ein innerer Mangel verborgen.

Einer der ontologischen Grundgedanken nämlich ist der Satz: die Realen sind vollkommen unabhängig von einander. Der Grundgedanke der Synechologie ist aber: der Zuschauer ist genöthigt, in jedem einzelnen Falle eine individuell bestimmte Form der Zusammenfassung auszubilden. Gesetzt nun, es wollte Jemand zweifeln daran, daß diese Form der Zusammenfassung den Realen selbst unwesentlich sey, wodurch könnte man ihn widerlegen? Jedenfalls durch die Nachweisung, daß eine solche Gemeinschaft, eine solche Beziehung und Abhängigkeit der Realen von einander, wenn sie jedem einzelnen derselben wesentlich seyn sollte, ihrem Begriffe zuwiderlaufen würde. Ganz recht; aber wenn er sich nun durch eine Entwickelung in Begriffen nicht belehren ließe, sondern fortführe zu behaupten: „da einmal die Realen in gewissen Verbindungen und Gruppen, die wir Dinge nennen, sich uns darstellen, so werde diese Verbindung und Gruppirung ihnen wohl auch wesentlich seyn," — dann könnte es wohl von Nutzen seyn, ihn auf die Be-

wegung aufmerksam zu machen, die ihn, obwohl sie keinem der Realen absolut, jederzeit aber einem oder mehreren relativ zugeschrieben werden muß, belehren könnte, daß die Realen sich den Formen und Verhältnissen, durch welche man sie gehalten glaubt, in jedem Augenblicke zu entziehen fähig sind.

Sollte das noch nicht ganz deutlich seyn, so gehe man zurück in die Construction des intelligiblen Raumes. Jedes der Realen bietet allen anderen sein Bild als Punkt der Anknüpfung dar, und dieses Bild ist für den Zuschauer ein erster, fester Punkt, gegen welchen die übrigen ihre bestimmten Orte haben. Befindet sich das Reale in diesem Punkte, so ruht es in seinem eigenen Raume, indem von ihm aus die ganze Construction ausgeführt wurde. Aber die festen Bestimmungen der Lage, welche nun in diesem Raume den Wesen gegeneinander zukommen, bedeuten keine wahre Gemeinschaft der Wesen, sondern schon bei je zwei Wesen ist es möglich, daß eben, indem der Zuschauer in den Raum, in welchen er das eine schon gesetzt hat, auch das andere zu setzen im Begriff ist, dieses sich einer solchen Zusammenfassung entzieht. Was geschieht dann? die Zusammenfassung mißlingt; indem der Zuschauer die Setzung ausführen will, ist er genöthigt, sie aufzuheben und zugleich damit eine neue Setzung zu verbinden; jede Setzung aber bezeichnet einen Ort; die Orte stehen also nicht, sondern schwinden ineinander; das Wesen selbst hat Geschwindigkeit, und scheint somit sich zu bewegen. Denkt man sich statt zweier Wesen viele, so kann sich dasselbe vervielfältigt ereignen; es entstehen mehrere gleichzeitige Bewegungen, jede derselben mit bestimmter Geschwindigkeit und Richtung, welche gegenseitig aneinander und alle zusammen an irgend einem festen Punkte im Raume verglichen werden. Kommt zu der Vielheit der Bewegungen eine Mehrheit von Zuschauern, so wird ihnen sämmtlich begegnen, was jedem einzelnen widerfährt. Die bestimmte räumliche Zusammenfassung wird mißlingen, eben indem sie versucht wird; denn nicht die Zuschauer bestimmen den Wesen oder irgend welchen sinnlichen Gegenständen überhaupt, sondern diese sich selbst gegenseitig die Raumverhältnisse; allen zusammen be-

gegnet also die gleiche Unbequemlichkeit, in die sie sich fügen müssen, und welche überhaupt nicht vorhanden seyn könnte, wenn entweder die Form des scheinbaren Geschehens abhängig wäre von der Organisation des Zuschauers oder von einer gegenseitigen, den Realen selbst wesentlichen Abhängigkeit derselben voneinander. Der Widerspruch im Begriffe der Geschwindigkeit ist nur der vollkommen angemessene Ausdruck für das Mißlingen der Versuche der Zusammenfassung, welche als Versuche nichts destoweniger unvermeidlich sind, weil bei der Bewegung keines der Wesen aus dem Raume, d. h. aus der Möglichkeit der Zusammenfassung überhaupt entweichen kann. Auch hier liegt die Schwierigkeit in der eigenthümlichen Natur solcher Begriffe, welche für die Verhältnisse, für welche sie ursprünglich ausgebildet wurden, ausreichen, für andere, gleich mögliche, aber nicht ausreichen. So fanden wir es bei den abhängigen Linien (§. XIV, 7, b. c.); ebenso finden wir es hier. Dort mußten wir zu dem Elemente des Raumes, dem Aneinander, den Begriff eines theilweisen Ineinander hinzunehmen; hier müssen wir die Setzungen der Bilder zusammenfließen lassen mit der Aufhebung und neuen Setzung. Aber so wie dort die stetigen Linien abhängige Größen, Functionen schon festgestellter Raumgrößen waren, so hat auch hier das Mißlingen der Zusammenfassung in der Richtung und der Intensität der Geschwindigkeit seine festen Bestimmungen; sie mißlingt mehr oder weniger, je nachdem das Element der Bewegung ein größerer oder kleinerer Bruch des Aneinander ist, sie mißlingt so oder anders, je nachdem ihr diese oder jene Richtung zugeschrieben werden muß. Diese Bestimmungen treten ein, wo irgend Bewegung beobachtet wird, und für jeden, welcher beobachtet, ganz unabhängig von seiner Person; denn außerdem wäre es nicht möglich eine solche Beobachtung zu verbessern. Abstrahirt man nun davon, daß wirklich beobachtet wird, so bleiben jene Bestimmungen für die blos mögliche Beobachtung stehen; und in diesem Sinne geschieht die Bewegung wirklich, auch wo sie nicht beobachtet wird; obwohl der Begriff derselben alle Bedeutung verlieren

würde, wenn überhaupt kein Zuschauer vorhanden wäre, dem sie als Bewegung erscheint *).

So viel mag zur Aufhellung dieses nicht ganz leichten Gegenstandes genügen, um die Ueberzeugung von der gänzlichen Unschädlichkeit der aufgezeigten Widersprüche zu befestigen. Bewegung würde wenigstens ein möglicher Gedanke seyn, selbst wenn Alles um uns durchaus ruhte (wir erinnern in dieser Beziehung nur beispielshalber an die Drehung des Winkels §. XIV.); würde er entwickelt, so wäre auch der doppelte Widerspruch in ihm unvermeidlich. Aber die Bewegung ist eine gegebene Form der Erfahrung, und sich über sie wundern heißt nichts anderes, als dem Realen eine gegenseitige Rücksicht aufbürden, die der absoluten Position jedes einzelnen unter ihnen zuwiderläuft. Für alle Systeme, die von einer absoluten Einheit des Realen ausgehen oder auf sie hinauslaufen, muß deshalb die Bewegung schlechthin ein Räthsel bleiben. Denn die Ungereimtheit, welche diesem Begriffe nicht blos anklebt, sondern ihn constituirt, fällt nun in das absolute Eine Reale selbst hinein, und kann, weil in der absoluten Einheit alles zusammenpassen müßte, nicht einmal als Erscheinung gerechtfertigt werden. Nur dann, wenn die Objecte untereinander und vom Zuschauer ursprünglich vollkommen unabhängig sind, läßt sich begreifen, wie die Form ihrer Zusammenfassung den Verhältnissen der Lage nicht genügen, und der Zuschauer in die Nothwendigkeit versetzt werden kann, sie continuirlich abzuändern.

*) Auch hier ist die metaphysische Frage, ob sich die Dinge bewegen, zu unterscheiden von der psychologischen, wie es zugehe, daß wir in unserer natürlichen Auffassung der Welt ihnen Bewegung zuschreiben. Vergl. §. XI. S. 292 und S. 354. Im Zusammenhange mit der Metaphysik läßt sich jedoch die letztere ebenfalls dahin beantworten, daß die Dinge in dem angegebenen Sinne sich wirklich bewegen. Denn „erst muß die allgemeine Metaphysik Wesen in den intelligiblen Raum setzen und annehmen, daß sich dieselben darin auf bestimmte Weise bewegen, ehe die Psychologie Rechenschaft geben kann von denjenigen Verschmelzungen unserer Vorstellungen, um derenwillen wir nicht blos etwas Räumliches überhaupt, sondern Körper in bestimmten Distanzen, und diese Distanzen in bestimmter Veränderung uns vorstellen". Herbart Lehrb. z. Einleit. §. 130. Anm. 1.

Aber diese Nothwendigkeit ist für alle Zuschauer dieselbe; darum gehört der objective Schein für den Zuschauer zu den wichtigsten Erkenntnissen. „Aller Schein ist in ihm eine Art des wirklichen Geschehens; eben darum ist ihm alles daran gelegen, den subjectiven Schein zu vermeiden und den objectiven sicher und leicht zu überschauen. Jener würde ihn isoliren; dieser setzt ihn in Verbindung und Uebereinstimmung mit allen andern Beobachtern. Und je leichter Jemand die gegenseitigen Bewegungen der Dinge zusammenfaßt, desto mehr weiß er voraus vom künftigen Geschehen, dem wirklichen sowohl als dem scheinbaren; weil auf dem Unterschiede des Zusammen und Nichtzusammen der Dinge alles Eintreten oder Ausbleiben des wirklichen Geschehens beruht*)."

§. XXII.

Indem nun sämmtliche Bewegungen und Begebenheiten in das Abstractum der Einen Zeitlinie zusammenfallen, findet jeder Punkt der verschiedenen Zeitreihen, deren jede sich auf ein eigenes Bewegte bezieht, einen gleichzeitigen auf allen anderen Linien. So entstehen bestimmte Entfernungen des verschiedenartigsten Geschehens in der Einen Zeit, die alle jene Linien in sich faßt, und alles wahrnehmbare Geschehen fällt in bestimmte endliche Zeiten. Und da jede Bewegung sich rückwärts ins Unendliche verfolgen läßt, so läßt sich bei gegebener Geschwindigkeit für jedes frühere Ereigniß der Ort, wo das Bewegte, dem später etwas geschieht, damals muß gewesen seyn, und somit auch der Grund angeben, warum zwei oder mehrere Begebenheiten nicht zugleich, sondern in bestimmten Entfernungen nach einander eintreten. So entsteht für den Beobachter ein reihenförmiger Ablauf eines mannigfaltig in

*) Vgl. Herbart Metaph. Bd. II, S. 328.

einander eingreifenden Geschehens, ohne daß weder der Anfang noch der Fortgang irgend einer Reihe von Begebenheiten an sich betrachtet wunderbar wäre. Dabei ist die Menge des wirklichen Geschehens in der uns umgebenden Welt nothwendig geringer, als wenn alle Wesen, deren Zahl nicht unendlich seyn kann, in einem vollkommenen Zusammen zeitlos ineinander ruhten. — Eine endliche Menge der Realen bildet ferner ein endliches Quantum Materie; obwohl also die Welt nicht in bestimmte Grenzen eingeschlossen ist, — denn die Bewegungen nehmen sich Platz, soviel sie brauchen, — so ist sie doch in keinem Momente unendlich ausgedehnt. Die endlose Dauer des Realen aber bedeutet nichts ohne den Wechsel der Momente; wie man daher auch die Annahme des wechselnden Zusammen und Nichtzusammen sammt den Bewegungen, deren jede sich ins Unendliche rückwärts verfolgen läßt, machen wolle, Dauer und Wechsel gelten immer nur beziehungsweise; kein Theil der Zeit ist leer vom wirklichen Geschehen; die Endlichkeit gehört dem Wirklichen, die Unendlichkeit dem objectiven Scheine, und welches Maaß des letzteren auch eine Intelligenz bereit halte für das, was für sie geschieht, es überragt nicht das, was unabhängig von Raum und Zeit, wahrhaft ist.

An den Begriff der Bewegung knüpft sich, wie wir oben (§. XX.) gesehen haben, der Begriff der Zeit, als der Zahl des Wechsels. Jede Bewegung ist ferner gleich geeignet, um den Begriff der Zeit davon zu abstrahiren; denn die Zeit als Zahl ist gleichgültig gegen die besondere Beschaffenheit dessen, was sie zählt, und das heißt in diesem besonderen Falle: gegen den Unterschied der Richtungen und der Geschwindigkeiten. Für jede Bewegung wird also eine eigene Zeitreihe construirt

werden, wie wir sie mit ihrer nach zwei Seiten ins Unendliche sich erstreckenden Richtung als Analogon des Raumes kennen gelernt haben; aber alle diese Zeitreihen fallen in das Abstractum der Einen Zeit zusammen, insofern von den Veranlassungen der Construction abgesehen und nur der gemeinsame Charakter derselben festgehalten wird. Steht das fest, so kann zuvörderst gefragt werden, wie der Zuschauer dazu komme, die Reihen des zeitlichen Geschehens nicht nur zu unterscheiden, sondern auch zu bestimmen. Beides hat für uns keine Schwierigkeit mehr. Denn eben, indem die einzelnen Zeitlinien zusammenfallen in das Abstractum der Einen Zeit, findet jeder Punkt derselben auf allen übrigen den ihm entsprechenden, d. h. gleichzeitigen. Die zwischenliegenden Punkte ergeben also bestimmte Distanzen auf der Zeitlinie, deren Auffassung als bloßer Zeitdistanzen unabhängig ist von der Verschiedenartigkeit oder Gleichartigkeit des Geschehens. Indem somit die Reihen des verschiedenartigsten Geschehens sich in derselben Zeit begegnen, fällt alles wahrnehmbare Geschehen in bestimmte Zeiten und die Bestimmung derselben (ihr Eintritt, ihre Dauer und ihr Aufhören) wird mehr oder weniger genau durch die Beobachtung möglich, welche Veränderungen des einen Dinges zugleich eintreten mit den Zuständen anderer Dinge, die sich schon verändert haben. Die Zeiträume werden, wie die Distanzen im Raume, aneinander gemessen, und für die gegenseitige Verständigung ist nur nöthig, über irgend ein conventionell angenommenes Grundmaaß sich zu vereinigen. Die Lücken aber zwischen dem wirklichen Geschehen, die in Beziehung auf ein bestimmtes Geschehen leeren Zeiten, werden ergänzt durch angenommene oder beobachtete Bewegung anderer Gegenstände. Fragt sich nun der Zuschauer, indem die irgend wie mannigfaltig sich durchkreuzenden Reihen des zeitlichen Geschehens für seine Zusammenfassung entstehen, nach dem Grunde, warum eine Begebenheit nicht früher und nicht später eingetreten sey, so bedarf es dazu, wenn die Frage ausschließend auf das Früher und Später geht, nur einer rückwärtslaufenden Construction der Bewegung, welche das Geschehen eben jetzt

eintreten ließ. Denn jede Bewegung an sich betrachtet läßt sich rückwärts ins Unendliche verfolgen, für jedes frühere Ereigniß läßt sich also „unter Voraussetzung gegebener Geschwindigkeit, der Ort, wo damals das Bewegte, dem später etwas geschieht, noch müsse gewesen seyn, und hiermit auch der Grund angeben, warum die beiden Begebenheiten nicht zugleich, sondern nur in bestimmter Zeitdistanz nacheinander eintreten. Denn die Bewegung mußte erst vollendet seyn, um dasjenige Zusammen herbeizuführen, worauf das spätere Ereigniß als auf seiner nothwendigen Bedingung ruht. Und sie konnte bei gegebener Geschwindigkeit nicht früher noch später vollendet werden."

Aber dieser Grund ist an sich keine Ursache im ontologischen Sinne des Wortes. Die bloße Succession der Begebenheiten ist kein wirkliches, sondern nur ein scheinbares Geschehen (d. h. der in ihr ablaufende Wechsel trifft nicht die Realen als solche, sondern nur die Zusammenfassung des Zuschauers); was sich irgend ausschließend auf sie bezieht, mag zwar (wie sich dies bei der Construction der Materie gezeigt hat) als begleitende Erscheinung in nothwendiger Verbindung stehen mit dem wirklichen Geschehen; an sich betrachtet führt es aber eben so wenig auf eine Reihe von Ursachen, als auf die Nothwendigkeit einer ersten Ursache. Der wahre Causalbegriff, wie er in der Ontologie durch den Begriff der Selbsterhaltung bestimmt worden ist, hat seinen Sitz nicht auf der Oberfläche der Erscheinungen, sondern in einer Tiefe, bis zu welcher keine Beobachtung dringen kann, und alles, was der bloßen Beobachtung, der räumlichen und zeitlichen Zusammenfassung gilt, kann auf ihn wenigstens nicht unmittelbar zurückgeführt werden. Aber auch, wo eine solche Vermittelung nothwendig wird, wie bei der Materie, der Mittheilung der Bewegung u. s. w, führt sie nur auf scheinbar bewegende Kräfte, weil nun einmal die bloße Bewegung nicht für eine wirkliche Veränderung dessen, was sich bewegt, gelten kann. Es würde die vollkommenste Inconsequenz seyn, wenn dem von Kant aufgestellten Causalitätsbegriff, dessen Geltung als einer bloßen Regel der Zeitfolge schlechthin auf bloße Erscheinungen be-

schränkt ist, und gegen dessen Unzulänglichkeit schon die allererſten Vorbereitungen der Propädeutik warnen mußten (S. 81), die Bedeutung des wirklichen Geschehens im Gegensatze des scheinbaren aufgeopfert würde. Bewegung, als bloße Veränderung des Ortes, bedarf nicht nothwendig einer Ursache; sie ist überall möglich, wo ein von einander unabhängiges Reale nicht gebunden ist an die Form der räumlichen Zusammenfassung, die der Zuschauer etwa für sie bereit halten möchte. Mit ihr aber entwickeln sich Reihen von Begebenheiten, und für die Erklärung derselben ist so lange keine Berufung auf etwas Anderes als die durch nichts gehemmte Ursprünglichkeit der Bewegung nöthig, als nicht höhere Merkmale des Gegebenen in Untersuchung gezogen werden. Der Anfang irgend einer Reihe von Naturbegebenheiten ist also nicht wunderbar; denn als Anfang gilt er nur dem Zuschauer, und bedeutet nichts für die an sich raum- und zeitlose Welt der Realen. Der Fortgang der Reihe aber ist eben so wenig wunderbar, aus demselben Grunde. Mögen die Realen nicht zusammen oder zusammen seyn; im ersteren Falle werden sie ihre Bewegungen gleichförmig fortsetzen, im zweiten wird ein mannigfaltiges inneres Geschehen mit genau bestimmter innerer Gesetzmäßigkeit eintreten, als dessen Folge neue Bewegungen entstehen können, je nachdem neue Ursachen hinzukommen, deren Störungen und Selbsterhaltungen Genüge geschehen muß.

Aber indem die Metaphysik diese Sätze aussprechen muß, wird sie sich nicht anmaßen, sie über die Grenzen auszudehnen, innerhalb deren sie auf dieselben geführt wird. Ihre Behauptung geht nur dahin: hat erst auf Geheiß des Gegebenen eine Vielheit der Realen sammt der Möglichkeit des Zusammen und Nichtzusammen irgend einem Zuschauer gegenüber angenommen werden müssen, so steht zu erwarten, daß sich für ihn das Schauspiel irgend eines Naturlaufes entwickeln werde. Aber wie dieser Naturlauf beschaffen seyn, ob er auch nur die mindesten Spuren von Schönheit, Zweckmäßigkeit und regelmäßiger Gliederung der Begebenheiten verrathen werde, darüber entscheidet die allgemeine Metaphysik von ihrem

Standpunkte aus nicht das Geringste. „Sie muß auf ihrem Posten bleiben;" wer ihr Vorwürfe darüber macht, daß sie das thut, der müßte vergessen, daß erst jede Untersuchung in ihren eigenen Grenzen zu Ende geführt werden muß, ehe gefragt werden kann, was außerhalb derselben noch auf weitere Betrachtung Anspruch macht.

Innerhalb des Kreises der Metaphysik fallen aber jedenfalls noch die Fragen, welche sich auf die Grenzen der Welt in Raum und Zeit beziehen*). Indem die Metaphysik unternimmt, etwas darüber zu entscheiden, erinnert sie sich, daß sie dadurch auf keine Weise in dem Gebiete einer Lehre, die sich den Namen der Kosmologie geben würde, Eroberungen zu machen im Sinne haben kann. Denn sie ruht auf dem Gegebenen, und alles ihr Wissen ist eingeschlossen in die Grenzen des Gegebenen. Vielmehr würde jene Frage für sie ganz unbeantwortlich seyn, wenn sie sich nicht eben auf die bloße Form der Zusammenfassung bezöge, von welcher entschieden werden kann, wie sie sich zu dem Realen selbst verhalte.

Was nun die erste Frage nach den Grenzen der Welt

---

*) Bekanntlich hat Kant diese beiden Fragen in der ersten Antinomie der reinen Vernunft zusammengestellt, mit welchem Rechte wird sich sogleich zeigen. Auf die übrigen Antinomien ist nicht nöthig besonders einzugehen, da sie ihre Entscheidung durch die bisherigen Untersuchungen schon erhalten haben und es dem Leser überlassen bleiben mag, in den Betrachtungen, welche Kant darüber anstellt, die wahre und falsche Dialektik zu entscheiden. Der Streit der Thesis gegen die Antithesis ist der Streit des Unbedingten gegen das Unendliche; die Hauptsache das Recht der Thesis gegen die Antithesis; wobei bemerkt werden muß, daß die Antithesis der dritten Antinomie („es ist keine Freiheit, sondern alles in der Natur geschieht lediglich nach den Gesetzen der Natur") die wahre Thesis ist, und die Thesis („die Causalität nach Gesetzen der Natur ist nicht die einzige, aus welcher die Erscheinungen der Welt insgesammt abgeleitet werden können") auf die Seite der Antithesis gestellt werden muß. Denn die Freiheit in dem Sinne Kant's ist Selbstbestimmung; absolute Selbstbestimmung aber ist ein Widerspruch oder führt rückwärts in eine unendliche Reihe. Einige ausführlichere Bemerkungen über die Kant'schen Antinomien s. bei Herbart Metaph Bd. II, S. 333; besonders aber Psychol. Bd. II, S. 394 ff.

im Raume anlangt, so müssen wir dabei auf die Construction der Materie zurückblicken. Dort ergab sich, daß jeder materielle Körper als ein Aggregat einfacher Wesen anzusehen ist, deren Summe zwar größer ist, als das Quantum des reinen Außereinander in dem davon erfüllten Raume, aber doch nicht für unendlich groß gehalten werden darf, indem die Materie ihren Raum nicht nach dem Begriffe des geometrischen Continuums, sondern mit einem für jede Art von Materie bestimmten Grade partieller gegenseitiger Durchdringung erfüllt, d. h. eine endliche Anzahl realer Wesen bildet eine endliche Quantität Materie, und umgekehrt, jedes endliche Quantum Materie besteht aus einer endlichen Anzahl Realer. Sollte nun die Welt als unendlich ausgedehnt im Raume gedacht werden müssen, so müßte die Anzahl der Realen unendlich seyn. Man entwickele diese Annahme, so findet sich, daß einer unendlichen Summe immer noch etwas hinzuzusetzen ist, daß man mit den dazu gehörigen Setzungen niemals fertig werden kann; was der Bedingung der absoluten Position gerade zuwiderläuft. Eine unendliche Menge des Realen setzen wollen, hieße erklären, daß es überhaupt bei keinen Setzungen sein Bewenden haben solle; obgleich daher die Menge der Realen für jedes menschliche Denken schlechthin unermeßlich seyn mag, so verträgt sie doch nicht im strengen Sinne durch den Begriff des Unendlichen gedacht zu werden; denn das Reale und das Unendliche fliehen sich gegenseitig.

Eine endliche, wenn auch wie immer große Menge von Realen aber bildet eine endliche Masse; folglich kann im Falle des Zusammen der Realen die Größe der letzteren nicht unendlich seyn. Aber die Realen müssen nicht nothwendig zusammen seyn; man kann sie auch denken als getrennt durch unendliche Zwischenräume. Man könnte nun diesem Gedanken Raum geben; denn jede Bewegung läßt sich nach beiden Seiten hin ins Unendliche construiren. Aber dennoch würde auch diese Annahme nicht passen zu der Möglichkeit des Zusammen überhaupt; denn unendliche Zwischenräume erfordern eine unendliche Zeit, damit das Zu-

sammen an die Stelle des Nichtzusammen trete; und was erst in unendlicher Zeit erfolgen soll, erfolgt niemals. Aus der Möglichkeit des Zusammen würde auf diese Weise eine Unmöglichkeit; soll daher jene nicht aufgehoben werden, so hat auch die Welt in jedem Momente ihre bestimmten Grenzen. Aber die Grenzen sind keine bleibenden, nicht zu überschreitenden; denn die Bewegungen, gleichviel ob veranlaßt oder unveranlaßt, nehmen sich Platz, so viel sie brauchen; und finden ihn ganz gewiß, da das leere Nichts, der Raum, das bloße Abstractum solcher und anderer Lagenverhältnisse, dem Etwas keine Gesetze vorschreiben kann, sondern überhaupt für den Zuschauer — und diesem gilt er — entsteht, wo etwas ist.

Soll für die zweite Frage nach den Grenzen der Welt in der Zeit eine ähnliche Entscheidung versucht werden, so wird man nicht übersehen dürfen, daß die Begriffe des Anfanges, der Dauer und des Endes nur zufällig auf das Reale und das wirkliche Geschehen übertragen werden, indem der Wechsel, die Reihen der Begebenheiten, unter den Begriff eines Zählbaren zusammengefaßt werden. Ginge man daher hier von einer Annahme aus, welche die Möglichkeit des Vergleichens und Zählens abschnitte, so würde auch der Begriff der Dauer keine Anwendung finden. Dieser Fall würde eintreten, wenn man sich alle Realen ohne Wechsel in der vollkommensten Durchdringung dächte. Mit dieser Voraussetzung wäre allerdings die größtmögliche Summe des wirklichen Geschehens gesetzt, von welcher diejenige, welche bei einem wechselnden Zusammen und Nichtzusammen der Realen eintritt, immer nur ein Theil seyn kann. Aber so wie dieses mögliche Maximum des wirklichen Geschehens für die endliche Menge der Realen endlich seyn müßte, so wäre auch in dem angenommenen Falle gar keine Veranlassung, von der Zeit, weder von der endlichen noch der unendlichen, zu sprechen.

Indessen paßt diese Annahme keineswegs zu dem Gegebenen, welches uns auf ein mannigfaltiges Nichtzusammen der Realen und überdies auf Verhältnisse des Gegensatzes unter den Realen hinführte, welche eine vollkommene Durchdringung aller mit allen geradezu unmöglich macht. Setzt

man daher für irgend welche Reale einen ersten Zusammenstoß, so lassen sich ohne Zweifel die vorgängigen Bewegungen rückwärts ins Unendliche verfolgen; diese rückwärts gehende Construction, obgleich sie für die Realen selbst nichts ist, erzeugt für den Beobachter den Begriff einer Dauer ohne Ende, und verbietet, den Realen selbst einen Anfang zuzuschreiben.

Verbindet man nun beide Annahmen mit einander, so daß einige Reale als ursprünglich zusammen, andere (gleichviel wie viele) als nicht zusammen gedacht werden, und daß nun irgend ein Getrenntes stoße auf das Verbundene, so kann zwar von einem ersten Zusammenkommen, aber von keinem ersten Zusammenseyn gesprochen werden. Den ursprünglich Verbundenen gilt, wie wir gesehen haben, an sich die Zeit nicht; dennoch wird, wenn man die Bewegungen des Getrennten rückwärts verfolgt, die Frage entstehen: ob, wo auch immer das Getrennte in irgend einem Zeitpunkte sich befunden haben möge, auch damals schon das Verbundene verbunden gewesen sey? Die Antwort ist bejahend; aber sie gilt nur vergleichungsweise, indem, während einiges wechselt, anderem die Dauer zugeschrieben werden muß. Wie man daher die Voraussetzung abändern möge, in jedem Falle wird, wo ein Wechselndes gegenüber einem Beharrlichen sich der Auffassung darbietet, eine endliche Summe des Geschehens sich durch eine unendliche Zeit ausbreiten. Aber nur für den Zuschauer, welcher jeder gefundenen Zahl des Wechsels immer noch etwas hinzuzusetzen durch das Beharren des Nichtwechselnden genöthigt ist.

Und so gehört denn die Endlichkeit dem Wirklichen, die Unendlichkeit dem objectiven Schein. Für diejenigen, für welche der Begriff des Unendlichen ein Gegenstand des Staunens, vielleicht sogar der Verehrung ist, als ob das Endliche schon an sich einen geringeren Werth hätte, als jenes, wird dieser Satz, sowie mancher vorhergehende, anstößig seyn. Möchten sie daher doch vorher überlegen, ob denn das Unendliche als unendlich oder das Endliche als endlich überhaupt irgend einen Werth habe? In der That befinden wir uns hier in der Metaphysik so sehr auf dem Gebiete dessen, was ganz und gar ohne Anspruch auf Werthschätzung ist,

daß nur die stärksten Verwechselungen eine Gefahr für irgend ein, höher als alle Metaphysik liegendes Interesse fürchten lassen können. Allerdings hat man die beiden Begriffe des Unendlichen und Unbedingten gleichgesetzt, ohne zu merken, daß jener einen immer weiteren Fortschritt der Setzung fordert, welchen dieser geradezu verbietet, und daß jedes Glied einer unendlichen Reihe bedingt ist durch alle vorhergehenden, während eine Reihe als solche gar nicht absolut gesetzt werden kann; man hat ferner den Regressus ins Unendliche, der als regulatives Princip für die Aufsuchung der Totalität der Reihe der Bedingungen, also des Unbedingten, zu betrachten sey, als gegründet auf die Idee des Unbedingten, einem eigenen Vermögen, der Vernunft zugeschrieben; man hat mit der Bedeutung dieses regulativen Princips, als eines Leitfadens für theoretische Untersuchungen, die auf praktische Interessen sich berufende Forderung der transscendentalen Freiheit vermischt und die angeblich im Ich vorhandene Tendenz zu einer ins Unendliche gehenden Selbstthätigkeit für den wahren Ausdruck der Sittlichkeit ausgegeben, ohne nur im mindesten zu fragen, was diese Thätigkeit anstrebe und wodurch diesem Streben eine Würde zukomme; man hat dann das Unendliche selbst absolut gesetzt; und endlich gelehrt, das immanente Nichtseyn jedes Positiven, das Hinausgehen des bestimmten Was über sich selbst in sein Anderes, sein Zusammengehen mit seinem eigenen Gegensatze sey die wahre Unendlichkeit! — Allen diesen Lehren gegenüber würde Polemik zu nichts führen, wenn der Leser sich nicht schon ohnedies vollkommen deutlich gemacht hat, daß weder der Begriff des Unendlichen, noch der des Unbedingten zu dem hohen Adel unserer Gedanken gehört, daß der erstere, ohne irgendwie das Eigenthum dieses oder jenes besonderen Vermögens zu seyn, überall entsteht, wo man auf Constructionen stößt, von welchen sich nachweisen läßt, daß ihr Inhalt, welcher der allerleerste und gleichgültigste seyn kann*),

*) Nicht nothwendig ist. An der Stelle der praktischen Philosophie, wo sich der Begriff einer ins Unendliche fortschreitenden sittlichen Vervollkommnung entwickelt, treten Interessen auf, für welche keine theore-

sich nicht vollständig zusammenfassen läßt, indem die Construction sich aus sich selbst immer von Neuem erzeugt, und daß der Begriff des Unbedingten, der einen solchen Fortschritt oder Rückschritt ohne Ende verbietet, schon da ist, wo man irgend etwas und zwar das, was wir alle unvermeidlich erfahren, wirklich gesetzt hat. Dann mag, wenn man findet, daß die Dinge nicht so sind, wie sie scheinen, die Frage entstehen, was das Unbedingte sey; aber die Reihe der Bedingungen ins Unendliche verlängern, jedem Gesetzten immer noch etwas voraussetzen, heißt behaupten, alles in Gedanken Erreichbare sey bedingt und dies wieder heißt: Alles ist Nichts.

Aber eben deshalb überragt auch die Vorstellung des Unendlichen nicht das Reale. An sich ist, was ist, weder endlich noch unendlich, und wenn sich genügende Gründe finden, beiderlei Vorstellungsarten in einem zusammenfassenden Denken auszubilden, so müssen wenigstens die Grenzen beachtet werden, innerhalb deren jede derselben ihr gutes Recht hat.

§. XXIII.

Wenn nun aber auch die Gesetzmäßigkeit des vorhandenen Scheines ihren Ausdruck findet in den bisher

---

tische Untersuchung weder ein Analogon, noch ein Maaß hat. Aber der Beifall und die Achtung, welche ein sittliches Verhältniß in Anspruch nimmt, kommt ihm nicht von dem Begriffe des Unendlichen, sondern gebührt ursprünglich dem Willen, welcher als der Vollkommenheit zustrebend gedacht wird. — Uebrigens kann noch bemerkt werden, daß, wenn Hegel (Logik Bd. I. S. 84, 1. Aufl.) den Ausdruck: schlechte Unendlichkeit, hauptsächlich dadurch rechtfertigt, „daß der Gedanke des (quantitativen) Progresses ins Unendliche, angekommen bei dem: Und so fort ins Unendliche, sein Ende erreicht habe und über dies Hinausgehen nicht selbst hinausgegangen werde", eben dieses: Und so fort — das fortzusetzende Hinausgehen über das Hinausgegangenseyn andeutet. Es wird dadurch nicht „eine neue Grenze gesetzt", sondern vielmehr erklärt, daß keine Grenze gesetzt sey und auch nicht gesetzt werden könne und dürfe.

entwickelten Formen, so ist doch die ganze auf Veranlassung desselben angenommene Summe der Realen unfähig selbst den Schein zu tragen; sie scheint selbst nur durch die Form des Scheines; ihm, dem Scheine, fehlt noch alles Entsprechende im Gebiete des Realen. Der Schein scheint irgend wem — Einem, als Masse. Ein Vorstellendes also, welches selbst nicht wieder scheinen, sondern seyn muß, ist der Träger des Scheines. Und die gesammte Welt des Scheines ist für den Vorstellenden nur, inwiefern er vorstellt, in ihm; — warum sollte sie außer ihm seyn? — So würde der ganze bisher ausgebildete Realismus unvermeidlich die Beute des Idealismus, wenn sich nicht das Vorstellen irgend eines Scheines für den Vorstellenden verwickelt fände in das Vorstellen seiner selbst als des Vorstellenden und dadurch erinnerte an das Ich, welches als ein widersprechender Begriff schon längst als Problem bereit liegt, und nunmehr seiner gesetzmäßigen Lösung entgegensieht.

Wenn zu hoffen steht, daß schon die kurzen Worte des §. hinreichen, um die scheinbar gefährliche Lücke sichtbar zu machen, welche die bisherigen Untersuchungen offen gelassen haben, so wird die Erläuterung desselben desto eher ihren Zweck erreichen, der darin besteht, das Bedürfniß einer das Bisherige ergänzenden Reihe von Untersuchungen sichtbar zu machen, und so den nothwendigen Fortschritt von der Synechologie zur Eidolologie ebenso zu begründen, wie sich schon früher aus der Ontologie das Bedürfniß der Synechologie entwickelte.

Nachdem uns die Erscheinungen hingetrieben hatten zu einer solchen Setzung der Realen, wie sie dem Begriffe der absoluten Position und den gegebenen Problemen der Erfahrung allein angemessen war, mußte unsere wesentliche Sorge überall

dahin gehen, dem Begriffe des Realen treu zu bleiben und alles von ihm fern zu halten, was sich mit der absoluten Position nicht verträgt. Die daraus hervorgegangene Lehre wurde daher nothwendig Realismus, nicht in dem Sinne, in welchem die von aller Metaphysik unberührte Auffassung des Gegebenen, der rohe Empirismus diesen Namen für sich in Anspruch nimmt, sondern es entstand uns vielmehr ein von den Irrthümern dieser Auffassung gereinigter Realismus, dessen wesentliches Kennzeichen gerade in seinem Gegensatze gegen die letztern besteht. Ihn charakterisirt neben dem offenen Geständnisse der Unbekanntschaft mit der wahren Beschaffenheit des Realen das Vertrauen auf die Richtigkeit der nicht durch das Schauen, sondern durch das Denken gewonnenen formalen Bestimmungen über die Qualität des Realen, so wie über dasjenige Geschehen, welches dem gegebenen Scheine der Veränderung als wirkliches vorausgesetzt werden muß; ihn charakterisirt die mit den ontologischen Lehren in unzertrennlicher Verbindung stehende Einsicht, daß Raum und Zeit sammt allem, was unter diese Begriffe fällt, in das Gebiet des Scheines gehört, der zwar unabhängig von der Person des Zuschauers, doch für die Realen selbst keine wesentliche Bestimmtheit ausdrückt.

Hier nun erhebt sich aber die Frage: wie ist es möglich, daß das Reale erscheine? und zwar nicht nur, indem die Verbindungen desselben eine Form annehmen, die ihm an sich nicht eigenthümlich ist — denn diese Form ist selbst nur die Form des Scheines, — sondern vielmehr, indem es sich durch sinnlich wahrnehmbare Eigenschaften verräth, die gleichwohl seine wahre Qualität nicht sind. Denn den Glauben, als sey die letztere in dem Stoffe unserer sinnlichen Empfindungen gegeben, haben uns schon die ersten Bewegungen der niederen Skepsis entrissen, und keine der folgenden Untersuchungen hat uns erlaubt, dieses erste Resultat zurückzunehmen. Wie nun soll das Reale aus sich herausgehen, um zu erscheinen? sich mit dem Scheine, wie mit einem fremden Gewande zu bekleiden? Kann es denn überhaupt aus sich herausgehen, um sich selbst ein anderes,

scheinbares zu werden? — Alles bisherige antwortet darauf durch das entschiedenste: Nein! Denn wenn auch die Ontologie auf das Gebot der Inhärenz und der Veränderung eine Vielheit von Realen sammt deren gegenseitigen Selbsterhaltungen hat annehmen müssen, wenn auch diese Selbsterhaltungen für dasjenige wirkliche Geschehen erklärt werden mußten, dessen Ausdruck die erscheinenden Merkmale seyen, so erklärt dennoch alles dieses auch nicht einmal scheinbar die Merkmale, als erscheinende. Denn gesetzt zwei oder irgend wie viele Reale werden veranlaßt zu gegenseitiger Selbsterhaltung, so ist jede derselben ganz und gar ein innerer Zustand des Realen selbst; sie gilt ihm für sich; und darin liegt nicht das geringste von einer Nothwendigkeit, daß die Realen sich gegenseitig so oder anders erscheinen, von einander eine gleichviel ob wahre oder falsche Kunde erhalten.

Es ist mithin ebenso unverkennbar, daß, während die ganze bisher angenommene intelligible Welt der Realen nicht fähig ist, den Schein als Schein zu tragen, doch der letztere auf ein Reales als seinen Träger hinweist, als es andrerseits unmöglich seyn dürfte, sich dabei nicht an Sich selbst, den von dem Scheine Wissenden, ihn Vorstellenden zu erinnern. Denn längst schon kennen wir die doppelte Beziehung, welche in dem Begriffe des Scheines liegt (vergl. S. 60, S. 422 ff.); die eine davon gilt dem Subjecte, welchem etwas scheint, und von diesem Subject weiß jeder unmittelbar, indem er von sich als dem Vorstellenden und Denkenden weiß. — Die Complexionen des Scheines sammt deren Veränderungen sind meine Vorstellungen; die mich umgebende Welt sammt Raum, Zeit und Bewegung ist nichts, als der Inbegriff dieser Complexionen; der Schein als Schein ist mein Zustand, meine Empfindung; eben mein Wissen vom Scheine ist selbst der Schein! Und Ich, der Wissende, den Schein mir Auslegende bin selbst eine Complexion eines mannigfaltigen Denkens, Fühlens, Wollens und Handelns; aber Ich bin derselbe in allen diesen Zuständen und Handlungen, durch welche ich mir selbst nur erscheine! Möge also der Schein hindeuten auf das Seyende; der reale Träger des Scheines bin Ich; keines an-

dern Realen bedarf es den Schein zu erklären, als dieses Ich. —

So drängt sich also das Wissen von Sich als dem Wissenden um so unvermeidlicher in den Kreis der metaphysischen Forschung ein, je strenger man sich von der Unzulänglichkeit des bis jetzt Gewonnenen zur Erklärung eines, gleichviel ob wahren oder falschen Wissens Rechenschaft gibt. Man sieht, wie die Berufung auf das Ich, als das Einzige zur Erklärung des Scheines taugliche Reale, mit nichts Geringerem, als der Umkehrung unseres ganzen Realismus droht. Denn wir müssen nicht nur zugeben, sondern wir müssen es sogar geltend machen, daß der Schein auf einen realen Träger hinweist, und als diesen Träger bietet das unmittelbare Bewußtseyn das Ich dar, dessen wechselnder Vorstellungskreis der wechselnde Schein ist. Wozu bedarf es also eines Realen außer dem Ich, wenn sich nachweisen läßt, nicht etwa nur, wie das Ich zu der Vorstellung des Scheines gelange, sondern vielmehr, wie es den Schein aus sich selbst hervorbringe? Es selbst als das Eine Reale genügt dann; unser bisheriges Denken war ein Irrthum, eine überflüssige Verzögerung der wahren Erkenntniß, die wir um so mehr zu bedauern hätten, je länger sie uns aufgehalten hat.

Daß nun dies nicht nöthig sey, daß die geforderte Nachweisung dem Idealismus nicht gelingen kann, das zwar lehrt die Erinnerung an die Ungereimtheiten in dem Begriffe des Ich. Der Idealismus ist ein Feind, welchen wir zu fürchten haben würden, wenn die Waffen, mit welchen, und der Boden, auf welchem er kämpft, uns noch ganz unbekannt wären. Aber obgleich es uns hinlänglich deutlich geworden ist, daß das Ich seinen Anspruch auf Realität nicht im Geringsten rechtfertigen kann, so hindert das doch nicht, daß uns die Lücke fühlbar wird, die im Allgemeinen durch die Frage nach dem Ich und dessen wechselnden Vorstellungskreise, dem Vorhandenseyn eines gleichviel ob scheinbaren oder wahren Wissens, den Gründen des ersteren und der Möglichkeit des letzteren bezeichnet wird. Jedoch gerade indem sich die Lücke hier zeigt,

eröffnet sich die Aussicht auf das Ende der allgemeinen metaphysischen Untersuchungen. Denn sie weist genau auf denselben Begriff hin, zu dessen Bearbeitung wir auch unabhängig von dem hier dargebotenen Motive des Fortschrittes als der letzten von den ursprünglichen Aufgaben der Metaphysik verpflichtet gewesen seyn würden. Zugleich kommt durch dieses doppelte Motiv ein Zusammenhang in die Untersuchung, von welchem, so lange wir unseren Standpunkt außerhalb der Wissenschaft selbst hatten, natürlich nichts sichtbar seyn konnte. Jetzt hingegen ist es deutlich geworden, daß, was man mit einem populären Ausdrucke unter dem Namen der äußeren Erfahrung zusammenfaßt, in einer solchen Beziehung zu der inneren steht, daß über jene keine vollständige Rechenschaft möglich ist, ehe nicht diese gleichmäßig der Untersuchung unterworfen worden ist. Am Ziele werden wir dann seyn, wenn sich gezeigt haben wird, ob die Antworten auf die uns noch vorliegenden Fragen uns zu der Voraussetzung derselben realen Welt nöthigen, auf deren Setzung die äußere Erfahrung schon geführt hat; indem im Gegenfalle das Folgende freilich eine Palinodie seyn würde, die leicht die Nothwendigkeit einer zweiten Metaphysik herbeiführen könnte. Wie gegründet oder ungegründet nun eine solche Furcht seyn würde, zu zeigen, mag der Eidolologie selbst überlassen bleiben.

Dritter Theil.

Eidolologie.

Erstes Capitel.

Von dem Probleme in dem Begriffe des Ich. Metaphysische Grundlegung der Psychologie.

§. XXIV.

In dem Probleme des Ich fand sich zweierlei ineinander verwickelt, der mannigfaltige und veränderliche Schein und die bloße Ichheit. Hat nun auch die genaue Bestimmung dieses Begriffes gelehrt, daß das Ich als solches nicht erlaubt, gedacht zu werden durch den Begriff des Scheines als des Nichtichs, sondern daß sein Begriff ausschließend der eines mit dem (vorgestellten) Objecte identischen Subjectes ist, so mußte doch auch anerkannt werden (§. XXIII.), daß das Vorhandenseyn des Scheines räthselhaft, die Möglichkeit, wie irgend ein Subject, als ein ihn vorstellendes, überhaupt gedacht werden könne, noch unbekannt ist. Wird zunächst dieses den Schein vorstellende Subject, welches für Jeden sein eigenes Ich, seine individuelle Per-

sönlichkeit ist, der inneren Erfahrung gemäß aufgefaßt als eine Complexion mannigfaltiger und veränderlicher Merkmale, so fällt es somit unter die logisch höheren Probleme der Inhärenz und der Veränderung (§. III —V.). Da nun der Schein der Inhärenz jederzeit die Anzeige eines mehrfachen Realen ist, da um der gegebenen Einheit der Complexion willen ein und dasselbe Reale in einem vielfachen Zusammen mit anderen Realen gedacht werden muß, und zwar wenigstens mit so vielen als Ursachen, als wie viele Merkmale gegeben sind, so folgt: daß um der Einheit des in seinen mannigfaltigen und wechselnden Vorstellungen und Zuständen identischen Subjectes willen Ein Reales, die Seele, als Substanz in einem hinreichend vielfältigen und wechselnden Zusammen mit anderen Realen vorauszusetzen, daß mithin von der Qualität der Seele jede ursprüngliche Vielheit von Kräften und Vermögen, Trieben und Tendenzen auszuschließen ist, daß vielmehr alle Vorstellungen als ein wirkliches Geschehen in der Seele unter den Begriff der Selbsterhaltung gegen andere Reale fallen (§. VII. VIII.) und daß als eine besondere Bestimmung dieses inneren Geschehens, falls die mehreren Selbsterhaltungen entgegengesetzt wären, eine gegenseitige Hemmung der Vorstellungen gedacht werden müsse (§. IX.).

Nachdem uns die letzten Betrachtungen der Synechologie von der Nothwendigkeit überzeugt haben, in unserer Untersuchung von dem gegebenen Scheine zu dem realen Träger desselben fortzuschreiten, und wir auf diese Weise erinnert worden sind, daß unser gesammtes Vorstellen, Denken und Wissen unser Denken und Wissen sey, liegt es uns ob, vor allem

anderen genau zu prüfen, was zur Erklärung vorliegt, und welches die festen Punkte im Gegebenen sind, von welchen die geforderte Ergänzung der Ontologie und Synechologie mit Sicherheit ausgehen könne. Hierzu nun ist vor allem nöthig, sich dasjenige möglichst vollständig zurückzurufen, was im Laufe der propädeutischen Untersuchungen über den Begriff des Ich gesagt worden ist (S. 111—128), und wir würden diese hier unumgänglich nothwendige Wiederholung dem Leser ganz und gar überlassen, wenn nicht die Art, wie wir hier auf das Ich geführt worden sind, für die Anordnung der Untersuchung einige vorläufige Bemerkungen rathsam machte.

Als wir den Hauptbegriff der inneren Erfahrung, das Ich, unabhängig von seiner Beziehung auf die übrigen Probleme blos als ein unzweideutig Gegebenes zur Rechenschaft zogen, fanden wir eine doppelte Ansicht von ihm möglich, von welchen die eine sich auf das Ich als die individuelle Persönlichkeit, die andere auf das Ich als solches, das reine Ich bezog. Jene bezeichnete ein überaus mannigfaltiges, veränderliches, fortwährend neuen Zusätzen entgegensehendes Aggregat innerer Zustände, welche die Sprache ganz im Allgemeinen und für die individuelle Bestimmtheit der letzteren sehr ungenügend unter die Begriffe: Vorstellen, Empfinden, Denken, Fühlen, Wollen u. s. w. zusammenfaßt; ein Aggregat, welchem es gleichwohl ganz wesentlich ist, daß alle seine Bestandtheile Einem und Demselben, der vorstellenden, empfindenden, fühlenden, wollenden Person zugeschrieben werden, welche Sich als das in allen diesen verschiedenen Zuständen Identische weiß. Das reine Ich aber war eben dieses Ich, als welches sich die Person weiß; und dieses reine Ich konnte seinem Begriffe nach nur als das mit seinem Objecte identische Subject aufgefaßt werden. Nothwendig entstand hierbei die Frage, welche von diesen beiden Ansichten die für den Begriff des Ich entscheidende sey, und die Antwort fiel dahin aus, daß nur das reine Ich Ich sey, und daß alle und jede Zustände und Thätigkeiten des Ich streng genommen ins Nichtich fallen, also unfähig sind, die Bestimmung dessen, was das Ich sey, darzubieten. Nicht nur die äußere Sinnenwelt, nicht nur der

eigene Leib, sondern auch die Mannigfaltigkeit des innerlich im Bewußtseyn als Vorstellung, Gefühl, Wille des Ich u. s. w. Gegebenen mußte ausgeschlossen werden von dem strengen Begriffe desselben, indem eben, indem jemand von seinen Vorstellungen, Empfindungen u. s. w. redet, die Frage: wer denn Er, der Sich das Vorstellen und Empfinden zuschreibt, eigentlich sey? immer unbeantwortet bleibt.

Läge uns nun das Ich, dessen Begriff, wie wir dann weiter gesehen haben, vollkommen widersprechend ist, am Eingange einer speciellen Wissenschaft, wie etwa der Psychologie, als ein vereinzeltes Problem vor, so möchte es erlaubt seyn, für den Anfang der Untersuchung von der individuellen Persönlichkeit ganz zu abstrahiren, und sogleich den reinen Begriff des Ich als Ausgangspunkt einer fortschreitenden Denkbewegung zu benutzen. Für den vorliegenden Zusammenhang hingegen würde ein solches Verfahren weder zweckmäßig, noch, streng genommen, anwendbar seyn. Sobald man nämlich aufmerksam wird auf den Schein als vorgestellten, findet man ebenfalls zweierlei ineinander verwickelt, den mannigfaltigen Schein und das vorstellende Ich. Ebenso ist auch hier nothwendig zu sagen, daß alles das, was das Ich empfindet, vorstellt u. s. w. nicht das Ich selbst sey. Denn obgleich der Begriff eines sich Vorstellenden zu dem Begriffe eines den Schein Vorstellenden hinzutritt, so kann sich doch der Schein als solcher keine Stelle aneignen in dem Ich als solchem. Das Ich stellt vor Sich, als den Schein vorstellend; aber dieses vorgestellte, den Schein vorstellende Ich ist immer wieder zugleich ein Sichvorstellendes; das Ich also stellt vor Sich als sich den Schein vorstellend u. s. f. ins Unendliche, wobei eben die Unendlichkeit der daraus entstehenden Reihe verräth, daß das Ich als den Schein vorstellend nicht das sich selbst vorstellende Ich und ebenso der Schein nicht das vorgestellte Ich sey. Das Ich als solches stößt den Schein von sich aus, und leidet nicht gedacht zu werden durch etwas, was es nicht ist. Vermöge der Wichtigkeit nun, welche die Betrachtungen des §. XXIII. hier im Zusammenhange der Metaphysik haben, liegt uns die Frage nach dem Träger des Scheines, nach dem den letz-

teren vorstellenden Subjecte, welches nicht nothwendig ein sich selbst vorstellendes zu seyn braucht, noch bei weitem näher, als die nach dem reinen Ich. Denn daran nahmen wir zunächst Anstoß, wie überhaupt etwas vorgestellt werden, wie der gegebene Schein ein Gewußtes werden könne. Freilich dringt sich als das Wissende dazu unvermeidlich das Ich auf; und da die innere Erfahrung mit der äußeren vollkommen gleichen Anspruch auf Untersuchung, und überdies die Untersuchung der letzteren auf die der ersteren hingetrieben hat, so müssen wir dieser Anforderung allerdings nachgeben. Aber indem die Untersuchung über das reine Ich nicht abgelehnt, sondern jetzt nur zurückgelegt werden soll, bleiben wir nicht nur in dem gehörigen Zusammenhange mit dem zunächst Vorhergehenden, sondern können ebendeshalb hoffen, einige Resultate zu gewinnen, welche sich auch auf das Ich als solches anwenden lassen müssen. Denn was von einem überhaupt Etwas vorstellenden Subjecte gilt, muß vermöge des Verhältnisses logischer Unterordnung auch von dem sich selbst vorstellenden Subjecte gelten, und wenn sich auch aus dem Begriffe des letzteren nähere Bestimmungen ableiten lassen sollten, so würde es doch andererseits eine nicht ganz werthlose Bestätigung seyn, wenn die Untersuchung des reinen Ich auf die Sätze zurückführte, welche schon aus der Untersuchung über den Begriff eines vorstellenden Subjectes überhaupt hätten abgeleitet werden können.

Um nun den Standpunkt, aus welchem der vorl. §. die Fragen des vorhergehenden zu beantworten unternimmt, noch bestimmter zu bezeichnen, kann sogleich gesagt werden, daß es hier darauf ankommt, die allgemeinen Sätze der Ontologie anzuwenden auf einen einzelnen durch die Form der inneren Erfahrung gegebenen Fall. Die Identität des Vorstellenden in allem seinen Vorstellen ist das durch das eigene Bewußtseyn Jedem verbürgte Factum. Das Vorgestellte ist zunächst der Schein, er ist zusammen in Einem, dem Ich, als dem Träger des Scheines, und dieses Ich ist und bleibt Eines und dasselbe, der Schein mag wechseln, so sehr er will. Unter den Begriff desselben fällt aber nicht blos die Form der Zusammenfassung der Realen, worüber uns

die Synechologie belehrt hat, sondern ganz wesentlich auch der Stoff der äußeren Erfahrung, die qualitative Bestimmtheit der sinnlichen Empfindungen. Denn eben diese Bemerkung, daß wir allseitig vom Scheine umringt sind, sowie die darin liegende Frage, wie das Reale, auch abgesehen von den Verhältnissen der Zusammenfassung, auch nur scheinbar als ein Anderes sich darstellen könne als es ist, trieb uns aus der Synechologie in die Eidolologie. Und dazu kommt als Vorgestelltes noch die Gesammtheit dessen, was auch die gemeinste Selbstbeobachtung nicht für Prädicate äußerer Gegenstände hält, sondern als Bestimmung und Bestandtheil des eigenen Bewußtseyns inne wird; das Streben und Wollen, das Dichten und Träumen, das Phantasiren und das Denken, die Affecte und Leidenschaften u. s. f., welches alles nicht als etwas für sich Bestand und Haltung Habendes aufgefaßt, sondern dem Ich als dem gemeinschaftlichen Träger aller dieser inneren Zustände zugeschrieben wird. Nimmt man Alles zusammen, wie es sich in der inneren Erfahrung wirklich beisammen findet, und erinnert man sich, daß das Ich der unmittelbaren Selbstauffassung gemäß sich immer als ein solches findet, wie es gerade jetzt durch ein äußerlich oder innerlich Gegebenes bestimmt ist, und folglich durch das, was es in sich findet, als sein Merkmal gedacht wird, ohne deshalb den Anspruch, für die ganze Mannigfaltigkeit dieser wechselnden Merkmale Eines und dasselbe zu seyn, aufzugeben, so unterliegt es keinem Zweifel, daß das den Schein vorstellende, sich durch denselben so oder anders bestimmt findende Subject nichts anderes ist, als die individuelle Persönlichkeit eines Jeden, und eben darum tritt der Hauptbegriff, auf welchen es uns hier ankommt, mit unverkennbarer Entschiedenheit hervor, indem sich zeigt, daß das vorstellende Subject als eine Complexion mannigfaltiger und wechselnder Merkmale unter das Problem der Inhärenz und der Veränderung fällt.

Sobald diese beiden Begriffe einmal genannt sind, liegt eine Strecke gebahnten Weges vor uns, auf welcher wir nun schnell einige Schritte vorwärts thun können. Denn wir wissen, was aus den genannten Problemen folgt, d. h. was ih-

nen um der in ihnen liegenden Widersprüche willen vorausgesetzt werden muß; was dort im Allgemeinen geschehen mußte, wird sich hier im Besondern wiederholen. In dem Vertrauen daher, daß die streng systematische Behandlung dieser Probleme dem Leser geläufig sey, mag es erlaubt seyn, die Beweise der einzelnen im §. kurz angegebenen Folgerungen nur insoweit auszuführen, als nöthig scheint, um den Zusammenhang derselben mit den allgemeinen ontologischen Lehren mit hinlänglicher Deutlichkeit hervortreten zu lassen.

1) Zuvörderst nämlich kann der Träger des Scheines, als welchen sich das durch den eben jetzt vorhandenen Schein bestimmte Ich ankündigt, eben indem er durch diese Bestimmungen als seine Merkmale gedacht werden soll, nicht unmittelbar für real gehalten werden. Denn das Reale kann nur gedacht werden durch eine schlechthin einfache Qualität; jede andere schlägt die absolute Position aus; und die Merkmale, durch welche das vorstellende Subject gedacht werden mußte, sind nicht nur viele, zum Theil einander widerstrebende, sondern auch wechselnde und veränderliche. Dabei weist der Schein als Vorgestelltes, als bloßes Bild, welchem selbst Realität nicht zugeschrieben werden kann, hin auf die Voraussetzung des Realen. — Wie nun wird dieses dem Scheine vorauszusetzende Reale zu denken seyn? Als Eines? Unmöglich; — denn das Eine Reale würde seyn, was es ist, einfach; — wie könnte es ihm zukommen, Träger eines vielfachen und wechselnden Scheines zu seyn? Also eine Mehrheit von Realen ist anzunehmen; und zwar eine so große Vielheit anderer und immer wieder anderer, als wie viele simultane und wechselnde Merkmale die scheinbar selbst reale Complexion, vorstellendes Subject genannt, der inneren Beobachtung verräth. Für jedes einzelne Element des uns umgebenden Scheines, d. h. unseres eigenen wechselnden Vorstellungskreises fordern die Widersprüche in dem Begriffe jener Complexion eine Vielheit von Realen, welche zusammen der Grund desselben seyn können. Aber die Complexion selbst ist Eine; diese Einheit darf nicht verloren gehen, folglich: Eins dieser vielen, dasselbe in dem vielfachen und wechselnden Zusammen, ist die Substanz,

die anderen sind die Ursachen; andere und immer andere, je nach der Verschiedenheit der Elemente des Scheines. Für die Benennung dieser Substanz den alten Namen der Seele auszuschlagen, ist auch nicht der geringste Grund vorhanden; vielmehr ist es Pflicht der Wissenschaft, diesem Worte seine wesentliche Bedeutung als desjenigen Realen zu sichern, welches den innerlich wahrgenommenen Erscheinungen nothwendig vorausgesetzt werden muß, und ohne mit dem Principe des animalischen Lebens im Geringsten vermischt werden zu dürfen, den Phänomenen des geistigen Lebens die gleichbleibende und beharrliche Grundlage darbietet.

Die Seele ist mithin die erste Substanz, auf welche die Wissenschaft im Verlaufe ihrer Entwickelung führt, und der einzige, aber zureichende Grund ihrer Annahme ist die Einheit der Complexion, deren mannigfaltige Bestandtheile jeder als den Inhalt seines Bewußtseyns auffaßt. Darin liegt zunächst zweierlei: erstlich, daß es dem Realen, welches wir nunmehr die Seele nennen, nicht wesentlich ist, Substanz zu seyn, und daß ihm dieser Name nur in dem Zusammen mit anderen Realen zukommt; sodann, daß von der Seele nothwendig alles das gilt, was über das Reale als solches festgestellt werden mußte. Sie ist mithin ein schlechthin einfaches Wesen, nicht nur ohne innere Vielheit qualitativer Bestimmungen, sondern auch ohne alle Prädicate, welche sich auf Raum und Zeit beziehen. Sie ist an sich betrachtet nirgendwo und nirgendwann, obwohl ihr in der Zusammenfassung mit anderen Realen ein bestimmter Ort, und eben so im Gegensatze des zeitlichen Wechsels, ewige Dauer zugeschrieben werden muß. Unsterblichkeit der Seele versteht sich aus diesem Grunde von selbst, obwohl diese bloße Unverwüstlichkeit, welche die Seele mit der Monade jedes Steines und jeder Pflanze theilt, diesen Namen nicht verdienen würde. Die Gründe aber, welche die Aussicht auf eine Fortdauer mit individuell bestimmtem, jede Zukunft mit der Vergangenheit verknüpfendem, wenn auch möglicherweise mancherlei unbekannten Modificationen ausgesetztem Bewußtseyn öffnen würden, selbst wenn sie nicht unabhängig von aller Metaphysik Inhalt

des religiösen Glaubens wäre, wurzeln zu tief in dem Gewebe der psychologischen Theorie, als daß die allgemeine Metaphysik, vollends am Anfange der Eidolologie, darüber sich irgend eine Andeutung erlauben dürfte *).

Wichtiger als die der Seele an sich zukommende Raum- und Zeitlosigkeit ist uns daher hier die vollkommene Einfachheit der Qualität, durch welche allein sie gedacht werden darf. Denn es ist nur eine nothwendige Consequenz, wenn wir demgemäß sogleich ohne alle Einschränkung aussprechen: daß der Seele ursprünglich keinerlei Vielheit von Kräften, Vermögen, Trieben und Tendenzen, keinerlei Receptivität oder Spontaneität (sey es im Kant'schen oder Leibnitz'schen Sinne), überhaupt nichts von alledem beiwohne, womit die Psychologie, in einem unsicheren Schwanken zwischen Empirie und Speculation, zur Erklärung des inneren Geschehens sie auszustatten pflegt. Es liegen also in ihr auch ursprünglich keinerlei angeborne Vorstellungen und Gefühle, keinerlei Thätigkeiten und Willensacte, keinerlei Wissen weder von sich, noch von etwas außer sich. Denn alle diese Prädicate drücken Beziehungen aus, durch welche das Reale als solches nicht gedacht werden kann. Ontologische Gründe sind es, welche uns alle diese Annahmen verbieten, sobald wir einmal die Nothwendigkeit eingesehen haben, die Seele als Substanz zu setzen, und obwohl wir gern gestehen, daß durch die freiwillige Verzichtleistung auf alle diese Hülfsmittel der Erklärung, die freilich dem Gegebenen gegenüber der bisherigen Psychologie auch noch keine sonderliche Hülfe geleistet haben, eine Kluft zwischen der realen Seele und den Erscheinungen des geistigen Lebens sich öffnet, welche für Viele als unausfüllbar erscheinen mag, so kann sie doch nicht größer seyn, als die Kluft zwischen den Realen und den Erscheinungen überhaupt; und von Hülfsmitteln, sie nicht zu überspringen, sondern auf eine gesetzmäßige Weise auszufüllen, sind wir jetzt wenigstens nicht mehr in dem

*) Man kann darüber Herbart's Lehrbuch zur Psychol., 2te Aufl. S. 200 ff., sowie dessen Encyklop. S. 228 ff. vergleichen.

Grade entblößt, als wir es da waren, als wir zuerst den Begriff des Realen festgestellt hatten.

2) Wir wissen nämlich wenigstens soviel, daß der Correlatbegriff der Substanz der der Causalität ist, und daß, wo ein vielfältiges und wechselndes Zusammen realer Wesen angenommen werden muß, da ein verschiedenartiges und wechselndes wirkliches Geschehen nicht ausbleiben kann. Alles wirkliche Geschehen fiel aber unter den Begriff der Selbsterhaltung der Realen; was also auch in der Seele geschehen könne, ist ihre Selbsterhaltung. Folglich, die Seele stellt vor, heißt: sie erhält sich in ihrer eigenen Qualität gegen ein anderes Reale; Vorstellungen selbst sind, metaphysisch betrachtet, ihre Selbsterhaltungen; der irgend wie reiche und wechselnde Vorstellungskreis des vorstellenden Subjectes eine Menge verschiedener und wechselnder Selbsterhaltungen.

Abgesehen nun von den näheren Bestimmungen, welchen dieser noch ganz allgemein gefundene Satz aus besonderen Gründen entgegensieht, kann schon hier eine Correction des gewöhnlichen Sprachgebrauches nicht übergangen werden, welche wir bisher unterließen, um uns von der gewöhnlichen Ausdrucksweise nicht allzuschnell zu entfernen. Das Wort: Vorstellung, dem gewöhnlichen Sprachgebrauche gemäß allerdings die allgemeinste Bezeichnung des inneren Geschehens, deutet stillschweigend schon auf einen Gegensatz zwischen dem Vorgestellten und dem Vorstellenden und ebenso zwischen der Vorstellung selbst und dem auf sie als seine Vorstellung reflectirenden Subject hin. Von diesen Gegensätzen liegt aber noch nicht das Geringste in dem Begriffe der Selbsterhaltung der Seele, welche, durchaus nur ein einfacher Act, blos der Ausdruck der Art ist, in welcher ein Reales einer Störung widersteht, welche erfolgen würde, wenn sie könnte. Angemessener als die Erinnerung an das, was man gewöhnlich Vorstellungen nennt, vornehmlich wenn man dabei an Vorstellungen von Gegenständen und Dingen denkt, ist daher die an die einfachen sinnlichen Empfindungen, unter welchen wir überhaupt einen inneren Zustand verstehen, insofern wir ihn, abgesehen von dem Gefühle der Lust und der Unlust, als eben eintretenden in uns finden.

Aber auch hier kann sich noch ein Nebenbegriff einschleichen, der gleichwohl sorgfältig zu vermeiden ist. Die Empfindung wird, als bewirkt durch äußere Ursachen, dem Begriffe der causa transiens gemäß, als ein Leiden aufgefaßt, ihr gegenüber das Empfundene als ein Thätiges, welches die Empfindung als einen dem Empfindenden selbst fremden Zustand hervorbringe. In diesem Sinne spricht man von sinnlichen Eindrücken und ähnlichem. Sobald jedoch von den Selbsterhaltungen der Seele als solchen die Rede ist, müssen auch diese Begriffe wegfallen und es können und sollen daher den früheren Begriffsbestimmungen gemäß die Worte: Vorstellen und Empfinden, von dem wirklichen Geschehen in der Seele nur unter der ausdrücklichen Beschränkung gebraucht werden, daß der Gegensatz des Subjectiven und Objectiven, sowie die Begriffe des Thuns und des Leidens mit der Bedeutung dieses Geschehens ganz unvermischt bleiben. Denn es darf nicht übersehen werden, daß, indem die Vorstellungen oder vielmehr die ganz einfachen, individuellen, sinnlichen Empfindungen (der Farben, Töne u. s. w.) für Selbsterhaltungen der Seele erklärt werden, die Seele überhaupt nichts Fremdes von außen aufnimmt; sie ist keine tabula rasa in dem Sinne, als ob etwas ihr nicht Zugehöriges darauf gezeichnet, kein leeres Gefäß, in welches etwas hineingegossen werden könnte. Ebensowenig erzeugt sie aber auch Vorstellungen ohne äußere Veranlassung kraft einer ursprünglichen Spontaneität, sondern ihre verschiedenen inneren Zustände treten unter Voraussetzung des Zusammen mit andern Realen in einer solchen Weise ein, wie dies durch die Qualitäten der Realen selbst und deren gegenseitiges Verhältniß nothwendig ist.

3) Vergleichen wir nun diese Sätze mit der Frage, von welcher wir zuerst ausgegangen sind, so läßt sich wenigstens schon das mit Bestimmtheit entscheiden, daß es eben so nothwendig ist, den Träger des Scheines, das vorstellende Subject für ein Reales, die Seele, zu erklären, als ihm eine Vielheit anderer Realen vorauszusetzen, durch welche die Mannigfaltigkeit und Veränderlichkeit ihrer Vorstellungen veranlaßt werde. Eben darum weil die Seele ursprünglich nicht als

eine vorstellende oder strebende Kraft gedacht werden darf, fordert das Vorhandenseyn des wechselnden Vorstellungskreises eine außer der Seele vorhandene Welt, eine Mehrheit von Objecten, die unter sich und von der Seele unabhängig seyen; mit welchen aber die Seele gleichwohl in mannigfaltigen Verbindungen stehen muß, damit auch nur die einfachen Sinnesempfindungen als ihre Selbsterhaltungen gegen dieses Objective begreiflich, und für sie überhaupt das Erfahren des Scheines als möglich gedacht werden können. Schon hieraus erhellt die Grundlosigkeit der Befürchtung, das Vorhandenseyn des Scheines werde irgend ein genügender Grund seyn, den bisher ausgebildeten Realismus aufzugeben; im Gegentheile ist es deutlich genug, daß die Probleme der innern Erfahrung entschieden und ohne große Mühe auf dieselben Realprincipien zurückgeführt haben, welche uns schon aus der Ontologie bekannt waren. Dabei hat es für uns (wenigstens so lange keine nähere Frage nach der Verbindung der Vorstellungen entsteht) keine Schwierigkeit, wie die Vorstellungen von der Außenwelt, die wir als sinnlich gegebene betrachten, entstehen; sie verstehen sich, da die Vorstellungen Selbsterhaltungen der Seele sind, ganz von selbst, wo irgend ein Zusammen der Seele mit andern Realen eintritt; wir haben nicht nöthig, zu diesem Zwecke zu einem unsicheren Schwanken zwischen der Annahme eines physischen Einflusses und einer prästabilirten Harmonie unsere Zuflucht zu nehmen, oder die Streitigkeiten unter den Denkern des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts wieder anzufachen; welchen wenigstens ein Streben nach Genauigkeit zu Grunde lag, das seit jener Zeit aus philosophischen Untersuchungen zum größten Theil verschwunden ist. Auch die Menge und der disparate Charakter der einzelnen Empfindungen und Vorstellungen ist kein Räthsel; denn die Acte der Selbsterhaltung sind verschieden, je nach der Verschiedenheit der Realen, gegen welche sich eine und dieselbe Seele erhält; eben weil sie von sich selbst nicht abweicht, aus ihrem eigenen Was nicht vertrieben wird, muß ein solches und anderes Geschehen in ihr eintreten, wenn sie veranlaßt wird, sich gegen solche und andere Reale aufrecht zu erhalten.

Werfen wir hierbei noch einen Blick auf die Erfahrung, so stimmt sie in der That mit diesen speculativen Lehrsätzen so sehr überein, als sich dies vorläufig nur immer erwarten läßt. Zuerst wird Niemand behaupten, daß die Existenz der Seele selbst Gegenstand der innern Erfahrung und Wahrnehmung sey; gerade deshalb durften wir den gemeinen Sprachgebrauch, der von dem Daseyn der Seele spricht, ohne sich eigentlich Rechenschaft zu geben, warum er davon spricht, und was er dadurch bezeichnet, nicht für einen treuen Ausdruck des Gegebenen halten, sondern unsere Ueberzeugung von der selbstständigen Realität der Seele ist eine Frucht des Nachdenkens. Warum nun das Daseyn der Seele unmittelbar nicht bekannt ist, erklärt sich jetzt sehr leicht. Was auch innerlich wahrgenommen werden kann, sind Zustände der Seele, nicht sie selbst in der ursprünglichen und einfachen Qualität; diese ist und bleibt uns so unbekannt, wie die aller übrigen Realen; welche selbst ganz aus demselben Grunde kein Gegenstand des menschlichen Wissens ist, weil, was wir auch von ihnen erfahren, uns nur vermittelst unserer Vorstellungen kund wird. Das führt sogleich noch einen Schritt weiter. Denn es erhellt zwar einerseits, daß wir ganz und gar eingeschlossen sind in unseren Vorstellungen und Gedanken, indem alles, was wir unter den Begriff des Stoffes unserer Erfahrung zusammenfassen, uns nunmehr nichts als bloße Zustände der Seele bezeichnet; andererseits aber entscheidet sich die Erfahrung mit großem Uebergewichte dahin, daß keinerlei sinnliche Empfindung, die wir (abgesehen von Visionen und Täuschungen, die wir gewahr werden als Täuschungen) auf ein gegenwärtiges Object beziehen, ohne Veranlassung eintritt; die sinnliche Empfindung ist gebunden an das Vorhandenseyn ihres Gegenstandes und die Vermittelung der körperlichen Organe. In dieser Vermittelung des Körpers nun, in welchem der Seele irgend ein Ort wird zugeschrieben werden müssen, findet man wohl ohne unser Erinnern das Zusammen wieder, welches wir als die Bedingung der Selbsterhaltung kennen. Auch die Unabweisbarkeit, mit welcher sich jede sinnliche Empfindung dem gesunden und nüchternen Menschen aufdringt,

gehört hierher; denn die Selbsterhaltung muß erfolgen, sobald das Zusammen da ist. Ja, selbst die Verbindung zwischen Leib und Seele ist wenigstens nicht insofern wunderbar, inwiefern nach dem Grunde einer gegenseitigen Beziehung körperlicher und geistiger Zustände gefragt wird. Der Gegensatz zwischen Geist und Materie, als ob der erstere ein ursprüngliches Denken, Fühlen und Wollen, diese ein ursprünglich räumliches Reales wäre, ist für uns ohnedies gar nicht vorhanden; sondern, da die Selbsterhaltungen in einem Systeme von Wesen gegenseitig sind, so wird die Kette derselben auch durch das ganze System reichen, welches sich als Ein Körper und zwar in diesem besonderen Falle nicht blos als ein belebter, sondern als ein beseelter darstellt; daher auch von jedem Punkte sich eine Folge innerer Zustände bis zur Seele und rückwärts wird erstrecken können. Jedoch lassen sich diese und ähnliche Andeutungen, die ohnedies keinen Anspruch auf wissenschaftliche Bestimmtheit und Genauigkeit machen, hier nicht weiter verfolgen; sondern sie sollten nur dienen, um für das, was lediglich aus dem Gegebenen geschlossen worden ist, auch in diesem einige der naheliegendsten Vergleichungspunkte nicht ganz unbeachtet zu lassen.

Denn wir können uns auch nicht verhehlen, daß mit dem Begriffe der Selbsterhaltungen der Seele noch sehr wenig gewonnen ist zur Erklärung dessen, was im Gebiete des geistigen Lebens Erklärungen fordert. Eben indem die Seele nur sich selbst erhält, kann diese einfache Activität für alles das, was zwischen dem inneren Zustande eines neugeborenen Kindes oder eines rohen Erwachsenen, welche einen Gegenstand gedankenlos anstarren, und der geistigen Regsamkeit des Denkers und Dichters oder der inneren Energie eines seine sittliche Würde gegen den Andrang der Leidenschaften aufrecht haltenden Mannes liegen mag, durchaus nicht für einen hinlänglichen Erklärungsgrund gehalten werden; in ihr liegt noch nicht einmal ein Wissen des Empfundenen und Vorgestellten als solchen, noch viel weniger ein Wissen von sich als dem Empfindenden. Nur muß uns gerade die Menge und Verschiedenartigkeit dessen, was hier zu erklären ist, warnen, uns

nicht in Einzelheiten zu verlieren, welche ebenso außerhalb der Grenzen der allgemeinen Metaphysik fallen, als die Masse der besonderen Naturerscheinungen. Sondern die Untersuchung, inwiefern der Begriff der individuellen Ichheit, eines sich einen mannigfaltigen Schein vorstellenden Subjectes, in nothwendiger Beziehung zu den ontologischen Grundbegriffen steht, würde hiermit geschlossen seyn, wenn nicht einestheils die reine Ichheit noch ganz unbeachtet geblieben, anderntheils die Möglichkeit vorhanden wäre, auch schon vom blos ontologischen Gesichtspunkte aus noch einen Schritt weiter zu gehen.

4) Verweilen wir daher zuerst bei dieser Möglichkeit, so müssen wir den Leser ersuchen, sich in den §. IX. (S. 262 ff.) zurück zu versetzen. Dort wurde die Frage aufgeworfen, welche Folgen sich ergeben würden, wenn in Einem Realen, welcher Art es auch sey, eine Mehrheit entgegengesetzter innerer Zustände einträte? Um das dort schon Gesagte nicht zu wiederholen, mag nur kurz erwähnt werden, daß, weil in diesem Falle nicht reale Wesen, sondern nur ihre Zustände in Frage kommen, gegenseitige Störung der Zustände als Folge zugelassen werden mußte. Die Bestimmung der besonderen Art des Geschehens, welches unter den Begriff der Störung fällt, führte die Unterscheidung zwischen dem Daß und dem Was des wirklichen Geschehens herbei, und da die Störung nicht das Was der einzelnen Selbsterhaltungen, und auch nicht ihr Daß in der Art treffen kann, daß die Wirklichkeit des Geschehens ganz vernichtet werde, so war das Resultat, daß sie als gegenseitige partielle Aufhebung des wirklichen Geschehens, mit einem Worte als gegenseitige Hemmung zu denken sey. Und darin lag zugleich, weil die Hemmung nicht Vernichtung irgend eines Theiles seyn kann, und das wirkliche Geschehen in einer gewissen Beziehung in seiner Integrität bleiben muß, eine nothwendige Beziehung auf die ergänzenden Begriffe des Widerstrebens und Aufstrebens des gehemmten Quantums.

Offenbar befinden wir uns jetzt in dem Falle, wenigstens zu fragen, ob diese auf ontologischem Wege erzeugten Begriffe in diesem besonderen Falle eine Anwendung finden

werden. Die Seele ist das Eine Reale, dessen Selbsterhaltungen die Vorstellungen sind. Daß nun diese, wenn auch nicht alle, doch zum großen Theile einander entgegengesetzt seyn werden, würde sich schon wegen der verschiedenen Qualität der Realen erwarten lassen, wenn auch nicht der Gegensatz zwischen den Empfindungen derselben Continuen, wie der einzelnen Farben, Töne, Geschmacksempfindungen u. s. w. darauf deutlich genug hinwiese. Folglich würde auch das gleichzeitige Vorhandenseyn mehrerer solcher Selbsterhaltungen eine gegenseitige Hemmung zur Folge haben; vermöge deren, obgleich jede Vorstellung bleibt, was sie ist, doch keine sich so im Bewußtseyn würde erhalten können, wie dies der Fall seyn würde, wenn die entgegengesetzte nicht zugleich mit vorhanden wäre. Der Erfolg des Vorstellens (die Wirklichkeit des Geschehens) würde zum Theil gehindert werden, während das Was desselben (die eigenthümliche Bestimmtheit der Selbsterhaltung) unversehrt bleiben müßte. Aber eben so unversehrt würde auch das Vorstellen selbst, als Activität der Seele betrachtet, bleiben, und der ganze Erfolg sogleich wieder zum Vorschein kommen, sobald der Grund der Hemmung wieder wegfiele. Vielleicht ist es nicht überflüssig auch hier wenigstens an die Thatsachen zu erinnern, daß verhältnißmäßig nur sehr geringe Mengen von Vorstellungen sich gleichzeitig mit vollkommener Deutlichkeit im Bewußtseyn halten können, daß von dem, was wir im Laufe des Lebens in uns aufgenommen haben, noch ein viel kleinerer Theil in jedem Augenblicke wirklich vorgestellt wird; daß die Vorstellungen allmälig verlöschen und mancherlei Graden von Verdunkelung unterliegen, endlich daß die Erinnerung daran nur auf bestimmte Veranlassungen wiederkehrt; — Thatsachen, welche wenigstens so lange ganz unbegreiflich sind, als man fortfährt, von verschiedenen Vermögen zu sprechen, welche bald ruhen, bald thätig seyn, bald jedes für sich, bald in gegenseitiger Beziehung auf einander wirken sollen; ohne auch nur im mindesten Grunde für ein so abwechselndes und ungleichförmiges Verhalten dieser Kräfte angeben zu können.

Obgleich nun die Erfahrung den aufgestellten Begriff der

gegenseitigen Hemmung unter den Vorstellungen im Allgemeinen bestätigt, so müssen wir uns doch wenigstens hier noch bescheiden, ihn als einen problematischen gelten zu lassen. Nicht als ob es ungewiß wäre, ob die Hemmung eintreten werde, falls ein Gegensatz unter den Selbsterhaltungen der Seele stattfindet; sondern deshalb, weil wir noch nicht mit vollkommener Entschiedenheit wissen, ob ein solches Verhältniß der Vorstellungen nothwendig wird angenommen werden müssen, und ob zu der Unwahrscheinlichkeit, welche die Annahme des Gegentheils haben würde, auch noch speculative Gründe hinzukommen werden, welche in diesem Gegensatze eine durch das Gegebene selbst nothwendig geforderte Voraussetzung erkennen lassen. Darüber muß das Nächstfolgende entscheiden; denn bis jetzt haben wir das Problem der Eidolologie nur insoweit betrachtet, als es sich ganz von selbst einer Subsumtion unter die bekannten ontologischen Begriffe darbot; und die genauere Untersuchung des Ich als solchen, welches bis jetzt immer noch als ein unbesiegter Feind dasteht, gibt uns vielleicht sehr bald ein Recht, das als nothwendig vorauszusetzen, was wir bis jetzt nur als eine mögliche Annahme kennen gelernt haben.

§. XXV.

Wird nämlich das reine Ich, das die (unmögliche) Identität mit seinem Objecte prätendirende Subject in Untersuchung gezogen, so ist der erste Schritt zur Auflösung der Widersprüche in diesem, trotz seines Widersinnes auf die innere Erfahrung sich gründenden Begriffe die Erklärung: Object und Subject sind nicht identisch. Ein Object nun, welches dem Subjecte nicht gleich sey, ist in dem Begriffe des Ich nicht gegeben; also muß das gesonderte dem Subjecte wieder gleichgesetzt werden. Dadurch verwickelt sich der Begriff des Objectes in den secundären Widerspruch, daß es als

getrennt zwar denkbar, aber nicht gültig, als vereinigt gültig, aber nicht denkbar ist, d. h. zum Ich gehört ein Object, das dem Subjecte fremd und dennoch auch nicht fremd, sondern gleich sey. Folglich kann das Object, von welchem diese widersprechenden Bestimmungen gelten sollen, nicht dasselbe seyn; sondern mehrere aus der Selbstauffassung wieder verschwindende Objecte müssen dem Ich als dem Subjecte vorausgesetzt werden. Da aber auch hier nicht abzusehen ist, wie jedes der verschiedenen Objecte für sich genommen gleich seyn könne dem Subjecte, so ist das letzte, was die Methode der Beziehungen lehrt, die Annahme, daß die Vielen zusammengenommen die objective Grundlage bilden, deren das Subject bedarf, obwohl jeder einzelne Theil derselben dem Subjecte als Ich zufällig ist. Möge nun immerhin das Ich als eine bloße Vorstellung des Vorstellenden voraussetzen eine Menge Vorstellungen fremder Objecte, von welchen das Ich einen Theil sich selbst zueignet, ohne doch mit ihm wesentlich zusammenfallen (wodurch diese Untersuchung mit der des §. XXIV. unmittelbar in Verbindung tritt), so reichen doch, damit das selbstbewußte Ich sich aus der Mitte des objectiven Vorgestellten hervorhebe, aus ihm entstehe, weder die einzelnen Vorstellungen als einzelne, noch die vielen als bloße Summen hin, dies zu leisten. Sondern das Vorgestellte muß, ohne seinem Was nach als Beziehungspunkt für die Ichheit verloren zu gehen, sich selbst herausversetzen aus dem Vorstellen seiner selbst, und dies kann es nur, wenn es zueinander im Verhältnisse des Gegensatzes steht. Die Folge dieses Gegensatzes ist Hemmung der Vorstellungen untereinander.

ander, so daß, während das Quantum des Vorgestellten theilweise vermindert wird, die Quantität des Vorgestellten (die Activität des Vorstellenden) unversehrt bleibt; so daß die letzte Folge, welche aus der allgemeinen Untersuchung über das Ich hervorgeht, in dem Satze besteht, daß, wenn die Ichheit möglich seyn soll, die Vorstellungen selbst als strebende Kräfte aufgefaßt werden müssen.

Obgleich wir uns erlaubt haben, schon in der zuletzt geführten Untersuchung (§. XXIV.) die unvermeidlichen Beziehungen der individuellen und der reinen Ichheit anzudeuten, und darauf die Hoffnung zu gründen, daß die Untersuchung über die letztere zu denselben Voraussetzungen zurückführen werde, welche die Subsumtion der ersteren unter die Probleme der Inhärenz und der Veränderung ohnedies schon nöthig gemacht hat, so würde es doch durchaus nicht zu tadeln seyn, wenn der Leser der Verkündigung einer solchen Zusammenstimmung nicht eher trauen will, als er sich durch die Untersuchung selbst davon überzeugt hat. Im Gegentheile würden wir ihm hier den Einwurf gelten lassen müssen, daß, wenn auch der Träger eines mannigfaltigen und wechselnden Scheines auf den Begriff der Seele als der Substanz für einen mannigfaltigen und wechselnden Vorstellungskreis und auf den der Selbsterhaltungen der Seele gegen andere und immer wieder andere Reale führe, doch durch alles dieses der Begriff der Ichheit noch gar nicht berührt sey. Denn alle Vorstellungen und Zustände der Seele, wie mannigfaltig sie auch gedacht werden mögen, fallen schlechthin ins Nicht-Ich; das Ich stoße jedes Mannigfaltige aus; es sey überhaupt gar kein Mannigfaltiges, keine Complexion, sondern Eines, kein Veränderliches, sondern das mit sich selbst Identische, Beharrliche. Ganz fremdartig also sey die Frage nach dem Träger des Scheines der nach dem Ich; eine Antwort, welche auf jene genüge, stehe deshalb noch in gar keiner Beziehung zu dieser.

Je nachdrücklicher wir nun selbst schon in dem propädeutischen Theile darauf aufmerksam gemacht haben, daß das Ich nicht gedacht werden dürfe als Nicht-Ich, sondern daß alle und jede individuellen Bestimmungen viel genauer und strenger von der Ichheit gesondert werden müssen, als dies die gemeine Selbstauffassung, welche Sich selbst in der Reihe der zeitlichen Wahrnehmung finden zu können meint, wirklich thut, und daß es folglich falsch wäre, wenn man, wie etwa Fichte, in diesem Punkte den Begriff des Ich nicht genau genug festhaltend, sagen wollte: das Ich setzt sich entgegen ein Nichtich, indem das Ich nun einmal nur Sich setzt; — desto weniger würden wir den obigen Einwürfen etwas entgegenzusetzen haben. Im Gegentheile wollen wir sie, auf die früheren Erörterungen zurückverweisend, benutzen, um uns an die ganze Strenge unserer logischen Analyse des Begriffes vom Ich zurückzuerinnern, und eingestehen, daß uns in ihm ein ganz neues, mit dem Bisherigen noch in keiner sichtbaren Verbindung stehendes Problem vorliegt, welches für die allgemeine Metaphysik noch eine letzte Anstrengung des Denkens nöthig macht. Daher müssen wir auch, um den Verdacht der Erschleichung abzuwenden, von den Resultaten des letzten §. so lange abstrahiren, bis wir auf Folgerungen stoßen, aus denen die Verbindung des Neugefundenen mit dem schon Bekannten unmittelbar deutlich wird.

1) Rufen wir uns nun noch einmal zurück, daß das Ich nur als das mit seinem Objecte identische Subject, die Ichheit als Einerleiheit des Wissenden und des Gewußten, des Vorstellenden und des Vorgestellten definirt werden konnte, so verknüpft sich damit sogleich die Erinnerung, daß dieser Begriff, wie er doch, sobald man überhaupt von sich zu sprechen anfängt, nicht anders festgestellt werden konnte, mehr als einen Widerspruch enthielt. Das Ich erscheint als ein Wirkliches, als ein im Bewußtseyn Gegebenes, der Begriff desselben als Ausdruck dessen, was es ist. Dennoch war es unmöglich, dieses Was anzugeben; das Ich dehnte sich nach der Seite des Objectes, so wie des Subjectes in eine unendliche Reihe hin aus; es war dort ein Vorstellendes ohne Vorgestelltes,

hier ein Vorgestelltes ohne Vorstellendes. Und abgesehen von dieser gänzlichen Leerheit und Bodenlosigkeit des Ichs sollten jede zwei Glieder der unendlichen Reihen (Subject und Object, Wissendes und Gewußtes) identisch seyn, während doch den Begriffen nach das Object nicht das Subject, das Gewußte nicht das Wissende ist, sondern beide zweierlei verschiedene sind und bleiben.

Wir befinden uns mithin diesem Begriffe gegenüber in derselben Lage, wie bei dem des Dinges mit mehreren Merkmalen und dem der Veränderung. Denn seine Gültigkeit, der Anspruch auf Realität, welchen das Ich macht, kann eben so wenig geleugnet werden, als die Widersprüche. Wir können folglich den Begriff weder ganz verwerfen, noch so, wie ihn das Gegebene uns aufgedrungen hat, beibehalten. — Und das heißt mit andern Worten: unser Begriff vom Ich kann nicht der richtige seyn; deshalb muß er berichtigt werden. Die Art der Berichtigung muß sich richten nach der Beschaffenheit der Fehler, mit welchen wir ihn behaftet finden; die besondere Art seiner Mangelhaftigkeit als das Erkenntnißprincip derjenigen Ergänzungsbegriffe benutzt werden, von welchen die Berichtigung selbst abhängt. Dieser ganze Gang eines fortschreitenden Denkens, welche den durch die Widersprüche in den gegebenen Erfahrungsbegriffen angedeuteten Beziehungen nachgeht, ist uns bekannt genug, um der Methode gemäß sogleich an die Auflösung des Problemes selbst gehen zu können.

Das allererste, was, nachdem der Widerspruch anerkannt ist, geschehen muß, ist die Aufhebung der prätendirten, aber unmöglichen Identität der widersprechenden Glieder. Weil es sich widerspricht, daß im Ich das Subject identisch sey mit dem Object, erklären wir: das Object ist nicht das Subject. Dem entspricht in der allgemeinen Formel die Sonderung der widersprechenden Glieder, die wir dort M und N genannt haben. Dabei erinnern wir, daß die durch die Methode ganz allgemein gegebene Weisung dahin ging, daß das eine Glied vervielfältigt und die Vielen zusammengefaßt werden müssen, weil die Ungereimtheit, daß das Eine als Eines dem Andern gleich seyn soll, und ihm doch nicht gleich seyn

kann, zu der Einsicht führt, daß was von Einem als solchem nicht gilt, möglicherweise nur von mehreren zusammengenommen gelten kann. Fragen wir nun in unserem Falle, welches der beiden Glieder sich einer Vervielfältigung darbietet, so entscheidet die Besinnung auf die Einheit des Selbstbewußtseyns, als das für jeden unzweifelhaft gegebene Factum, sogleich dahin, daß nur das Object der Vervielfältigung fähig ist, indem der Versuch, in einer zusammengefaßten Vielheit vorstellender Subjecte das dem Objecte entsprechende Glied der Gleichung zu suchen, eine Zersplitterung des Subjects behaupten würde, welche dem innerlich Gegebenen geradezu widerspricht. Indem wir daher unsere Aufmerksamkeit der besonderen Natur des vorliegenden Problemes gemäß insbesondere auf das von dem Subjecte gesonderte Object (=M) richten, bemerken wir aber auch sogleich, daß wir vom Gegebenen abgewichen sind. Ein Object, welches nicht gleich sey dem Subject, sey es auch, was es sey, kommt in dem Begriffe des Ich nicht vor; das Subject selbst will das Object seyn, aber sich nicht gegenüberstellen lassen einem fremden Objecte, welches nicht Ich ist.

Demohnerachtet ist diese Abweichung eben vermöge der Ungereimtheit des ursprünglichen Begriffes ganz unvermeidlich; soll er berichtigt werden, so muß er anders, als ursprünglich geschah, aufgefaßt werden. Diese Veränderung der Auffassung besteht nun hier eben darin, daß wir dem Ich ein Object voraussetzen, welches nicht selbst Ich ist. Aber trotz dem liegt darin eine Warnung, die wir beachten müssen. M, sagt die Methode, als abgesondert von N ist denkbar, aber nicht gültig; also muß es wieder vereinigt werden mit N. Dadurch geräth es selbst in den Widerspruch, daß es sowohl identisch, als nicht identisch mit N ist; denn die Identität mußte von ihm behauptet werden auf das Geheiß der Erfahrung, verneint vermöge der Beschaffenheit des Gedachten. Folglich kann es nicht ein und dasselbe M seyn, sondern wenigstens zwei M müssen angenommen werden, das eine identisch mit N, das andere von ihm verschieden. Jedes dieser M ist aber in den alten Widerspruch verwickelt; denn das mit N identische

M ist undenkbar, obwohl gültig; das mit N nicht identische ungültig, obwohl denkbar, jenes also muß dem N entgegengesetzt, dieses ihm gleichgesetzt werden. Dadurch setzt sich die Vervielfältigung des M weiter, und wie wir schon wissen, zunächst ins Unbestimmte hin fort. — Was bedeutet das nun für das vorliegende Problem? Wir werden die Antwort finden, wenn wir überlegen, daß, obgleich es nothwendig war, dem Ich irgend ein fremdes Object vorauszusetzen, doch kein einzelnes Object genügt, um als das dem Subjecte Identische aufgefaßt zu werden Wenn Ich von meinem Zimmer, meinem Arme, oder auch von meinem Wollen, Fühlen, Denken u. s. f. rede, erscheint der Garten, der Arm, das Wollen u. s. f. als der objective Beziehungspunkt für die Ichheit; aber kein äußerer Gegenstand oder innerer Zustand ist für sich gleich dem Ich. Daher treten die beiden Sätze: das Ich bedarf eines von ihm zu unterscheidenden Objectes und: das Ich erlaubt nicht, irgend ein von ihm zu unterscheidendes Object als Ich anzusehen, in den klaren Widerspruch zusammen: zum Ich gehört ein fremdes Object und gehört auch nicht zu ihm. (M ist identisch und nicht identisch mit N). Folglich kann das vorausgesetzte Object nicht Eins und dasselbe, sondern es müssen deren mehrere seyn. Eine mannigfaltige objective Grundlage ist es, worauf der Widerspruch im Ich hindeutet. Obgleich kein einzelnes bestimmtes Object als Ich gesetzt werden kann, so muß doch eine Mehrheit von Objecten dem Ich vorausgesetzt werden; aber an keines derselben ist das Ich ausschließend gebunden, und die Mannigfaltigkeit der Objecte kann nur unter der Bedingung zur Erklärung der Ichheit für tauglich erachtet werden, wenn jedes einzelne derselben in der Selbstauffassung immer wieder zu weichen fähig ist. Ich fasse mich auf als schreibend, lesend, sprechend; an keinen dieser Zustände bin Ich gebunden; wäre das, so wäre ich nicht Ich, sondern Schreiber, Leser u. s. f. Mit andern Worten: das vorauszusetzende Objective kann nur insofern als Grundlage der Ichheit betrachtet werden, als jeder Theil desselben für das Ich zufällig und entbehrlich ist, wenn

nur die übrigen Theile bleiben; obwohl auch sie geeignet seyn müssen, andern weichend aus der Selbstauffassung zu verschwinden.

Aber auch hier müssen wir vorsichtig seyn. So wie keines der vielen M einzeln genommen gesetzt werden konnte = N, so reicht auch der bloße Wechsel der, dem Subjecte vorausgesetzten vielen Objecte nicht hin, um die Ichheit begreiflich zu machen. Möge es immerhin nothwendig seyn, ihr eine irgend wie große Reihe wechselnder Objecte vorauszusetzen, oder vielmehr vorzurücken, das Subject findet nicht blos die Reihe, sondern Sich in der Reihe der Objecte und die Reihe ist so wenig = Ich, als irgend eines ihrer Glieder. Diese Bemerkung jedoch ist unschädlich; denn sie macht uns nur aufmerksam, daß wir noch nicht einmal so weit vorwärts geschritten sind, als uns die Methode treibt. Denn gerade deshalb, weil keines der vielen M einzeln betrachtet seyn kann = N, gebietet sie uns die vielen zusammenzufassen, um zu sehen, ob vielleicht dadurch eine solche Modification möglich wird, aus welcher dasjenige hervorgehe, was dem andern Gliede des ursprünglichen Hauptbegriffes gleich gesetzt werden könne. Und offenbar bedarf in unserem Falle jedes der verschiedenen Objecte einer solchen Modification, vermöge deren es in gewisser Rücksicht als dasjenige gelten könne, was vorgestellt wird, indem wir uns selbst vorstellen, in anderer aber auch als dasjenige erkennbar sey, was nicht wir selbst sind. Diese Modification kann, weil unsere Untersuchung ganz und gar auf das beschränkt ist, was die Entwickelung des Begriffes vom Ich bis jetzt gelehrt hat, durchaus nicht von außen her kommen; am allerwenigsten kann sie in irgend einem Vermögen oder einer Thätigkeit des Subjectes gesucht oder vielmehr erschlichen werden, weil das Ich uns nur als Identität des Subjectes und Objectes bekannt worden ist und wir über die Möglichkeit, wie das Subject sich Sich selbst als seinem eigenen Objecte entgegen und doch auch gleich setzen könne, erst noch Aufschluß verlangen. Auch könnte in der That keinerlei Vermögen oder Kraft, womit wir etwa das (noch unbekannte) Subject ausstatten wollten, den Widerspruch erzwingen, daß

Ich dasjenige sey, was eben nicht Ich selbst, sondern ein Fremdes ist. Auf gar keine Weise kann also die eigene Qualität des Fremden in die Ichheit eingelassen werden. Sondern die gesuchte Modification muß lediglich in den Objecten selbst ihren Grund haben; und da sie in ihnen einzeln genommen nicht liegt, so kann sie nur in ihnen zusammengenommen liegen. In dieser Zusammenfassung muß etwas an ihnen zu bemerken seyn, was keinem von ihnen, einzeln genommen, zukommen würde, und welches dadurch eben dem Subjecte angehören könnte, so daß das Ich als Subject zwar abhängig bliebe von den Objecten, ohne doch mit ihnen zusammenzufallen. *)

2) Nachdem wir nun so weit vorgeschritten sind, als uns die Methode der Beziehungen zu leiten im Stande war, entsteht die wichtige Frage, worin die geforderte Modification bestehe? Darüber gibt bekanntlich die Methode, die nur die ersten Schritte, welche auf jeden Fall zu thun sind, bezeichnet, keine Auskunft, und wir sind also in dieser Beziehung ausschließend an die vorliegenden Begriffe selbst gewiesen. Bei dem Probleme der Inhärenz und der Veränderung bestand die geforderte Modification, die Bedeutung des Zusammen, in den Selbsterhaltungen der Realen gegen einander; aber dieser Begriff scheint hier gar keine Anwendung finden zu können. Denn das specifische Merkmal der Ichheit ist das Wissen von sich, das Sichselbstvorstellen, und wenn auch dem vorstellenden Subjecte, damit es sich selbst vorstelle, eine Menge anderer Vorstellungen vorausgesetzt werden müssen, so ist doch die der Zusammenfassung sich darbietende Vielheit keine Vielheit realer Wesen, sondern eben nur eine Vielheit von Vorstellungen, Bildern, welche selbst nicht sind, was sie abbilden.

*) Vgl. Herbart Psycholog. Bd. I. S. 104, 105. Diese Stelle ist vielleicht deshalb verständlicher, als das hier Gesagte, weil sie zugleich daran erinnert, daß das Subject das Vorstellende, das Object das Vorgestellte ist. Um den strengen Gang der Methode beizubehalten, mußte hier noch davon abstrahirt werden; die daraus entstehende Dunkelheit wird ohnedies durch die zunächstfolgende Erörterung sogleich verschwinden.

Gerade diese Bemerkung aber ist für uns von der größten Wichtigkeit, weil sie uns genau auf den Punkt stellt, wo die jetzige Untersuchung sich der des §. XXIV. unmittelbar anschließt. Wir gingen aus von der Ichheit als der Identität des Vorstellenden und des Vorgestellten; dieser Begriff war widersinnig; wir schlossen daraus, daß eine Vielheit anderer, aus der Selbstauffassung wieder verschwindender Vorstellungen, die nicht Ich seyen, der bodenlosen Ichheit den Boden bereiten müsse; und wir können dieses Resultat jetzt auch so aussprechen: das sich selbst vorstellende Subject bedarf, um sich selbst vorstellen zu können, eines mannigfaltigen, in seinen einzelnen Bestandtheilen veränderlichen Vorstellungskreises. — Ist es nun hierbei möglich, sich nicht an jene Complexion mannigfaltiger und wechselnder Merkmale zu erinnern, als welche wir den Träger des Scheines, die individuelle Ichheit erkannten? Oder die nothwendigen Beziehungen zu verkennen, in welcher das, was wir reine Ichheit genannt haben, zu der individuellen, durch den jedesmaligen Inhalt des Bewußtseyns so oder anders bestimmten Ichheit steht? Oder wäre es noch nöthig zu sagen, daß der reine Begriff des Ich nur eine wissenschaftliche Abstraction ist, welche nur nöthig wird, um die schwankende Unsicherheit der gewöhnlichen Selbstauffassung auf feste Begriffe zurückzuführen, wo dann der Irrthum derselben, nämlich der Versuch, das Ich als solches durch den Begriff der absoluten Position zu denken, ganz von selbst zu Tage kommt? In dem Vertrauen, daß diese Fragen keiner besonderen Antwort bedürfen, können wir nunmehr die früher ausgesprochene Hoffnung, daß zwei von ganz verschiedenen Punkten ausgehende Untersuchungen auf dieselben Voraussetzungen zurückführen, für gerechtfertigt halten. Und diese Voraussetzung ist die der Einen realen Seele, deren verschiedene Selbsterhaltungen den mannigfaltigen und wechselnden Vorstellungskreis ausmachen, dessen wir jetzt zur Erklärung der Ichheit bedürfen. Zusammen aber sind die Vorstellungen ganz von selbst, indem sie eben Selbsterhaltungen Einer und derselben Seele sind.

Bei alle dem ist die geforderte Modification der Vorstel-

lungen unter einander immer noch unbekannt. Es handelt sich nicht darum, wo die Vielheit der Vorstellungen herkomme? es handelt sich um den Ursprung dieser besonderen Vorstellung: Ich. Die metaphysische Erklärung der Vorstellungen durch den Begriff der Selbsterhaltungen der Seele scheint die Frage nur noch schwieriger zu machen; denn weder in der Seele an sich, noch in irgend einer ihrer Selbsterhaltungen liegt auch nur das Geringste von jener Reflexion auf Sich selbst, welche der Charakter der Ichheit ist. Zugleich kann aber auch nur in diesen Selbsterhaltungen der Grund derselben liegen; und zwar, weil in keiner einzelnen für sich, nur in den Verhältnissen derselben. Indem wir daher zu versuchen haben, was diesem Begriffe etwa abzugewinnen seyn möchte, wollen wir uns zunächst wieder auf den Gegensatz des Subjectes und des Objectes beschränken und dann erst eine Vergleichung der daraus hervorgehenden Resultate mit schon bekannten Sätzen folgen lassen.

3) Vor allem ist hierbei nöthig, sich vollkommen klar zu machen, daß das vorgestellte Objective weder einzeln noch als bloßes Aggregat gleich gesetzt werden könne der Ichheit. Denn das Subject, welches wir uns im Vorstellen eines oder mehrerer Objecte begriffen denken, würde eben deshalb in diesem Objectiven befangen und somit seiner selbst sich nicht bewußt seyn; es würde immer nur von Gegenständen, nicht von Sich wissen. Hierbei hilft es nun auch gar nichts zu sagen, zu dem Unbewußten komme, damit ein Bewußtes daraus werde, etwas hinzu; denn auch abgesehen davon, daß ein Bewußtes noch kein Selbstbewußtes ist, mußte dieses Hinzukommende entweder schon ein fertiges Selbstbewußtseyn, ein Ich seyn, oder nicht. Im ersten Falle ist der Knoten zerhauen, aber nicht gelöst, die Schwierigkeit übersprungen, aber nicht aus dem Wege geräumt; im zweiten Falle läßt sich eben nicht einsehen, wie eine noch so weit fortgehende innere Bereicherung, eine Anhäufung und Vermehrung des Unbewußten aus dem letztern ein Ich hervorzaubern könne. Sondern so lange immer neue Vorstellungen nur hinzukommen, ohne daß

weiter etwas geschieht, bleibt das Subject nach wie vor in ihnen befangen und unfähig, zu sich selbst zu kommen.

Nun soll aber diese Befangenheit aufhören; das Subject muß also herausversetzt werden aus dem Vorstellen der bloßen Objecte, damit es sich der Masse derselben gegenüber finde. Und die Objecte selbst müssen, dem Obigen gemäß, das leisten, was geschehen muß, damit das Subject von dieser Befangenheit befreit werde. Gibt man das zu, so ist in der That nur nöthig, die letzte Forderung selbst mit andern Worten auszusprechen, um die gesuchte Modification zu bestimmen. Denn auf die Annahme, daß irgend eines der Vorgestellten von sich selbst ohne Veranlassung abweiche, daß das Vorstellen von A sich in ein Vorstellen von B oder C herausversetze, sich selbst ein anderes werde, etwa gar aus einem Nichtich umschlage in das Ich, wird nicht leicht jemand fallen, der von den hier entwickelten Causalitätsbegriffen irgend etwas verstanden oder gebilligt hat. Ein Vorgestelltes muß also herausversetzen aus dem Vorstellen das andere, d. h. die Vorstellungen müssen so geartet seyn, daß sie sich gegenseitig aufheben; und um wieder dies zu können, müssen sie unter einander entgegengesetzt seyn. Nur dann ist es möglich, daß sie der Ichheit, welche als ein gegebenes Factum vorliegt, den Platz bereiten und gleichsam den hellen Punkt bilden, über welchen hinwegziehend bald dieses, bald jenes Objective als die Bestimmung der Ichheit sich darstellt.

Steht nun vorläufig fest, daß das Verhältniß des Gegensatzes unter den mannigfaltigen Objecten die für die Erklärung der Ichheit ganz unentbehrliche Bestimmung ihres Zusammen ist, so knüpft sich daran sogleich die weitere Frage: wie der Erfolg dieses Gegensatzes, die gegenseitige Aufhebung werde beschaffen seyn müssen, um das zu leisten, was zu leisten ist, das Subject nämlich herauszuversetzen aus dem Vorstellen der mannigfaltigen Objecte? Denn wir haben uns, wie das Problem es verlangt, verboten, die Ichheit als ein schon Fertiges hinzuzusetzen zu dem schon vorhandenen Objectiven; sie soll und muß durchaus hervorgehen aus dem letzteren. Es würde also auch zu gar nichts helfen, wenn das Entge-

gengesetzte sich gegenseitig vernichtete; denn das Vernichtete könnte nicht beitragen zum Hervorbringen dessen, was entstehen soll. Mögen die Entgegengesetzten durch a, b, c, d, bezeichnet werden, und je eins oder je zwei oder je drei von den übrigen vernichtet werden, so sind die vernichteten völlig unnütz. Das erste also, was von dem Begriff der besonderen Art der Aufhebung, welche die geforderten Dienste zu leisten fähig seyn soll, ausgeschlossen werden muß, ist die gegenseitige Vernichtung; vielmehr: in der Aufhebung beharren müssen die mehreren Entgegengesetzten, wenn nicht alles Vorige falsch ist und ganz überflüssig seyn soll.

Eben so wenig würde es aber auch genügen, wenn sie ihrer Qualität nach sich entweder gegenseitig in einander oder in ein drittes Mittlere verwandelten; so daß etwa eine Geschmacksempfindung eine Gesichtsempfindung sich assimilirte, oder die eine auf die andere übertragen würde, oder aus beiden etwas ganz Neues entstünde, wie etwa zwei Seitenkräfte den Körper, auf welchen sie wirken, nach der Richtung der Diagonale forttreiben. Eine solche qualitative Veränderung wäre nicht einmal möglich; aber auch abgesehen davon, so würde das, was durch dieselbe entstünde, noch eben so vollkommen ein Nichtich seyn, als das, woraus es entstanden wäre, und zu sagen, irgend ein bestimmtes Objective könne durch den Angriff der übrigen gezwungen werden, aus dem Nichtich hinüberzutreten in das Ich, hieße abgesehen von der Frage, wie das Nichtich es anfangen solle Ich zu seyn, behaupten, es solle aus dem Denkbaren ein Undenkbares werden. Denn alle Ungereimtheiten im Begriffe des Ich treten augenblicklich wieder in ihre alte Stelle, sobald wir vergessen, daß das Objective dem Subject entgegengesetzt und zwar der Beziehungspunkt, die Voraussetzung für das Subject seyn müsse, aber nicht das letztere selbst seyn könne. Und was von dem Objectiven überhaupt galt, gilt auch von jedem einzelnen Objecte.

Auch dabei muß es also sein Bewenden haben, daß die Objecte jedes in seinem Was beharren, daß ihre Qualität vollkommen unangetastet bleiben müsse. Mithin, kann sogleich hinzugefügt werden, bleibt nichts übrig, als daß die

Aufhebung die Quantität derselben treffe. Indem dieser Begriff genannt wird, ist es vielleicht nicht überflüssig, nochmals scharf hervorzuheben, daß allem, was seiner eigenen Qualität nach schon hinlänglich bestimmt ist, das Prädicat der Quantität nur beziehungsweise in der Zusammenfassung mit andern beigelegt werden kann, ihm aber dann auch beigelegt werden muß, sobald irgend ein Grund vorhanden ist, die vergleichende Zusammenfassung wirklich auszuführen. Das heißt mit andern Worten: der Quantitätsbegriff erzeugt sich, wo über die Verhältnisse irgend eines mehrfachen Gleichartigen abgesehen von der eigenthümlichen Qualität eines jeden etwas bestimmt werden soll. In diesem Falle befinden wir uns hier. Das Was der einzelnen Vorstellungen soll unversehrt bleiben; dennoch soll bestimmt werden, was sie sich gegenseitig thun, indem sie sich aufheben. Darin liegt nun schon, daß die gegenseitige Aufhebung die Quantität, deren Begriff sich eben hier erzeugt, treffen muß. Würden aber die beiden entgegengesetzten Quanta gleich Null, so vernichteten sie sich: das dürfen sie nicht; also kann die Aufhebung nur eine partiale Verminderung des Vorgestellten seyn. Aber auch die aufgehobenen Theile des Quantums dürfen nicht vernichtet werden; aus dem oben angegebenen Grunde. In dieser Beziehung muß also das sich aufhebende Quantum in seiner Integrität bleiben; und im Gedränge zwischen diesen entgegengesetzten Anforderungen haben wir einen Begriff zu erzeugen, der ihnen allen hinlänglich Genüge leistet.

„Wenn wir nun sagen, das Objective, was es auch sey, tauge nicht einzugehen in das Selbstbewußtseyn, indem wir sonst uns selbst als ein Andres und Fremdes vorstellen würden, so richten wir da unsere Aufmerksamkeit auf die Objecte, auf die Bilder, welche den Vorstellenden vorschweben, nicht aber auf das Vorstellen, welches wir als eine Thätigkeit dem Subjecte selbst beilegen. Jenen ersten Punkt also trifft unsere Forderung, daß eine Veränderung in der Quantität des Vorgestellten sich ereignen soll; und wenn wir dabei die Quantität des Vorstellens, subjectiv genommen, unverändert festhalten können, so sind die verschiedenen Rücksichten vereinigt,

ohne daß wir hierbei auf einen wahren Widerspruch gestoßen wären."

„Also die Thätigkeit des Subjectes im Vorstellen soll unvermindert beharren, aber ihr Effect, das vorgestellte Bild, soll geschwächt oder gar aufgehoben werden und hierin soll dasjenige bestehen, was mehrere Vorstellungen vermöge ihres Gegensatzes unter einander bewirken. Aber eine Thätigkeit, welche fortdauert, während ihr Effect, den sie vermöge ihrer Eigenthümlichkeit haben würde, durch etwas Fremdes zurückgehalten wird, eine solche kann man nur mit dem Namen eines Strebens bezeichnen. Aus Vorstellungen wird demnach ein Streben vorzustellen, wenn entgegengesetzte Vorstellungen in einem und demselben Subject, das zum Selbstbewußtseyn gelangen soll, vereinigt sind," *) oder, was dasselbe heißt, zur Erklärung der Ichheit ist es nothwendig, anzunehmen, daß die einzelnen Vorstellungen selbst sich gegenseitig als sich hemmende und wiederaufstrebende Kräfte zueinander verhalten.

4) Dieses aus dem Begriffe des Ich mit Sicherheit, wenn auch nicht ohne Mühe abgeleitete Resultat mag nun sogleich mit demjenigen verglichen werden, was die ontologische Betrachtung (§. IX. §. XXIII, 4. §. XXIV, 2.) über denselben Gegenstand gelehrt hat. „Wenn in einem und demselben Realen eine Mehrheit entgegengesetzter Selbsterhaltungen vorhanden ist, so folgt Hemmung, als partiale, gradweise Verminderung des wirklichen Geschehens ohne Vernichtung", — das war das Resultat, bei welchem die Ontologie stehen blieb und dessen Voraussetzung wir auch am Schlusse des vorigen §. als eine problematische stehen ließen. Etwas später (S. 471 f.) fand sich, daß das Ich, unfähig seine Realität zu vertheidigen, voraussetze ein reales Subject, die Seele, sammt einer Vielheit von Vorstellungen, als Selbsterhaltungen der letzteren. Jetzt endlich hat sich gezeigt, daß diese Selbsterhaltungen einander entgegengesetzt seyn müssen, weil sich außerdem die Befangenheit in das Vorstellen der Objecte nicht lösen, das Subject nicht zu sich selbst kommen würde. Was nun hier auf eidolologischem oder, wenn

*) Herbart Psychol. Bd. I. S. 147 ff.

man will, psychologischem Wege gefunden worden ist, bedarf, weil es im Begriffe des Ich sein eigenthümliches und hinlängliches Erkenntnißprincip hat, *insofern* keiner Beweise durch allgemeine ontologische Sätze; sondern nur dann, wenn es im Widerspruche mit den ontologischen Betrachtungen stünde, würde ein gerechter Zweifel an der Richtigkeit der Untersuchung entstehen können. Aber dies ist so wenig der Fall, daß vielmehr beiderlei Gedankenreihen sich gegenseitig bestätigen. Dadurch nun tritt die Eidologie in die genaueste Verbindung mit der Ontologie; das Ich fordert die Voraussetzung einer Vielheit entgegengesetzter Selbsterhaltungen in der Einen realen Seele, und während sie zeigt, daß, wenn die Wirkung des Gegensatzes das Was des Vorgestellten träfe oder auch zu einer gegenseitigen Vernichtung der Entgegengesetzten führte, das vorausgesetzte Viele *unnütz* seyn würde für die Entstehung der Ichheit, stimmt hiermit die ontologische im §. IX. ausgeführte Untersuchung zusammen, nach welcher die gegenseitige Störung weder das Was noch die Wirklichkeit des Geschehens in der Art treffen *kann*, daß dadurch irgend eine der Selbsterhaltungen vernichtet würde, sondern daß sie nur als *Hemmung*, als gradweise Verminderung gedacht werden dürfe. Dabei wurde schon damals eine nähere Unterscheidung deshalb nöthig, weil die Hemmung des wirklichen Geschehens nicht Vernichtung seyn konnte. Denn das verbot der Begriff des *wirklichen* Geschehens, welcher hier, wo nur von Zuständen eines und desselben Realen die Rede ist, der wirklich eintretenden Störung ebenso Grenzen setzt, als dies der hinzutretende Begriff des Seyns in anderer Weise da that, wo die Begriffe der entgegengesetzten Qualitäten der Realen auf Störung statt der Selbsterhaltung führen zu wollen schienen (§. VII, 1.). Das wirkliche Geschehen mußte in gewisser Beziehung in seiner Integrität bleiben; und obwohl in dem Begriff des Sich-selbsterhaltens Thun und Gethanes, Thätigkeit und Erfolg unmittelbar identisch sind, so erscheinen sie doch insofern als verschiedene, inwiefern in dem Conflicte der verschiedenen Selbsterhaltungen die Nothwendigkeit der Störung, ebenso wie die der Integrität des wirklichen Geschehens gleich sehr vorhanden war.

Daher trat ein neuer Begriff, der des Strebens als Correlatum des Gehemmtseyns auf. Diese Unterscheidung tritt nun hier in der Trennung des Vorgestellten und des Vorstellens noch in ein helleres Licht. Eidolologisch betrachtet ist sie dadurch motivirt, daß das Vernichtete unnütz seyn würde für die Entstehung der Ichheit; vom ontologischen Gesichtspunkte braucht nur noch bemerkt zu werden, daß das vorstellende Subject nicht ein schon zum Selbstbewußtseyn gekommenes Ich, sondern nur die Seele ist, deren Thätigkeit, d. h. deren Sich-selbst-erhalten unverändert bleiben muß.

Endlich aber bieten schon diese ersten Anfänge einer Theorie des inneren Geschehens eine für die gesammte Naturerklärung höchst wichtige Erweiterung der ontologischen Begriffe dar, in Beziehung auf welche die Ontologie nichts ganz Entschiedenes feststellen konnte. Diese Erweiterung besteht in der Annahme, daß die einmal eingetretenen Selbsterhaltungen auch nach aufgehobenem Zusammen fortdauern müssen (§. VIII, 6.). Denn indem man findet, daß das Ich, ein Subject ohne Object, bedürftig ist fremder Objecte, die ihm zur wechselnden, sich einander selbst aufhebenden, aber nicht vernichtenden, sondern in der Aufhebung beharrenden Grundlage dienen müssen, und sich damit die Einsicht verbindet, daß diese Objecte als Vorstellungen unter den Begriff der Selbsterhaltung fallen, zeigt sich auch, das ausgeschlossene Selbsterhalten müsse in anderer Gestalt (als Gehemmtes und Wiederaufstrebendes) fortdauern. Nirgends beinahe weist die durch Philosophie erleuchtete Erfahrung deutlicher auf das Schauspiel einer immanenten Bildung realer Wesen hin, als im Gebiete des geistigen Lebens, wo sich auf der breiten Grundlage sinnlicher Wahrnehmungen allmählig und, wenn nur die günstigen Bedingungen nicht fehlen, unaufhaltsam ein selbstbewußtes Denken und Wollen erhebt, welche auf höheren Bildungsstufen die bloße Wahrnehmung des äußerlich Gegebenen vor den selbsteigenen Erzeugnissen des Geistes fast als unbedeutend zurücktreten läßt. In Folge dieser Thatsachen, welche die metaphysische Forschung aus schlummernden und allmählig aufwachenden Vermögen oder aus unentwickelten Keimen erklären zu wollen verbietet,

ist es daher auch fast nicht nöthig, an so allbekannte Erscheinungen, wie sie das Wort Gedächtniß bezeichnet, zu erinnern. Denn wenn uns auch der allgemeine Begriff des Strebens gehemmter Vorstellungen noch nichts darüber gelehrt hat, nach welchen Gesetzen die vergessenen, d. h. die ganz gehemmten Vorstellungen wieder auftauchen, wobei sie der gemeine Sprachgebrauch von anderen Vorstellungen wieder hervorgerufen werden läßt, so steht doch die Sache selbst zu deutlich vor Augen, als daß sie nicht fast als ein unmittelbarer Beleg des hier auf speculativem Wege gefundenen Grundgedankens gehalten werden müßte. Sie weist auf eine Regsamkeit der Vorstellungen hin, welche auch dann bleibt, wenn das Vorgestellte selbst mehr oder weniger, vielleicht ganz verdunkelt und im Bewußtseyn unterdrückt worden ist. Und ebensowenig dürfte wohl jemand, der nicht durch die psychologische Vermögenslehre schon verwöhnt ist, in den Begierden und Leidenschaften ein Drängen und Treiben der Vorstellungen verkennen, welche als Kräfte wider einander kämpfen, und welche zu beherrschen es anderer Vorstellungen, als hinlänglicher Gegenkräfte bedarf. Der Kampf der Gefühle und Begierden ist ein so gewöhnliches Schauspiel, daß es längst den Gedanken hätte nahe legen können, daß die Vorstellungen selbst die Kämpfenden sind, und daß das Ich in dem zweifelhaften Kampfe nur dann Sieger wird, wenn ihm Grundsätze, Gewohnheiten, entschiedenes Wollen, mit einem Worte andere Kräfte zu Gebote stehen, durch welche es sich im Kampfe aufrecht zu halten fähig ist. Gefühle und Begierden sind nicht etwas neben und außer den Vorstellungen; es gibt auch für dieselben keine besonderen Vermögen, sondern es sind veränderliche Zustände, die aus den Verhältnissen der Vorstellungsmassen, in welchen sie ihren Sitz haben, nothwendig hervorgehen.

Indessen erinnern uns dergleichen Andeutungen andererseits auch an unsere Unwissenheit über die Gesetze, nach welchen die gesammten schon vorhandenen oder neuhinzutretenden Vorstellungen der Einen Seele widereinander wirken, oder vielmehr über die Gesetze, welche sich eben, indem die Vorstellungen wirken, erzeugen. Soll darüber etwas mit wissenschaft-

licher Exactheit bestimmt werden, so dürften dazu noch ganz andere Vorbereitungen gehören, als mit welchen die psychologischen Theorien geglaubt haben sich begnügen zu können. Indem wir uns darüber jedes Urtheils enthalten müssen, kann es uns nicht entgehen, daß wir an der Grenze einer ganz speciellen Wissenschaft, an der der Psychologie selbst stehen, und da wir uns in ihrem Gebiete nicht vollkommen ansiedeln können, so liegt uns nur ob zu prüfen, welcher Gang derselben durch die gefundenen metaphysischen Begriffe vorgezeichnet und welche möglichen Hülfsmittel ihr durch die letzten dargeboten sind, um daran dasjenige anzuknüpfen, was die allgemeine Metaphysik als sicheres Resultat über das Problem des Ich auszusprechen sich erlauben darf.

§. XXVI.

Während es der Psychologie überlassen bleiben muß, den aus der metaphysischen Untersuchung über das Ich hervorgegangenen, der Ontologie sich anschließenden Begriff des Strebens gehemmter Vorstellungen, der sogleich die Möglichkeit genauer mathematischer Bestimmungen darbietet, weiter zu entwickeln und auf die Erscheinungen des geistigen Lebens und ihren gesetzmäßigen Zusammenhang anzuwenden, so genügt der allgemeinen Metaphysik, über das Ich so viel mit Sicherheit feststellen zu können, daß es, ganz entgegengesetzt der Behauptung des Idealismus, nicht nur nicht für das einzige Reale gehalten werden kann, sondern eines fremden objectiven Stützpunktes bedürftig ist. Als das dem Ich zu Grunde liegende Reale, als die Substanz des geistigen Lebens ist die Seele in ihren Verbindungen mit einer Vielheit anderer Realen erkannt worden. Sowie nun das geistige Leben überhaupt auf den Verhältnissen

der Selbsterhaltungen der Einen Seele ruht, so ist auch das Ich nur ein formaler Begriff, der sich so oft erzeugt, als genügende Veranlassung dazu vorhanden ist. Das Begegnen und sich Kreuzen der Vorstellungen in der Einen Seele bildet den Punkt, worin jede Vorstellung der anderen einen Ort anzubieten scheint; daher einestheils das Ich für die Selbstauffassung je nach Verschiedenheit derjenigen Vorstellungen, welche gerade jetzt wirklich vorgestellt werden, eine verschiedene und wechselnde Bedeutung erhält, anderntheils der falsche Schein der Identität des Subjectes und des Objectes entsteht, indem die verschiedenen Objecte in ihrem Wechsel auf denselben Punkt zurückweisen und ihn als denjenigen bestimmen, der er ist. So berichtigt die Wissenschaft den Begriff des Ich, indem sie die in ihm enthaltenen Täuschungen aufdeckt und die Anmaßungen des Idealismus durch die Nachweisung zurückdrängt, daß das Ich nicht für den Schöpfer der Welt, sondern nur für das Geschöpf einer strengen psychologischen Gesetzmäßigkeit gehalten werden kann.

Unsere Betrachtungen über den vorigen §. schlossen mit der Bemerkung, daß, wenn die allgemeine Metaphysik die Untersuchung über das Ich bis dahin geführt hat, wo die Beziehung der Ichheit auf eine Mehrheit einander gegenseitig hemmender Vorstellungen und der Begriff des Strebens der gehemmten deutlich hervortritt, sie nur noch dafür zu sorgen hat, diese Grundbegriffe der Psychologie zur weiteren Verarbeitung zu übergeben und ihre eigenen Untersuchungen über die gegebene Welt des Scheines abzuschließen. Was das erstere betrifft, so wollen wir die Betrachtungen darüber auf eine solche Weise theilen, daß wir zuerst über die Art, wie die Psychologie auf der von der Metaphysik ihr vorgezeichneten Bahn fort-

zuschreiten hat, sodann über die gewöhnlichen psychologischen Theorien Einiges hinzufügen, was uns dann vielleicht von selbst zu der Frage: inwiefern der Begriff des Ich wirklich berichtigt worden ist? hinleiten wird.

1) Daß nämlich, damit die Ichheit möglich werde, die Vorstellungen selbst als strebende Kräfte aufgefaßt werden müssen, darauf sind wir mit Nothwendigkeit geführt worden; aber was dieses Streben für die Ichheit leiste, das ist eine noch unbeantwortete Frage. Denn obwohl wir wissen, daß nur die Regsamkeit des Vorstellens in seiner Hemmung, d. h. das Zusammensein der verschiedenen in der Einen Seele fortwirkenden Vorstellungen dasjenige ausmachen könne, wodurch das Subject zu sich komme, so ist darin noch nicht im Geringsten sichtbar, wie ein Vorstellen zum Gegenstande eines anderen Vorstellens werde, und wie das Ich dahin gelangen könne, sein Vorgestelltes zugleich von sich auszuscheiden und sich zuzuschreiben. Hier nun muß in der Untersuchung eine Lücke gelassen werden, deren Ausfüllung lediglich der Psychologie anheimfällt. Denn indem das Ich sich auf die mannigfaltigen Bestandtheile seines Vorstellungskreises bezieht, stellt es sich als eine Complexion dar, deren einzelne Bestandtheile mit erklärt, ja sogar eher erklärt seyn müssen, ehe gefragt werden kann, wie es komme, daß diese Complexion als Eins aufgefaßt wird, welches in jeder wirklichen Selbstauffassung irgend einen Theil seiner selbst sich selbst zueignet. Die mancherlei möglichen Abwechselungen und Verhältnisse, die sich als das Objective im Ich darbieten können, müssen hier untersucht werden; mitten durch die Masse dessen, was die psychologische Beobachtung als eine Vielheit wandelbarer Zustände unterscheidet, geht der Weg zur Erklärung der Ichheit, und nicht einmal die Länge des Weges sind wir hier im Stande zu beurtheilen *).

Dagegen liegt uns zunächst noch ob, die Frage: inwie-

*) Sie ist in der That nicht kürzer, als die Reihe der Untersuchungen, die in Herbart's Psychol. Bd. I. S. 150 bis Bd. II. S. 257, wo die Erklärung des Selbstbewußtseyns beginnt, ausgeführt sind.

fern die Vorstellungen als *Kräfte* zu betrachten seyen? noch etwas genauer zu beantworten. Hierüber braucht jedoch nur auf schon Bekanntes verwiesen zu werden. An sich ist jede einzelne Vorstellung nur durch ihr Object, durch *das, was* vorgestellt wird, hierdurch aber auch vollständig bestimmt, als eine solche und keine andere. Metaphysisch ausgedrückt heißt das: jede einzelne Selbsterhaltung ist der (rein positive) Ausdruck für das Was der Seele, insofern sie besteht wider ein anderes Reales. Hierin liegt nun zwar (nach §. VIII, 6.) der Begriff der Kraft; insofern sich die Seele so oder anders erhält, mögen ihr solche oder andere Kräfte, je nach der Art der Selbsterhaltung zugeschrieben werden, und wir könnten das wirkliche Vorstellen mit einem, freilich nur sehr populären Ausdruck eine *Kraftäußerung* der Seele nennen, wenn wir nur dabei nicht vergessen, daß der Wahrheit nach gar nichts *herausgeht* aus der Seele, was etwa vorher in ihr verschlossen gelegen hätte, sowie auch nichts in sie *hineinkommt*, was vorher nicht in ihr gewesen wäre, sondern in dieser Beziehung erzeugt die Seele alle ihre Vorstellungen rein aus sich selbst. Wenn nun aber auch auf diese Weise die *Seele* als Kraft aufgefaßt wird, so sind doch deshalb ihre Selbsterhaltungen noch keine Kräfte. Es ist in ihnen keine Activität, kein Streben nach Außen, sondern sie ruhen ganz und vollkommen in sich. Sondern die Selbsterhaltungen *werden erst* dann Kräfte, wenn sie mit entgegengesetzten Selbsterhaltungen in einem und demselben Realen zusammentreffen; dann entsteht oder ist vielmehr unmittelbar diejenige Activität *da*, welche wir nur durch den Begriff des Strebens bezeichnen konnten. Und diese Kraft entsteht in dem *Maaße*, in welchem die einzelnen Selbsterhaltungen der Seele, d. h. die einzelnen Vorstellungen entgegengesetzt sind, wobei, wie wir längst wissen, der Gegensatz kein Prädicat weder der einen noch der andern, sondern nur der Ausdruck des Verhältnisses *zwischen* ihnen ist.

Hiermit sind wir nun auf den Punkt gelangt, von welchem aus sich sowohl die Aussicht auf eine unabsehbare Reihe psychologischer Untersuchungen öffnet, als auch die Möglichkeit und Nothwendigkeit, für die letzteren die *Mathematik* zu

benutzen, wenigstens im Allgemeinen begreiflich gemacht werden kann. Der Gegensatz der Vorstellungen ist nämlich nicht überall gleich groß; wer das behauptete, müßte niemals verschiedene Töne oder Farben untereinander verglichen haben. Violett ist dem reinen Roth gewiß weniger entgegengesetzt, als reines Blau, Roth dem Gelben gewiß mehr, als Grün oder Blau; der Ton d dem Tone c gewiß mehr als cis u. s. f. Die Größe des Gegensatzes ist also veränderlich, und da die Größe der Hemmung, die das Quantum des Vorgestellten trifft, sich richtet nach der Größe des Gegensatzes, so äußern sich die Vorstellungen als quantitativ bestimmte Kräfte, welche in dem Verhältnisse des Gegensatzes ein veränderliches, aber jederzeit bestimmtes Maaß haben. — Und zu diesem ersten Größenbegriffe kommt sogleich ein zweiter, wenn man sich besinnt, daß die verschiedenen Vorstellungen nicht blos dem Grade ihres Gegensatzes, sondern auch ihrer Stärke nach miteinander sich werden vergleichen lassen, je nachdem entweder wegen der Ungleichheit des Gegensatzes oder der verschiedenen Abstufungen des Zusammen*) eine größere oder geringere Intensität der Selbsterhaltung eintritt. Nimmt man beides zusammen, so entsteht daraus, als der allgemeine Ausdruck des gegebenen Verhältnisses, der Satz: je stärker der Grad des Gegensatzes und je mehr des Entgegenstehenden, um desto größer ist das Quantum dessen, was von dem Entgegenstehenden gehemmt werden muß; und es liegt somit unmittelbar in den gefundenen Begriffen, daß die unter zwei Vorstellungen entstehende, für beide unwesentliche Hemmung eine gemeinsame Last für beide ist, die als Summe (der Hemmung) nach den Verhältnissen der gehemmten Vorstellungen auf beide vertheilt werden muß. Knüpft man ferner an den Umstand, daß niemals etwas ganz Einfaches, sondern immer etwas mehr oder weniger Zusammengesetztes vorgestellt wird, die Ueberlegung, daß theils das, was von den entgegengesetzten Vorstellungen ungehemmt bleibt, theils aber auch diejenigen Vorstellungen, welche einander nicht entgegengesetzt, sondern disparat

*) Vergl. §. VIII, 3. und die Construction der Materie §. XVII.

sind, wegen der Einheit der Seele, deren Selbsterhaltungen sie sind, in ein einziges ungetheiltes Vorstellen zusammenfallen, und somit eine psychologische Totalkraft ergeben werden, deren Größe wieder von der Innigkeit der Verbindung und der Menge des Verbundenen abhängt, so erweitert sich, noch ganz abgesehen von den Modificationen, welche das Hinzutreten neuer Vorstellungen herbeiführt, das Gebiet der Begriffe, welche die Anwendung der Mathematik auf das durch sie Bezeichnete möglich machen, so bedeutend, daß sich neben der Möglichkeit auch das Bedürfniß derselben, d. h. das Bedürfniß der Rechnung, fühlbar machen wird, wenn man sich in Beziehung auf die hier sich erhebenden Fragen nicht bei ganz oberflächlichen Antworten zu beruhigen die Absicht hat. Wer sich z. B. nur fragt: wie groß der Grad der Helligkeit seyn werde, welche jede Vorstellung im Verhältnisse zu einer oder mehreren anderen behaupten könne? unter welchen Bedingungen sie aus dem Bewußtseyn vielleicht werde verdrängt werden? was dazu gehöre, um sie wieder hervorzurufen? der fühlt das Bedürfniß einer Formel, welche, indem sie die Verhältnisse dessen, was durch sie bezeichnet wird, genau und bestimmt auf einen allgemeinen Ausdruck zurückführt, doch zugleich fähig sey, sich der Individualität jedes einzelnen Falles anzuschmiegen. Und somit stellt die allgemeine Metaphysik, nachdem sie ihr Geschäft vollendet, die Ursachen des geistigen Geschehens auf den wahren Causalbegriff zurückgeführt, und den Ursprung der geistigen Regsamkeit überhaupt gezeigt hat, an die Psychologie die ausdrückliche Aufgabe: alle unter die gefundenen Grundbegriffe fallenden denkbaren Fälle mit möglichster Vollständigkeit zu entwickeln, und die Gesetze, nach welchen die Ursachen wirken, mit mathematischer Genauigkeit zu bestimmen. Sie, die Psychologie, mag dann zusehen, wie weit sie diese Aufgabe lösen kann; die Metaphysik hat genug gethan, wenn sie der psychologischen Forschung eine neue Bahn öffnet, auf welcher fortschreitend sie nicht zu fürchten hat, daß der Boden unter ihr zusammenbricht *).

*) Die weitere Ausführung dieses Gegenstandes gehört nicht hierher;

2) Versuchen wir nun, von den hier entwickelten Grundsätzen aus einen Blick auf die gewöhnlichen psychologischen

---

daher auch über den Unterschied des synthetischen und analytischen Theiles der Psychologie, den der Statik und Mechanik des Geistes, sowie über die zunächstliegenden Elementarbegriffe der Psychologie nichts gesagt werden soll. Nur eines Einwurfs, welchen man gegen die psychologischen Rechnungen so oft erhoben hat, daß man sich darüber — wundern möchte, mag einer kurzen Erwähnung geschehen. Es gebe kein Maaß, an welchem man die Vorstellungen messen könne. Folglich könne man auch nicht rechnen. — Also kann man wirklich nicht rechnen, ohne vorher gemessen zu haben? Wenn man aus der Gleichung $ax \cdot bx + c = d$ findet $x = \pm\sqrt{[(d - c) : ab]}$, wo ist denn da das Maaß, an welchem man a, b, c, d, x, gemessen hat? Welcherlei Maaß meint man denn eigentlich? Weiß man denn nicht, daß alles Maaß nur in den Verhältnissen homogener Größen liegt, und daß, während man Vorstellungen freilich nicht nach Ellen oder Pfunden wird messen wollen (so wenig als man die Zeit nach dem Gewichte mißt), die Vorstellungen sich gegenseitig aneinander messen, und daß man sie, eben indem man sie vergleicht, auch mißt; was, weil nur die Verhältnisse der Vorstellungen Gegenstand der Rechnung sind, für die Rechnung selbst gerade ausreichend ist. Wo es sich freilich um eine Vergleichung der allgemeinen Formeln mit der Erfahrung handelt, da ist die Feststellung einer numerischen Einheit, als des Grundmaaßes, nicht nur wünschenswerth, sondern unentbehrlich. Daß dieses Grundmaaß noch nicht gefunder ist, beweist nicht, daß es nicht gefunden werden kann; die Erforschung der Grundmaaße ist in vielen Theilen der Naturwissenschaften bekanntlich viel später gelungen, als die Feststellung der Gesetze. Man vergleiche mit dieser kurzen Andeutung die ausführlicheren Erörterungen in Herbart's Rede: Ueber die Möglichkeit und Nothwendigkeit Mathematik auf Psychologie anzuwenden (Königsb. 1822), besonders S. 9 ff., und M. W. Drobisch's Beitr. zur Orientirung üb. Herbart's System der Philosophie, S. 60 ff. Uebrigens ruht die Psychologie nicht auf der Mathematik, sondern auf Erfahrung und Metaphysik; die Mathematik ist nur ein Hülfsmittel der wissenschaftlichen Genauigkeit, ohne dessen sorgfältigste Anwendung aber die Psychologie niemals in den Kreis der ächten Naturforschung würde eintreten können. Wer es aber für eine Entwürdigung des Geistes hält, wenn die Ereignisse in ihm der Rechnung unterworfen werden und von einem psychologischen Mechanismus die Rede ist, dessen wahre Bedeutung nur den Wenigsten bis jetzt deutlich geworden zu seyn scheint, der müßte jede Gesetzmäßigkeit des Geschehens für eine Entwürdigung dessen halten, was ihr un-

Theorien zu werfen, so scheint es nicht nöthig, nach Allem, was über den Begriff des Realen, den Unterschied des scheinbaren und wirklichen Geschehens, die Seele als die Substanz des geistigen Lebens, die Vorstellungen als ihre Selbsterhaltungen und deren gegenseitige Hemmung gesagt worden ist, durch ein specielles Eingehen auf einzelne Beispiele diejenige psychologische Ansicht zu bekämpfen, welche eine Vielheit realer Vermögen für die Qualität der Seele selbst erklärt und in diesem Sinne von einer Organisation des menschlichen Geistes spricht, deren Folge die Mannigfaltigkeit alles inneren Geschehens seyn soll. Denn unter welcherlei Gestalten und Verkleidungen auch diese Ansicht auftritt, die Voraussetzung, auf welcher sie beruht, findet zunächst weder in der inneren Erfahrung, noch in den Schlüssen aus dem erfahrungsmäßig Gegebenen irgend eine Bestätigung. Keinerlei innere Beobachtung lehrt etwas von dem Daseyn dieser Vermögen und Kräfte, in welchen ein solcher oder anderer Erfolg prädisponirt seyn soll. Sondern die wahren Thatsachen des Bewußtseyns sind schlechterdings nichts weiter, als die ganz individuellen inneren Ereignisse in dem Gemüthe eines jeden; aber gerade diese wahren Thatsachen entziehen sich mehr oder weniger einer genauen Auffassung; sie verdunkeln sich während der Selbstbeobachtung, und alle innere Wahrnehmung macht uns nur mit Bruchstücken dessen, was wirklich in uns vorgeht, bekannt. Die Kräfte und Vermögen, die Handlungen des Gemüthes werden hinzugedacht, auf dieselbe Weise und mit nicht größerem Rechte, als auch in der äußeren Erfahrung die bloße Möglichkeit des Seyns und Geschehens der Wirklichkeit vorausgesetzt und die Realisirung dieser Möglichkeit Kräften übertragen wird, welche man, weil man fast un-

---

terworfen ist. Aber der gesetzmäßige Gang der Natur fragt zum Glücke nicht nach den Vorurtheilen der Menschen, die selbst nur ein Erzeugniß des psychologischen Mechanismus sind, und die Gebundenheit des sittlichen Willens an ein Gesetz, dessen Inhalt nicht abhängt von dem Willen, ist wenigstens ein Beispiel dafür, daß die wahre Würde des Geistes nicht in der Gesetzlosigkeit seines Wirkens und Leidens besteht.

bewußt dem Bedürfnisse, einen festen Punkt für die absolute Position zu haben, sich nicht entziehen kann, entweder selbst für real hält, oder dem Realen dergestalt anheftet, daß eben diese Vermögen und Kräfte die eigene Qualität des Realen seyn sollen. Indem man auf diese Weise die Seele für eine ursprünglich vorstellende, fühlende, wollende Kraft erklärt, vergißt man ganz und gar, daß Vorstellen, Wollen, Fühlen u. s. w. sehr allgemeine Classenbegriffe, leere Abstractionen sind, unter welche man gewisse gleichartige innere Ereignisse nur mit Verzichtleistung auf ihre individuelle Bestimmtheit zusammenfassen kann; und meint überdem, indem man diese Classenbegriffe in Seelenvermögen verwandelt, die Gründe gefunden zu haben, aus welchen die Mannigfaltigkeit der inneren Ereignisse erklärt werden könne. Der allgemeinste Grund, warum man sich gerade in der Psychologie so gern bei diesen Abstractionen beruhigt, liegt in der Schwierigkeit der inneren Beobachtung selbst, indem man, wenn man das innerlich Wahrgenommene angeben will, fast unwillkürlich das Einzelne, was nur in einer schwankenden Auffassung bemerkbar war, wegläßt *). Daher sich auch die Unsicherheit dieses Verfahrens, die ihm sogar den Anspruch auf eine treue Erzählung, eine bloße Naturgeschichte des Geistes raubt, sogleich verräth, wenn man auch nur nach der Anzahl dieser Vermögen fragt; wo denn nicht nur die Trilogie der sogenannten Grundvermögen nicht mit allgemeiner Zustimmung anerkannt wird, sondern auch die Uneinigkeit zur gänzlichen Verwirrung wird, wenn man in der Reihe der Determinationen nur ein Paar Schritte abwärts steigt. Ganz natürlich; eben weil der Stoff der inneren Erfahrung sich einer regelmäßig fortschreitenden Abstraction und Determination entzieht, ist man im besten Falle nur über die höchsten Gattungen (Vorstellen, Fühlen, Begehren) einig, und schon in Beziehung auf die nächsten Arten genöthigt, mehr oder weniger willkürlich zu verfahren. Wäre die Seele wirklich aus einer bestimmten Anzahl von Vermögen zusammenge-

*) Herbart Psychol. Bd. I, S. 19 ff.

setzt, so müßten sie der Selbstbeobachtuug deutlich und offen vorliegen und aller Streit über sie müßte längst aufgehört haben.

Versetzen wir uns jedoch, abgesehen von der Erschleichung, welche man begeht, indem man unsicheren Allgemeinbegriffen für gewisse Classen des geistigen Geschehens reale Kräfte unterschiebt, auf den Standpunkt dieser Hypothese selbst, so würde, falls jedes der Seelenvermögen eine reale, eigenthümliche Kraft wäre, die gerade das ist und wirkt, was sie ist und wirkt, wenigstens folgen, daß sie in ihren Wirkungen von ihrem eigenen Was weder von selbst abweichen, noch durch andere abgebracht werden könnte. Nun macht es aber die Mannigfaltigkeit der inneren Zustände, ihr Gehen und Kommen, ihr Ineinander-Schweben und Schwinden ganz unmöglich, das alles auf die genau bestimmte Wirkungsart von drei, oder zehn, oder auch zwanzig Vermögen zurückzuführen. Man müßte also entweder zugestehen, daß die einzelnen Vermögen in ihren Wirkungen sich selbst bis zur Unkenntlichkeit unähnlich werden, oder es müssen sich nothwendig die dringendsten Fragen nach dem Causalverhältnisse derselben untereinander erheben. Nun fragt zwar die gewöhnliche Psychologie nicht, wie es möglich sey, daß überhaupt ein Vermögen auf das andere einwirkt; sie fragt auch nicht, warum sie bald auf einander wirken, bald einander ungestört lassen, warum sie bald so, bald anders und nach welchen Gesetzen sie bald so, bald anders auf einander wirken; sondern sie begnügt sich, sobald sie auf Thatsachen stößt, die sich mit einem friedlichen Zusammenwirken der einzelnen Vermögen nicht vertragen, die menschliche Seele ohne Weiteres wie eine übeleingerichtete Wirthschaft darzustellen, in welcher jedes Mitglied seinen Launen und Interessen rücksichtslos nachgeht, es den andern überlassend, wie sie dabei auskommen mögen. „Die Einbildungskraft, sich selbst überlassen, erschafft Phantome; aber die Sinne verscheuchen sie; doch manchmal lassen sie sich von jener bethören, so daß wohl gar Gespenster mit Augen gesehen werden. Starkes Gedächtniß findet sich bei schwachem Ver-

stande und umgekehrt; die Ausbildung des einen läßt Nachtheil besorgen für das andere. Noch weniger Friede hält der Verstand mit den Sinnen; er entdeckt ihren Trug und zeigt, daß die Sonne still steht, und das Ruder im Wasser gerade ist; er erblickt einfache Gesetze, wo die Sinne lauter Unordnung sahen. Nicht besser vertragen sich Verstand und Einbildungskraft; er findet sie thöricht und flatterhaft, sie ihn unbehülflich und trocken. Besser als beide dünkt sich die Urtheilskraft; der Verstand wußte nur die Regel; sie selbst erkennt das Rechte und Wahre mit Bestimmtheit im Einzelnen. Aber die Vernunft erscheint; sie schwingt sich auf zum Uebersinnlichen, Unendlichen, zur eigentlichen Wahrheit, während alle jene auf dem Boden der Erscheinungswelt kriechen. Bei diesen Streitigkeiten bleiben Gefühl und Begehrungsvermögen nicht müßig. Die letzte Entscheidung über Wahrheit und Irrthum behauptet am Ende das Gefühl; insbesondere spricht es bald für, bald wider den Verstand; der doch seinerseits gegen die Einmischungen des Gefühls in seine Untersuchungen sich nachdrücklich verwahrt. Die Begierden bedienen sich des Verstandes, wo er ihnen nützlich seyn kann, aber sie verweisen ihm seine difficiles nugas, seine brodlosen Künste. Er will von ihnen nicht gestört, am wenigsten verblendet seyn; doch er muß weichen und fröhnen; da sogar die Vernunft sich ihrer kaum erwehren, und das Vernünfteln der Leidenschaften nicht verhindern kann. Die ästhetische Urtheilskraft kämpft wider die Sinnenlust, und sie vertheidigt zuweilen die Einbildungskraft wider den Verstand. Aber die Vernunft pflegt ihr zu widersprechen, und das Schöne mit dem Häßlichen in den Rang bloßer Erscheinungen zurückzustellen. — Unser eigenes Ich ist der Kampfplatz für alle diese Streitigkeiten! ja, es ist selbst die Gesammtheit aller dieser streitenden Parteien*)!" —

---

*) Herbart Psychol. Bd. I, S. 23 f. — Dem Schlusse, auf welchen dieses Gemälde fast unwillkürlich führt: daß nämlich alle diese Vermögen gar nicht existiren, sich entziehend, hat man sich häufig (so namentlich Fries und Beneke) darauf berufen, daß man mit der in-

Wollte man nun die Frage nach dem Causalitätsverhältnisse der einzelnen Vermögen ernsthaft festhalten, so würde man sich sehr bald genöthigt finden, für jeden individuellen Gemüthszustand — denn nur als individueller wird jeder gegeben — ein individuell bestimmtes Zusammenwirken, und für dieses eine bestimmende Kraft anzunehmen. Betrachtet man dann ferner die Verschiedenheit der Gemüthszustände, deren jeder durch ein bestimmtes Zusammenwirken der angenommenen Vermögen bedingt wäre, so müßte die Zahl der erforderlichen bestimmenden Kräfte ins Unermeßliche steigen; ganz gegen die ursprüngliche Absicht der Vermögenslehre, welche nicht diesen individuellen Ereignissen, sondern ganzen Classen derselben ihre Vermögen substituirt. Verfolgt man das ins Einzelne, so dürfte man so ziemlich in die Nähe der wahren Psychologie kommen, welche die Vorstellungen selbst, deren Zahl wegen der im Laufe der Zeit immer neu hinzutretenden sinnlichen Wahrnehmungen keine bestimmte Grenze hat, als die Kräfte ansieht, deren Wirkung jeder einzelne Gemüthszustand, für sich und in seinem Verhältnisse zu den vorhergehenden und nachfolgenden ist. Aber nur nicht als Kräfte, die die Qualität der Seele an sich bestimmen, oder ihr inhäriren, ihr

---

neren Beobachtung nicht weit genug gegangen sey, nicht sorgfältig genug aufgefaßt, nicht fein genug gesondert habe. Als Antwort darauf mag hier noch eine andere Stelle aus Herbart's Metaph. Bd. II, S. 377 Platz finden: „Gäbe es ein System von Geistesvermögen, so würde die innere Erfahrung als ein regelmäßiger Erfolg daraus hervorgehen. Dann hätten wir im gesunden, wachenden Zustande (denn an Traum und Delirium ist hier nicht zu denken) und in solchen Stunden, worin wir uns den Außendingen nicht hingeben, eine eben so regelmäßige Reihe von inneren Erscheinungen, wie die astronomischen es sind. Und diese Reihe wäre bei verschiedenen Individuen nahe gleich, weil das angenommene System von Geistesvermögen in ihnen gleich seyn soll. Dann gäbe es keine Verschiedenheit der Meinungen, der Lehren, der Neigungen. Allem dem widerspricht die wirkliche innere Erfahrung." Außerdem kann man noch das Lehrb. zur Einl. in die Philos. § 136 und im Lehrb. zur Psychol. den Abschnitt „von den Geistesvermögen als dem anscheinend ursprünglichen und wesentlichen Mannigfaltigen im menschlichen Gemüthe" vergleichen.

ursprünglich eingepflanzt wären und auf günstige Gelegenheit zu einer wirklichen Wirksamkeit warteten, sondern als Kräfte, welche, *indem* sie entstehen, auch wirken und zu wirken fortfahren, ohne zu erschlaffen und ihre Wirksamkeit auszusetzen.

Denn was das Wichtigste ist: wenn auch diese Vermögenslehre frei von Erschleichungen und, als bloße Hypothese betrachtet, zur Erklärung der Phänomene tauglicher wäre, als sie ist, — sie ist außerdem *ungereimt*. Sie unternimmt die Qualität der Seele zu bestimmen durch eine Vielheit von Vermögen, Kräften, Angelegtheiten u. s. w. Nun ist es ungereimt, das Reale an sich als Kraft und zwar gleichviel ob als absolut oder relativ thätige Kraft anzusehen; denn in beiden Fällen bezieht sich die Kraft ihrem Begriffe nach auf ein Fremdes außer ihr und verträgt nicht die absolute Position; eine bloße prädisponirte Möglichkeit dessen, was künftig einmal werden kann, läßt sich nicht betrachten als die nicht blos mögliche, sondern wahre, zeitlose Qualität des Realen. Und diese Ungereimtheit wächst, indem ein und dasselbe Reale durch eine Vielheit solcher Kräfte, deren jede die Keime eines künftigen möglichen Geschehens in sich enthalten soll, seiner schlechthin einfachen Qualität nach bestimmt werden soll.*) Die Ausflucht, daß man diese Vermögen nicht wirklich trennen und zerreißen dürfe, sondern immer als in der *höhern Einheit* der Seele begriffen denken müsse, ist uns nicht mehr so unbekannt**), daß wir nicht in ihr entweder das offene Eingeständniß der Ungereimtheit, oder die völlige Rathlosigkeit erblicken sollten, ob man denn wirklich von Einem oder von Vielen rede. Ist die Eine reale Seele gleich den vielen Vermögen, so ist wenigstens eine Wahl nöthig, ob die Seele selbst als die Einheit der Vermögen *sey*, und dann erheben sich alle Schwierigkeiten, die es unmöglich machen, die eine absolute Position der Seele zusammenzuleimen aus den vielen relativen Positionen der Vermögen; oder ob die Eine Seele, als

*) Der Kürze wegen verweisen wir hierbei auf den zweiten Abschn. des propädeut. Theiles und die ganze Ontologie zurück.

**) Man vergl. §. I, 2, b, besond. Anm. zu S. 183.

ihrem Was nach unterscheidbar von ihren Vermögen, in diesen verschiedenen Richtungen ihrer Thätigkeit, die nun selbst zwischen Realität und Nichtrealität schwanken, sich kund gebe und äußere. Dann aber sind die (scheinbaren) Aeußerungen der Seele das zu Erklärende, nicht das Erklärende; sie sind Merkmale des Dinges, Seele genannt, die Veränderungen der Merkmale Veränderungen der Seele, die auf Ursachen hinweisen, und man ist in die allerersten Anfänge zweier Probleme zurückgeworfen, deren gesetzmäßige Lösung längst hinter uns liegt. Am deutlichsten wird die Verlegenheit, wenn man, um das Factum des Selbstbewußtseyns zu erklären, ein eigenes Vermögen, innerer Sinn genannt, erfindet. (Vergl. S. 119.) Daher man sich denn auch häufig genug dabei beruhigt, das Selbstbewußtseyn als ein unerklärliches Wunder jeder Untersuchung vorzuenthalten, oder das Ich sich selbst absolut setzen läßt, womit es sich denn als den Inbegriff aller der Widersprüche und Ungereimtheiten setzt, die gerade diesen Begriff zu einem Gegenstande der schwierigsten Untersuchung machen. Und diese Ungereimtheiten wachsen nur, wenn das Ich nicht für das sich selbst Vorstellende, sondern, mit Fichte, der diesen Widersinn vermeiden wollte, für das sich selbst absolut Wollende, auf sich selbst Handelnde erklärt wird. Denn wenn es auch wahr wäre, daß das Ich sich immer als wollend findet — was die innere Erfahrung geradezu verneint — so würden doch auch diesem, mit seinem Gewollten (dem Object) identischen Wollenden (dem Subject) nicht nur die unendlichen Reihen und die Unmöglichkeit der prätendirten Identität der beiden Glieder drohen, sondern auch noch der Widerspruch im Begriffe der Selbstbestimmung hinzukommen, über welchen Fichte auf den Flügeln der transscendentalen Freiheit und der angeblich im Ich liegenden Tendenz zur unendlichen Selbstthätigkeit hinwegstürmte.

3) Diese Erinnerung an das Ich führt uns nun zurück zu der Frage nach dem Endurtheil, welches die Metaphysik über dasselbe festzustellen im Stande ist.

Zweierlei trieb uns zur Untersuchung desselben: die scheinbare Gefahr, unseren in der Ontologie und Synechologie aus-

gebildeten Realismus den Ansprüchen des Idealismus aufopfern zu müssen, und der Anstoß, welchen wir an der Form der inneren Erfahrung und dem Begriffe des Ich nehmen mußten. Was unter den zweiten Gesichtspunkt fällt, muß zum allergrößten Theil der Psychologie überlassen bleiben; dagegen kann in Beziehung auf den ersten Punkt unzweifelhaft als Resultat festgestellt werden, daß der Idealismus unfähig ist, den wahren Realismus zu besiegen, und daß die innere Erfahrung nicht weniger, als die äußere mit strenger Nothwendigkeit auf die Voraussetzung einer Vielheit realer Wesen führt, die für jede Intelligenz eine nicht blos in ihrer Vorstellung, sondern unabhängig von derselben existirende Welt bilden „Sobald man zu der Einsicht gelangt ist, daß der Begriff des Ich, auf welche Weise er auch gefaßt werde, durchaus unfähig ist, die Qualität eines Realen unmittelbar auszudrücken, stürzt der Idealismus mit allen seinen Ansichten; sein Princip ist verloren, die Quelle, woraus er Alles ableiten wollte, versiegt"*); seine Widersprüche zerstören ihn von innen heraus.

Und sobald diese Widersprüche zu dem Bekenntniß geführt haben: das Object im Ich kann nicht das Subject seyn, sondern das Ich bedarf eines fremden Stützpunktes; sobald sich damit die Ueberlegung verbindet, daß kein einzelnes bestimmtes Object für dasjenige ausgegeben werden kann, dessen Vorstellung das Ich wäre; sobald sich also findet, daß diese mehreren Objecte nur in einer gegenseitigen Modification gleich seyn können dem Subjecte und daß diese Modification nur in einer Aufhebung der Bestimmtheit jedes einzelnen Objectes bestehen könne, so bleibt für das Ich nichts übrig als eine leere Stelle, die sich nicht auf eine constante und allgemeingültige Weise ausfüllen läßt, sondern für welche in jedem Falle, so oft das Ich gedacht wird, irgend etwas vorausgesetzt werden muß, was sie für diesesmal ausfülle. Der wesentliche Irrthum, welchen die gewöhnliche Selbstauffassung begeht, besteht also darin, daß man den Begriff des Ich nach Absonderung

*) Herbart Metaph. Bd. II, S. 404.

alles Individuellen noch für denkbar, diese leere Stelle, Ich genannt, selbst für Etwas hält; ein Irrthum, welchen die philosophische Reflexion nur consequent auszubilden, und gleichsam auf seine eigenen Füße zu stellen braucht, um gewahr zu werden, daß jenes angebliche Etwas nicht auf eigenen Füßen stehen kann, und eben deshalb Erkenntnißprincip ist für das der Ichheit zu Grunde liegende Realprincip, die Seele und das wirkliche Geschehen in ihr.

Die ganze Frage nach der Ichheit kann daher gemäß der inneren Erfahrung, welche immer etwas in der leeren Stelle findet, auch so gefaßt werden: „wie kommt der Mensch dazu, jene Stelle, die für sich allein leer seyn würde, zu setzen, sie mit individuellen Bestimmungen auszufüllen, sie als die erste in seinem ganzen Vorstellungskreise zu betrachten, für die alles Andre ein Zweites, Drittes, kurz ein Aeußeres ist, und endlich sie als den Punkt anzusehen, worin Wissen und Gewußtes unmittelbar zusammenfallen?." Die vollständige Antwort auf diese Frage ist, wie gesagt, Sache der Psychologie; hier mag zur Erläuterung nur noch folgendes Wenige Platz finden.

Um zuvörderst zu bestimmen, in welche Classe von Vorstellungen die Vorstellung: Ich, gehöre, mag noch einmal daran erinnert werden, daß die Vorstellungen als Selbsterhaltungen der Seele sich nicht unmittelbar betrachten lassen als Vorstellungen der uns umgebenden sinnlichen Gegenstände. Denn jede Selbsterhaltung der Seele ist schlechthin einfach und ihr entspricht nur die ganz einfache, individuell bestimmte sinnliche Empfindung, z. B. eines Tones, eines gefärbten Punktes u. s. f. Neben dieser ersten Classe von Vorstellungen (im weitesten Sinne des Wortes) findet sich, weil die sinnlichen Empfindungen niemals ganz isolirt Gegenstand der inneren Wahrnehmung sind, eine zweite, welche auf die sinnlichen Dinge, als zusammengesetzte und gestaltete Objecte der Auffassung geht; und hierher gehören alle Vorstellungen von der uns umgebenden Außenwelt, wie sie als eine geordnete Menge von Dingen in bestimmter Form und mit gewissen Merkmalen sich uns darstellt. In psychologischer Hinsicht ist hierbei nicht die Verbindung, sondern die

bestimmte Gestaltung, d. h. die Verbindung im Gegensatze der Trennung das, was eigentlich zu erklären ist. Denn die Verbindung kann nicht ausbleiben, da alle Empfindungen in der Einen Seele, deren Selbsterhaltungen sie sind, zusammenfallen, so daß alle ohne Unterschied ein einziges ungetheiltes Vorstellen bilden müßten. Dieser Erwartung widerspricht die Erfahrung, die uns die sinnlichen Objecte als räumlich und zeitlich getrennt darstellt; und wenn wir den Grund, aus welchem die vielen Empfindungen nicht in einem ungetheilten Eins beisammen bleiben, nicht schon wüßten, so würden wir ihn hier finden können. Er kann nämlich lediglich in dem Vorgestellten selbst liegen; seine eigene Beschaffenheit muß es unmöglich machen, daß Alles mit Allem in Verbindung trete, das Vorgestellte selbst muß sich zum Theil von einander ausschließen, zu einander im Verhältnisse des Gegensatzes stehen, damit für den Vorstellenden eine Mehrheit von Dingen entstehe. Und je nach der Beschaffenheit dieser Verhältnisse selbst wird diese Mehrheit eine bestimmte, die Form, die sie annimmt, ohne alles Zuthun des Vorstellenden, ohne alle präformirten Keime und Anlagen eine solche und keine andere seyn müssen, als welche sie ist (vgl. §. XI, S. 292 und die Anm. zu S. 429).

Aber in dieser zweiten Classe von Vorstellungen haftet die Form noch an den Objecten, ihr Inhalt ist die Empfindung selbst. Dennoch gibt es thatsächlich noch eine dritte Classe von Vorstellungen, deren Inhalt überhaupt weder in, noch an der Empfindung nachgewiesen werden kann. Hierher gehören eigentlich schon alle allgemeinen Begriffe,*) deutlicher noch diejenigen, welche man unter dem Namen transscendente oder metaphysische Begriffe kennt, mit einem Worte, die Begriffe von alle dem, was gar kein Gegenstand sinnlicher Wahrnehmung werden kann; so daß hierher also

*) Streng genommen ist kein allgemeiner Begriff empirisch; das verräth schon der gewöhnliche Ausdruck: er sey abgezogen von der Erfahrung. Jeder gereinigte allgemeine Begriff überschreitet die Erfahrung; oder vielmehr die Erfahrung überschreitet ihn, indem sie immer etwas darbietet, was nicht in ihm ist.

auch die sittlichen und religiösen Ideen ihre Stelle finden. Und wie schwer es auch seyn mag, diese Classe von Vorstellungen zu erklären, in sie fällt auch der Begriff des Ich, welches ohne irgendwie der Empfindung gegeben zu seyn, auf eine Existenz außer dem Gedanken keinen Anspruch machen kann.

Soll nun diese Vorstellung entstehen, d. h. soll sich jene für sich allein leere, aber einem mannigfaltigen und wechselnden Inhalte zugängliche Stelle bilden, so ist das nur möglich, wenn eine Menge zum Theil verbundener, zum Theil entgegengesetzter Vorstellungen und Vorstellungsreihen auf sie als ihr gemeinschaftliches Vorausgesetzte hinweisen. Das Ich hat nicht, sondern ist eine Stelle im Bewußtseyn; der Mittelpunkt wechselnder, in der Einen Seele sich vielfältig durchkreuzender Vorstellungen, welcher dadurch entsteht, daß eben dieses Sichbegegnen und Durchkreuzen selbst den Punkt bestimmt, in welchem jede Vorstellung der andern einen Ort anzuweisen scheint. „Je nachdem die Reihen der Vorstellungen beschaffen sind, welche in dem Ich zusammentreffen und sich kreuzen, und je nachdem sie in einem bestimmten Augenblicke aufgeregt sind, darnach richtet es sich, wie der Mensch Sich in diesem Augenblicke sieht. Wirklich schwankt das Ich unaufhörlich; es ist bald ein sinnliches, bald ein vernünftiges, bald stark, bald schwach; es scheint bald auf der Oberfläche, bald in einer unergründlichen Tiefe zu liegen. Diese Wechsel erklären sich sämmtlich aus der angedeuteten Lehre, und ebenso der sonderbare Umstand, daß die gewöhnliche Art zu reden alles dem Ich zueignet, selbst das, was der denkende Mensch als den eigentlichen Gehalt, das wahre Wesen des Ich ansehen möchte. Wir sagen nicht blos, mein Leib, sondern auch mein Geist, meine Vernunft, mein Wille; ja sogar: mein Selbstgefühl, mein Selbstbewußtseyn, mein Leben und mein Tod. Denn alle diese Bestimmungen fallen in den Punkt, der Ich heißt.“*)

Hierbei muß man denn freilich gerade deshalb, weil die

*) Herbart Psychol. Bd. I, S. 101.

Mannigfaltigkeit verschiedener Vorstellungsmassen, deren jede zu einer eigenen Ausbildung gelangt ist und die unter einander in sehr verschiedenen Verhältnissen wirksam seyn können, eine ebenso große Mannigfaltigkeit in das Ich hineinbringt, die Meinung aufgeben, als erzeuge sich die Ichheit nur einmal und als läge in allen den Fällen, wo der Mensch sich bald so bald anders findet, ein und derselbe Gegenstand der inneren Anschauung vor Augen. Im Gegentheile, „der Gegenstand, den man meint, ist gar nicht vorhanden, und kann folglich auch nicht innerlich angeschaut werden. Sondern die Ichheit erzeugt sich aus den vorhandenen Vorstellungen so vielmal, als hinreichender Anlaß da ist. Die Einheit der Seele aber und der Umstand, daß jede Vorstellung ein beharrlicher Zustand (ungeachtet vorübergehender Hemmungen) in der Seele ist, verbunden mit den Gesetzen der Complication und Verschmelzung unter den Vorstellungen: dieses alles bewirkt, daß die Ichheit im gesunden Menschen ihren Zusammenhang behauptet, und sich im Laufe der Jahre nur allmählig verändert;" es bewirkt, daß das Ich als eine wechselnde Complexion, als ein veränderliches Ding mit vielen Merkmalen erscheint, und gerade so für Ein Reales gehalten wird, wie jedes der vielen andern Dinge. „Der Wahnsinn hingegen, welcher blos auf partialen Hemmungen durch starr gewordene (in gewissen körperlichen Zuständen fest gewurzelte) Affecten beruht, zersplittert auch leider oft genug die Ichheit und bietet alsdann seltsame Erscheinungen dar, über die man sich bei etwas mehr geläuterter Psychologie weniger wundern würde."*)

Von hier aus kann nun endlich auch einiges Licht auf die scheinbare Identität des Wissenden und Gewußten fallen, in deren Erklärung der Leser auch jetzt noch nicht gerade die kleinste Schwierigkeit finden wird. Der Gegenstand ist freilich so ganz psychologischer Natur, daß wir am besten zu thun glauben, wenn wir aus Herbart's eigenen Schriften ein paar Stellen ausheben, welche ihn, so weit es

*) Herbart Encyklop. S. 236.

hier möglich und nöthig ist, zu verdeutlichen besonders geeignet scheinen.

„Denn, was kann es, nachdem man gefunden hat, daß sehr allgemein eine Vorstellung für eine einzige gehalten wird, wenn sie schon nichts anders ist, als ein Aggregat von zum Theil verschmolzenen Elementarvorstellungen, heißen, wenn man sagt, das Ich ist im Bewußtseyn gegeben, als die Identität des Denkenden und des Gedachten? In Beziehung auf diese Identität ohngefähr so viel, als ob Jemand sagt: der Schreibetisch, an welchem ich heute arbeite, ist mir gegeben als derjenige, an welchem ich gestern schrieb. Soll dies bedeuten: die Wahrnehmung dieses Tisches heute und gestern ist eine und dieselbe, so liegt die Täuschung am Tage. Gerade im Gegentheil, das Quantum Empfänglichkeit, welches gestern durch die Wahrnehmung erschöpft wurde, trägt das Seinige bei, um die heutige neue Wahrnehmung etwas geringer zu machen. — Dennoch entsteht, gemäß der heutigen Empfänglichkeit, heute eine neue Wahrnehmung; diese befindet sich in gar keinem Hemmungsverhältnisse mit der gestrigen gleichartigen, und daher würden sie vollkommen verschmelzen, wenn nur die gestrige sich heute ganz ins Bewußtseyn erheben könnte. Dieser Mangel wird jedoch nicht gefühlt; die beiden Vorstellungen verschmelzen ohne fühlbares Hinderniß; wir aber merken nichts von einem solchen Ereigniß, denn wir sind, eben durch die verschmelzenden Vorstellungen, beschäftigt mit dem Gegenstande, den sie beide zusammengenommen darstellen. Nur indem wir uns an den Unterschied zwischen gestern und heute erinnern, fällt es uns ein, den nämlichen Gegenstand als einen heute und gestern wahrgenommenen, dennoch aber als denselben in beiden Zeitpunkten zu bezeichnen."

„Nicht weit hiervon verschieden ist das Ereigniß, wenn jene Complexion, die das eigene Selbst anzeigt, von ihren zahlreichen Armen ein Paar, oder auch mehrere zugleich ausstreckt, die, wenn sie ins Bewußtseyn kommen, zusammenfallen und eine und dieselbe Complexion von zwei verschiedenen Seiten mit sich emporheben. Ist einer dieser Arme diejenige Vorstellungsreihe, wodurch die eigenen Bilder oder deren Wechsel,

das Sprechenwollen, oder das Denken, oder das Wissen, vorgestellt wird, so mag der andere Arm seyn, was er will: es wird sich in den allermeisten Fällen finden, daß unter den Gegenständen jenes Denkens und Wissens auch ein Bild von dem andern Arme vorkommt. Hiermit haben wir einen Act des Selbstbewußtseyns; ein Wissen und ein zugehöriges Gewußte in der nämlichen Complexion; eine scheinbare Identität des Denkenden und Gedachten. Gleichwohl sind jene beiden Arme der Complexion zwei unter sich verschiedene Vorstellungsreihen, die nur als Abbild und Urbild einander entsprechen und die beide vermöge ihrer Verbindung mit den übrigen Theilen der Complexion ein und dasselbe Ding ins Bewußtseyn hervorstellen, dessen sowohl das Gewußte als auch das Wissen sey. Dieses Ding heißt in der gemeinen Sprache Ich."*)

Was hier allgemein ausgesprochen ist, kann noch beispielsweise durch die Betrachtung erläutert werden, wie der Mensch denkend und handelnd sich findet. Denn an dem Satze wenigstens: cogito, ergo sum, zweifelt gewiß Niemand, so lange ihm nicht das Gewicht der Schwierigkeiten fühlbar geworden ist, welche in der Frage, was er, der Denkende, was sein Ich sey, verborgen liegen. „Und warum sollte er sich nicht auch mit dem cogito, ergo sum begnügen? Er sucht einen Gedanken, um das Denken als Thatsache zu ertappen; er hat einen erforscht; sein Thun ist gelungen. Er sieht nur den Besitzer des Gedankens als denselben an, der darnach suchte. Der Denkende ist offenbar zugleich Inhaber und Erzeuger des Gedankens. Der Inhaber (cogitans) denkt nicht blos irgend Etwas, sondern das gedachte Etwas macht auch den Ursprung des Gedachten, auf den es selbst zurückweiset (nämlich das denkende Subject), zu seinem Vorausgesetzten. So fällt bei Gelegenheit des ersten besten, wenn auch noch so geringfügigen Gegenstandes, indem er vorgestellt wird, das Subject selbst ins Gebiet des Objectiven; nachdem die Vorstellung, das Werk des Subjectes, fertig ist und nunmehr dem Vorstel-

*) Herbart Psychol. Bd. II, S. 290 ff.

lenden zu Dienste steht. Wie sollte es noch zweifeln, ob er sey oder nicht sey? Das cogito beweist nicht nur das Seyn, sondern das sum; es zeigt gleichsam durch den beliebig gedachten Gegenstand hindurch auf den Inhaber des Gedankens, als auf den Wissenden nicht des Gedankens allein, sondern auch dessen, von welchem dieser Gedanke ausging; also auf den, welcher wisse von Sich."

„Wie nun hier der Punkt, von wo der Gedanke kommt, zusammenfällt mit dem Punkte, wo der Gedanke ist und wie der schon zusammengefallene Doppelpunkt jetzt (in dem Satze: cogito, ergo sum) als die Probe des Daseyns vorgewiesen, mithin selbst zum Gegenstande der Betrachtung (zum Objecte) gemacht wird, während er doch der Ursprung des Gedankens (das Subject desselben) war: ebenso verhält es sich noch deutlicher mit dem Thun, nämlich indem das Vollbrachte vor Augen steht. Der Vollbringer findet zunächst Sich als gebunden im Anschauen; (er kann vielleicht das Werk noch abändern, doch das Geschehene nicht ungeschehen machen; und für jetzt wenigstens macht es ihn passiv, indem es ihn zwingt es so zu erblicken, wie es nun eben ist). Aber auf die Frage: wie wurde es so? antwortet das Werk, indem es den Anschauenden bezeichnet als den Urheber, der sich darin wiederfinden müsse. So findet der praktische Mensch sich in der That bei jedem seiner Schritte im Kleinen, wie im Großen unzähligemal; seine Werke sind seine Spiegel. Kleinliche Menschen dagegen, die kein eigenthümlich bezeichnendes Werk, das gerade auf sie und keinen andern zurückweise, zu vollbringen wissen, schreiben mit besonderm Vergnügen ihren Namen, um sich zu erblicken. Läge ihnen blos daran, denselben zu lesen, so könnte ihn wohl eine fremde Hand schreiben. Aber das würde die Freude verderben. Das Auge soll gerade die eigne Hand im eignen Namen erblicken, damit, indem der Name das Individuum verkündigt, eben dieses Sehende durch das Gesehene hindurch Sich anschaue."*)

*) Herbart Encyklop. S. 231 ff.

Soviel genüge über diesen Gegenstand, dessen Untersuchung das Gebiet der allgemeinen Metaphysik schon überschreitet. Der Irrthum in dem Begriffe des Ich ist dadurch nicht nur berichtigt, sondern auch die Gründe, warum er sich erzeugt, hinlänglich angedeutet. Das Resultat der metaphysischen Untersuchung aber ist, „daß die Seele ein streng einfaches ursprünglich nicht vorstellendes Wesen ist, dessen Selbsterhaltungen aber gegen mannigfaltige Störungen durch andere Wesen Acte des Vorstellens ergeben. An sich, in ihrer einfachen, übrigens unbekannten Qualität kann sie — die nicht vorstellende — weder Subject noch Object des Bewußtseyns werden. Aber in Hinsicht auf alle ihre Selbsterhaltungen ist sie das wahre Subject, das Eine, ungetheilte, aber höchst mannigfaltig thätige, des gesammten Bewußtseyns. Wie dieses Subject sich betrachten läßt als Vorstellendes zu jedem Vorgestellten, so auch in dem besondern Falle, da das Vorgestellte ihm selbst identisch seyn soll."

„Was die Objecte anlangt, so hängt deren Mannigfaltigkeit ab von äußeren Störungen; dennoch empfängt zu ihnen die Seele keinen Stoff von außen, vielmehr sind nur vervielfachte Ausdrücke für die innere, eigene Qualität der Seele; in ihrem Beisammenseyn ist die Seele mit sich selbst zusammen; daher auch ohne alle weitere Vermittelung das gleichartige Vorstellen Eine Totalkraft ergibt, das entgegengesetzte aber sich ausschließt oder sich hemmt. Die näheren Bestimmungen dieses Zusammen, dieser Verschmelzungen und Hemmungen entfalten die vorgestellte Welt; in der Mitte der Welt aber das vorgestellte eigene Selbst. Durchlaufend die Stufen der menschlichen Ausbildung kommt die Seele bis zur Wissenschaft; einem Werk, wozu der Stoff sowohl als die erzeugenden Kräfte herrühren von den Vorstellungen in ihrem Zusammen. Die Wissenschaft redet von der Seele, als dem Grunde der vorgestellten Welt und des eigenen Selbst. In der Wissenschaft ist das Wissende die Seele. Hier ist Wissendes und Gewußtes Eins und dasselbe; die Seele in dem System ihrer Selbsterhaltungen. So weiß Ich von Mir; nicht

mit angeborner, aber mit einer auf immer erworbenen Kenntniß.“*) —

Und nun wir soweit vorgedrungen sind, kommt es nur noch darauf an zu entscheiden, inwiefern das Wissen der Seele von sich und der Welt Wahrheit habe und gelten könne für ein neues Abbild, dessen was es abbildet; um so, nachdem wir die Wissenschaft selbst durchwandert haben, das Geschäft der Kritik zu üben, die ihrer Natur nach nicht etwa das Vermögen eines blos möglichen, noch nicht vorhandenen Wissens, sondern ihren Gegenstand, das Wissen oder was darauf Anspruch macht, voraussetzt, und welcher sich entziehen zu wollen am wenigsten derjenigen Wissenschaft ziemen würde, welche selbst für die Norm eines von dem Allgemeinen zu dem Besondern immer weiter fortschreitenden Wissens gehalten seyn will.

---

*) Herbart Psychol. Bd. II, S. 295 ff.

Zweites Capitel.

Von der Möglichkeit und den Grenzen des Wissens.

§. XXVII.

Wenn nämlich noch die Frage entsteht, inwiefern dem Wissen, als einem Zustande des Wissenden, der Anspruch auf Uebereinstimmung mit dem Gegenstande zugestanden werden könne, so liegt im Allgemeinen ein Grund des Mißtrauens nicht darin, wie man überhaupt unternehmen könne, durch Begriffe, durch die bloße Consequenz im Denken etwas über die reale Natur der Dinge zu entscheiden; denn gerade darum, weil wir ganz und gar eingeschlossen sind in unsere Begriffe, entscheiden Begriffe über die reale Natur der Dinge, und jeder Zweifel daran würde in offenbare Ungereimtheiten verwickeln; sondern der Grund des Zweifels liegt in der Art, wir wir zu unseren Begriffen kommen. Und dieser Zweifel führt sogleich zu der bestimmten Verzichtleistung auf wahres Wissen, wenn man lediglich den Stoff des Wissens (im psychologischen Sinne des Wortes), d. h. die Empfindung ins Auge faßt. Denn die Empfindungen als Selbsterhaltungen der Seele spiegeln weder die wahre Qualität der Realen, noch das wirkliche Geschе-

hen in ihnen ab, und in dem ganzen Bereiche derselben ist keine Wahrheit, sondern nur subjectiver Schein gegeben. Wenn nun dennoch die Empfindung das einzig mögliche Fundament des Wissens vom Realen enthält, welches nur anerkannt, nicht bewiesen werden kann, so folgt, daß der Gehalt des Wissens (im metaphysischen Sinne) ganz und gar auf die Form desselben beschränkt ist, und dies so allgemein, daß selbst von der absoluten Position, welche für alle Bewegungen des metaphysischen Denkens die gleichbleibende Richtschnur ist, nur die Form übrig bleibt, sobald man findet, das ursprünglich absolut Gesetzte (das Empfundene) könne als ein solches, wie es gegeben ist, nicht absolut gesetzt werden. Der Gehalt des Wissens ist die Form der Erscheinungswelt, und alles wahre Wissen bildet Verhältnisse ab, ohne die Qualität dessen, was in den Verhältnissen steht, kennen zu lehren.

Anfang und Ende unserer Untersuchungen mit einander verknüpfend, nehmen wir jetzt eine Frage wieder auf, auf welche wir früher keine Veranlassung hatten näher einzugehen, die Frage nach der Möglichkeit des Wissens. Dort nämlich (S. 18—22) entstand sie uns insofern, als man von ihr häufig den Anfang der Philosophie abhängig gemacht hat; und indem wir sie ablehnten, geschah dies theils, weil alle Hülfsmittel ihrer Beantwortung uns fehlten, theils weil wir eigentlich von den Schwierigkeiten, die man an sie geknüpft hat, noch keine einzige kannten. Dort hatten wir nämlich noch ein ganz ungeschwächtes, blindes Vertrauen auf die Uebereinstimmung unserer Begriffe mit den durch sie bezeichneten Gegenständen. Dieses Vertrauen verlor sich allerdings bald genug; schon die niedere Skepsis raubte uns die Meinung, als lehre die sinnliche Empfindung etwas von der wahren Qualität der Dinge, und die Formen der Erfahrung verriethen uns durch die Widersprüche, daß sie nicht

unmittelbar für Formen der Setzung des Realen gehalten werden können. Hieran knüpfte sich die ganze Reihe metaphysischer Untersuchungen, die von dem Begriffe des Realen ausgehend und das Gegebene niemals aus den Augen verlierend sich damit beschäftigten, theils für das, was für real gehalten wird, das, was ist, theils für das, was ist, die Möglichkeit des Scheines nachzuweisen, und so die ursprünglich fehlerhaften Begriffe einer Berichtigung zu unterwerfen, wie sie angemessen war dem Begriffe des Realen. So von Begriffen zu Begriffen fortschreitend, durchliefen wir das System der Beziehungen, durch deren sorgfältigste Berücksichtigung wir allein die nöthigen Berichtigungen finden konnten.

Bei diesem ganzen Verfahren hat sich aber vielleicht bei Manchem eine Bedenklichkeit geregt, die, so lange man sich über ihre eigentliche Bedeutung nicht klar geworden ist, als ein geheimer Feind jeder wissenschaftlichen Ueberzeugung betrachtet werden kann. Das Fundament der ganzen Untersuchung waren die gegebenen Erfahrungsbegriffe sammt dem Begriffe des Realen. Dem letzten gemäß entschieden wir uns dahin, daß die Qualität desselben schlechthin einfach, positiv, ohne alle Größenbegriffe zu denken sey, weil jede andere Qualität sich mit dem Begriffe der absoluten Position nicht würde vertragen haben. Wie nun, wird man fragen, kann man hoffen, durch diese Begriffe, selbst wenn sie als Begriffe nothwendig so und nicht anders zu bestimmen sind, das Seyende wirklich zu erkennen? wo liegt die Bürgschaft, daß, wenn wir uns das Reale so denken müssen, es auch so beschaffen sey? warum soll das, was wahrhaft und an sich ist, sich nach unserer nothwendigen Vorstellungsart oder diese nach ihm sich richten?

Es ist in der That nicht unwichtig, sich mit dieser Bedenklichkeit auch zugleich den seltsamen Widerspruch klar zu machen, in welchen man sich verwickelt, eben indem man sie erhebt. Man gibt zu, daß eine gewisse Vorstellungsart, gewisse Begriffe nothwendig sind, d. h. auf eine andere Weise ohne Widerspruch nicht gedacht werden können. Zu gleicher Zeit aber unternimmt man sich vorzustellen, daß etwas sey, was von unserer nothwendigen Vorstellungsart abweiche;

man redet von der Möglichkeit, daß ein Reales vorhanden sey, ganz anders beschaffen, als man dasselbe zu denken genöthigt ist; man erklärt also etwas für möglich, was man in demselben Gedanken für unmöglich erklärt, und versucht in sein Denken diejenige falsche Vorstellungsart wirklich aufzunehmen, welche man so eben für falsch erklärt und sich selbst verboten hat. Außerdem gleicht das Unternehmen, sich den Begriffen, in welche wir ganz und gar eingeschlossen sind, zu entziehen, ohngefähr dem Versuche, sich bei seinen eigenen Haaren aus dem Wasser zu ziehen. Im Gegentheile, eben deshalb, weil wir ganz und gar in unsere Begriffe eingeschlossen sind, entscheiden Begriffe über die Natur der Dinge, sowie Augen und Ohren über Farben und Töne entscheiden. Alles, was die Wissenschaft im Laufe ihrer Entwickelung findet, ist allerdings durchaus ein Product des Denkens, vermittelt durch eine Reihe von Schlüssen aus dem Gegebenen; aber das untergräbt nicht die Zuversicht zu diesen Schlüssen selbst sammt deren Resultaten; vielmehr, sobald man diese Ueberzeugung wieder wegnimmt, so stehen wir wieder mitten in den alten Ungereimtheiten, und die Untersuchung muß noch einmal von vorn beginnen. Wissenschaftliche Ueberzeugung entsteht nur, wo der Gedanke: es ist möglich, daß es sich anders verhält, auf Widersprüche stößt, und dieser Gedanke der Unmöglichkeit dessen, was man für möglich zu halten Lust hatte, schließt gewiß den Gedanken der Möglichkeit des Unmöglichen aus.

Aber der eigentliche Grund dieser ganzen Bedenklichkeit, ob man überhaupt durch das Denken und die Consequenz im Denken, durch Begriffe und die darauf gebauten Schlüsse über die Gegenstände etwas zu entscheiden im Stande seyn werde, liegt psychologisch genommen darin, daß man sich mit dem Denken, welches ja doch seinem Gegenstande immer fremd bleibe, nicht er selbst sey, nicht beruhigen, sondern ihn, den Gegenstand, in sich aufnehmen will, um gewiß zu seyn, daß man sich seiner wirklich bemächtigt habe. Anschauen will man; das Resultat der wissenschaftlichen Untersuchung soll eine Empfindung seyn, als sähe und hörte und fühlte man.

Dabei vergißt man, daß, „wenn man eine solche Anschauung bekäme, man dann gerade so diese, wie alle anderen längst bekannten Anschauungen, ergriffen von der Reflexion, preisgegeben dem Zweifel, behaftet mit Widersprüchen, wenigstens mit dem Widerspruche, daß jeder in seinem Ich der Anschauende dieser Anschauung wäre — hingeben müßte dem prüfenden Denken, und anheimstellen müßte seiner Entscheidung". Denn diese Entscheidung selbst umgeht und unterschlägt man durch die Behauptung eines anschauenden Denkens, bei welchem es fast gleichgültig ist, was es anzuschauen vorgibt, indem es meistentheils auf die Forderung hinausläuft, sich einzubilden, daß man dieses und jenes anschaue. Solche Anschauungen gehören in das Gebiet der Erfahrung; über Erfahrungen läßt sich nicht streiten; überall aber, wo eine innere oder äußere, gemeine oder ungemeine Erfahrung — ungeprüft — nicht blos als Motiv und Princip, sondern als Ausdruck eines vielleicht ganz ungemeinen Wissens betrachtet wird, kann das Denken eigentlich gar nicht einmal anfangen *).

---

*) Man kann darüber unter andern noch den §. 114 in Herbart's Einl. in die Philos. und die Metaph. Bd. II, S. 66 vergleichen. Es ist bekannt, wie begierig schon Fichte den von Kant (in d. Kritik d. Urtheilskr.) problematisch aufgestellten Gedanken eines anschauenden Verstandes (zu welchem nach Herbart's Bemerkung eine denkende Sinnlichkeit gepaßt haben würde, wie eisernes Holz zum hölzernen Eisen) ergriff, um nach Spinoza's Vorgang die Möglichkeit der Philosophie von der „schaffenden Einbildungskraft" abhängig zu machen (Wissenschaftslehre, 2te Aufl., S. 282). Schelling baute darauf seinen absoluten Erkenntnißact, die intellectuale Anschauung, das mit dem Absoluten selbst identische Wissen (Zeitschr. für specul. Phys., Bd. I, Heft 1, S. 33 ff.). In jener Zeit war die sogenannte Reflexionsphilosophie Gegenstand des Spottes; die spottende Anschauung verspottete dann wieder Hegel in der Vorrede zur Phänomenologie des Geistes, indem er der Philosophie das Denken zur Pflicht machte. Aber das Denken, wie es Hegel als speculatives der Vernunft zueignet, so daß es als vernünftiges, wahrhaft speculatives entgegenstehe dem abstracten Verstandesverfahren, hat noch immer jene Schelling'sche Anschauung zur Basis. Charakteristisch ist in dieser Beziehung die Art, wie ganz vo

Wenn nun aber auch die Möglichkeit des Wissens eben darauf beruht, daß alles Wissen nur in dem Wissenden und für ihn vorhanden, also gebunden ist an Begriffe, so wird man doch fortfahren einzuwerfen, Wissen und Seyn, der Begriff und der Gegenstand des Begriffes seyen zweierlei, und es sey doch noch immer unentschieden, ob der Begriff so ausfallen werde, wie der Gegenstand beschaffen sey, und die Möglichkeit des wahren, d. h. eben des mit seinem Gegenstande übereinstimmenden, ihn seiner Beschaffenheit nach abbildenden Wissens sey noch durch gar nichts verbürgt.

Um hierüber ins Klare zu kommen, ist eine Unterscheidung nöthig. Da nämlich die Frage jetzt nicht mehr auf die Möglichkeit des Wissens überhaupt, sondern auf die Zuverlässigkeit und Wahrheit dieses und jenes besonderen Wissens geht, so liegt darin unmittelbar eine Hindeutung auf den

---

Kurzem einer der treuesten Anhänger Hegel's diesen gegen den Vorwurf (Fischer's), daß er nur das Denken und den Begriff ohne die Anschauung kenne, vertheidigt. „Das Denken", sagt Hinrichs (in der: Genesis des Wissens: Heidelberg 1835, Bd. I, S. XXXV), „fängt bei Hegel mit dem Seyn an, und vermittelt sich damit, wodurch die Anschauung nicht aufgehoben, sondern gesetzt wird. Die Anschauung ist bei ihm der Anfangspunkt des Denkens selbst, welche sich im Denken vollendet und verklärt, indem das Denken sich zugleich mit derselben erfüllt. Bei Hegel geht die Anschauung im Denken so wenig auf, daß vielmehr das Denken erst als Einheit seiner und der Anschauung die Sache ist" u. s. w. Und ebenso S. XXXVIII. „Das Seyn in der Fülle des Daseyns, welches die Welt ist, ist voll des Denkens, des Logos; wie das Denken die Fülle des Seyns ist. Das Denken ist nicht blos Denken, der Anschauung und dem Wirklichen gegenüber, sondern ist demselben wesentlich, weshalb es zugleich empirisch ist. Dies empirische Denken ist das Denken Hegel's in der Logik, welches der sinnlichen Wirklichkeit nicht fremd, sondern so zu sagen handgreiflich ist. Das Denken, was erst durch die Anschauung ergänzt werden muß, was diese nicht von Haus aus in sich selbst ist, bringt sich zwar äußerlich mit den Dingen und der Welt, aber nicht wirklich zusammen". Freilich scheint sich mit diesen Sätzen die Unterscheidung der Stufen des Absoluten und des Wissens vom Absoluten (S. XLII) nicht zu vertragen, weil, wenn der Begriff die Sache selbst ist, der dialektische Proceß des Begriffes auch der dialektische Proceß der Sache und umgekehrt ist.

Stoff deſſelben. Nun gilt urſprünglich jedes Wiſſen für wahr und gewiß, bis ſich nicht Zweifel und Gründe dagegen geregt haben. So weiß der Menſch von der ihn umgebenden Natur und den Eigenſchaften der Dinge; er weiß, ob eine Speiſe ſüß oder ſauer, ein Körper dehnbar oder zerbrechlich iſt u. ſ. f. Die Geſammtheit dieſes Wiſſens, des Wiſſens im pſychologiſchen Sinne des Wortes unterliegt ſehr ſchnell dem Zweifel, ob denn nicht die Dinge eine ganz andere Beſchaffenheit haben, als welche wir ihnen zuſchreiben? dieſer Zweifel verſtärkt ſich durch die Ueberlegung, daß ihre Wahrnehmung an Verhältniſſe und Bedingungen gebunden iſt, außerhalb deren dieſe Qualität gar nicht zum Vorſchein kommt; der Glaube an dieſes Wiſſen verſchwindet durch die Schärfe der ſkeptiſchen Argumente, und das erſte Reſultat, zu welchem die denkende Betrachtung der Dinge führt, iſt der Satz: daß die ſinnliche Erfahrung über die wahre Beſchaffenheit der Dinge überhaupt nichts lehre. Das heißt mit anderen Worten: der geſammte Stoff des Wiſſens hat ſeinen Anſpruch auf Uebereinſtimmung mit der Beſchaffenheit des Gewußten verloren.

Und zwar auf immer verloren! — Denn was aus dem Begriffe der abſoluten Poſition über die Qualität der Realen abgeleitet werden konnte, waren lediglich formale Beſtimmungen. Sie ſelbſt war und blieb unbekannt, und das iſt ein Factum, welches anzuerkennen ſeyn würde, ſelbſt wenn der Grund dafür nicht nachgewieſen werden könnte. Aber wir wiſſen jetzt den Grund vollſtändig, und der Leſer wird ſich ihn der ſchon früher (S. 261 und 455 ff.) gegebenen Andeutung gemäß jetzt ſelbſt ausführen können. Die menſchliche Auffaſſung iſt durchaus verwickelt in die Relationen der Weſen; was in den Kreis ihrer Erfahrung fällt, erfährt ſie als Selbſterhaltung der Seele. Dieſe Selbſterhaltungen, nicht die einfache Qualität der Seele, bilden den Inhalt des Bewußtſeyns, und wie auch die Seele mit anderen Realen in Verbindung ſtehe, nicht nur ihr eigenes Was, ſondern auch die Selbſterhaltungen der übrigen Realen bleiben unbekannt. Hier iſt gar Nichts, was mit einem Abbilden die geringſte Aehnlichkeit hätte; die Seele empfängt bei dieſem Vorgange nichts von Außen,

und der gesammte Stoff des Wissens muß am Ende der Untersuchung für das erklärt werden, als was er sich am Anfange darstellte, für Schein, und zwar für subjectiven Schein. Denn die besondere Art der Empfindungen hängt ab von der eigenthümlichen Qualität der Seele, welche bei anderen Intelligenzen möglicherweise ganz anders beschaffen seyn kann.

Wenn nun der Stoff des Wissens, das Gewußte im psychologischen Sinne des Wortes überhaupt nur für das erste gehalten werden kann, was in der Seele geschieht, woraus ein Wissen (im metaphysischen Sinne) hervorgehen könne; wenn somit das Wissen, welchem etwa Uebereinstimmung mit seinen Gegenständen zugeschrieben werden könnte, einen Anfang nimmt, der mit einem Abbilden nichts gemein hat, so erhellt, daß die ganze Frage nach der Zuverlässigkeit des Wissens gar nicht in der Allgemeinheit aufgestellt werden kann, in welcher man sie gewöhnlich aufgestellt hat. Hat man einmal gefunden, daß die Qualität der Realen unbekannt ist und bleibt, und daß das, was dafür gehalten wird, diese Qualität nicht ist (was ganz einfach der Satz besagt: die Dinge an sich kennen wir nicht), so bleibt für das Wissen im metaphysischen Sinne des Wortes nichts übrig, als die Form. Nicht, wie das Reale beschaffen ist, sondern wie es sich zu einander verhalte, und was aus diesen Verhältnissen weiter hervorgehe, das ist der Gegenstand des wahren Wissens; die Form des Gewußten (im psychologischen Sinne) ist der Gehalt des Wissens (im metaphysischen Sinne).

Hierbei könnte es aber scheinen, als sollte die Form ganz und gar losgerissen werden von dem Stoffe, was doch nicht geschehen darf, weil Verhältnisse und Form ohne etwas, was in den Verhältnissen steht, die Form hat oder annimmt, leere Begriffe sind. Daher man sich erinnern möge, daß die Empfindung, obgleich ganz unfähig für ein Abbild dessen zu gelten, was empfunden wird, dennoch das einzig mögliche, ganz unentbehrliche Fundament des Wissens vom Realen darbietet und enthält. Die Möglichkeit alles Erkennens ruht auf der Voraussetzung, daß irgend etwas sey; von dieser Voraussetzung konnten wir keinen Augen-

blick loslassen, auch dann nicht, als sich gefunden hatte, daß das Gegebene, als ein solches, wie es gegeben ist, nicht unmittelbar für das Reale gehalten werden kann (S. 58—61). Diese ganze Ueberzeugung, daß irgend etwas sey, daß also die absolute Position irgendwo ihre Stelle finden müsse, wurzelt aber lediglich in der Empfindung. „Jede künstliche Setzung läßt sich zurücknehmen; jede solche Setzung, die auch nur den geringsten Verdacht erregt, wie wenn sie nicht ganz so unwillkürlich und unvorbereitet als ein Gegebenes zwischen die Einbildungen hineinträte und den Faden des Gedankenlaufes zerschnitte, wie dies ein Kennzeichen der Empfindung ist, — jede Setzung also, die eine Spur des Gemachten und von uns Abhängigen an sich trägt, wird sogleich als täuschend verworfen, wo Zeugnisse für das Daseyn gefordert und geprüft werden. Und das mit Recht. Es ist der Mittelpunkt der falschen Metaphysik, sich einzubilden, daß man die absolute Setzung in seiner Gewalt habe, und nach Belieben einen Inbegriff von Realitäten setzen könne. Diese falsche Metaphysik hat eben nichts von absoluter Setzung begriffen; sonst würde sie wissen, daß dieselbe vor allem Philosophiren, ja vor allem Denken vorhanden seyn muß, und daß ihr alsdann lediglich Anerkennung gebührt, da man, wenn sie mangelte, durchaus keinen Ersatz für sie würde finden oder herbeischaffen können. Alle Reden vom Absoluten haben für uns keine Bedeutung, wenn unsere Setzung desselben nicht schon geschehen ist, ehe wir die Rede vernehmen. Aber die Summe der wirklich geschehenen Setzungen können wir auch nicht kleiner machen, als sie ist; vielmehr hat alle unsere unzweideutige Empfindung gleiches Recht, wenn auch nicht gleichen Erfolg" *).

Und eben durch diese Beziehung auf das Gegebene unterscheidet sich der Inbegriff der hier dargelegten Forschungen auf das Bestimmteste von aller Philosophie, die, um einen Anfang zu finden, von allem Gegebenen zu abstrahiren gebietet. Unsere Philosophie knüpft, weil sie alle Willkür scheut, durchaus an die gemeine Auffassung des menschlichen Denkens an;

*) Herbart Metaphys. Bd. II, S. 408.

sie geht zurück in die niedrigsten Regionen des gemeinen Verstandes; sie erlangt kein besonderes Organ für das, was sie zu sagen hat; aber sie verlangt treue Auffassung des Gegebenen und genaue Durcharbeitung der Begriffe. Deshalb wird sie sich nie einfallen lassen, zu beweisen oder zu verlangen, daß überhaupt etwas sey; denn Alles, was in dieser Beziehung zu beweisen unmöglich, zu fordern thöricht seyn würde, ist ihr gegeben, und sich hierüber vollkommen klar zu werden, war die erste Bedingung, ohne welche alles Uebrige in der Luft schwebt.

Betrachten wir nun von diesem Gesichtspunkte aus den durchlaufenen Weg, so zeigt sich, daß, indem der Hauptbegriff, welchen wir von der Empfindung entlehnten, obwohl wir der letzteren keine Entscheidung über ihn als Begriff zugestehen konnten, der der absoluten Position, in seiner ganzen Strenge nur eine Art der Setzung bezeichnete, das Wissen über das, was absolut gesetzt werden konnte, nur ein formales war. Die Empfindung, das ursprüngliche Motiv irgend etwas absolut zu setzen, war unfähig, der absoluten Position einen Inhalt zu geben. Dennoch durften wir apodiktisch behaupten, daß nicht nur Vieles, sondern auch Verschiedenartiges — sey, und daß unter den Qualitäten der Realen Verhältnisse stattfinden, welche den Winken der Erfahrung gemäß gehörig zu bestimmen die ganze Angelegenheit und das einzige Ziel des theoretischen Wissens ist.

Unter diesen Verhältnissen, deren Bestimmung denjenigen Inhalt unseres Denkens abgibt, vermöge dessen es darauf Anspruch machen kann, mit seinem Gegenstande übereinzustimmen, lassen sich nun zunächst zwei Classen unterscheiden, solche, die sich auf die Zusammenfassung des Zusammen und Nicht-Zusammen, und solche, die sich auf die vergleichende Auffassung der Qualitäten als solcher beziehen. Mit beiden haben wir uns ausführlich beschäftigt; durch jene gelangten wir zu den Begriffen vom Raume, der Zeit, der Bewegung; durch diese wurden wir auf die zufälligen Ansichten, als die Exponenten des Verhältnisses der Qualitäten geführt. Weder jene quantitativen noch diese qualitativen Bestimmungen kommen den

Realen an sich zu und demnach bilden sie allein den Gehalt unseres Wissens.

Und dieser Gehalt des Wissens ist durchaus unabhängig von der besondern Beschaffenheit der erkennenden Intelligenz und insofern nicht blos ein menschliches, sondern ein allgemeingültiges Wissen. Was dabei die Formen der quantitativen Zusammenfassung betrifft, so braucht hier nur auf §. XXI. zurückverwiesen zu werden, wo der Begriff des objectiven Scheines hinlänglich erläutert ist; auch wird im folgenden §. noch etwas darüber hinzugefügt werden; ebenso aber gilt auch von den zufälligen Ansichten, daß auch sie nicht blos ein Hülfsmittel des menschlichen Denkens, sondern eine nothwendige Form für jede Intelligenz seyn würden, sobald sie sich auf die Vergleichuug dessen einläßt, was seinem eigenen Was nach schon vollkommen bestimmt ist und an sich auch nur durch dieses Was gedacht werden kann. Nun befinden zwar wir uns in dem Falle, weder die Qualität der Realen selbst, noch die Beschaffenheit der zufälligen Ansichten zu kennen, welche von ihnen in einem vergleichenden Denken gefaßt werden müssen, während eine Intelligenz, welche die Qualität der Realen durchschaute, auch die Merkmale der zufälligen Ansichten würde unterscheiden können, welche von ihnen in einem bestimmten Falle zu fassen sind; aber die Erklärung des wirklichen Geschehens würde auch für sie von diesen formalen Zerlegungen abhängen, durch welche das menschliche Nachdenken für jenes Geschehen einen gesetzmäßigen Ausdruck allein finden kann. Stärke und Schwäche, Gleichheit und Ungleichheit des Gegensatzes heißen diese Verhältnißbestimmungen, nach welchen sich Art und Grad der Selbsterhaltungen richtet sammt Allem, was sich von der Entstehung materieller Körper bis hinauf zum geistigen Leben daran knüpft; und eben diese Begriffe würde jede endliche Intelligenz ausbeuten müssen, um über die Gründe und Gesetze des Geschehens Aufschluß zu erhalten. Die Grenzen des menschlichen Wissens liegen also nicht sowohl in der Beschränkung desselben auf bloße Verhältnisse, als vielmehr in den Grenzen der menschlichen Erfahrung und in der Schwierigkeit, die

Winke derselben für ein strenges Wissen mit Erfolg zu benutzen.

§. XXVIII.

Während nun in Beziehung auf die mathematischen Formen durch die gleichmäßige Berücksichtigung metaphysischer und psychologischer Lehrsätze die Frage, ob diejenigen Bilder, durch welche wir die einzelnen Gegenstände uns gegenüber auffassen, den räumlichen und zeitlichen Verhältnissen der Realen wirklich entsprechen, am leichtesten eine bejahende Anwort findet, so unterliegt der Anspruch, welchen die logischen Formen, die allgemeinen Begriffe darauf machen, ihr Gewußtes abzubilden, nicht sowohl einer Beschränkung, als vielmehr nur nöthig ist, ihn nicht über seine natürlichen Grenzen hin auszudehnen. Allgemeine Begriffe, deren Gedachtes schon deshalb, weil es sich bezieht auf sein Besonderes, niemals Gegenstand einer absoluten Position werden kann, sind nur Abbreviaturen der Auffassung, Hülfsmittel des Denkens, welche für sich keine eigene Bedeutung haben, sondern durch ihre Beziehung auf das Einzelne eine Bedeutung insofern erhalten, inwiefern das Einzelne durch das Allgemeine gedacht wird. Wenn nun die Wissenschaft die Forderung aufstellt, allgemeine Begriffe als solche zu bestimmen und festzuhalten, so liegt die Berechtigung, sich dieses Hülfsmittels zu bedienen, theils in der nicht zu verkennenden Bequemlichkeit, eine Untersuchung nicht so oft zu wiederholen, als in wieviel einzelnen Fällen dazu Veranlassung vorhanden seyn würde, theils in der Unparteilichkeit der Entscheidung über das, was in einer bestimmten Hinsicht über jeden einzelnen

Fall festgestellt werden muß. Aber diese Entscheidung reicht auch nicht weiter, als der Inhalt der Begriffe, welche entscheiden, und deshalb sieht jede allgemeine Untersuchung näheren Bestimmungen entgegen und muß sich ihnen zugänglich zu erhalten wissen. Die speculative Form des Wissens endlich, dessen Entstehung die Metaphysik selbst vor Augen gelegt hat, beruht auf der Nachweisung derjenigen Beziehungspunkte, welche im Denken aufzusuchen das Gegebene fordert. Sie führt zu den Voraussetzungen, auf welche das Gegebene durch die Widersprüche hintreibt; so daß es nur eine Berichtigung der Irrthümer der gemeinen Weltansicht, die nothwendige Fortsetzung eines bis auf einen gewissen Punkt gediehenen, aber in ihm keinen Ruhepunkt findenden Denkens ist. So, mit strenger Gewissenhaftigkeit und ohne sich ein Urtheil über das anzumaßen, was außer ihrem Gesichtskreise liegt, den Kreis ihrer Untersuchungen durchlaufend und einzig damit beschäftigt, die Erfahrung mit sich selbst zu versöhnen, bietet die Metaphysik specielleren Untersuchungen selbst wieder nur die Stützpunkte für das Streben dar, das, was in den Kreis menschlicher Erfahrung fällt, so weit es irgend möglich ist, zu erklären.

Versuchen wir das Resultat des vorigen §., um daran einige specielle Bemerkungen zu knüpfen, noch von einer andern Seite aufzufassen, so wird es nach dem Bisherigen nicht mehr räthselhaft seyn, warum, so oft die Frage nach der Möglichkeit und dem Umfange des Wissens ist erhoben worden, die sogenannten Kategorien d. h. die allgemeinen Begriffe nicht von dem Was, sondern den Verhältnissen der Gegenstände eine so große Wichtigkeit hatten. Nur ist in Be-

ziehung auf sie der psychologische Standpunkt sogleich scharf zu trennen von dem metaphysischen.

Der erstere liegt am nächsten; denn wir alle finden vor aller Metaphysik unsere Auffassung der Erfahrung gebunden an solche Begriffe, wie: Ding, Eigenschaft, Raum, Zeit, Zahl, Größe, Ursache, Wirkung u. s. f., und sobald die Absicht der Untersuchung darauf geht, den menschlichen Geist kennen zu lernen, wie er wirklich ist, zu erfahren, warum und wie diese Begriffe entstehen, so ist sie ganz eigentlich psychologisch, und die, ob diese Begriffe eine wahre oder vermeinte Erkenntniß enthalten, ganz gleichgültig. Von dieser Seite faßte Aristoteles die Kategorien auf, indem er sie, freilich ohne Bewußtseyn des metaphysischen Gesichtspunktes, in der Sprache suchte.*) Dieselbe Absicht liegt auch stillschweigend dem Unternehmen Kant's zu Grunde, die Kategorien vollständig aufzufinden. Hierbei begegnete ihm aber wenigstens der doppelte Fehler, erstlich, daß er diesen höchst verwickelten psychologischen Gegenstand durch eine Berufung auf die Functionen des Denkens im Urtheilen abthun zu können und für die Deduction der Kategorien nichts als ein einfaches: „so finden wir" nöthig zu haben glaubte**); sodann daß er die Kategorien, wenigstens die des Vorstandes, als reine Denkformen auffaßte, die unabhängig von aller bestimmten Erfahrung, ja selbst vor aller Erfahrung die Voraussetznng für die Möglichkeit der Erfahrung ausmachen sollen. Denn psychologisch betrachtet sind die Kategorien gar nicht als reine Denkformen gegeben,

*) Neuerdings hat dies namentlich Fr. Ad. Trendelenburg in seiner Dissert. de Aristotelis categoriis, Berol. 1833. nachgewiesen.

**) Kritik d. r. Vernunft S. 95. Wer die Sache weiter verfolgen will, als sie hier verfolgt werden kann, den verweisen wir auf Herbart Metaph. Bd. I. S. 77—81. und Psychol. Bd. II. S. 191—209. Die Kategorien der innern Apperception, die psychologisch von der höchsten Wichtigkeit, metaphysisch so gut wie gleichgültig sind, hat Kant ganz vergessen, obwohl sie ebenso wie die Begriffe des Raumes und der Zeit a priori gegeben zu seyn scheinen konnten, weil niemand das Sehen sieht das Empfinden empfindet u. s. w. Hierüber Herbart Psychol. Bd. II S. 249—257.

sondern erst in der Abstraction werden sie von den durch sie ihren Verhältnissen nach bezeichneten Objecten getrennt und haben abgelöst von ihnen nur den Werth logischer Allgemeinbegriffe. Indeß läßt sich hier doch eine Entschuldigung für Kant finden. Es kann nämlich sehr leicht die Meinung entstehen, als seyen die Kategorien von den Empfindungen und den Reproductionen derselben unabhängig und zwar darum, „weil zu der ihnen entsprechenden Form der Erfahrung die Eigenthümlichkeit unserer Empfindung von Farben, Tönen, Gerüchen u. s. w. nichts Wesentliches beiträgt. Hätten wir ganz andere Sinne und durch dieselben ganz andere Classen von Empfindungen — so jedoch, daß die Empfindungen jeder einzelnen Classe unter einander entgegengesetzt wären und einander hemmten, wie jetzt; die Empfindungen verschiedener Classen aber sich complicirten, wie jetzt; auch das Zusammentreffen und das successive Eintreten der Empfindungen eben so einträte wie jetzt — dann würde unsere Erfahruug einen ganz andern Inhalt, aber die nämliche Form haben, wie jetzt und die hinzukommende höhere Reflexion würde die nämlichen Kategorien absondern, wie jetzt."

Eine ganz andere Frage, als jene psychologische, ist die nach dem metaphysischen Werthe der Kategorien, nach dem Beitrage, welchen sie zu dem Gehalte des Wissens zu geben fähig sind. Der Anspruch, die Verhältnisse des Gegebenen abzubilden, wie sie sind, konnte ihnen nach Kant's Meinung nicht zugestanden werden; denn sie bezeichnen nach ihm nur die Form, in welcher uns nach unserer subjectiven menschlichen Organisation die Dinge erscheinen. Aber, „wenn der Verstand unserer Erfahrung seine Form gäbe, so müßte diese Form wenigstens mit sich selbst übereinstimmen. Seinen eigenen Begriffen ungestört hingegeben, würde der Verstand sich selbst durchgängig verstehen; und da er nach Kant's Behauptung in den Dingen nichts anderes finden kann, als was er selbst hineinlegte, sollte er sich in keiner Betrachtung dieser Dinge dergestalt verwickeln und verstricken können, daß er bei gehöriger Aufmerksamkeit sich nicht sicher und leicht wieder zurecht fände. Sein Wissen hätte freilich keine eigentliche Wahr-

heit, aber desto mehr Klarheit. Es beträfe zwar nur Erscheinungen, allein die Illusion in diesen Erscheinungen müßte vollständig seyn und nicht durch sich selbst wieder aufgehoben werden. — Gerade dieses aber, daß der menschliche Verstand an den Dingen irre wird, und daß die besten Denker in unauflöslich scheinende Mißhelligkeiten gerathen, bezeugt die Metaphysik als historische Thatsache."*)

Eben deshalb nun konnte im ganzen Verlaufe der Metaphysik den schon fertigen Producten des psychologischen Mechanismus keinerlei Entscheidung übertragen werden, sondern sie mußten vor einem bewußtvoll auf seinem eigenen Wege fortschreitenden Gedankengange überall zurücktreten; die Metaphysik mußte das ganze System von Begriffen, durch welche das Gegebene aufgefaßt werden soll, ganz und gar von Neuem erzeugen; und wenn eine fortgesetzte Reflexion die nunmehr gewonnenen Begriffe weiter bearbeitet, wie dies mit den räumlichen Begriffen die Mathematik thut, so sind die Kategorien nicht unwillkürliche Bestimmungen, sondern Objecte des Denkens, welchen es nicht unbewußt dient, sondern über welche es bewußtvoll herrscht, indem es sich nach den in den Begriffen liegenden Forderungen richtet. Von diesem Gesichtspunkte aus mag nun der Leser noch einmal alles das durchlaufen, was über die absolute Position, Einheit und Vielheit, Gegensatz der Qualitäten, Raum, Zeit, Bewegung, Endliches und Unendliches, Schein und Wirklichkeit gesagt worden ist, um sich klar zu machen, inwiefern diese Bestimmungen unseres auffassenden Denkens, welche Kant und die Meisten nach ihm ohne den Versuch einer Rechtfertigung und ohne nähere Prüfung als die Quelle des Wissens, ja sogar als das eigentliche Wesen des denkenden Geistes betrachtet haben, hier auf eine nicht dogmatische, sondern (wenn auch nicht in dem Sinne Kant's) kritische Weise d. h. mit Berücksichtigung ihrer Bedeutung und ihrer gegenseitigen Begrenzung gefunden worden sind, und sich überzeugen, daß eine äußerliche Systematik hier unnöthig ist, weil jeder dieser Begriffe nur in dem

*) Herbart Metaphys. Bd. I. S. 82.

Systeme von Beziehungen, in welchen er sich erzeugt, seine richtige Stelle hat.

Nun haben aber die diese Denkformen erzeugenden Untersuchungen zu ihnen als reinen Denkformen d. h. zu den Begriffen derselben geführt, und es bleibt also noch die Frage zu beantworten übrig, inwiefern die in jedem einzelnen Falle bestimmten Formen, durch welche wir die Erscheinungswelt auffassen, den Verhältnissen entsprechen, in welchen die Realen wirklich zu einander stehen, d. h. mit andern Worten zunächst, inwiefern die mathematischen Formen Anspruch machen können, ein wahres Wissen zu seyn? Die Antwort darauf ist eben so leicht als befriedigend. Denn obgleich die allgemeine Metaphysik darüber, wie Vorstellungen als in jedem einzelnen Falle bestimmte Bilder einer Welt von Objecten entstehen und sich einander, so wie dem Subjecte gegenübertreten können, keinen Aufschluß geben kann, so hat doch schon die Construction des intelligiblen Raumes dahin geführt (§. XV, 3.), daß der letztere dem empirischen in Ansehung der Resultate gleich gesetzt werden könne, und daß die gegebenen räumlichen und zeitlichen Verhältnisse denjenigen ähnlich sind, worin eine Intelligenz, welche die realen Wesen unmittelbar anschauen könnte, dieselben zusammenfassen würde. Dazu kommt nun noch der eidolologische, mit der Ontologie übereinstimmende Satz, daß in der Seele ursprünglich keinerlei Vielheit von Begriffen oder Formen der Anschauung vorhanden ist; und beides zusammen führt zu der Einsicht, daß unsere Auffassung mit den Erscheinungen in Beziehung auf die Form der letztern (abgesehen von zufälligen subjectiven Täuschungen) wirklich und zwar darum übereinstimmt, weil ihre Regelmäßigkeit dem Denken die seine giebt. Denn die Wahrnehmungen der Außenwelt richten sich nach den Selbsterhaltungen der Seele gegen von ihr verschiedene Wesen; in den Wahrnehmungen kann also keine andere Regelmäßigkeit seyn, als eine solche, die in den Verhältnissen der Realen selbst begründet ist, und eben deshalb nehmen wir die wirklichen Gegenstände auf eine solche Weise geordnet wahr, wie sie geordnet sind. (Vgl. die Anmerkk. zu S. 354 und S. 429.)

Ebensowenig hat an sich die Frage, inwiefern die logischen Formen, die allgemeinen Begriffe, für Bilder der Gegenstände gehalten werden können, besondere Schwierigkeiten. Auch hier muß der psychologische und der logische Gesichtspunkt von einander unterschieden werden. Allgemeine Begriffe sind zunächst nicht weniger Producte des psychologischen Mechanismus, wie die Kategorien, indem die einer Menge des Gegebenen gleichartigen Merkmale sich aus den Complicationen und Verschmelzungen losarbeiten, in welchen sie sich ursprünglich finden. So betrachtet haben sie durchaus keine eigene Bedeutung, sie sind nur eine Abbreviatur der Auffassung, deren sich jeder ganz unwillkürlich bedient. Auch läßt sich außerhalb der philosophischen Schulen Niemand leicht einfallen, das Allgemeine selbst für Etwas zu halten, und den Begriffen: Baum, Thier, Mensch, Obst u. s. w. Realität zuzuschreiben. Das Allgemeine als solches liegt also gar nicht in der Sphäre des Gewußten; dieses ist das Einzelne, Individuelle, auf welches sich das Allgemeine bezieht; so daß das letztere für jeden nur insofern eine Bedeutung hat, als er in dem individuell Gegebenen die Gegenstände nachweisen kann, von welchen er den allgemeinen Begriff anwendet. Daher würde das gewöhnliche Denken, selbst wenn durch den psychologischen Mechanismus sich reine allgemeine Begriffe erzeugen könnten, dieselben festzuhalten eher vermeiden, als suchen und sich dieses Hülfsmittels nur insoweit bedienen, als es eben bequem ist, außerdem aber immer wieder von Begriffen zu Beispielen übergehen. Auch hierüber genügt es, auf das S. 10 und 13 Gesagte zurückzuweisen.

Die logische Bearbeitung findet sich dagegen ihrem Zwecke gemäß auf den Inhalt der Begriffe, das Was des Gedachten beschränkt. Dem Gedachten selbst ist der Umfang, für welchen es gilt, zufällig (S. 14); der Umfang eines Begriffes ist gar nicht das, was ihm seinen logischen Charakter gibt. In dieser Abstraction, d. h. in dieser Beschränkung auf ihren eigenen Inhalt sind die Begriffe logische Ideale, deren Reinheit durch die Einmischung einzelner Fälle etwas entzogen wird. Findet sich nun, daß ein, seiner eigenen Qua-

lität nach schon bestimmter Begriff auf eine Mehrheit von Gegenständen paßt, so entsteht die Forderung, alle specifischen Differenzen bei Seite zu setzen, um den Begriff als solchen rein zu erhalten. Das in einem, erst durch die Beziehung auf das Besondere als allgemein erscheinenden Begriffe Gedachte ist daher ganz gewiß kein Abbild des Individuellen; denn so lange es sich um den allgemeinen Begriff als solchen handelt, sind die Merkmale des Individuellen auszuschließen; und sie, die allgemeinen Begriffe, für das Reale selbst zu halten, dessen Abbild etwa die Individuen seyen, ist ein Fehlgriff, der sich zwar schon seit Platon bis auf unsere Zeit sehr häufig wiederholt hat, vor welchem wir aber den Leser gesichert halten dürfen, wenn er sich nur daran erinnert, daß das Allgemeine sich bezieht auf das Besondere, daß es für sich, ohne diese Beziehung, nur ein leeres Gedankending ist und sich eben wegen dieser seiner relativen Natur der absoluten Position durchaus entzieht.

Wenn nun nichtsdestoweniger alle Wissenschaften und namentlich die Philosophie fordern, Begriffe im Allgemeinen d. h. ihrem Was nach ohne Rücksicht auf die besondern Bestimmungen dessen, was in den Umfang derselben fällt, festzuhalten, so liegt die Berechtigung, sich dieses abbrevirenden Hülfsmittels zu bedienen, allerdings zunächst nur in der unvermeidlichen Beziehung des Allgemeinen auf das Besondere, vermöge deren über alles Gleichartige, insofern es gleichartig ist, in Einem Gedankenzuge entschieden wird. Dadurch gewinnt man außer der Bequemlichkeit, eine Untersuchung nicht so oft zu wiederholen, als in wievielen Fällen dazu Veranlassung seyn würde, zugleich die Sicherheit, daß man sich durch den einzelnen Fall nicht bestechen läßt, sondern alle Fälle, insofern sie unter denselben Begriff fallen, derselben Bestimmung unterwirft. Aber eben dieses „insofern" darf durchaus nicht vernachlässigt werden, um den Werth einer allgemeinen Untersuchung nicht höher anzuschlagen, als er in Beziehung auf eine erschöpfende Erkenntniß des Individuellen angeschlagen werden darf; eine Beschränkung, welche, obgleich sie an ganz bekannte logische Verhältnisse erinnert,

doch von der Metaphysik so oft vergessen worden ist, als man geglaubt hat, in dem Allgemeinen als solchem das Wesen des Individuellen gefunden zu haben.

Was aber endlich die speculative Form des Wissens anlangt, so könnte hier kaum etwas anderes, als das schon im dritten Abschnitte des propädeutischen Theiles Gesagte wiederholt werden. Schon dort zeigte sich, daß hier alles darauf ankommt, die Beziehungspunkte aufzusuchen, welche die Widersprüche in den gegebenen Formen der Erfahrung vermissen lassen. Schon dort erhielt die große, und, sobald man sich von der Mangelhaftigkeit des Wissens im psychologischen Sinne einmal überzeugt hat, für alle philosophische Forschung entscheidende Frage: mit welchem Rechte dürfen wir uns erlauben, die Erfahrung zu überschreiten? etwas für gewiß zu erklären, worüber die Erfahrung nicht unmittelbar Auskunft giebt? — die Antwort: mit dem Rechte, mit welchem uns die Erfahrung selbst dazu zwingt. Hier gibt es kein unmittelbares, sondern überall nur ein mittelbares Wissen und der allgemeine Charakter desselben ist die Einsicht, welche Verhältnisse und Beziehungen der Realen vorausgesetzt werden müssen, damit die gegebenen Formen der Erfahrung sich denken lassen, ohne das Reale selbst in ihre Widersprüche zu verwickeln. Hierdurch schließt sich die Metaphysik dem Geiste ächter Naturforschung an, die, gewarnt durch viele mislungene Versuche und die Systeme den Philosophen überlassend, in bewußtvoller Selbstbeschränkung nach Theorien strebt, die das Gegebene nicht ignoriren, sondern es erklären. Aber ebenso nimmt die Metaphysik, unbefriedigt von den gewöhnlichen Theorien, die oft nur Hypothesen sind, deren Auffindung man von einem glücklichen Griffe erwartet, die man dann an dem Gegebenen prüft und mit anderen vertauscht, wenn sie nicht passen, für sich den strengeren Namen eines Systemes in Anspruch. Sie mag immerhin ihren speculativen Charakter auf Augenblicke ablegen, und ihre Resultate der Naturforschung als Hypothesen anbieten; dennoch verdankt sie dieselben nicht einem glücklichen Griffe, sondern einem nothwendigen Gedankengange, und so wie ihre Fundamente nirgends anders als auf der

breiten Basis des Gegebenen ruhen, so machen ihre Lehrsätze ein zusammengehöriges Gedankenganze aus, in welches kein Theil willkürlich hineingeschoben worden ist und auch keiner willkürlich, ohne die genügende Nachweisung eines Fehlers, herausgerissen werden kann. In diesem Sinne glaubt sie sich Wissenschaft nennen zu dürfen, gleich weit entfernt von dem rohen Empirismus, wie von den luftigen Geweben des sogenannten reinen Denkens, und ohne sich auf ihrem Wege weder von der Trägheit des ersteren, noch von den verführerischen Anpreisungen des letzteren irre machen lassen zu können.

Allgemeine Schlußanmerkung.

Hat die allgemeine Metaphysik den Kreis ihrer Untersuchungen durchlaufen, so eröffnet sich einestheils für ein weiter fortschreitendes Nachdenken ein fast unermeßliches Feld; anderntheils wird aber auch die Frage nicht ausbleiben können, inwiefern die Gesammtheit aller dieser theoretischen Untersuchungen fähig sey, den Menschen, wie er sich in der Mitte seines Geschlechtes als sittliches Wesen findet, vollständig zu befriedigen. In beiderlei Beziehungen mag es erlaubt seyn, zum Schlusse noch einige, wenn auch nur fragmentarische Andeutungen folgen zu lassen, um den Werth der Wissenschaft, mit welcher wir uns hier beschäftigt haben, weder zu niedrig noch zu hoch anzuschlagen.

Allgemeine Untersuchungen, mußten wir nur noch ganz vor Kurzem bemerken, entscheiden über das Besondere und Einzelne nur, insofern es durch diesen oder jenen allgemeinen Begriff mitgedacht wird. Wie weit nun haben wir uns wohl der des Erklärung in der Erfahrung gegebenen Individuellen genähert? Inwiefern dürfen wir behaupten, die ungeheure Werkstätte der Natur nicht nur in ihrem allgemeinen Zusammenhange, sondern auch in der individuellen Bestimmtheit ihrer Wirkungen und Producte uns aufgeschlossen, über die Verschiedenheit der materiellen Körperwelt, über Schwere, Licht, Wärme, Elektricität, über die Gesetze und Bedingungen ein gesichertes Wissen gewonnen zu haben, unter welchen die Naturwesen vom Krystall bis zum Weltkörper, vom Mooſe bis zum Menschen hinauf entstehen, sich gestalten, wachsen, blühen,

und einer wenn auch noch so entlegenen Auflösung entgegengehen? — In der That, nach alle dem haben wir noch nicht einmal gefragt; wir haben vielmehr absichtlich das alles ignorirt. Denn das Nächste, das Bekannteste, was jeder zu wissen meint, war uns zum Problem geworden; der gemeine Erfahrungskreis hatte sich uns in eine Masse von Ungereimtheiten verwandelt; hierüber mußte das Nachdenken zunächst aufs Reine kommen, weil die allgemeinsten Begriffe, durch welche wir den Kreis unserer Erfahrung aufzufassen genöthigt sind, sich überall wiederfinden und ohne ihre Berichtigung an die Möglichkeit eines Fortschrittes zum Einzelnen nicht zu denken ist.

Aber alle jene speciellen Fragen können weder ausbleiben, noch sollen sie abgewiesen werden; deshalb erklärten wir gleich anfangs (S. 163) die allgemeine Metaphysik für eine Vorarbeit der Naturphilosophie. Nichts mehr und nichts weniger ist sie; ausgehend vom Gegebenen hat sie ihr Ziel in der möglichst vollständigen Erklärung desselben. Versetze man sich nun auf den Standpunkt, wo einerseits die Lehrsätze der allgemeinen Metaphysik, andererseits die ganze Masse dessen, was (um von den blos beschreibenden Theilen der Naturkenntniß zu schweigen) die Physik, Chemie, Physiologie oder im weitesten Sinne die Biologie an Thatsachen der Erfahrung darbieten, vor dem geistigen Blicke ausgebreitet liegt, so entwickelt sich eine Reihe von Aufgaben, welche so weit reicht, als die mit jedem Tage wachsende Kenntniß der empirischen Thatsachen. Das Verhältniß der speculativen Forschung zu dem Gegebenen bleibt immer dasselbe; die Speculation nimmt das Gegebene, wie sie es findet, und verarbeitet es, wie sie kann und muß; für jeden speciellen Versuch der Naturphilosophie als der angewandten Metaphysik ist das genaue Studium, die umfassende Kenntniß des betreffenden Theiles der empirischen Naturforschung eine ebenso unerläßliche Bedingung, als die unverfälschte Auffassung der allgemeinen Formen des Gegebenen für die Metaphysik; nur daß hier jeder ohne Mühe und weitgreifende Gelehrsamkeit sich auf dem Punkte findet, von welchem die Untersuchung ausgeht, während dort keines einzel-

nen Menschen Kraft ausreicht, auch nur den bloßen Stoff aufzunehmen und zu beherrschen.

Dennoch könnte man versuchen, ja man wird es in gewisser Beziehung sogar versuchen müssen, den weiteren Entwickelungen der Metaphysik ihre eigenthümliche Evidenz zu erhalten und von den allgemeinen Lehrsätzen derselben aus auf der Bahn des Gedankens, der bloßen Begriffsentwickelung fortzuschreiten; welcherlei Naturphilosophie wird dadurch zu Stande gebracht werden? Unmöglich wenigstens ist ein solcher Versuch nicht; die allgemeine Metaphysik bietet ihm in ihren, auf die Allen gemeine Erfahrung gegründeten Resultaten wenigstens einen bestimmten Ausgangspunkt dar. Dieser nun liegt nirgends anders, als in der Lehre von der Materie, deren Construction unter Voraussetzung der ontologischen Lehren wenigstens ein möglicher Gedanke wäre, selbst wenn keine Materie als Gegebenes vorläge. Denn hat einmal die Lehre vom Raume auf den Begriff des unvollkommenen Zusammen geführt, so steht die Frage offen, welcherlei scheinbare Folgen für die Realen selbst sich daraus ergeben würden; und diese Folgen sind, wie wir wissen, scheinbare Kräfte der Attraction und Repulsion, deren jedesmaliges Gleichgewicht die Materie zugleich mit bestimmter Dichtigkeit und Configuration erzeugt. Aber die Verhältnisse des Gegensatzes unter den Realen, und die Verbindungen der Realen aus qualitativ verschiedenen Classen, welche verschiedene Selbsterhaltungen zur Folge haben, lassen eine ganz unübersehliche Mannigfaltigkeit zu; Stoff genug zu dem Versuche, alle einzelnen möglichen Fälle zu sondern, und zu untersuchen, welcherlei Eigenschaften die durch diese oder andere Verbindungen der Realen entstandenen materiellen Stoffe annehmen müssen. Das Gebiet dieser Untersuchungen erweitert sich durch die Betrachtung über die Verhältnisse der Selbsterhaltungen unter einander. Nicht blos die Wirkungen in die Ferne knüpfen sich an diese von einem Wesen auf das andere übertragenen Gegensätze, sondern die Eidolologie hat in Uebereinstimmung mit der Ontologie wenigstens angedeutet, wie die Vielheit der Selbsterhaltungen in Einem und demselben Realen zu Resultaten führt, welche

nicht passender bezeichnet werden können, als durch den Begriff der inneren Bildung. Die inneren Bildungszustände der Massen müssen nun nicht nur zu einer bestimmten, mit dem Verlaufe der gewonnenen Bildung selbst sich ändernden Gestaltung, sondern auch zu einem Processe des Aneignens und des Ausscheidens führen, welchen wiederum weiter verfolgend man sich berechtigt finden kann, Erscheinungen zu erwarten, wie wir sie im Bereiche des animalischen Lebens finden; während die Wirkungen der mannigfaltigen Zustände für dasjenige Reale, dessen Zustände sie sind, nicht nur ein Analogon des geistigen Lebens ergeben, sondern das, was wir in unserem menschlichen Bewußtseyn finden, leicht überbieten könnten, wenn für die innere Bildung ein weiter und von allen Hindernissen und Hemmungen freier Spielraum vorausgesetzt würde. Mit einem Worte: es ist die Möglichkeit vorhanden, die allgemeinen metaphysischen Principien auf synthetischem Wege, durch fortschreitende Berücksichtigung der einzelnen möglichen Fälle zu entwickeln und auf diese Weise im Gedanken (a priori) eine Natur zusammenzusetzen, in deren Mitte sich diejenige Natur, welche uns als Erscheinung vor Augen liegt, sich wiederfinden müßte. Hierin liegt schon, daß die synthetischen Deductionen möglicherweise ein unsere irdische Erfahrung an Größe übertreffendes Gebiet öffnen, und daß manche ihrer Resultate in dem Umkreise menschlicher Beobachtung nichts fänden, worauf sie angewendet werden könnten. „Für die Erklärung unserer Erscheinungswelt auf der Erde müßte der Plan in dem synthetischen Theile der Naturphilosophie zu groß angelegt werden, aber es wäre ein wissenschaftlicher Fehler, ihn kleiner zu verzeichnen."

Abgesehen nun davon, inwiefern es künftigen Jahrhunderten vorbehalten seyn möge, diesen Plan wirklich auszuführen, lassen sich doch auch die Gefahren nicht verkennen, welche drohen, wenn man unbekümmert um das Gegebene auf diesem Wege allein fortschreiten wollte. Wo eine unermeßliche Menge von Möglichkeiten vorliegt, verliert sich das Denken nur allzuleicht in das Dichten und Träumen; vorzüglich, wo es mehr oder weniger der Geschmeidigkeit und dem Reichthume

der Phantasie überlassen bleibt, die Menge möglicher Combinationen zu erschöpfen, deren Folgen dann bestimmt werden sollen. Und obgleich es gewiß ist, daß man das, was der menschlichen Erfahrung als ein Gegebenes vorliegt, in dem unermeßlichen Raume des Möglichen wiederfinden würde, so läßt sich doch nicht verkennen, daß der Versuch, dem ohnedies weit genug entfernten Ziele der Erklärung derjenigen Natur, welche vor uns liegt, sich ausschließend auf diesem Wege zu nähern, ein Umweg seyn würde, von welchem es dahin gestellt bleiben muß, ob irgend eine Zeit ihn ganz würde vollenden können. Und eben dadurch würde die Bestätigung durch die Erfahrung, welche ohnedies zuletzt allein den Erfolg jeder theoretischen Untersuchung verbürgen kann, weiter hinausgeschoben, als es rathsam und wünschenswerth ist.

Den synthetischen, von den Principien ausgehenden, vom Allgemeinen zum Besonderen fortschreitenden Deductionen würde daher die analytische Betrachtung zur Seite gehen müssen, die von den gegebenen Thatsachen selbst beginnend zum Ziele hätte, dieselben auf die allgemeinen Erklärungsgründe zurückzuführen und diejenigen näheren Bestimmungen zu finden, welchen die allgemeinen Sätze der Metaphysik unterworfen werden müssen, weil ein solches oder anderes Gegebene vorliegt. Diese Art der Untersuchungen würde sich bemühen, „das Gewebe der Erscheinungen aufzulösen, um das Reale sammt allen seinen inneren und äußeren Zuständen wieder zu finden, vermöge deren es sich uns zu erkennen gibt;“ und alle Betrachtungen, welche hierher gehören, würden um so weniger zu vernachlässigen seyn, je wichtiger es bei den eigenthümlichen Schwierigkeiten synthetischer Untersuchungen ist, keinen der Winke, welchen die Erfahrung im Allgemeinen und Besondern gibt, zu vernachlässigen.

Denkt man nun diese doppelte Reihe der Untersuchung jede in ihrer eigenthümlichen Weise vollständig ausgeführt, so, daß man ausgehend von den Gründen den ganzen Reichthum möglicher Folgen überschaute und ebenso ausgehend von den gegebenen Erscheinungen überall ihre Gründe nachzuweisen im Stande wäre, so erhellt, daß beiderlei Untersuchungen einen

und denselben Inhalt haben müßten und sich nur in der Art, wie er gefunden wird, unterscheiden könnten. Dann könnte man von einem Parallelismus beider Reihen insofern mit Recht sprechen, als jedes Gegebene zugleich ein Begriffenes und jedes Gedachte zugleich in seiner Beziehung auf das Gegebene vorgestellt und gleichsam geistig durchschaut würde. Die Anticipationen der Natur, welche den Charakter des synthetischen Verfahrens ausmachen, würden zugleich Interpretationen der Natur seyn, wenn das Gegebene selbst überall genau auf diejenigen Voraussetzungen zurückwiese, welche die Speculation als mögliche Folgen entwickelt hätte.

Ohne sich nun der voreiligen Hoffnung hinzugeben, daß dieser Riesenbau einer durchgeführten philosophischen Naturlehre so schnell werde aufgeführt werden können, als ein stürmischer Enthusiasmus erwartet und mehr als einmal schon zu verkündigen für gut hielt, ist es doch Pflicht der wissenschaftlichen Forschung, das Ideal derselben, wie es hier angedeutet wurde, als Aufgabe festzuhalten. Denn selbst wenn vereinte Kräfte sich in gleichem Sinne zu demselben Werke verbinden sollten, wird man bei der Größe und Schwierigkeit des Unternehmens schon viel gewonnen haben, wenn Analysis und Synthesis sich begegnen, wenn die Erfahrung die Resultate der Speculation, denen sie ohnedies wenigstens nicht widerspricht, hie und da bestätigt und so die Versuche, ihre Hieroglyphen zu deuten, nicht als ganz vergeblich erscheinen läßt. Dabei wird anfangs nur Weniges zur vollkommenen Evidenz gebracht werden können; Meinungen und Vermuthungen werden sich unmerklich an das Wissen anschließen; Vieles vielleicht immer unerklärlich seyn; aber demohnerachtet bleibt die Aufgabe der Forschung stehen, so gewiß die Metaphysik selbst ihre Wurzeln in den Räthseln hat, die die Erfahrung dem denkenden Geiste vorlegt.

Es kann hier nicht die Absicht seyn, von den verschiedenen Theilen dieser Aufgabe auch nur eine encyklopädische Uebersicht zu versuchen; daher wenden wir unsern Blick sogleich auf einen speciellen Theil der philosophischen Naturforschung, der mit den übrigen zugleich aus der allgemeinen Metaphysik

hervorgeht, und ihnen zwar logisch beigeordnet, seiner Wichtigkeit nach aber unvergleichbar übergeordnet ist, — die Psychologie. Denn daß diese Wissenschaft in der That ein ganz eigenthümliches Gebiet der Untersuchung bezeichnet, bedarf, nachdem die Eidologie hinter uns liegt, wohl kaum einer Bemerkung; daß dem geistigen Leben alle räumlichen Prädicate fehlen, würde allein schon hinreichen, um die Scheidewand zwischen den höchsten Stufen des Organischen und des Geistigen sichtbar zu machen; und wer versuchen wollte, das Geistige vom Körper aus zu erklären, sey es nun im Sinne des älteren Materialismus, der häufig genug eine sittliche Frivolität durch leichtsinnige Speculationen zu beschönigen suchte, oder in dem mancher neueren Physiologen, die an der Selbstständigkeit der Seele für ihre Wissenschaft nichts zu verlieren glauben, oder in dem der Identitätsphilosophie, für welche der Geist auf gewissen Stufen unter andern auch einmal bloße Lebenskraft ist; — wer, sagen wir, in irgend einem Sinne die Realität der Seele, als der eigenthümlichen Substanz des geistigen Lebens, aufgeben zu können meint, der müßte von dem ganzen Vortrage unserer Wissenschaft nicht viel verstanden haben. Aber für die Wichtigkeit der Psychologie sprechen so viele Gründe, daß wir uns begnügen müssen, nur die naheliegendsten in aller Kürze bemerklich zu machen. Zuerst: das Object derselben, die Seele, ist der reale Träger alles Wissens, und nicht nur des Wissens, sondern auch des Handelns. Dadurch steht die Psychologie in der engsten Verbindung nicht nur mit allen übrigen Wissenschaften, sondern auch mit der Geschichte der Menschheit. Sie soll Aufschluß geben über die Gesetze, nach welchen sich der Gedanke und der Wille erzeugt, welcher zwar nicht die Welt, auch nicht die Erde, ja selbst nicht einmal das Leben des Einzelnen ausschließend beherrscht und regiert, welcher aber dennoch das Einzige ist, was dem Menschen seinen Werth gibt. Sie zeigt die Möglichkeit, den Menschen zu erziehen, so zu erziehen, daß die Tugend in allen Individuen als ungesuchter Naturerfolg möglichst rein hervortrete. Aber ganz abgesehen von diesen, weit über alle Metaphysik hinausgreifenden Interessen einer

nichtsdestoweniger rein theoretischen Wissenschaft, ist sie außerdem diejenige, welche gleichsam als Rechnungsprobe der Metaphysik selbst betrachtet werden kann. Denn die letztere geht aus von denjenigen Begriffen, durch welche wir unsere natürliche Auffassung der Welt ursprünglich bestimmt finden; sie betrachtet diese Begriffe als Thatsachen unseres Denkens. Dabei ignorirt sie die Frage, wie wir zu diesen Begriffen kommen; sie muß sie ignoriren, denn die Beschaffenheit der Begriffe selbst würde dadurch, daß sie ihren Ursprung erklären könnte, nicht im Geringsten verändert werden, sondern immer noch der gleichen Umbildung entgegensehen. Aber die Psychologie muß diese Erklärung und zwar durch Entwickelung derselben Grundsätze liefern, welche ihr die Metaphysik zur weiteren Verarbeitung darbietet; so daß sie zu zeigen hat, wie die Seele auf denjenigen Punkt einer irrthümlichen Auffassung kommt, von welchem aus die metaphysische Denkbewegung ihren Anfang nimmt. Und endlich gewinnt die Psychologie selbst für die übrigen Theile der Naturforschung eine ganz besondere Wichtigkeit, weil die Lehrsätze, auf welche die Lösung der Probleme der inneren Erfahrung führt, zugleich einen Schatz von Erklärungsgründen für die gesammte übrige Natur enthalten. Ihrem metaphysischen Begriffe nach fällt die Psychologie unter den Begriff einer Lehre von den inneren Zuständen der Realen; was aus dem Gegensatze der Vorstellungen folgt (die, als Selbsterhaltungen der Seele, das einzige Beispiel darbieten, wo das wirkliche Geschehen uns erkennbar wird), muß überall, wo entgegengesetzte Selbsterhaltungen in Einem Realen eintreten, ein Analogon finden, so daß von hier aus, ohne Verschiedenartiges mit einander zu vermengen, sich ein Zugang zu den Untersuchungen über das organische Leben öffnen muß, indem die Erscheinungen, durch welche sich dasselbe verräth, weder so hoch noch so tief liegen, daß man nicht hoffen könnte, unterstützt durch die Lehren von der Materie und dem Geiste über sie einigen Aufschluß zu erhalten.

Aber alle diese Untersuchungen, wie weit man sie auch verfolgen möge, bewegen sich ganz und gar im Gebiete des

völlig Gleichgültigen, des an sich völlig Werthlosen. —

Platon hat die Verwunderung den Anfang der Philosophie genannt; mit Recht vielleicht, wenn die Liebe zur Weisheit noch etwas mehr ist, als die Liebe zum Wissen. Aber mit demselben Rechte kann man sagen: die Verwunderung ist die Feindin des Wissens; um eine Untersuchung auch nur anzufangen, muß man sich wenigstens nicht mehr wundern wollen, und zum mindesten ist die Verwunderung nur in den seltensten Fällen der Ausdruck des Wissens. Die Wissenschaft strebt dahin, der Verwunderung ein Ende zu machen; und wer namentlich über die Natur zu denken anfängt, hat eigentlich schon aufgehört sich zu wundern; denn er setzt voraus, daß ein Gesetz obwalten müsse, aus welchem das scheinbare Wunder erklärlich seyn werde.

Aber es gibt eine höhere Erregung des vor dem Unbegriffenen stillstehenden Gedankens, eine Erregung, die statt der gedankenlosen Verwunderung auch Platon durch sein θαυμάζειν mag haben bezeichnen wollen, und welche nicht ausbleibt, wo sich die Ueberzeugung aufdringt, daß das Unbegriffene, auch wenn es begriffen worden wäre, deshalb nicht aufhören würde ein Gegenstand der Bewunderung zu seyn.

Sollte nun wohl die Metaphysik fähig oder auch nur gesonnen seyn, eine solche Bewunderung dem Gemüthe des Menschen zu entreißen? ist ihr Wissen so umfassend, daß sie behaupten dürfte, es sey überhaupt nirgends ein Punkt vorhanden, wo das immer mehr und mehr Erklärbare sich trennt von dem ihren Erklärungen immer auf gleiche Weise Unzugänglichen? oder ist sie so hochmüthig, daß sie für die Natur, wie sie als Ganzes vorliegt, einen höheren Erklärungsgrund etwa ganz und gar entbehren zu können meint?

Nichts von alle dem wird man zu befürchten haben, so lange sie sich den geraden und unbestochenen Blick zu erhalten weiß, durch welchen sie jedes Gegebene gleichmäßig aufzufassen verpflichtet ist. Die Fundamente ihres Wissens sind die Formen der Erfahrung; ihr ist gleichgültig, was in sie hineinfällt. Aber nicht Alles fällt auf gleiche Weise in diese Formen,

und wenn einiges von dem Gegebenen auf eine solche Weise in sie fiele, daß sich daran höhere, außerhalb der theoretischen Probleme liegende Interessen knüpften, so entstünde daraus zwar nicht eine neue Aufgabe der Metaphysik, sondern nur die Erinnerung an die Grenzen ihres Wissens und das Bedürfniß, für das Wissen als solches eine Ergänzung zu suchen.

Das Aeußerste nun, was wir eingeschlossen in den Kreis der theoretischen Untersuchung behaupten mußten, war: im Allgemeinen, und, so lange sich keine höheren Merkmale des gegebenen Naturlaufs zeigen, ist weder der Anfang noch der Fortgang einer Reihe von Naturbegebenheiten wunderbar. Irgend eine Welt hätte, wenn nicht ursprünglich alle Realen durch unendliche Entfernungen von einander entfernt gewesen wären, entstehen müssen; überdem ist die Welt nun einmal da und alles Grübeln über die Bedingungen, unter welchen sie nicht würde haben entstehen können, ist baare Thorheit. Aber ebenso bietet der ganze Inhalt der Metaphysik nicht den geringsten Grund zu der Erwartung dar, daß die Welt nothwendig habe eine solche werden müssen, wie sie vor uns liegt, d. h. ein Ganzes, welches, einen so kleinen Theil wir auch davon übersehen, neben der bloßen Regelmäßigkeit des Mechanismus Spuren von Ordnung, Zweckmäßigkeit und Schönheit verräth, die keine Mechanik und keine Physiologie zu erklären im Stande ist. Und steht einmal die Thatsache fest, daß die Einrichtung der uns wirklich umgebenden Natur nicht blos „treffe zum Zweck, sondern ausgehe vom Zwecke," so eröffnet sich auch mit dem Gedanken an eine ihrem Seyn nach mit der Welt nicht identische, den Zweck denkende, wollende, und ausführende Intelligenz ganz von selbst eine der Hauptquellen der Religion.

Bekannt ist die Geringschätzung der teleologischen Naturbetrachtung, welche seit Kant aus den Systemen der Denker in den Gedankenkreis des Zeitalters übergegangen ist. Wodurch entstand sie? Anfangs durch die Behauptung Kant's, daß die Idee der Zweckmäßigkeit auch nur eine der angebornen Formen des menschlichen Geistes sey, vermöge deren er

Absicht und Weisheit in die Natur hineinlegend sie auffasse, als ob sie von einem Verstande herrühre. Was sie dann weiter befördert hat, muß hier unberührt bleiben; gewiß aber ist, daß dieser Grund sich weder halten, noch da schaden kann, wo man sich von seiner Unhaltbarkeit überzeugt hat. Wäre die Idee der Zweckmäßigkeit das, wofür sie Kant hielt, so müßte alles Gegebene wenigstens mit gleicher Allgemeinheit durch sie aufgefaßt werden, wie durch Raum und Zeit und das Zweckmäßige müßte sich nicht nur in einigen verhältnißmäßig wenigen Fällen, sondern überall, nicht nur den Denkenden, sondern, wie das Räumliche und Zeitliche, auch dem rohen und ungebildeten Menschen mit unwiderstehlicher Gewalt aufdringen. Gerade das ist nicht der Fall; neben dem Zweckmäßigen und dem Schönen findet sich in der Natur und der Geschichte häufig genug das Gleichgültige, und erst das Christenthum hat den neidischen Gott des Alterthums, über den sich schon Platon erhob, zum Weichen gebracht. Vielmehr, eben darum, weil keinerlei Form der Anschauung und Auffassung der Seele ursprünglich inwohnt, tritt dem unbefangenen Blicke auch die kleinste Spur des Zweckmäßigen und Schönen als ein reines, unzweideutiges Factum aus der Reihe des Nothwendigen hervor; und die strenge Wissenschaft macht, eben weil sie auf diese Thatsachen nicht vorbereitet, das Gemüth empfänglich für die Ueberzeugungen, die sich an sie knüpfen.

Den Schlüssen von der Beschaffenheit der Welt auf ihren Urheber mag immerhin etwas an der Strenge eines demonstrativen Beweises fehlen; sie sind stark genug, um dem religiösen Glauben, der die Natur als Offenbarung Gottes, als den Schauplatz des göttlichen Wirkens betrachtet, eine sichere Stütze und diejenige Nahrung zu geben, deren er bedarf, um nicht einer öden Gedankenlosigkeit Platz zu machen. Ebenso fällt aber andrerseits jede mögliche Bestimmung über Gott einem unvermeidlichen Anthropomorphismus anheim, der sich am allgemeinsten und deutlichsten dadurch verräth, daß Gott als Geist gedacht werden muß. Von einem Geiste, dessen Natur ohne alle Analogie mit dem menschlichen Geiste gedacht wer-

den sollte, fehlt jeder mögliche Begriff; hier mangelt jedes Datum der Erfahrung; und so wie Gott eben deshalb kein Gegenstand eines speculativen Wissens ist, so wird sich mit der Art, wie die Betrachtung der Natur zum Glauben an Gott führt, die Sorge verbinden müssen, unseren Begriff von Gott als das Ideal des sittlichen Geistes auszubilden.

Glaubt man sich dieser Sorge überheben, glaubt man in Uebereinstimmung mit der vorherrschenden Richtung der neueren Philosophie nach Kant sich begnügen zu können mit einem Gotte, den man nur als die Urwurzel und den Inbegriff der Welt betrachtet, so zeige man, was an der Idee Gottes übrig bleibt, wenn man ihm die Prädicate der Heiligkeit, Gerechtigkeit, Liebe und Weisheit nimmt; so zeige man, was an einer Religion übrig bleibt, welche nicht ruht auf Dankbarkeit, Liebe, Vertrauen, Demuth und Ergebung! Alles das sind sittliche Beziehungen, für welche der Begriff der absoluten Position oder irgend ein blos theoretischer Causalbegriff kein Boden ist; Beziehungen, welche einzig und allein eine Bedeutung bekommen, wo sittliche Verhältnisse in ihrer von aller Metaphysik unabhängigen Bedeutung feststehen. Nicht in der Entscheidung der Frage, wie Gott die Welt aus sich hervorgebracht habe oder auch sich selbst in der Welt zu Stande bringe, wurzelt die Religion, auch nicht darin, daß wir wissen, was wir glauben, sondern darin, daß wir glauben an den, dessen Name nicht blos das Wort des Welträthsels, sondern ein Gegenstand der Verehrung und Anbetung ist. Und in diesem Glauben vermag der Mensch zu ruhen, wenn die Idee eines aus sich selbst herausgehenden Wohlwollens, eines liebevollen Gottes die Fügungen der Vorsehung als die Leitung eines Vaters erscheinen läßt, der die Erreichung dessen, was zu erstreben dem Reiche vernünftiger Wesen bestimmt ist, dem Willen und der That derselben nicht hat entziehen wollen.

Und auf dieser doppelten Grundlage der teleologischen Naturbetrachtung und der praktischen Philosophie mag sich die Religionsphilosophie zu erheben suchen, ohne zu vergessen, daß sie nie etwas mehr seyn wird, als eine Religionslehre

für Erdenbürger. Die Metaphysik versucht, was sie kann und thut, was sie muß; sie übt sich an dem Schauspiele menschlicher Erfahrung; aber sie hält sich streng in dem Kreise ihrer Untersuchungen und ist zufrieden, der Forschung neue Bahnen zu öffnen, auf welcher fortschreitend das Wissen seiner selbst immer gewisser zu werden die Aussicht hat. So arbeitet sie an dem Culturysteme in ihrer Weise, und zahlt zugleich der Erfahrung die Schuld ab, die sie von ihr aufnimmt, indem sie über ihr, als ihrer eigenthümlichen Grundlage, sich erhebt.

Folgende Versehen bittet man vor dem Lesen zu verbessern:

S. 77 Z. 12 v. o. streiche vielleicht
S. 120 Z. 1 v. u.
S. 123 Z. 3 v. u.
S. 139 Z. 3 v. u.
S. 154 Z. 2 v. u.
} st. Bd. II l. Bd. I.
S. 129 Z. 7 v. o. st. Anhängigkeit l. Abhängigkeit
S. 136 Z. 16 v. o. st. verschwänden l. verschwinden
S. 235 Z. 8 v. o. st. voraus l. heraus
S. 350 Z. 1 v. u. st. Kreise P l. Kreise um P
S. 358 Z. 5 v. o. st. genügt l. genügt doch
S. 461 Z. 15 v. u. st. sehr geringe Mengen — können l. sehr geringe Menge — kann.
S. 496 Z. 6 v. u. st. hierher l. hier.

Deacidified using the Bookkeeper process.
Neutralizing agent: Magnesium Oxide
Treatment Date: Sept. 2004

PreservationTechnologies
A WORLD LEADER IN PAPER PRESERVATION
111 Thomson Park Drive
Cranberry Township, PA 16066
(724) 779-2111

LIBRARY OF CONGRESS
0 013 176 846 1